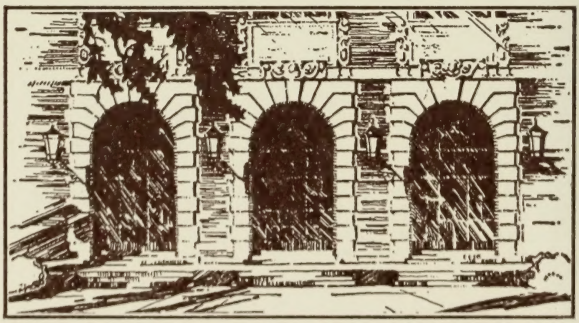
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

053
DR
v. 25



Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/deutscherundscha2518unse

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXV.

(October — November — December 1880.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Bern**, Huber & Co. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofb. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capetown**, J. H. Rose. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Lissabon**, Edm. de Beaumont. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, A. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, E. & H. Laemmert. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

053
DR
v. 25

Inhalts-Verzeichniß

zum

fünfundzwanzigsten Bande (October — December 1880).

		Seite
I.	Theodor Storm, Die Söhne des Senators. Novelle . .	1
II.	Paul Heyse, Alessandro Manzoni's heilige Hymnen .	29
III.	Wilhelm Wundt, Gehirn und Seele	47
IV.	Louis Ehlert, Joh. Seb. Bach	73
V.	Friedrich Kapp, Deutsch-amerikanische Wechselbeziehungen	88
VI.	† † †, Vorläufer des russischen Nihilismus	124
VII.	Eine Wanderung nach Paris (1801)	145
VIII.	Schriften Daudet's in deutscher Uebersetzung . . .	156
IX.	Albrecht von Haller	158
X.	Literarische Notizen	160
XI.	Literarische Neuigkeiten	163
XII.	Adolf Wilbrandt, Der Gast vom Abendstern. Novelle. . .	165
XIII.	E. Heinrich Geffcken, Prinz Albert	208
XIV.	Eine russische geheime Denkschrift betreffend den türkisch-griechischen Streit von 1868/69	224
XV.	Georg Gerland, Adolf Erik Nordenskiöld und die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt	244
XVI.	Bret Harte, Aus Kaliforniens frühen Tagen	268
XVII.	Eine Wanderung nach Paris (1801). II. (Schluß) . . .	287
XVIII.	B. K. L., Das von Lucae erbaute Neue Opernhaus zu Frankfurt a. M.	305
XIX.	Karl Frenzel, Die Berliner Theater	308
XX.	Otto Brahm, Das Goethe-Jahrbuch	316
XXI.	Literarische Notizen	318
XXII.	Literarische Neuigkeiten	322

(Fortsetzung umstehend.)

20535

Seite

XXIII. Paul Heyse, Die Dichterin von Carcassonne. Novelle . 325
XXIV. F. X. von Neumann-Spallart, Volkszählungen 361
XXV. Karl Hillebrand, Katharina II. und Grimm 377
XXVI. Gustav Hirschfeld, Wandlungen und Wanderungen in Kleinasien 406
XXVII. Hermann Cohn, Ueber Kurzsichtigkeit, Bücherdruck und Schulärzte 423
XXVIII. Die Memoiren des Geh. Hofraths Schneider 439
XXIX. B. K. F., Rückblick auf die Berliner Ausstellungen . 462
XXX. Otto Brahm, Gottfried Keller's „Grüner Heinrich" . 466
XXXI. Neuere musikalische Literatur 471
XXXII. Weihnachtliche Rundschau 473
XXXIII. Literarische Notizen 479
XXXIV. Literarische Neuigkeiten 483

Die Söhne des Senators.

Von

Theodor Storm.

Der nun längst vergessene alte Senator Christian Albrecht Jovers, dessen Sarg bei Beginn dieser einfachen Geschichte schon vor mehreren Jahren die stille Gesellschaft der Familiengruft vermehrt hatte, war einer der letzten größeren Kaufherren unserer Küstenstadt gewesen. Außer seiner Wittwe, der von Klein und Groß geliebten Frau Senator'n, hatte er zwei Söhne hinterlassen, von denen er den ältesten, gleichen Namens mit ihm, kurz vor seinem Tode als Compagnon der Firma aufgenommen hatte, während für den um ein Jahr jüngeren Herrn Friedrich Jovers am selben Orte ein durch den Tod des Inhabers frei gewordenes Weingeschäft erworben war.

Dem alten, nun in Gott ruhenden Herrn war derzeit der Ruf gefolgt, daß er in seinem Hause, selbst gegen seine im vorgeschrittenen Mannesalter stehenden Söhne, die Familiengewalt mit Strenge, ja oft mit Heftigkeit geübt habe; nicht minder aber, daß er ein Mann gewesen sei, stets eingedenk der Würde seiner Stellung und des wohlerworbenen Ansehens seiner Voreltern, mit einem offenen Herzen für seine Vaterstadt und alle reputirlichen Leute in derselben, mochten sie in den großen Giebelhäusern am Markte, oder in den Kathen an den Stadtenden wohnen. Beim Jahreswechsel mußte ohnfehlbar der Buchhalter und Cassirer Friedebohm einen gewichtigen Haufen dänischer und holländischer Ducaten in einzelne Päckchen siegeln, sei es zu Ehrengeschenken für die Prediger, für Kirchen- und Schulbediente, oder für am Orte wohnende frühere Dienstboten als ein Beitrag zu den Kosten der verflossenen Feiertage; ebenso sicher aber war auch dann schon vor Einbruch der schlimmsten Wintersnoth ein auf dem naheliegenden Marschhofe des Senators fett gegraf'ter Mastochse für die Armen ausgeschlachtet und vertheilt worden. So stand denn nicht zu verwundern, daß die Mitbürger des alten Herrn, wenn sie ihm bei seinen seltenen Gängen durch die Stadt begegneten, stets mit einer Art sorglicher Feierlichkeit ihren Dreispitz von der Perücke hoben, auch wol erwartungsvoll hinblickten, ob bei dem Gegengruße ein Lächeln um den streng geschlossenen Mund sich zeige.

Das Haus der Familie lag inmitten der Stadt in einer nach dem Hafen hinabgehenden Straße. Es hatte einen weiten, hohen Flur mit breiter Treppe in das Oberhaus, zur Linken neben der mächtigen Hausthür das Wohnzimmer, in dem langgestreckten Hinterhause die beiden Schreibstuben für die Kaufmannsgesellen und den Prinzipal; darüber, im oberen Stockwerk, lag der nur bei feierlichen Anlässen gebrauchte große Festsaal. Auch was derzeit sonst an Raum und Gelaß für eine angesehene Familie nöthig war, befand sich in und bei dem Hause, nur Eines fehlte: es hatte keinen Garten, sondern nur einen mäßig großen Steinhof, auf welchen oben die drei Fenster des Saales, unten die der Schreibstuben hinaussahen. Der karge Ausblick aus diesem Hofe ging über eine niedrige Grenzmauer auf einen Theil des hier nicht breiteren Nachbarhofes; der Nachbar selber aber war Herr Friedrich Jovers, und über die niedrige Mauer pflegten die beiden Brüder sich den Morgengruß zu bieten.

Gleichwohl fehlte es der Familie nicht an einem stattlichen Lust- und Nutzgarten, nur lag er einige Straßen weit vom Hause; doch immerhin so, daß er wie man hier sich ausdrückt, „hintenum" zu erreichen war. Und für den vielbeschäftigten alten Kaufherrn mag es wol gar eine Erquickung gewesen sein, wenn er spät Nachmittags am Westrande der Stadt entlang wandelte, bisweilen anhaltend, um auf die grüne Marschweide hinabzuschauen, oder, wenn bei feuchter Witterung der Meeresspiegel wie emporgehoben sichtbar wurde, darüber hinaus nach den Masten eines seiner auf der Rhede ankernden Schiffe. Er zögerte dann wohl noch ein Weilchen, bevor er sich wieder in die Stadt zurückwandte; denn freilich galt es, von hier aus nun noch etwa zwanzig Schritte in eine breite Nebengasse hineinzubiegen, wo die niedrigen, aber sauber gehaltenen Häuser von Arbeitern und kleinen Handwerkern der hereinströmenden Seeluft wie dem lieben Sonnenlichte freien Eingang ließen. Hier wurde die nördliche Häuserreihe von einem grünen Weißdornzaune, und dieser wiederum durch eine breite Stacketpforte unterbrochen. Mit dem schweren Schlüssel, den er aus der Tasche zog, schloß der alte Herr die Pforte auf, und bald konnte man ihn auf dem gradlinigen, mit weißen Muscheln ausgestampften Steige in den Garten hineinschreiten sehen, je nach der Jahreszeit, den weißen Kopf seitwärts zu einer frisch erschlossenen Provinzrose hinabbeugend, oder das Obst an den jungen, in den Rabatten neu gepflanzten Bäumen prüfend.

Der zwischen Buxeinfassung hinlaufende breite Steig führte nach etwa hundert Schritten zu einem im Zopfstil erbauten Pavillon; und es war für die angrenzende Gasse allemal ein Fest, wenn an Sonntag-Nachmittagen die Familie sich hier zum Kaffee versammelt hatte und dann beide Flügelthüren weit geöffnet waren. Der alte Andreas, welcher dicht am Garten wohnte, hatte an solchen Tagen schon in der Morgenfrühe oder vorher, am Sonnabend, alle Nebensteige geharkt und Blumen und Gesträuche sauber aufgebunden. Weiber mit ihrem Nachwuchs auf den Armen, halbgewachsene Jungen und Mädchen drängten sich um die Pforte, um durch deren Stäbe einen Blick in die patricischen Sommerfreuden zu erhaschen, mochten sie nun das blinkende Service des Kaffeetisches bewundern, oder schärfer Blickende die nicht übel gemalte tanzende Flora an der Rückwand des Pavillons gewahren und nun lebhaft dafür eintreten, daß

diese fliegende Dame das Bild der guten Frau Senator'n in ihren jungen Tagen vorstelle. Die ganze Freude der Jugend aber war ein grüner Papagei aus Cuba, der bei solchen Anlässen als vieljähriger Haus- und Festgenosse vor den Thüren des Pavillons seinen Platz zu finden pflegte. Auf seiner Stange sitzend, pfiff er bald ein heimathliches Negerliedchen; bald, wenn von der Pforte her zu viele Finger und blanke Augen auf ihn zielten, schrie er, flügelschlagend ein fast verständliches Wort zu der Gassenbrut hinüber. Dann frugen die Jungen untereinander: „Wat seggt he? Wat seggt de Papagoy?" Und immer war Einer dazwischen, welcher Antwort geben konnte. „Wat he seggt? — ‚Komm 'röwer!' seggt he!" — Dann lachten die Jungen und stießen sich mit den Ellenbogen, und wenn Stachelbeeren an den Büschen oder Eierpflaumen an den Bäumen hingen, so hatten sie zum Herüberkommen gewiß nicht übel Lust. Aber das war schwerlich die Meinung des alten Papageien; denn wenn Herr Christian Albrecht, sein besonderer Gönner, mit einem Stückchen Zucker an die Stange trat, so schrie er ebenfalls „Komm 'röwer!" Er hatte dasselbe schon geschrieen, als ein alter Capitän ihres Vaters den Knaben Friedrich und Christian Albrecht den fremden Vogel zum Geschenke brachte; und als auch sie ihn damals frugen: „Wat seggt de Papagoy?", da hatte der alte Mann nur lachend erwidert: „Ja, ja, se hebbt up't Schipp em allerlei dumm Tüges lehrt!" Der Himmel mochte wissen, was der Vogel mit seinem plattdeutschen Zuruf sagen wollte!

Mitunter ging auch wol die kleine, freundliche Frau Senator'n mit ihrer Kaffeetasse in der Hand den Steig hinab, um die Enkelinnen des alten Andreas mit einer Frucht oder einem Sonntagsschilling zu erfreuen; dann putzten die Weiber ihren Säuglingen rasch die Näschen, die Jungen aber blieben grinsend stehen; sie wußten zu genau, daß die gute Dame es mit der Verwandtschaft zum Andreas nicht allzu peinlich nahm. Ebenso geschah es mit Herrn Christian Albrecht; denn er glich seiner Mutter an froher Leichtlebigkeit; er kannte die Buben all' bei Namen und erzählte ihnen von dem Papageien die wunderbarsten und ergötzlichsten Geschichten. Anders, wenn der alte Kaufherr mit seiner holländischen Kalkpfeife auf den Steig hinaustrat; dann zogen sich alle ausgestreckten Finger zwischen den Stäben der Pforte zurück, und Alt und Jung schaute in ehrerbietigem Schweigen auf ihn hin; war es aber Herr Friedrich Jovers, der den Steig herab kam, so waren plötzlich mit dem Rufe: „De junge Herr!" alle Jungen zu beiden Seiten der Pforte hinter dem hohen Zaun verschwunden; denn der unbequeme Verkehr mit Kindern lag nicht in seiner Art; wohl aber hatte er einmal einen der größeren Jungen derb geschüttelt, als dieser eben von der Gasse aus mit seinem Flitzbogen auf einen im Garten singenden Hänfling schießen wollte.

— — Diese Familienfeste waren nun vorüber. — Der nördliche, hinter dem Pavillon liegende Theil des Gartens grenzte an den schon außerhalb der Stadt liegenden Kirchhof, und hier, in der von seinem Vater erbauten Familiengruft, ruhte der alte Kaufherr und Senator von seiner langen Lebensarbeit; mit dem Liede „O du schönes Weltgebäude" hatten die Gelehrten- und die Bürgerschule ihn zu Grabe gesungen, denen beiden, oft im Kampfe mit seinem Schwager, dem regierenden Bürgermeister, er Zeit Lebens ein starker Schutz und

Halt gewesen war. Hier ruhte seit Kurzem auch die freundliche Frau Senator'n, nachdem noch kurz zuvor Herr Christian Albrecht eine ihr gleich geartete, rosige Schwiegertochter in das alte Haus geführt hatte. „Du brauchst mich nun nicht weiter," hatte sie lächelnd zu dem trostbedürftigen Sohne gesagt; „in der da hast Du mich ja wieder, und noch jung und hübsch dazu!" Und dann hatte auch sie die Augen geschlossen, und viele Augen hatten um sie geweint, und ihr sie verehrender Freund, der alte Cantor van Essen, hatte bei ihrem Begräbniß mit einer eigens dazu componirten Trauermusike aufgewartet.

Der Kirchhof war durch einen niedrigen Zaun von dem Garten getrennt, und Herr Christian Albrecht hatte sonst, ohne viele Gedanken, darüber weg auf den unweit belegenen Ueberbau der Gruft geblickt; seitdem aber sein Vater darunter ruhte, war ihm unwillkürlich der Wunsch gekommen, daß eine hohe Planke oder Mauer hier die Aussicht schließen möchte. Nicht, daß er die Grabstätte seines Vaters scheute; nur vom Garten aus wollte er sie nicht vor Augen haben; wenn ihn sein Herz dahin trieb, so wollte er auf dem Umwege der Gassen und auf dem allgemeinen Todtengang dahin gelangen. Er hatte diese Gedanken wohl auch gegen seinen Bruder ausgesprochen; er hatte sie dann über sein junges Eheglück vergessen; als aber jetzt auch der Leichnam der ihm herzverwandten Mutter unter jenen schweren Steinen lag, waren sie auf's Neue hervorgetreten.

Allein zunächst galt es, sich mit dem Bruder über den elterlichen Nachlaß zu vereinigen; es war ja noch unbestimmt, in wessen Hand der Garten kommen würde.

An einem Sonntag Vormittage im November gingen die beiden Brüder, Herr Christian Albrecht und Herr Friedrich Jovers, in dem großen, ungeheizten Festsaale des Familienhauses schweigend auf und ab. Die Morgensonne, welche noch vor Kurzem durch die kleinen Scheiben der drei hohen Fenster hineingeschienen hatte, war schon fortgegangen, die großen Spiegel an den Zwischenwänden standen fast düster zwischen den grauseidenen Vorhängen. Fast behutsam traten die Männer auf, als wollten sie in dem weiten Gemache den Widerhall nicht wecken; endlich blieben sie vor einer zierlichen Schatulle mit Spiegelaufsatz stehen, dessen reichvergoldete Bekrönung aus einer von Amoretten gehaltenen Rosenguirlande bestand. „Hmm," sagte Christian Albrecht, „Mama selig, als sie in ihren letzten Jahren einmal ihren Muff hier aus der Schublade nahm, da nickte sie dem einen Spiegel zu; ‚du Schelm,' sagte sie, ‚wo hast du das schmucke Antlitz hingethan, das du mir sonst so eifrig vorgehalten hast! Nun guck' einmal, Christian Albrecht, was itzo da herausschaut!' Die alte, heitere Frau, dann gab sie mir die Hand und lachte herzlich."

Die beiden Brüder blickten auf das stumme Glas; kein junges Antlitz blickte mehr heraus; auch nicht das liebe alte, das sie besser noch als jenes kannten. Schweigend gingen sie weiter; sie legten fast wie mit Ehrfurcht ihre Hand bald auf das eine, bald auf das andere der umherstehenden Geräthe, als wäre es noch in ihrer Knabenzeit, wo ihnen der Eintritt hier nur bei Familienfesten und zur Weihnachtszeit vergönnt gewesen war. Wie damals war unter der

schweren Stuckrosette der Gypsdecke das stille Blitzen der großen Krystallkrone; wie damals hingen über dem Kanapee, den Fenstern gegenüber, die lebensgroßen Brustbilder der Eltern in ihrem Brautstaate, daneben in höherem Alter die der Großeltern, deren altmodische Gestalten ihnen in der Dämmerung ihrer frühesten Jugendzeit entschwanden.

„Christian Albrecht," sagte der Jüngere, und der vom Vater ererbte strenge Zug um den Mund verschwand ein wenig; „hier darf Nichts gerückt werden."

„Ich meine auch nicht, Friedrich."

„Es verbleibt Dir sonach mit dem Hause."

„Und der Papagei? Den haben wir vergessen."

„Ich denke, der gehört auch mit zum Hause."

Christian Albrecht nickte. „Und Du nimmst dagegen das beste Tafelsilber und das Sevres-Porzellan, das hier neben in der Geschirrkammer steht!"

Friedrich nickte; eine Pause entstand.

„So wären wir denn mit unserer Theilung fertig!" sagte Christian Albrecht wieder.

Friedrich antwortete nicht; er stand vor den Familienbildern, als ob er eingehend sie betrachten müsse; sein Kopf drückte sich immer weiter in den Nacken, bis der schwarzseidene Haarbeutel im rechten Winkel von dem chocoladefarbenen Rocke abstand. „Es ist nur noch der Garten," sagte er endlich, als ob er etwas ganz Beiläufiges erwähne.

Aber in des Bruders sonst so ruhigem Antlitz zuckte es, wie wenn ein lang Gefürchtetes plötzlich ausgesprochen wäre. „Den Garten könntest Du *mir* lassen," sagte er beklommen; „die Auslösungssumme magst Du selbst bestimmen!"

„Meinst Du, Christian Albrecht?"

„Ich meine es, Friedrich. Du sagst es selbst, Du seiest ein geborner Hagestolz; — aber ich und meine Christine, unsere Ehe wird gesegnet sein! Hier haben wir nur den engen Steinhof; bedenk' es, Bruder, wo sollen wir mit den lieben Geschöpfen hin? Und dann — Du selber! Im Pavillon, an den Sonntagnachmittagen! Du wirst doch lieber Deine junge Schwägerin, als Deine bärbeißige Wittwe Antje Möllern unserer Mutter Kaffeetisch verwalten sehen!"

„Deinen Kindern," erwiderte der Andere, ohne umzublicken, „wird mein Garten nicht verschlossen sein."

„Das weiß ich, lieber Friedrich; aber Kinderhände in meines ordnungliebenden Herrn Bruders Ranunkeln- und Levkojenbeeten!"

Friedrich antwortete hierauf nicht. „Es ist ein Codicill zu unseres Vaters Testament gewesen," sagte er, als spräche er es zu den Bildern, oder zu der Wand ihm gegenüber, „danach sollte *mir* der Garten werden; die Auslösungssumme ist mir nicht bekannt geworden, die magst Du bestimmen, oder sonst bestimmen lassen."

Der Aeltere nahm fast gewaltsam seines Bruders Hand. „Du weißt es von unserer seligen Mutter, daß unser Vater, da sie das Schriftstück einmal in die Hand bekam, ausdrücklich ihr geheißen hat: ‚Zerreiße es; die Brüder sollen sich darum vertragen'."

„Es ist aber nicht zerrissen worden."

„Das weiß ich wohl; es trat in selbem Augenblick ein Fremder in das Zimmer, und derohalben unterblieb es damals; aber später, am Tage nach selig Vaters Begräbniß hat unsere Mutter den Willen des Verstorbenen ausgeführt."

„Das war ein volles Jahr nachher."

„Friedrich, Friedrich!" rief der Aeltere. „Willst Du verklagen, was unsere Mutter that!"

„Das nicht, Christian Albrecht; aber Mama selig versirte in einem Irrthum; sie war nicht mehr befugt, das Schriftstück zu zerreißen."

Auf dem Antlitz des älteren Bruders stand es für einen Augenblick wie eine rathlose Frage; dann begann er, in dem weiten Saale auf- und abzuwandern, bis er mit ausgestreckten Armen in der Mitte stehen blieb. „Gut," sagte er, „Du wünschest den Garten, wir Beide wünschen ihn! Aber dabei soll unseres Vaters Wort in Ehren bleiben; theilen wir, wenn Du es willst, daß Jeder seine Hälfte habe!"

„Und Jeder ein verhunztes Stück bekäme!"

„Nun denn, so loosen wir! Laß uns hinunter gehen, Christine kann die Loose machen!"

Herr Friedrich hatte sich umgewandt; sein dem Bruder zugekehrtes Antlitz war bis über die dichten Augenbrauen hinauf geröthet. „Was mein Recht ist," sagte er heftig, „das setze ich nicht auf's Loos."

In diesem Augenblicke klang das Negerlied des Papageien aus dem Unterhaus herauf; ein alter Diener hatte die Thür des Saales geöffnet: „Madame läßt bitten; es ist angerichtet."

„Gleich! Sogleich!" rief Christian Albrecht. „Wir werden gleich hinunterkommen!"

Der Diener verschwand; aber die Herren kamen nicht.

Nach einer Viertelstunde trat unten aus dem Wohnzimmer eine jugendliche Frau mit leichtgepudertem Köpfchen auf den Flur hinaus; behende erstieg sie die breite Treppe bis zur Hälfte und rief dann nach dem Saal hinauf: „Seid Ihr denn noch nicht fertig? Friedrich! Christian Albrecht! Soll denn die Suppe noch zum dritten Mal zu Feuer?"

Es erfolgte keine Antwort; aber nach einer Weile, während der Stöckelschuh der hübschen Frau ein paar Mal ungeduldig auf der Stufe aufgeklappert hatte, wurde oben die Saalthür aufgestoßen, und Friedrich kam allein die Treppe herab.

Die junge Frau Senatorin — denn ihr Eheliebster war kürzlich seinem Vater in dieser Würde nachgefolgt — sah ihn ganz erschrocken an. „Friedrich!" rief sie, „wie siehst Du aus? Und wo bleibt Christian Albrecht?"

Aber der Schwager stürmte ohne Antwort an ihr vorüber. „Wünsche wohl zu speisen!" murmelte er und stand gleich darauf schon unten an der Hausthür, die Klinke in der Hand.

Sie lief ihm nach. „Friedrich! Friedrich, was fällt Dir ein? Dein Leibgericht, perdrix aux truffes!"

Aber er war schon auf der Gasse; und durch das Flurfenster sah sie ihn seinem Hause zueilen. „Nun sieh' mir Einer diesen Querkopf an!" Und sie

schüttelte ihr Köpfchen und stieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf. Als sie die Thür des Saales öffnete, sah sie den jungen Herrn Senator, die Hände in den Rockschößen, vom anderen Ende des Gemaches herschreiten, so ernsthaft vor sich auf die Dielen schauend, als wolle er die Nägelköpfe zählen.

„Christian! Christian Albrecht!“ rief sie, als er vor ihr stand.

Als er den Klang ihrer Stimme hörte und, den Kopf erhebend, ihr in die kinderblauen Augen sah, gewannen seine Züge die gewohnte Heiterkeit zurück. „Gehen wir zu Tisch, Madame!“ sagte er lächelnd. „Bruder Friedrich muß nun heute mit der Frau Wittwe Antje Möllern speisen; das ist gerechte Strafe! Morgen wird er schon wieder kommen; aber ich habe denn doch auch meinen Kopf, und — unseres Vaters Wort muß gelten!“

Damit bot er seiner erstaunten Frau den Arm und führte sie die Treppe hinab und zu Tische.

Das Wiederkommen hatte indessen gute Weile; vierzehn Tage waren verflossen und Herr Friedrich hatte seinen Fuß noch nicht wieder über die Schwelle des Familienhauses gesetzt. Gleich am ersten Morgen nach jenem verfehlten Mittage war Christian Albrecht wiederholt auf seinen Steinhof hinausgegangen, um wie sonst über die niedrige Grenzmauer seinem Bruder den Morgengruß zu bieten; aber von Herrn Friedrich war Nichts zu sehen gewesen; ja, eines Morgens hatte Herr Christian Albrecht ganz deutlich den Schritt des Bruders aus der in einem Winkel verborgenen Hofthür kommen hören; als ihn aber im selben Augenblicke ob einer in der Alteration zu scharf genommenen Prise ein lautes Niesen anfiel, hörte er gleich darauf die Schritte wieder umkehren und die ihm unsichtbare Hofthür zuschlagen.

Herr Christian Albrecht wurde ganz still in sich bei dieser Lage der Dinge; nur mit halbem Ohre lauschte er, wenn, um ihn aufzumuntern, die hübsche Frau Senatorin sich in der Dämmerstunde an's Clavier setzte und ihm die allerneuesten Lieder, „Beschattet von der Pappelweide“, und „Blühe, liebes Veilchen“, eines nach dem andern mit ihrer hellen Stimme vorsang.

Er hatte gegen sie nach der ersten Mittheilung „der kleinen Differenze“ kein Wort über den Bruder mehr geäußert; endlich aber, eines Morgens, da die Eheleute beim Kaffee auf dem Kanapee beisammen saßen, legte die Frau Senatorin sanft ihre kleine Hand auf die des Mannes. „Siehst Du nun,“ sagte sie leise, „er kommt nicht wieder; ich hab' es gleich gesagt.“

„Hmm, ja, Christinchen; ich glaub' es selber fast.“

„Nein, nein, Christian Albrecht; es ist ganz gewiß, er kommt nicht wieder; er *kann* nicht wieder kommen, denn er ist ein Trotzkopf!“

Christian Albrecht lächelte; aber zugleich stützte er den Kopf in seine Hand. „Ja freilich, das ist er; das war er schon als kleiner Knabe; ich und das Kindermädchen tanzten dann um ihn herum und sangen: „Der Bock, der Bock! O Jemine, der Bock!“ bis er zuletzt einen Kegel oder ein Stück von seinem Bauholz aufgriff und damit nach unseren Köpfen warf; am Liebsten warf er noch mit seinem Bauholz! Aber, Christinchen — wenn's Herz nur gut ist!“

„Nicht wahr?“ rief die hübsche Frau und sah ihrem Mann mit lebhafter

Zärtlichkeit in's Antlitz, „ein gutes Herz hat unser Friedrich; und deshalb — ich meine, Du könntest zu ihm gehen, Du bist kein Trotzkopf, Christian Albrecht, Du hast es leichter in der Welt!"

Der Senator streichelte sanft die gerötheten Wangen seiner Eheliebsten. „Was ich für eine kluge Frau bekommen habe!" sagte er neckend.

„Ei was, Christian Albrecht, sag' lieber, daß Du zu Deinem armen Bruder gehen willst!"

„Arm, Christinchen? — Eine sonderbare Armuth, wenn Einer alles Recht für sich allein verlangt! Aber Du sollst schon Deinen Willen haben; heut' Abend, oder schon heute Nachmittag ..."

„Warum nicht schon heut' Vormittag?"

„Nun, wenn Du willst, auch heute Vormittag!"

„Und Du bist versöhnlich, Du gibst nach?"

„Das heißt, ich gebe ihm den Garten?"

Sie nickte: „Wenn es sein muß! Doch lieber, als daß Ihr im Zorne auseinander geht!"

„Und, Christinchen, unsere Kinder? Sollen sie mit den Hühnern hier auf dem engen Steinhof laufen?"

„Ach, Christian Albrecht!" und sie fiel ihm um den Hals und sagte leise: „Wir sind so glücklich, Christian Albrecht!"

Während bald darauf der junge Kaufherr über den Flur nach seinen Geschäftsräumen im Hinterhause schritt, hatte im Wohnzimmer seine Frau sich an das Fenster gesetzt; an einem möglichst kleinen Häubchen strickend, schaute sie über die Straße nach dem gegenüberliegenden Nachbarhause, mehr nur, wie es schien, um bei dem inneren Gedankentausche doch irgendwohin die Augen zu richten. Jetzt aber sah sie Frau Antje Möllern in Futterhemd und Schürze über die Straße schreiten und mit der Frau Nachbar'n Jipsen, die soeben auch aus ihrem Hause trat, sich auf eine der steinernen Beischlagsbänke setzen. Frau Antje Möllern war die Erzählende, wobei sie sehr vergnügt und triumphirend aussah und mehrmals mit einer schwerfälligen Bewegung ihres dicken Kopfes nach dem elterlichen Hause ihres Herrn hinüberwinkte. Frau Nachbar'n Jipsen schlug zuerst ihre Hände, wie vor Staunen, klatschend ineinander; dann aber nickte sie wiederholt und lebhaft; auch ihr schienen die Dinge, um die es sich handelte, ausnehmend zu gefallen; und bald, während das eifrigste Wechselgespräch im Gange war, zuckten und deuteten die Köpfe und Hände der beiden Weiber in keineswegs respectvoller Geberde nach dem altehrwürdigen Kaufmannshaus hinüber.

Die junge Frau am Fenster wurde denn doch aufmerksam: die da drüben waren nicht eben ihre Freunde; der Einen — das wußte sie — war es zugetragen worden, daß sie Herrn Friedrich Jovers abgerathen hatte, ihre mauldreiste Personnage in sein Haus zu nehmen; der Anderen hatte sie einmal ihre große Tortenpfanne nicht leihen können, weil sie eben beim Kupferschmied zum Löthen war.

Unwillkürlich hatte sie die Arbeit sinken lassen: was mochten die Weiber zu verhandeln haben?

Aber die Unterhaltung drüben wurde unterbrochen. Von der Hafenstraße herauf kam der kleine bewegliche Advocat, Herr Siebert Sönksen, den sie den „Goldenen" nannten, weil er bei feierlichen Gelegenheiten es niemals unter einer goldbrocatenen Weste that, deren unmäßig lange Schöße fast seinen ganzen Leib bedeckten. Eilig schritt er auf die Beiden zu, richtete, wie es schien, eine Frage an Frau Antje Möllern und schritt, nachdem diese mit einem Kopfnicken beantwortet worden, lebhaft, wie er herangetreten war, quer über die Gasse nach Herrn Friedrich's Hause zu.

„Hmm," kam es aus dem Munde der jungen Frau, „der Goldene? Gehört der auch dazu? Was will denn der bei unserem Bruder Friedrich?"

Die hervorragenden Eigenschaften des Herrn Siebert Sönksen waren bekannt genug: er jagte wie ein Trüffelhund nach verborgen liegenden Processen und galt für einen spitzfündigen Gesellen und höchst beschwerlichen Gegenpart auch in den einfachsten Rechtsstreitigkeiten. Im Uebrigen wußte er, je nach welcher Seite hin sein Vortheil lag, eben so wohl einen sauberen Vergleich zu Stande zu bringen, als einen chicanösen Proceß durch alle Instanzen hindurch zu ziehen.

Die Frau Senatorin war aufgestanden; sie mußte doch zu ihrem Christian Albrecht, um seine Meinung über diese Dinge einzuholen! Allein, da trat die Köchin in das Zimmer, ein altes Inventarienstück aus dem schwiegerelterlichen Nachlaß, eine halbe Respectsperson, die nicht so abzuweisen war. Die junge Frau mußte ihr Haushaltungsbuch aus der Schatulle nehmen; sie mußte notiren und rechnen, um dann die näheren Positionen der heutigen Küchen-Campagne mit der kundigen Alten festzustellen.

Hinten in der vorderen Schreibstube saßen indessen der alte Friedebohm und ein jüngerer Kaufmannsgeselle sich an dem schweren Doppelpulte gegenüber. Es gab viel zu thun heute; denn die Brigg „Elsabea Fortuna", welche der selige Herr nach seiner alten Ehefrau getauft hatte, lag zum Löschen fertig draußen auf der Rhede. „Musche Peters", sagte der Buchhalter zu seinem Gegenüber, „wir müssen noch einen Lichter haben; ist er bei Kap'tän Rickertsen gewesen?"

Aber bevor der junge Mensch zur Antwort kam, wurde an die Thür geklopft, und ehe noch ein „Herein" erfolgen konnte, stand schon der goldene Advocat am Pulte und legte seine Hand vertraulich auf den Arm des alten Mannes. „Der Herr Principal in seinem Cabinette, lieber Friedebohm?" Er frug das so zärtlich, daß der Alte ihn höchst erstaunt ansah; denn dieser Mann war nicht der betraute Sachwalter ihres Hauses. Deshalb gedachte er eben von seinem Bock herabzurutschen, um ihn selber bei dem Herrn Senator anzumelden; aber Herr Siebert Sönksen war schon nach flüchtigem Anpochen in das Privatcabinett des Principals hineingeschlüpft.

„Ei, ei ja doch!" murmelte der Alte. „Die Klatschmäuler werden doch nicht recht behalten?" Er kniff die Lippen zusammen und schaute eine Weile

durch das Fenster auf den Steinhof, wo ihm die niedrige Mauer jetzt auch eine innere Scheidung der beiden verwandten Häuser zu bedeuten schien.

Drinnen im Cabinette war nach ein paar Hin und wider-Reden der Herr Senator wirklich von seinem Bock herabgekommen. „Herr," rief er und stieß seine Feder auf das Pult, daß sie bis zur Fahne aufriß, „verklagen, sagt Ihr? Meines Vaters Sohn will mich verklagen? Herr Siebert Sönksen, Sie sollten nicht solche Scherze machen!"

Der Goldene zog ein Papier aus seiner Tasche. „Mein werther Herr Senator, es wird ja nicht sogleich ad processum ordinarium geschritten."

„Auch nicht, da Herr Siebert Sönksen dem Gegenpart bedienet ist?"

Der Goldene lächelte und legte das Schriftstück, welches er in der Hand hielt, vor Herrn Christian Albrecht auf das Pult. „Laut dieser Vollmacht," sagte er vertraulich, „bin ich so gut zum Abschluß von Vergleichen, wie zur Anstellung der Klage legitimirt!"

„Und wegen des Vergleiches sind Sie zu mir gekommen?" frug der Kaufherr nicht ohne ziemliche Verwunderung; denn er wußte nicht, daß Herr Siebert Sönksen schon längst darauf speculirt hatte, statt seines alten und, wie er sagte, „fürtrefflichen, aber abgängigen" Collegen der Anwalt dieses angesehenen Hauses zu werden.

Der Advocat hatte mit einem höflichen Kopfnicken die an ihn gerichtete Frage beantwortet.

„Herr Siebert Sönksen," sagte der Senator, und er sprach diese Worte in großer innerlicher Erregung, „so kommen Sie also im Auftrage, im ausdrücklichen Auftrage meines Bruders?"

Herr Siebert stutzte einen Augenblick. „In Vollmacht, mein werther Herr Senator; wie Sie zu bemerken belieben, laut richtig subscribirter Vollmacht! Es ist für den erwünschten Frieden unterweilen tauglich, wenn eine unbetheiligte sachkundige Person" . . .

Herr Christian Albrecht unterbrach ihn: „Also," sagte er aufathmend, „mein Bruder weiß nichts von Ihrem werthen heutigen Besuche: „Ich danke Ihnen, Herr Sönksen; das freut mich recht von Herzen!"

Der Goldene schaute etwas verblüfft in das geröthete Antlitz des stattlichen Kaufherrn. „Aber mein wertheſter Herr Rathsverwandter!"

„Nein, nein, Herr Siebert Sönksen; führen Sie meinethalben so viele Processe, als Sie fertig bringen können; aber wo zwei Brüder in der Güte mit einander handeln wollen, da gehöret weder der Beichtvater, noch der Advocat dazwischen."

„Aber, ich dächte doch" — —

„Sie denken sonder Zweifel anders, Herr Siebert Sönksen;" sagte der Senator mit einer unwillkürlichen Verbeugung. „Kann ich Ihnen sonstwie meine Dienste offeriren?"

„Allerſubmisſeſte Danksagung! Nun, schönsten guten Morgen, mein werther Herr Senator!"

Gleich darauf schritt der Goldene mit einem eiligen „Serviteur, Musche Friedebohm" durch die vordere Schreibstube und hielt erst an, als er draußen

auf den Treppenstufen vor der Hausthür stand. Seinen Rohrstock unter den Arm nehmend zog er die Horndose aus der Westentasche und nahm bedächtig eine Prise. „Eigene Käuze das, die Söhne des alten Herrn Senators Christian Albrecht Jovers!" murmelte er und tauchte zum zweiten Male seine spitzen Finger in die volle Dose. „Nun, nehmen wir fürerst mit dem Proceß fürlieb!"

— — Bald nach dem Goldenen war auch der junge Kaufherr an dem ihm kopfschüttelnd nachschauenden Musche Friedebohm vorbeigeeilt, um gleich darauf in die Wohnstube zu treten, wo seine Eheliebste auf dem Kanapee an ihrem Kinderhäubchen strickte. Aber er sprach nicht zu ihr; er hatte wieder beide Hände in den Rockschößen und lief im Zimmer auf und ab, bis die Frau Senatorin aufstand und so glücklich war, ihn zu erhaschen.

„Weshalb rennst Du so, Christian Albrecht?" sagte die junge Frau und stellte sich tapfer vor ihm hin.

„Nun, Christine, wer da nicht rennen sollte!"

„Nein, nein, Christian Albrecht; Du bleibst mir stehen!" und sie legte beide Arme um seinen Hals. „So," sagte sie; „nun sieh' mich an und sprich!"

Aber Herr Christian Albrecht that auch nicht einen Blick in ihre hübschen Augen. „Christine," sagte er und sah dabei schier über sie hinweg; „ich kann nicht zu Bruder Friedrich gehen."

Sie ließ ihn ganz erschrocken los. „Aber Du hast es mir versprochen!"

„Aber ich kann nicht!"

„Du kannst nicht? Weshalb kannst Du nicht?"

„Christinchen," sagte er, und faßte seine Frau an beiden Händen, „ich kann nicht, weil er wieder in seine Kinderstreiche verfallen ist; er hat mit ein Stück Bauholz nach dem Kopf geworfen."

„Was soll das heißen, Christian Albrecht?"

„Das soll heißen, daß mein Bruder Friedrich den goldenen Advocaten zum Processe gegen mich bevollmächtigt hat. Es ist justement, als wie in seinen Kinderjahren; er hat den Bock; und zwar im allerhöchsten Grade! Und so mag's denn auch vor meinetwegen jetzt ein Tänzchen geben!"

Die junge Frau suchte wieder zu begütigen; allein Herr Christian Albrecht war unerbittlich. „Nein, nein, Christinchen; er muß dies Mal fühlen, wie der Bock ihn selber stößt, so wird er sich ein ander Mal in Acht zu nehmen wissen. Wir sollen, so Gott will, noch lange mit unserem Bruder Friedrich leben; bedenk einmal, was sollte daraus werden, wenn wir allzeit laufen müßten, um seinen stößigen Bock ihm anzubinden!"

Und dabei hatte es sein Bewenden. Zwar will man wissen, daß die junge Frau noch einmal hinter ihres Mannes Rücken in des Schwagers Haus geschlüpft sei, um mit den eignen kleinen Händen den Knoten zu entwirren. Aber Frau Antje Möllern hatte sie mit frecher Stirne fortgelogen, indem sie fälschlich angab, Herr Friedrich Jovers sei so eben in dringenden Geschäften zum Herrn Siebert Sönksen fortgegangen. Und die Augen der alten Personnage sollen dabei so von Bosheit voll geleuchtet haben, daß die junge Frau zu einem zweiten Versuche keinen Muth hatte gewinnen können.

Ein neues Jahr hatte begonnen, und der Proceß zwischen den beiden Brüdern war in vollem Gange. Der Herr Vetter Kirchenpropst und der Onkel Bürgermeister hatten sich vergebens als Vermittler zum gütlichen Austrag angeboten; vergebens hatte der Letztere gegen den jungen Senator hervorgehoben, daß „kraft seines tragenden Amtes, abseiten des Ansehens der Familie," die Augen der ganzen Stadt auf ihn gerichtet seien; denn darin schienen die Streitenden stillschweigend einverstanden, daß das Wort der Güte nur fern von fremder Einmischung von dem Einen zu dem Andern gehen könne. Aber freilich, dazu gab Keiner von ihnen die Gelegenheit; der nothwendige geschäftliche Verkehr wurde schriftlich fortgesetzt, und eine Menge Zettel, „der Herr Bruder wolle gelieben" oder „dem Herrn Bruder zur gefälligen Unterweisung" gingen hin und wieder.

Die kleine Seestadt in allen ihren Kreisen hatte sich müde an diesem unerhörten Fall gesprochen, und das Gespräch, wenn irgendwie der Stoff zu Andrem ausging, wurde noch immer mit Begierde wieder aufgegriffen. Vollständig munter aber, trotz der Winterkälte, erhielt es sich drüben auf der Beischlagsbank der Frau Nachbarn Jipsen; diese und Frau Antje Möllern winkten jetzt nicht nur mit ihren Köpfen, sondern mit beiden Armen und dem ganzen Leibe nach dem Senatorshause hinüber. Aber in dem letzteren war freilich mittlerweile auch noch ein ganz Besonderes passirt: ein Sohn war dort geboren worden, und Herr Friedrich Jovers hatte ja für solchen Fall Gevattern stehen sollen!

— — Die junge Frau Senator'n lief indessen schon wieder flink von der Wiege ihres Kindes treppunter nach der Küche und noch flinker von der Küche treppauf nach ihrer Wiege, als eines Morgens Herr Christian Albrecht, nachdem er erst soeben vom gemeinschaftlichen Kaffeetische in sein Comptor gegangen war, wieder zu ihr in das Wohnzimmer trat. „Christine," sagte er zu seiner immerhin noch etwas bläßlichen Eheliebsten, „bist Du heute schon draußen auf unserem Steinhofe gewesen? — — Nicht? — Nun so alterire Dich nur nicht, wenn Du dahin kommst!"

„Um Gotteswillen, es hat doch kein Unglück gegeben?" rief die junge Frau.

„Nein, nein, Christine."

„Aber ein Malheur doch, Christian Albrecht; Du bist ja selber alterirt!"

„Ein Lächeln flog über sein freilich ungewöhnlich ernstes Gesicht. „Ich denke nicht, Christine; aber komm nur mit und siehe selber!"

Er faßte ihre Hand und führte sie über den Hausflur in die große Schreibstube. Der jüngere Comptorist war nicht zugegen; der alte Friedebohm stand neben seinem Schreibbocke am Fenster und nahm eine Prise nach der andern.

Auch Frau Christine sah jetzt in den Hof hinaus, fuhr aber gleich darauf mit der Hand über ihre Augen, als gälte es, dort ein Spinnweb' fortzuwischen. „Um Gotteswillen, was ist das Friedebohm? Was machen die Leute da auf Bruder Friedrich's Hof? Die Mauer ist ja auf einmal fast um einen Fuß breit höher!"

„Frau Principalin," sagte der Alte, „das sind Meister Hansen's Leute; sehen Sie, dort kommt schon einer mit der Kelle!"

„Aber was soll denn das bedeuten?"

„Nun“ — und Monsieur Friedebohm nahm wieder eine Prise — „Herr Friedrich läßt wol ein paar Schuhe höher mauern.“

„Aber, Christian Albrecht,“ und Frau Christine wandte sich lebhaft zu ihrem Mann, der schweigend hinter ihr gestanden hatte, „geschieht denn das mit Deinem Willen?“

Herr Christian Albrecht schüttelte den Kopf.

„Aber die Grenzmauer, sie gehört doch uns gleichwol; wie kann sich Friedrich so etwas unterstehen!“

„Mein Schatz, die Mauer steht auf Friedrich's Grund und Boden.“

Die Augen der kleinen Frau funkelten.

„O, das ist schlecht von ihm, das hätte ich ihm nicht zugetraut; er hat ein hartes Herz!“

„Da irrst Du doch gewaltig, Christinchen,“ erwiderte Herr Christian Albrecht; „das ist's ja gerade, daß er noch immer sein altes, weiches Herz hat; er schämt sich nur, und deshalb läßt er diese große steinerne Gardine zwischen sich und seinem Bruder aufziehen.“

Die junge Frau blickte mit unverhohlener Bewunderung auf ihren Mann. „Aber,“ sagte sie fast schüchtern und legte ihre Hand in seine; „wie wird er sich erst schämen, wenn er den Proceß gewinnen sollte!“

„Dann,“ erwiderte der Senator, „dann kommt mein Bruder zu mir; denn dann ist der böse Bock gezähmt. Hab' ich nicht recht, Papa Friedebohm?“ setzte er in muntrem Ton hinzu.

„Ei ja, Gott lenkt die Herzen,“ erwiderte der alte Mann, indem er seine Dose in die Tasche steckte und dafür die Feder wieder in die Hand nahm! „aber beim wohlseligen Herrn Senator ist uns solcher Umstand im Geschäft nicht vorgekommen.“

Zwei Tage darauf hatte die Mauer schon eine beträchtliche Höhe erreicht, und noch immer wurde daran gearbeitet. Aus der Schreibstube hinten war dergleichen nie gesehen worden, und der junge Kaufmannsgeselle konnte es nicht lassen, je um eine kleine Weile, mit offenem Munde nach den Arbeitern hinzustarren. „Musche Peters,“ sagte der alte Friedebohm, „wolle Er lieber in seine Bilance-Rechnung schauen! Es will sich für Ihn nicht schicken, daß Er über das neue Werk da draußen sich irgendwelche überflüssige Gedanken mache!“ Und der junge Mensch wurde über und über roth, und tauchte hastig seine Feder in das Dintenfaß.

Aber auch Monsieur Friedebohm selber konnte sich nicht enthalten, unterweilen über seine Arbeit wegzuschauen; die beiden Gesellen da draußen, insonders der Alte mit dem respectwidrigen langen Barte, wurden ihm mit jeder Stunde mehr zuwider. „Der struppige Assyrer!“ brummte er vor sich hin, „mag wohl am Thurm zu Babel schon getagwerkt haben; wird aber dies Mal auch nicht in den Himmel bauen!“

Als gleich darauf Herr Christian Albrecht aus seinem Cabinett hereintrat, sah er seinen Buchhalter sich mit dem Schneiden einer Feder mühen, die er immer

näher an die Nase rückte. „Will's nicht mit den alten Augen, Papa Friedebohm?" sagte er freundlich.

Aber Monsieur Friedebohm zuckte bedeutsam mit der einen Schulter nach der Mauer draußen. „Herr Christian Albrecht, wir haben schon immer das Licht nicht justement mit Scheffeln hier gehabt."

Der Senator warf einen Blick nach dem hohen Werke draußen, an welchem die beiden Gesellen unter lustigem Singen noch immer weiter arbeiteten. „Ja, ja, Friedebohm," rief er heftig, „Du hast recht! Alle Tausend, das geht denn doch über's" — — —

„Ueber's Bohnenlied" wollte er sagen, wo schon derzeit gar Nichts darüber ging; aber er schwieg plötzlich, da er auf den jungen Musche Peters sah, der wieder mit offenem Mund an seinem Pulte saß, und ging, nachdem er eine geschäftliche Anordnung ertheilt hatte, in sein Cabinett zurück.

— — Nach ein paar Stunden steckte Frau Christine ihr hübsches Köpfchen durch die Thür. „Darf man eintreten?" frug sie.

„Komm nur!" erwiderte Herr Christian Albrecht von seinem Schreibstuhl aus. „Was hast Du auf dem Herzen?"

„Oh", und sie stand schon mitten in dem Stübchen und ließ ihre Blicke an der geschwärzten Decke wandern, — „ich wollte nur; — — — aber, Christian Albrecht, hier herrscht ja ägyptische Finsterniß! Die schönen Spinngewebe, die unsre Wiebke immer sitzen läßt, die können Deine Spinnen nun ruhig weiter weben! Und, weißt Du, das naseweise Ding — aber ich habe ihr auch einen tüchtigen Wischer gegeben — sie hat eben die Mauer mit ihrem Eulbesenstiel gemessen; genau elf Fuß nach meiner Elle, sagt sie! Aber sieh' nur, Christian Albrecht, nun wird's denn auch nicht höher; sie legen schon die runden Steine oben auf."

Herr Christian Albrecht saß noch immer auf seinem hohen Schreibstuhl, die Feder in der Hand. „Weißt Du, Christine," sagte er, indem er ernsthaft vor sich hinsah, „der Bock meines Herrn Bruders wird mir doch zu mächtig; es thut jetzt noth, und ich habe mich auf einen guten Gegenstoß besonnen." Und als sie ihn unterbrechen wollte: „Nein, red' mir nicht dazwischen, Frau; ich will auch einmal meinen Willen haben."

Sie faßte ihn leise an dem Aufschlag seines Rockes und zog ihn sanft von seinem Thron herab und dicht zu sich heran. „O weh'," sagte sie und sah ihm ernsthaft in die Augen, „da habe ich am Ende einen Mann geheirathet, den ich erst heute kennen lerne! Gesteh' mir's Christian Albrecht, Du hast doch nicht auch etwa so einen" — — —

„Zum Kukuk," rief Herr Christian Albrecht lachend, „im hintersten Stallwinkel wird auch wol bei mir so einer angebunden stehen; und der soll jetzt heraus an's Tageslicht, trotz aller klugen Frauenzimmer und meiner allerklügsten noch dazu!"

„So, Christian Albrecht? Und in welcher Art" — sie zögerte ein wenig — soll denn der Deine seinen Gegenstoß vollführen?"

„Setz' Dich, Christine;" sagte der Senator, indem er die anmuthige Frau auf seinen Schreibthron hob, „und reden wir Deutsch miteinander! In jener

Sache da draußen auf dem Hof will ich mein Recht und keinen Tittel davon aufgeben! Aber dazu bedarf es keines Processirens; denn es steht klar und bündig in den alten noch vorhandenen Kaufcontracten."

„Und weiter, Christian Albrecht?"

„Und weiter, Christine, hat zwar der Besitzer von Friedrich's Hause die Mauer zwischen beiden Häusern aufzuführen und zu unterhalten; aber der des unserigen hat den Halbschied der Kosten dazu beizutragen?"

„Wirklich? Auf Höhe von elf Fuß?"

„Ei was, und wenn's die Mauer von Jericho wäre! Das ist meine Sache; wenn ich ihm zahlen will, er muß schon still halten und Quittanz dafür ertheilen!"

„Und Du willst wirklich die Halbschied der Kosten, so das blanke baare Geld dafür dem Bruder Friedrich in sein Haus schicken?"

„Das will ich, Christine; ganz gewiß, das will ich."

Sie sah ihn eine Weile ganz nachdenklich an.

„So, also auf die Art, Christian Albrecht!" sagte sie langsam.

Aber bevor sie ihre Gedanken über diesen kritischen Fall zu ordnen vermochte, kam Botschaft aus der Küche; die Kochfrau war eben angelangt, und der Bratenwender sollte aufgestellt werden; denn auf morgen gab es ein großes Fest im Hause. Frau Christine gedachte plötzlich wieder der Veranlassung, um derentwillen sie das Allerheiligste ihres Mannes aufgesucht hatte; sie ließ sich ihr blaues Haushaltungsbeutelchen bis zum Rande füllen und verließ das Stübchen, den Kopf voll junger Wirthschaftssorgen.

In dem Hause nebenan sollte heute Herr Friedrich Jovers mit seiner ehrsamen Haushälterin selbander speisen; denn sein junger Lübecker Küfer war auswärts in Geschäften. Zuvor aber trat er nach seiner Gewohnheit vor die Hausthür und schaute von dem obersten Treppensteine ein paar Augenblicke in das Wetter und rechts die Straße hinab nach dem dort unten sichtbaren Theile des Hafens.

Als er dann wieder in's Haus und gleich darauf in das Wohnzimmer getreten war, stand die Matrone schon mit vorgesteckter Serviette in der kalmankenen Sonntagscontusche hinter ihrem Stuhle.

„Ist Hochzeit in der Stadt, Frau Möllern?" frug er. „Die Schiffe flaggen ja!"

Er setzte sich, und die Alte setzte sich ihm gegenüber; die Frage mochte er wol schon vergessen haben; denn Herr Friedrich Jovers pflegte seit geraumer Zeit auf dergleichen keine Antwort zu erwarten.

Aber Frau Antje Möllern, welche auf gewisse Dinge ihren Herrn nicht anzusprechen wagte, ließ sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen. „Hochzeit?" wiederholte sie scharf; und ein gewisses Zucken um ihre derben Lippen zeigte, daß eine verhaltene Entrüstung zum Ausbruch drängte. „Nein, es ist keine Hochzeit, es ist nur eine Kindtaufe!"

„Eine Kindtaufe, und die Schiffe flaggen?" sagte Herr Jovers gleichgültig. „Ich wüßte doch nicht, daß bei den Honoratioren" . . .

Aber Frau Möllern vermochte nicht, ihn ausreden zu lassen. „O, Herr Jovers, freilich ist es bei den Honoratioren, bei den allerersten Honoratioren; aber eine Schande ist es, eine offenbare Schande, sag' ich!"

Herr Jovers wurde doch aufmerksam. „Was will Sie damit sagen?" frug er kurz.

„Damit, Herr Jovers, will ich sagen, daß Ihr einziger Bruder, der Herr Senator Christian Albrecht Jovers heute sein erstes Söhnchen taufen läßt; und Sie fragen noch, warum die Schiffe flaggen!"

Herr Friedrich sagte Nichts; aber Frau Antje Möllern entging es nicht, wie ihm die Hand zitterte, während er schweigend den Rest seiner Suppe hinunterlöffelte.

Die grimmigen Augen der Alten begannen plötzlich einen wehleidigen Ausdruck anzunehmen. „Herr Jovers", begann sie seufzend, „Ihr Herr Großvater selig und meines Vaters Onkel, was waren das für gute Freunde! Sie wissen das ja auch, Herr Jovers!"

„Zum Mindesten," sagte Herr Jovers, „hat Sie mir das oft genug erzählt."

„Nun, Herr Jovers, selig Senator'n wußte das ja auch!"

„Ja, ja, Möllern, und auch der alte Friedebohm! Denn in den Büchern meines Großvaters läuft bis zu seinem seligen Ende eine jährliche Ausgabe-Post: 10 Pfund Tabak und ein Gewandstück für den armen Krischan Möller."

Frau Antje schluckte etwas; dann aber, nachdem sie den mittlerweile erschienenen Braten vorgelegt hatte, nahm sie doch den Faden wieder auf. „Ja, Herr Jovers, sie waren Schulkameraden, und das vergaßen sie sich nicht! Für alle Mittwoch war Herr Christian Möller zu dem Herrn Senator Christian Jovers auf den Kaffee eingeladen; im Sommer tranken sie denselben in dem schönen Gartenpavillon, den Ihr Herr Großvater damalen erst gebaut hatte. Nicht wahr, Herr Jovers, man hätte sie wol sehen mögen, die alten Herren, wie sie in liebevoller Unterhaltung mit ihren holländischen Pfeifen vor den offnen Gartenthüren saßen! — Wenn sie es damalen hätten voraussehen können," fuhr Frau Antje fort, vor ihrem noch immer unberührten Braten sitzend, „daß der nunmehrige Herr Senator Jovers, oder sagen wir's nur gerad' heraus, die nunmehrige Frau Senator'n einen solchen Proceß um diesen schönen Lustgarten anheben würde, was würden die beiden braven Freunde dazu wol gesagt haben?"

„Weiß nicht, Möllern;" sagte Herr Friedrich, der bisher in halber Zerstreuung dagesessen hatte; vielleicht wäre es meinem Großvater zum Verdruß geschlagen, und er hätte den laufenden Posten von 10 Pfund Tabak und einem Gewandstück ein für alle Mal gestrichen!"

Die Matrone nagte sich ein paar Mal auf die Lippe; dann sprach sie mit andächtigem Aufblick: „Wie wohl hat unser Herrgott es gemacht, daß diese lieben Männer itzt in ihrem Grabe ruhen!"

„Sehr wohl," sagte Herr Friedrich, indem er vom Tische aufstand; „und da lasse Sie die beiden alten Leute nur, und sorge Sie für Ihre Leibesnahrung, damit Sie nicht vor der Zeit bei Ihres Vaters Onkel zu ruhen komme! Zunächst aber hole Sie mir den Ueberrock von draußen aus dem Schrank!"

Als das geschehen war, ging Herr Friedrich aus dem Hause, ohne zu sagen, wohin und wann er wiederkommen werde; Frau Antje aber legte zuvörderst die Serviette zusammen, welche der sonst so accurate Herr als wie ein Wischtuch auf dem Tische hatte liegen lassen, und machte sich dann voll stillen Ingrimms über ihren Braten her.

— Am selbigen Abend, da es vom Kirchthurme acht geschlagen hatte, stand Herr Friedrich Jovers auf seinem Steinhofe mit dem Rücken an der Mauer eines Hintergebäudes und blickte unverwandt nach den hell erleuchteten Saalfenstern seines Elternhauses, deren unterste Scheiben die neue Mauer noch so eben überragten.

Ganz heimlich, vor Allem als dürfe Frau Antje Möllers Nichts davon gewahren, war er nach seiner Rückkehr hier hinausgeschlichen. Weshalb, wußte er wohl selber kaum; denn mit jedem Gläserklingen, das zu ihm herüberscholl, mit jeder neuen Gesundheit, deren Worte er deutlich zu verstehen glaubte, drückte er die Zähne fester aufeinander. Gleichwohl stand er wie gebannt an seinem Platze, sah in das Blitzen der brennenden Krystallkrone und horchte, wenn nichts Anderes laut wurde, auf den Schrei des alten Papageien, der, wie er wohl wußte, bei der Festtafel heute nicht fehlen durfte.

Da erschien an einem der Fenster, gerade an dem, welches seinen Schein auf Herrn Friedrich's Standplatz warf, eine zierliche Frauengestalt. Er konnte das Antlitz nicht erkennen; aber er sah es deutlich, daß der Kopf des Frauenzimmers, wie um ungehinderter hinauszuschauen, sich mit der Stirn an eine Scheibe drückte. Doch auch das schien ihr noch nicht zu genügen; ein Arm streckte sich empor, wie um die obere Haspe zu erreichen, und jetzt, während im Saale neues Gläserklingen sich erhob und der Papagei dazwischen schrie, wurde leise der Fensterflügel aufgestoßen.

Herr Friedrich erkannte seine Schwägerin. Sie lehnte sich hinaus, sie legte die Hand an ihren Mund, als ob sie zu ihm hinüberrufen wolle; und jetzt hörte er es deutlich, wenn es auch nur wie geflüstert klang; es war sein Name, den sie gerufen hatte. Und da er wie ein steinern Bild an seiner Mauer blieb, kam es noch einmal zu ihm herüber, und dann, als wolle sie ihm winken, erhob sie langsam ihre Hand und deutete dann wieder nach dem hellen Festsaal. — Was hatte sie vor? Wollte sie ihn noch jetzt zur Taufe laden? Er wußte, sie konnte solche Einfälle haben; er wußte auch, wenn er jetzt ihr folgte, er würde seinem Bruder den besten Theil des Festes bringen; aber — der Garten! Nach ein paar fürsorglichen Andeutungen des Herrn Siebert Sönksen stand in allernächster Zeit eine abfällige Sentenz bei dem Magistrate hier in Aussicht! — Nein, nein, die zweite Instanz mußte beschritten, der Proceß mußte dort gewonnen werden; waren doch auch die weitschichtigen Recesse des Goldenen von vorn herein auf diese höhere Weisheit nur berechnet gewesen!

Herr Friedrich Jovers wollte sein Recht. Frau Christine hatte es selbst gesagt, er konnte nicht anders, er war ein Trotzkopf; er rührte sich nicht, der Bock hielt ihn mit beiden Hörnern gegen die Mauer gepreßt.

Freilich wußte er es nicht, daß Christian Albrecht ihn im Gevatterstande vertreten und seinen Erstgeborenen getrost auf seines Bruders und des Urgroß-

vaters Namen hatte taufen lassen. Da drüben aber wurde das Fenster zögernd wieder zugeschlossen.

Wenige Tage später stand der vierschrötige Maurermeister Hinrich Hansen, wohlrasirt, seinen Dreispitz in der Hand, im Cabinette des Senators Christian Albrecht Jovers.

„Also," frug dieser, „zwei hundert und vierzig Reichsthaler war die Verdingsumme für das Werk da draußen, und Er hat den Betrag bereits empfangen?"

Meister Hansen bejahte das.

„Weiß Er denn wohl," sagte der Senator wieder, „daß mein Bruder Ihm da um die Hälfte zuviel gegeben hat?"

Der alte Handwerksmann wollte aufbrausen; das griff an seine Zunft- und Bürgerehre. „Laß Er nur, Meister," sagte Herr Christian Albrecht und legte beschwichtigend die Hand auf den Arm des neben ihm Stehenden, „Seine Arbeit ist auch dies Mal rechtschaffen; aber Er weiß doch, was ein Hauscontract bedeutet?" Und damit schob er ihm das vergilbte Schriftstück zu, welches aufgeschlagen auf dem Pulte lag.

Der Meister zog seine Messingbrille hervor und studirte lange und bedächtig unter Beistand seines Zeigefingers den ihm bezeichneten Paragraphen; endlich klappte er die Brille zusammen und steckte sie wieder in das Futteral.

„Nun?" frug Herr Christian Albrecht.

Der Meister antwortete nicht; er fuhr mit seinen Fingern in die Westentasche und suchte nach einem Endchen Kautabak, womit er in schwierigen Umständen seinen Verstand zu ermuntern pflegte.

„Nicht wahr, Meister," sagte der Senator wieder; „da steht es klar und deutlich?"

Der Meister kam nun doch zu Worte. „Mag sein, Herr," erwiderte er stockend, „aber es ist mir denn doch Alles voll und richtig ausbezahlt!"

Der Senator ließ sich das nicht anfechten. „Freilich, Meister; aber die eine Hälfte war ja nicht Herr Friedrich Jovers, sondern ich ihm schuldig! Das macht auf den Punkt ein Hundert und zwanzig Reichsthaler. Hier sind sie, wohlgezählt in Kron- und Markstücken; und nun gehe Er zu Herrn Friedrich Jovers und zahle Er ihm zurück, was Er von ihm zu viel empfangen hat!"

Meister Hansen zögerte noch; in seinem Kopfe mochte die Vorstellung von einem etwas curiosen Umwege auftauchen; aber bevor er mit seinen schwer beweglichen Gedanken darüber in's Reine kam, war schon das Geld in seiner Tasche und er selbst zur Thür hinaus.

Herr Christian Albrecht rieb sich vergnügt die Hände. „Was wird Bruder Friedrich dazu sagen? Still halten muß er schon; hier steht's!" Und er tupfte mit den Fingern drei Mal zuversichtlich auf den alten Hauscontract.

Da wurde an die Thür gepocht. Der Schreiber seines Sachwalters überreichte ihm einen Brief.

Als der Ueberbringer sich entfernt und Herr Christian Albrecht den Brief gelesen hatte, war der eben noch so vergnügliche Ausdruck seines Angesichts mit einem Mal wie fortgeblasen. „Musche Peters," sagte er kleinlaut, indem er die

Thür zur großen Schreibstube öffnete, „bitte Er doch die Frau Senatorin, auf ein paar Augenblicke bei mir vorzusprechen!"

Die Frau Senatorin ließ nicht auf sich warten. „Da hast Du mich, Christian Albrecht!" rief sie fröhlich; „aber" — — und sie schaute ihm ganz nahe in die Augen, „fehlt Dir Etwas? Es ist doch kein Unglück geschehen?"

„Freilich ist ein Unglück geschehen, Christinchen; da — lies nur diesen Brief!"

Ihre Augen flogen über das Papier. „Aber, Christian Albrecht, Du hast ja den Proceß gewonnen!"

„Freilich, Christinchen, hab' ich ihn gewonnen."

„Und das nennst Du ein Unglück? Da hast Du ja Alles nun in Deiner Hand!"

„Hatte ich in meiner Hand, mußt Du sagen! Fünf Minuten vor Empfang dieses Schreibens habe ich durch Meister Hansen die Hälfte der unseligen Mauergelder an Bruder Friedrich abgesandt."

Frau Christine schlug die Hände in einander. „Das wird eine schöne Geschichte werden! — Du!?" — und sie drohte ihm mit dem Finger — „ich hatte es Dir vorhergesagt!"

Und es wurde eine schöne Geschichte; denn zu derselben Zeit stand im Nachbarhause der Meister Hansen vor dem Herrn Friedrich Jovers.

Bei seinem Eintritt in den Hausflur war der goldene Advocat gegen ihn angeprallt und dann wie in blindem Geschäftseifer an ihm vorbeigeschossen. Im Zimmer selbst saß der Hausherr mit einem Schriftstück in der herabhängenden Hand, das mit vielen Schnörkeln begann und mit dem großen Magistratssiegel endete. Er schien über den eben gelesenen Inhalt nachzusinnen und nicht gehört zu haben, was ihm der Meister eben vorgetragen hatte; als dieser aber aus seiner Hand ein paar schwere Geldrollen auf den Tisch fallen ließ, richtete er sich plötzlich auf. „Geld? Was soll das?" rief er. „Was sagt Er, Meister Hansen?"

Der Meister trug noch einmal seine Sache vor, und jetzt hatte Herr Friedrich zugehört und recht verstanden.

„So?" sagte er anscheinend ruhig, indem er sich von seinem Sitz erhob; aber sein Antlitz röthete sich bis unter das dunkle Stirnhaar. „Also dazu hat Er sich gebrauchen lassen?" — Dann ergriff er plötzlich die beiden Geldrollen und machte eine Armbewegung, die den stämmigen Meister fast zur Gegenwehr veranlaßt hätte.

Aber Herr Friedrich besann sich wieder. „Setz Er sich!" sagte er kurz; dann ging er rasch zur Stubenthür und über den Hausflur nach dem Hof hinaus.

Der junge Küfer, der vor der offnen Kellerthür des Lagerraums beschäftigt war, sah mit Verwunderung den Herrn Principal bald mit vorgestrecktem Kopfe auf dem Klinkersteige des Hofes dröhnend hin und wieder schreiten, bald wieder ein Weilchen stille stehn und mit halbscheuen Blicken an der hohen Scheidemauer hinaufschauen.

Das mochte eine Viertelstunde so gedauert haben; endlich, wie in raschem Entschluß, ging Herr Friedrich in das Haus zurück. Als er in's Zimmer trat, fand er den Handwerksmann auf demselben Stuhle, wo er ihn gelassen hatte.

„Meister," sagte er, aber es war, als werde bei den wenigen Worten ihm der Athem kurz, „hat Er Leute in Bereitschaft? So etwa fünf oder sechs, und noch heute oder doch morgen schon?"

Der Meister war aufgestanden und besann sich. „Nun, Herr Jovers, es ginge wohl! Mit der Stadtswage sind wir jetzt so weit; ein Stücker fünfe könnten schon gemißt werden."

„Gut denn, Meister" — und Herr Friedrich ergriff noch einmal, und nicht minder heftig als vorhin, die beiden auf dem Tische liegenden Geldrollen — „so baue er mir die Mauer auf meinem Hofe noch um so viel höher, als dieses Silber dazu reichen will!"

Der Handwerksmann schien kaum zu merken, daß während dieser Worte die Rollen schon in seinen Händen lagen.

„Hat Er mich nicht verstanden?" fuhr Herr Friedrich fort, da der Andre keine Antwort gab.

„Freilich, Herr; das ist wohl zu verstehen; aber" — und der Meister schien ein paar Augenblicke nachzurechnen — „das gäbe ja noch an die sechs bis sieben Fuß!"

„Meinetwegen," sagte Herr Friedrich finster, „nur sorge Er dafür, daß es um keinen Schilling niedriger und auch um keinen höher werde, als wozu er da das Geld in Händen hat!"

„Hmm," machte der alte Mann und sah den Jüngeren mit einem Blicke an, als ob ihm plötzlich ein Verständniß komme, „wenn Sie es denn so wollen, Herr Jovers; es ist Ihre Sache."

Herr Jovers wandte sich ab. „So wären wir fertig mit einander!" sagte er hastig. „Fanget nur gleich morgen an, damit ich der Unruhe in Bälde wieder ledig werde!"

Als Meister Hansen dann hinausgegangen war, warf er sich auf einen Stuhl am Fenster und starrte auf die leere Straße. Er schien keine Gedanken zu haben; vielleicht auch wollte er keine haben.

Und schon am andern Tage, während der Herr Onkel Bürgermeister und der Herr Vetter Kirchenpropst noch einmal ihr vergebliches Versöhnungswerk betrieben, wurde zwischen den Höfen der beiden Brüder rüstig fortgemauert, und der struppige Assyrer sang dabei alle Lieder, die er auf seinen Kreuz- und Querzügen aus der Fremde heimgebracht hatte. Im Hause des Senators wurden die Schreibstuben mit jeder neuen Steinlage immer mehr verdunkelt, und der alte Friedebohm ertappte sich zu seinem Schrecken mehr als einmal, wie er müßig vor dem Fenster stand und, eine vergessene Prise zwischen den Fingern, diesem, wie er es bei sich selber nannte, Babylonischen Beginnen zusah. Auf der andern Seite ging Herr Friedrich Jovers, wenn er auf dem Wege zu seinen Geschäftsräumen den Hof betreten mußte, hastig, und ohne jemals aufzublicken, daran vorüber. Dann, nach Verlauf einiger Tage, hörte das Mauern und das Singen auf; die Handwerker waren fort, das neue Werk war fertig.

Statt dessen vernahm Herr Friedrich am nächsten Vormittage ein Geräusch,

das ihm wie mit einem Schlage die seltensten, aber höchsten Freuden seiner Knabenjahre vor die Seele führte; er hatte eben die Hofthür geöffnet und seinem draußen beschäftigten Ausläufer Etwas zugerufen, als er horchend stehen blieb. Er wußte es genau; er sah es vor sich, wie jetzt drüben auf dem Hofe des Elternhauses die großen Reisemäntel ausgeklopft wurden; ja, er sah sich selbst als Knaben in seinen Sonntagskleidern an seiner Mutter Hand daneben stehen und hörte den frohen Ton ihrer Stimme, womit sie bei solchem Anlaß einstmals ihrer Kinder Herz erfreute.

Er erschrak fast, als der Gerufene ihm jetzt entgegentrat, und ihm entfiel unwillkürlich die Frage, was denn für eine Reise drüben wohl im Werke sei. Aber bevor der Mann den Mund aufzuthun vermochte, kam bereits die Antwort aus der nahe liegenden Küche; Frau Antje Möllern hatte selbstverständlich schon lange die genauesten Nachrichten; ein Glück, daß sie es endlich nun erzählen konnte! Die junge Frau Senator'n wollte mit ihrem Erbprinzen auf Besuch zu ihren Eltern, obschon das liebe Kind mit jedem Tag in's Zahnen fallen könne, und Pancratius und Servatius noch nicht einmal vorüber seien; und der gute Herr Senator müsse auch mit auf die Reise; denn was kümmere das die Frau Senator'n, daß eine große Ladung Ostsee-Roggen erst eben auf der Rhede angekommen sei! „Herr Jovers!" schloß Frau Antje ihre Rede, als der Arbeitsmann sich entfernt hatte, und wies mit dem Daumen nach dem Hofe zu, „glauben Sie es, oder glauben Sie es nicht — die hat's nicht ausgehalten, daß sie uns von drüben nun nicht mehr in unsere Töpfe gucken kann!"

Ein fast grimmiges Zucken fuhr um Herrn Friedrich's Lippen; dann aber sah er die alte Dame nur eine Weile mit etwas starren Augen an. „Also das ist Ihre Meinung, Möllersch?" sagte er trocken, und als sie hierauf betheuernd mit ihrem dicken Kopf genickt hatte, setzte er hinzu: „So wolle Sie die Güte haben, dergleichen Meinung künftig bei sich selber zu behalten!"

Als er das gesprochen hatte, ging er fort, und Frau Antje blieb, die Hände über ihrem starken Busen gefaltet, noch eine ganze Weile stehen, die Augen unbeweglich nach der Richtung, in der ihr Herr verschwunden war. Dann plötzlich trabte sie an den verlassenen Herd zurück und rührte unter heftigen Selbstgesprächen in dem über dem Dreifuß stehenden Topfe, daß die kochende Brühe zu allen Seiten in die lodernden Flammen spritzte.

Es war unverkennbar, daß die Mauer draußen, obgleich sie keineswegs behagliche Gefühle in ihm erweckte, nach ihrer abermaligen Vollendung eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf Herrn Friedrich Jovers übte. Freilich hatte er noch immer vermieden, an dem neuen Werk emporzusehen; jetzt aber, nachdem der Abend herangekommen war, ließ es ihm auch hierzu keine Ruhe mehr. Er hatte sich vorgespiegelt, sein junger Küfer, der zur gewohnten Stunde aus dem Geschäft gegangen war, könne das Auffüllen der neuen Fässer unterlassen haben, welche in dem Keller hinter dem Hofe lagen; allein er hatte schon darum vergessen, als er kaum den Hof betreten hatte.

Oben an dem dunkeln Frühlingshimmel schwamm die schmale Sichel des Mondes und warf ihr bläuliches Licht auf den oberen Rand der Scheidemauer und auf das Dach des elterlichen Hauses. Herr Friedrich stand jetzt an derselben Stelle, von wo aus er an jenem Abend ein stummer Zeuge der Familienfeierlichkeit gewesen war; er stand dort ebenso stumm und unbeweglich; aber auf seinem Antlitz lag jetzt ein unverkennbarer Ausdruck der Bestürzung. So sehr er seine Augen anstrengte, es wurde nicht anders: Hinter dem neuen Mauer-Aufsatz waren die Fenster des alten Familiensaales bis zum letzten Rand verschwunden.

Es war schon spät am Abend; Nichts regte sich, weder hüben noch drüben; nur das Klirren eines Fensterflügels, der im Hauptbau auf der andern Seite offen stehen mochte, wurde dann und wann im Aufwehen der Nachtluft hörbar. Herr Friedrich wollte eben in sein Haus zurückkehren, da tönte von dort her plötzlich die Stimme des alten Cuba-Papageien: „Komm 'röwer!" und nach einer Weile noch einmal: „Komm 'röwer!" Wie ein eindringlicher Ruf, fast schneidend klang es durch die Stille der Nacht; dann nach kurzer Pause folgte ein gellendes Gelächter. Herr Friedrich kannte es sehr wohl; der verwöhnte Vogel pflegte es auszustoßen, wenn ihm die Nachahmung der eingelernten Worte besonders wohl gelungen war. Aber was sonst als der unbehülfliche Laut eines abgerichteten Thieres gleichgültig an seinem Ohr vorbeigegangen war, das traf den einsamen Mann jetzt wie der neckende Hohn eines schadenfrohen Dämons.

„Komm 'röwer!" seine Lippen sprachen unwillkürlich diese Worte nach; über seine selbstgebaute Mauer konnte er nicht hinüberkommen.

Noch lange stand er, das Hirn voll grübelnder Gedanken, ohne daß etwas Andres, als das gewöhnliche Geräusch der Nacht zu seinem Ohr gedrungen wäre; fast sehnte er sich, noch einmal den Schrei des Vogels zu vernehmen; als aber Alles still blieb, ging er in's Haus und legte sich zum Schlafen nieder.

Allein, er hörte eine Stunde nach der andern schlagen; und da er endlich schlief, war es nur eine halbe Ruhe. Die Träume kamen: vor sich, in einem grauen Nebel, glaubte er seine Eltern zu erkennen, von denen er gemeint hatte, daß sie beide schon im Grabe lägen; als er auf sie zuging, sah er, daß ihre Augen fest geschlossen waren; er wollte sie eben bitten, ihn doch anzusehen, da war die hohe Mauer vor ihm aufgestiegen, und dahinter scholl das Gelächter des alten Cuba-Vogels, das wie in einem Echo an hundert Mauern hin und wieder sprang.

— — Das Geräusch eines dicht unter seinen Fenstern vorüber rollenden Wagens weckte ihn. Es war schon Morgenfrühe; die dicke, goldene Taschenuhr, welche er von seinem Nachttisch langte, zeigte auf reichlich fünf Uhr. Rasch war er aus dem Bette, zog das Vorhängsel von einem Guckfenster in der vorspringenden Seitenwand zurück und sah auf die Straße hinab. Von Osten her lagen die Häuserschatten noch auf den feuchten Steinen und bis hoch an den gegenüber stehenden Gebäuden hinauf; vor der Treppe des brüderlichen Hauses hielt ein bespannter Reisewagen; Koffer wurden durch den alten Diener hintenauf geladen und Kisten und Schachteln unter den Wagenstühlen festgebunden. Bald darauf sah er seinen Bruder und Frau Christine in Reiserock und Mantel aus dem

Hause treten; dann folgte eine gleichfalls reisefertige Magd mit einem anscheinend nur aus Tüchern bestehenden Bündelchen, an welchem die junge Frau Senator'n noch viel zu zupfen und zu stecken hatte, und worin Herr Friedrich nicht ohne Grund seinen ihm noch unbekannten jungen Neffen vermuthete.

Endlich war Alles auf dem Wagen; Herr Friedebohm, von der obersten Treppenstufe, schien eiligst noch mit Kopf und Händen die Versicherung getreuen Einhütens zu ertheilen; dann klatschte der Kutscher, und bald war die Straße leer, und Herr Friedrich hörte nur noch das schwache Rollen des Wagens droben in der Stadt, wo es zum Osterthor hinausführte.

Aber auch ihn selbst duldete es nun nicht länger im Hause; rasch war er angekleidet und ging in den frischen Morgen hinaus. Er war hinten um die Stadt herumgegangen, an der stillen Gasse vorüber, in welcher die Pforte zu dem Familiengarten sich befand. Jetzt aber schritt er langsam, seinen Rohrstock unter dem Arme, drüben auf dem breiten Gange des Kirchhofes und schaute über den alten Hagedornzaun nach dem seit einem halben Jahre von ihm gemiedenen Familiengrundstücke hinüber. Bäume und Sträucher standen schon in lichtem Grün, und dort von den jungen Apfelbäumen, die sein Vater, der alte Herr Senator, noch gepflanzt hatte, lachten ihn die ersten rothen Blüthensträuße an. Jetzt auch gewahrte er mit Verwunderung, daß der Garten, wie in jedem Frühjahr, in ordnungsmäßigen Stand gesetzt war; und — täuschte ihn denn sein Ohr? — er hörte ein Geräusch, als ob geharkt und darauf Beete mit dem Spaten angeklopft würden; aber der Pavillon und das hohe Gebüsch zu dessen Seiten verwehrte ihm die Aussicht.

Er blieb stehen und lauschte, während das Geräusch des Arbeitens sich ebenmäßig fortsetzte. Da wallte es in ihm auf; wer konnte sich unterstehen, den in Streit befangenen Garten anzufassen?

„Heda!" rief er. „Was wird da getrieben?"

Das Arbeiten hörte auf, und nach einigen Augenblicken trat der alte Andreas mit einem Spaten auf der Schulter hinter dem Pavillon hervor.

„Er, Andreas?" herrschte ihn Herr Friedrich an. „Was hat Er hier zu schaffen? Hat ihn mein Bruder etwa hier zur Arbeit herbeordert?"

Der Alte schob seine Pudelmütze von einem Ohr zum andern. Die Frage mochte ihm unerwartet kommen; hatte er doch noch von dem seligen Herrn her einen Schlüssel zu der Gartenpforte und seit über einem Vierteljahrhundert einzig nach dem Kalender, den er in seinem Kopfe trug, die Beete umgegraben, Erbsen und Bohnen nach seiner eigenen Wissenschaft gelegt und Bäume und Gesträuche angebunden und beschnitten. „Herbeordert?" sagte er endlich. „Nein, Herr; so herbeordert hat mich Niemand; aber wenn's nicht Alles in die Wildniß gehen sollte, so war es just die höchste Zeit."

„Was kümmert Ihn das," rief Herr Friedrich, „ob es hier verwildert?"

Der Alte hatte seinen Spaten in die Erde gestoßen. „Was mich das kümmert?" wiederholte er, und sah völlig verdutzt zu dem Sohne seines alten Herrn hinüber.

„Freilich Ihn!" fuhr Dieser fort; „denn wer wohl, meint Er, daß Ihm seine Arbeit hier bezahlen werde?"

„Nun, Herr; es wird schon Alles angeschrieben."

„So schreib' Er's gleich nur in den Schornstein," rief Herr Friedrich, „und verthu' Er seine Zeit nicht, die Er besser brauchen kann!"

Andreas wischte mit der Hand den Schweiß von seiner Stirne. „Wenn das Ihr Ernst ist, Herr Jovers," sagte er, „so kann ich freilich nur nach Feierabend hier noch arbeiten; das aber" — und er erhob den Spaten und zeigte damit nach dem Kirchhofe hinüber — „thu' ich meiner alten Herrschaft da zu Liebe."

Herr Friedrich sagte Nichts; Andreas aber ging mit seinem Spaten fort, und bald wurde wieder das einförmige Geräusch des Grabens in der Morgenstille hörbar.

Der Andre stand noch eine Weile an derselben Stelle, als müsse er die Spatenstiche zählen, die er drüben den alten Arbeiter machen hörte; dann wandte er sich plötzlich und ging weiter in den Kirchhof hinein, bis zu dem Grabe seiner Eltern. Hier saß er lange auf den Steinen, welche die Familiengruft bedeckten, und blickte auf den grünen Koog hinunter, und darüber hinaus auf den silbernen Strich des Meeres, wo in der Ferne die Masten des guten, ihm so wohlbekannten Schiffes „Elsabea Fortuna" sichtbar wurden.

Als es in der Stadt vom Thurme Sieben schlug, stand er wieder an dem alten Gartenzaune. Der vorübergehende Todtengräber, dessen Gruß er nicht zu bemerken schien, gewahrte mit Verwunderung, wie Herr Friedrich Jovers mit seinem Stocke recht unbarmherzig gegen einzelne der alten Büsche stieß, während doch, wie von einem frohen Entschluß, ein stilles Lächeln auf seinem Antlitz lag.

Plötzlich aber richtete Herr Friedrich sich auf und schritt aus dem Kirchhofe in die Stadt hinein; er schritt nicht seiner Wohnung zu, sondern die lange Osterstraße hinauf, wo das Haus des Meisters Hinrich Hansen lag.

Und acht Tage später, an einem sonnigen Spätnachmittage, hielt der Chaisewagen des Senators wieder vor dessen Hausthür; die Reisenden sammt Kind und Kindsmagd waren heimgekehrt. Als der schlafende Erbe glücklich vom Wagen und oben in der Kinderstube untergebracht war, lief die junge Frau, wie zu neuer freudiger Besitznahme, durch alle Räume ihres Hauses, und als sie hier überall gewesen war und, Dank der alten schwiegerelterlichen Köchin, Alles in musterhafter Ordnung vorgefunden hatte, schritt sie langsam den Gang hinab, der an der Küche vorbei zur Hofthür führte. Ihr Gesicht war plötzlich ernst geworden, und es dauerte eine Weile, bevor sie die Klinke aufdrückte und hinaustrat.

Allein so zögernd sie hinausgegangen war, so rasch kam sie jetzt zurück; sie flog fast an der Küche vorüber nach dem Hausflur; ihre Augen strahlten; „Christian, Christian Albrecht!" rief sie. „Wo steckst Du? Komm' doch, komm' geschwinde!"

Da trat er schon mit heiterem Antlitz aus der Schreibstube auf sie zu.

„Komm'!" rief sie nochmals und ergriff ihn bei der Hand. „Ein Wunder, Christian Albrecht, ein wirkliches Wunder! Wie aus dem Döntje von dem Fischer un sine Fru! Ein schwarzer jütscher Topf, ein Haus, ein Palast; immer

höher und höher, und dann eines angenehmen Morgens — ‚Mantje, Mantje Timpe Te!‘ — da sitzen sie wieder in ihrem schwarzen Pott!“ Und sie sah mit glückseligen Augen zu ihrem Mann empor.

Auch aus seinen guten Augen leuchtete ein Strahl des Glückes. „Ich habe es schon gesehen,“ sagte er, „aber es ist kein Wunder, es ist viel besser als ein Wunder.“

Und als sie dann Arm in Arm auf den Hof hinaustraten, der wieder hell und frei, wie früher, vor ihnen lag, da sahen sie die hohe Mauer bis auf ihr altes Maß hinabgeschwunden, und hinter der niedrigen Grenzscheide stand Herr Friedrich Jovers und streckte schweigend dem Bruder seine Hand entgegen.

„Friedrich!“

„Christian Albrecht!“

Die Hände lagen in einander; aber jetzt erhob Herr Friedrich den Kopf, als ob er nach den Fenstern des elterlichen Hauses hinüberlauschte.

„Worauf hörst Du, Bruder?“ frug ihn der Senator.

Einen Augenblick noch blieb der Andere in seiner horchenden Stellung, dann ging ein Lächeln über sein ernstes Gesicht. „Ich meinte, Bruder, daß unser alter Papagei mich riefe; aber er hat es neulich Abends schon gethan.“

Und als er das gesagt hatte, legte er die eine Hand auf den oberen Rand der Mauer, und mit einem Satze schwang er sich hinüber.

„Mein Gott, Friedrich,“ rief Frau Christine, indem sie einen raschen Schritt zurücktrat, „ich habe Dich noch niemals springen sehen!“ Und dabei standen ihre Augen voll von Thränen.

Er faßte seine Schwägerin an beiden Händen. „Christine,“ sagte er, „dieser Sprung war nur ein Symbolum; ich werde künftig wieder hübsch auf ebener Erde bleiben.“

Der Senator blickte heiter in den nun wieder frei gewordenen Luftraum. „Lieber Bruder,“ begann er mit bedächtigem Lächeln, „die ganze Mauer war ja eigentlich nur ein Symbolum, außer, daß sie denn doch leibhaftig dagestanden, und währenddem der alte Friedebohm sich seine Federn nicht mehr schneiden konnte“ — —

Herr Friedrich unterbrach ihn: „Wenn's gefällig wäre, so nehmet noch einmal Euere eben abgelegten Hüte, und begleitet mich auf einer kurzen Promenade!“

„Was Du willst! Friedrich!“ rief Frau Christine. „Alles, was Du willst!“ Und da Herr Christian Albrecht gleichfalls einverstanden war, so gingen sie miteinander durch das elterliche Haus, und Herr Friedrich führte sie den bekannten Weg hinten um die Stadt, an der grünen Marsch entlang und wieder in die Stadt hinein.

Sie hatten längst bemerkt, daß er sie zu dem in Streit befangenen Garten führe; aber sie fragten nicht; sie gingen schweigend und in freudiger Erwartung neben dem Bruder her.

Am Eingange empfing sie der alte Andreas, die Steigharke in der Hand, ein schelmisches Schmunzeln im Gesicht; Alles zeigte sich in schönster Ordnung, an den jungen Apfelbäumen waren alle Blüthensträuße aufgebrochen.

Herr Friedrich beschleunigte seine Schritte, während er den Muschelsteig

zum Pavillon hinauf, dann aber an demselben vorbei und nach der Kirchhofseite zuschritt. Als sie hier aus dem Gebüsch hinaustraten, stieß Frau Christine einen leichten Schrei aus, wie er sich in freudiger Ueberraschung so anmuthig von dem Frauenherzen löst; denn an der Stelle des krüppelhaften Zaunes, welcher sonst die Scheide gegen den Kirchhof hin bezeichnet hatte, erhob sich vor ihnen eine stattliche Mauer, wie Herr Christian Albrecht sie sich immer hier gewünscht hatte. „Nun gewißlich," rief die hübsche Frau, „da steht es vor uns, auch die Liebe kann" — —

Aber Herr Friedrich nahm ihr das Wort vom Munde. „Die Frau Schwester meinen," sagte er höflich, „Meister Hansen's Leute können, wenn auch keine Berge, so doch eine Mauer recht gescheidt versetzen; mich selber anbelangend, so habe ich hierbei auf des Herrn Bruders gütigen Consens gerechnet. Und, Christian Albrecht," fuhr er in herzlichem Tone fort, indem er sich zu seinem Bruder wandte, „hiemit, so Du gleichen Sinnes bist, ist unser Proceß am Ende; Du hast das Urtheil unseres Magistrates für Dich; meinen Einspruch habe ich zurückgezogen. Thue Du nun ein Uebriges und bestimme als der Aelteste, wie es mit dem Garten soll verhalten werden! Wie Du die Theilung vornimmst, ich bin es jedenfalls zufrieden."

Herr Christian Albrecht hatte dieser Rede zugehört wie Einer, welcher zugleich einem eigenen Gedanken nachgeht. „Ist das Dein Ernst, Friedrich?" sagte er, seinem Bruder voll in's Antlitz sehend; „Dein wohlbedachter Ernst?"

„Mein voller, wohlbedachter Ernst," erwiderte Herr Friedrich ohne Zögern.

„Nun denn," rief Christian Albrecht freudig, „so theilen wir gar nicht, Bruder Friedrich! ‚Jovers-Garten' hat es hier von Großvaters Zeiten her geheißen, so darf es jetzt nicht Christian-Albrecht's- oder Friedrich's-Garten heißen!"

Einen Augenblick lang zogen Herrn Friedrich's dunkle Brauen sich zusammen, als ob er über einen Gewaltstreich seines Bruders zürnen müsse; dann aber wurde es plötzlich hell auf seinem Antlitz, wie Christian Albrecht in so raschem Wechsel es nur bei ihrem Vater einst gesehen hatte. Lebhaft ergriff er seines Bruders Hand: „Topp, Christian Albrecht! Aber wie war's nur möglich, daß dies damals Keinem von uns Beiden eingefallen ist?"

Herr Christian Albrecht lächelte. „Ich glaube Friedrich, wir haben damals Beide etwas laut geredet; da konnten wir die eigne Herzensmeinung nicht vernehmen."

Frau Christine, die in stiller Freude dem Gespräch der Brüder zugehört hatte, hob jetzt ihre Uhr empor, die sie, noch von der Reise her, an einem schweren Gürtelhaken bei sich führte. „Vesperzeit, wenn's beliebet!" rief sie. „Und, Friedrich, Du speisest doch heut' Abend bei uns? Die alte Margreth wird schon löblich vorgesehen haben! Freilich — Deine perdrix aux truffes, die hast Du ein für alle Mal verlaufen."

Es war zu Ende Juli. Frau Antje Möllern saß bei Frau Nachbar'n Jipsen auf der Beischlagsbank und erzählte Dieser noch einmal, wie schon mehrere Mal zuvor, daß es nun nichts nütze, da drüben noch länger haus-

zuhalten; denn die da — und sie nickte nicht eben sanft nach dem alten Kaufherrnhaus hinüber — habe nun auch Herrn Friedrich Jovers ganz in ihren Schlingen; sie, Antje Möllern, habe dies dem Letzteren auch rund heraus gesagt und dann zugleich auf Michael gekündigt; und Frau Nachbar'n Jipsen erwiderte darauf, heute gleichfalls nicht zum ersten Male, daß sie das Alles längst vorausgesehen habe.

Unten im Rathsweinkeller saß an diesem warmen Nachmittage der goldene Advokat und demonstrirte dem Herrn Stadtsecretär, der aus den oberen Rathhausräumen zu einem kühlen Trunk herabgestiegen war, wie er die scharfsinnigen Deductionen seiner Klage- und Replikrecesse, welche — ganz sub rosa — denn doch über den Horizont des ehrenwerthen Magistrats hinausgingen, nun, leider, ganz umsonst geschrieben habe; und der stets höfliche Herr Stadtsecretär tupfte dem Goldenen recht freundlich auf die Schulter und sagte lächelnd: „Umsonst, Herr Siebert Sönksen? Doch wohl nicht ganz umsonst! Da müßten wir die Herren Jovers doch nicht kennen!" — Und der Goldene lächelte gleichfalls und griff behaglich nach seinem Spitzglas Rothen.

Draußen in den Gärten aber war es in der Stachelbeerenzeit, und in „Jovers-Garten" war heute überdies ein großer Familienkaffee. Der Herr Onkel Bürgermeister und der Herr Vetter Kirchenpropst mit ihren Frauen waren da; und der alte Friedebohm und der alte Andreas waren da, Jeder an dem Platze, der ihnen zukam, und der alte Papagei saß auf seiner hohen Stange vor dem Pavillon, und auch Musche Peters in seinem neuesten Anzug mit einer kleinen Zopfperücke fehlte nicht; selbst den kleinen Erbprinzen hätte man in seinem Kinderwagen an einem stillen Schattenplätzchen finden können; freilich bis jetzt nur schlummernd unter der Hut der treuen Kindermagd. Im Innern des Pavillons aber vor den weit geöffneten Flügelthüren waltete Frau Christine des blinkenden Kaffeetisches, während drunten vor der Stacketpforte sich zusammendrängte, was die kleine Gasse an neugierigen Weibern und lustiger Jugend aufzubieten hatte. Die Weiber erzählten sich von der guten seligen Frau Senator'n und nickten dabei nach der innern Wand des Pavillons hinüber, wo die unermüdliche Dame Flora nach wie vor mit ihrer Rosenguirlande tanzte; die Buben dagegen, die sich allmälig den ersten Platz vor der Pforte erobert hatten, wiesen mit ausgestreckten Armen nach den großen rothen Stachelbeeren, die auf den Rabatten in schwerer Fülle an den Büschen hingen. Mitunter hörte man sie den Namen des jungen Herrn Senators nennen; sie schienen auf ihn zu warten, dessen milde Hand ja auch nach dem Hintritt der guten alten Frau Senator'n noch vorhanden war. „Da kommt he! Kiek mal, da kommt he!" riefen ein paar von ihnen, deren gierige Augen eben einen Schimmer seines pfirsichfarbenen Rockes erspäht hatten; aber sie wurden plötzlich stille, als sie ihn an der Seite des gefürchteten Herrn Friedrich Jovers aus einem belaubten Seitengange treten sahen.

Die beiden Brüder gingen schweigend nebeneinander; aber auf ihrem Antlitz lag noch der friedliche Ausdruck des traulichen Gespräches, welches sie vorhin die stilleren Seitengänge hatte aufsuchen lassen. Auch jetzt noch wandten sie sich

nicht wieder zur Gesellschaft, sondern schritten in stummem Einverständniß den breiten Muschelsteig hinab.

Ihnen im Rücken hatte inzwischen Musche Peters sich der Papageienstange genähert und suchte in Ermangelung gleichberechtigter Unterhaltung mit dem gefiederten Gaste in bescheidenem Flüstertone anzuknüpfen; sogar ein Stückchen Zucker wagte er dem Papchen hinzuhalten. Aber der grüne Unhold schien für diese Aufmerksamkeiten keinen Sinn zu haben; statt nach dem Zucker hackte er nach Musche Peters' Finger und schrie dann gellend, als wolle er's nun ein für alle Mal gesagt haben: „Komm 'röwer!"

Als der Schrei des Vogels das Ohr der beiden Brüder erreichte, flog über Herrn Friedrich's Angesicht ein Schatten, wie aus jener Nacht, von der er seinem Bruder heut' zum ersten Mal gesprochen hatte. Der Senator aber faßte seine Hand und sagte leise: „Mein Friedrich, das hat jetzt keine Bedeutung mehr; Du bist nun ein für alle Mal hinüber."

Als Herr Friedrich hierauf den Kopf erhob, um seinen Bruder anzublicken, blieben seine Augen auf dem Bubenhaufen vor der Pforte haften, und die finstere Miene wurde von einem fast schelmischen Lächeln fortgedrängt. „Keine Bedeutung mehr?" sagte er, die Worte des Bruders wiederholend. „Meinst Du, ich verstünde ganz allein die Papageiensprache?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, rief er mit lauter, kräftiger Stimme: „Hollah, Jungens, wat seggt de Papagoy?"

Da kam zuerst eine noch etwas zaghafte Stimme, dann aber eine nach der andern, und immer lauter und lauter: „‚Komm 'röwer! Komm 'röwer!' seggt de Papagoy!"

Und lustig winkend erhob Herr Friedrich den Arm: „Nun denn, alle Mann hoch: ‚Komm 'röwer!'" und eben so lustig wies seine Hand nach den brechend voll beladenen Stachelbeerbüschen.

Zuerst sahen die Jungen nur einander an und flüsterten angelegentlich miteinander; sie konnten sich's nicht denken, daß der böse Herr Friedrich Jovers mit einem Male so erstaunlich gut geworden sei. Als aber jetzt die beiden Herren Jovers in ein unverkennbar herzliches Lachen ausbrachen, da war kein Halten mehr, Einer wollte noch eher, als der Andere, und bald sprang und fiel und purzelte der ganze Schwarm über die Pforte in den Garten hinab, und unter jeder Stachelbeerstaude saß mit lachendem Angesicht ein unermüdlich schmausender Junge.

„Christian Albrecht," sagte Herr Friedrich, den Arm um seines Bruders Schulter legend, „wenn erst Deine Jungen hier so in den Büschen liegen!"

Da erscholl hinter ihnen vom oberen Theil des Gartensteiges ein helles fröhliches „Bravissimo!" und als sie sich hierauf umwandten, da stand in der offenen Thür des Pavillons inmitten aller Gäste die junge, anmuthige Frau Senatorin; mit emporgehobenen Armen hielt sie den Brüdern ihr eben erwachtes Kind entgegen, das mit großen Augen in die bunte Welt hinaussah.

Alessandro Manzoni's heilige Hymnen.

Von

Paul Heyse.

Im Jahre 1805 hatte Manzoni, zwei Jahre bevor er den Vater verlor, seine treffliche Mutter nach Paris begleitet. Sie war die Tochter jenes Cesare Beccaria, der mit seiner Schrift De' Delitti e delle Pene einen so bedeutenden Umschwung in den Rechtsanschauungen seiner Zeit hervorgebracht hatte. Giulia Beccaria, die älteste seiner Töchter, hatte im Jahre 1782 Don Pietro Manzoni geheirathet; am 7. März 1785 war Alessandro geboren worden. Als der zwanzigjährige Jüngling Italien verließ, waren die ersten Eindrücke seiner von Geistlichen geleiteten Erziehung bereits in seiner Seele erloschen. Die freie Bewegung der Geister jener Zeit hatte ihn mächtig ergriffen, die Gesellschaft, in die er eintrat, war ungläubig, die Freundin seiner Mutter, Frau von Cabanis, versammelte in ihrem Hause zu Auteuil[1]) einen Kreis bedeutender Männer, die das Erbe der Encyklopädisten durch die Stürme der Revolution hindurch treu bewahrt hatten. Cabanis selbst, Volney, Garat — derselbe, der Ludwig XVI. das Todesurtheil vorgelesen hatte — vor Allem der edle Fauriel kamen dem jungen Italiener mit herzlicher Freundschaft entgegen. Aber wenn er der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich entschieden anschloß, ja über Voltaire's Deismus wol noch einen Schritt hinaus that, wehrte sich doch der sittliche Adel seiner Natur und sein jugendlicher Idealismus gegen den frivolen Materialismus und die absolute Skepsis, die beim Beginn der Napoleonischen Herrschaft in der Luft lagen. Der starke und schlichte ethische Zug seines Wesens, der ihm ein langes Leben hindurch treu blieb und seine Gestalt selbst den Gegnern ehrwürdig machte, kündigte sich schon damals in voller Klarheit und mit der Würde einer unerschütterlichen Ueberzeugung an. In jenem ersten von ihm veröffentlichten Gedicht auf den Tod Carlo Imbonati's redet er den Schatten des abgeschiedenen Freundes seiner Mutter, der ihm im Leben nie begegnet war und Nachts an sein Lager tritt, mit den flehenden Worten an:

O zeige
Den Weg mir, der hinan zum Gipfel führt,
Daß, wenn ich fallen soll auf steiler Bahn,
Die Welt doch sagt: Er fiel auf eigner Spur. —

[1]) Der berühmten Maisonnette.

Und Er: Fühlen und denken sollst du; Wen'ges
Dir gnügen lassen; nie die Augen wenden
Vom Ziel hinweg; die Hand so wie das Herz
Stets rein erhalten; von der Menschen Treiben
Nur so Viel selbst erproben, als man braucht,
Es nicht zu achten; nie dich dienstbar machen;
Mit Schlechten nie pactiren; nie die heil'ge
Wahrheit verrathen; nie mit einem Wort
Der Tugend Hohn, dem Laster Beifall zollen. —
O Meister! rief ich, o mein güt'ger Führer!
Verlaß mich nicht! Laß deiner Weisheit Strahl
Mir nicht erlöschen! Bleib und leite mich,
Daß nicht Natur und Jugend mir den Geist
Blind machen und des Herzens Stimme knechten!

Man sieht deutlich aus diesen Versen, daß der junge Dichter, der sich zu so hohen sittlichen Idealen bekennt, mit der Milch der antiken Philosophie genährt worden ist, wie jenes andere Poemetto, das er wenige Jahre darauf unter dem Titel Urania veröffentlichte, ihn auch von Seiten der Form und des poetischen Apparates als einen treuen Schüler der classischen Literatur zeigt. Musen und Grazien, Pindar und Erinna treten darin auf, und nur die wärmere Empfindung und die reizende Frische des Colorits verrathen schon hier das mächtige Talent, das bald mit allen Traditionen der italienischen Classicisten brechen sollte, um die neue Schule zu gründen, deren wahres Wesen durch das Schulwort der Romantik so schief und irreführend bezeichnet worden ist.

Doch erst eine große innere Umwandlung, eine völlig veränderte Weltanschauung sollte diese künstlerische Wiedergeburt in ihm hervorrufen.

Mutter und Sohn waren im Jahre 1807 nach Italien zurückgekehrt. Im Frühling 1807 hatte Alessandro die sechzehnjährige Tochter eines Genfer Banquiers, Henriette Louise Blondel, kennen gelernt und zu Anfang des Jahres 1808 sich mit ihr vermählt [1]). Die Braut war Protestantin gewesen. Im zweiten Jahre nach ihrer Verheirathung trat sie in Paris zum Katholicismus über. Ihr Gatte hatte sie gewähren lassen, wie er sich selbst die vollste Freiheit der Ueberzeugung ihr gegenüber zu wahren wußte. Aber der bedeutungsvolle Schritt, den die tief und eigen angelegte junge Frau aus innerstem Bedürfniß gethan, regte ihn an, aus seiner kühlen Zurückhaltung religiösen Problemen gegenüber herauszutreten und mit dem Ernst, den er an alle geistigen Aufgaben wandte, die Grundlagen des Glaubens, dem seine Frau anhing, zu studiren. Wenig ist über diese entscheidende Epoche seines Lebens bekannt. Es wird nur erzählt, daß er eines Tages in der Kirche St. Roch zu Paris lange in Betrachtung versunken den Mysterien der Offenbarung nachgedacht und plötzlich in die Worte ausgebrochen sei: „O mein Gott! wenn du bist, so enthülle dich mir!" — und aus dieser Kirche sei er als gläubiger Katholik hinweggegangen.

Welchen Antheil der Einfluß der jungen Frau, der Bekehrungseifer der Neubekehrten, an der Umwandlung Manzoni's aus einem Anhänger der Ency-

[1]) Sie starb im J. 1833, nachdem sie ihrem Gatten zehn Kinder geboren, drei Söhne und sieben Töchter.

klopädisten in einen orthodoxen Katholiken gehabt habe, ist nicht nachzuweisen. Wir wissen nur, daß Gino Capponi, als er im Jahre 1827, kurz nach dem Erscheinen der Promessi sposi den Dichter und seine Gattin in Florenz kennen lernte, die Frau, die nicht schön und von wenig Worten war, gerade nach diesen wenigen Worten und ihrem ganzen Benehmen für die vera ispiratrice des Dichters erklärte. Er selbst hat sein Trauerspiel Adelchi ihr zugeeignet mit Worten der tiefsten Liebe und Verehrung[1]). Niemand aber, der Leben und Werke des seltenen Mannes im Zusammenhange betrachtet hat, wird zu glauben geneigt sein, daß irgend einem, selbst dem geliebtesten Menschen zu Gefallen, ohne innerstes Bedürfniß, sich die Abkehr von den Idealen seiner Jugend in ihm vollzogen habe. In der wundersamen Mischung der Elemente, die seine Natur gebildet, ist keines mächtiger, als der starke, bis zum Eigensinn gesteigerte Trieb, Alles ihm nicht völlig Gemäße unerbittlich abzulehnen. Keinem fremden Einfluß hat er jemals die geringste Macht über die Richtung seines geistigen Lebens gestattet, und so bescheiden er von seinen Gaben dachte, so entschieden wahrte er Freunden und Feinden gegenüber das Recht seiner Persönlichkeit. Nicht einen Augenblick hatte ihn die Pietät gegen seine frühesten Lehrer abgehalten, in jenem Gedicht auf Imbonati die später so tief bereuten Schmähungen[2]) gegen die geistliche Schule auszustoßen und sich zu rühmen, daß er

Im schmutz'gen Pferch erzogen mit der Heerde,
Die dürren Strünke dann verschmäht, die Weide
Schmuckloser Stoppeln, von der stinkenden
Krippe hinweg das Antlitz kehrte, frei
Entschlossen aus Ascräa's Quell zu schlürfen.

Aber auch dieser Trank konnte ihm nicht lange den Durst der Seele stillen. Wenn — außer Macchiavelli — wohl nie ein Italiener gelebt hat, der ein größerer Todfeind der Phrase gewesen wäre, als Manzoni, wie kann es uns Wunder nehmen, daß die blutlosen Schemen des abgelebten Classicismus, der mythologisch-allegorische Plunder, mit dem ein Monti sich in allen Phasen seines wechselvollen Hofpoetenlebens zu drapiren wußte, ihm bald als eine künstliche Puppenwelt, als ein fremder und falscher Aufputz erscheinen mußten! Er, der berufen war, die italienische Literatur in neue Bahnen zu führen, er durfte selbst mit einer gewissen Heftigkeit von den Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts sich lossagen und seine eigenen Anfänge verleugnen.

Denn nur für Diejenigen, die bei künstlerischen Aufgaben nicht den ganzen Menschen einsetzen, und zumal die Literatur als Geschmackssache betreiben, gilt was Goethe in seinem Aufsatz über „Classiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend" gesagt hat: „daß Jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verleugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen

[1]) Der Name Enrichetta bezeichne ihm: „Glauben, Reinheit, Verstand, Liebe zu den Ihrigen, Wohlwollen gegen Alle, Opferfähigkeit, Demuth, Alles, was heilig, Alles, was liebenswürdig ist" — so schrieb er einer Enkelin, die den Namen der Großmutter trug, einundzwanzig Jahre nach dem Tode der Gattin in ihr Album. (Briefe v. A. M., herausg. von G. Sforza, S. 423.)

[2]) Man vergleiche in den von Giov. Sforza herausgegebenen Lettere di A. M. (Pisa 1875) den 47. und 71. Brief.

Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat."

In so vollem Maße aber die letzten, von Goethe ganz allgemein auf die neue Schule angewandten Worte insbesondere von Manzoni gelten dürfen, so wenig war die Zurückwendung des jungen Dichters zur naivsten Gläubigkeit eine literarische Angelegenheit für ihn. Ein seelisches, kein ästhetisches Ungenügen hatte ihm den classischen Parnaß verdächtigt. Urania hatte sein Herz leer ausgehen lassen und sein metaphysisches Bedürfniß mit Allegorieen moralischer Begriffe abgespeist. Sein Verhältniß zu Gott und Welt aus eigener Macht neu zu befestigen, fehlte es seinem Geist an Kühnheit und Tiefe. Die Bescheidenheit und Schlichtheit seines Charakters wiesen ihn an auf Unterordnung unter die Autorität der Geschichte, deren Macht sich auch an seiner künstlerischen Natur zu allen Zeiten bewähren sollte. Wenn es daher nicht nachzuweisen sein wird, auf welchem Wege die offenbarte Religion zunächst in sein Inneres eindrang, auf dem der Phantasie oder des Gemüthes, so wird doch Niemand bezweifeln, daß beide Kräfte der Seele einen gleich echten und innigen Antheil an seiner Umwandlung hatten, daß die einfach rührende Schönheit der heiligen Legende den Dichter in ihm mit derselben Unwiderstehlichkeit für sich gewann, wie der sittliche Gehalt der Evangelien dem Menschen für alle Zeit zu einem unantastbaren Eigenthum wurde.

Auch hier sind die Goethe'schen Worte über den Einfluß der christlichen Tradition auf die romantische Schule in ihrer kühlen Allgemeinheit nicht geeignet, Manzoni's besonderen Fall hinlänglich zu bezeichnen. Nicht als ein „Bildungsmittel" galt ihm die Bibel, jene „Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist, als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten." Nicht als ein Stück Literatur, von anderen Literaturen noch so tief verschieden, sah er die Schriften des alten und neuen Testamentes an und versuchte, sich mit ihnen in ein Verhältniß zu setzen, das ergiebiger, intimer, dauernder auf seine „Bildung" gewirkt hatte, als irgend ein anderes. Zu einem Ereigniß ganz ohne Gleichen, einem von historischen Voraussetzungen nur zufällig abhängigen, im Grunde beständig gegenwärtigen persönlichen Erlebniß wurde ihm der gesammte Inhalt der katholischen Ueberlieferung, und Nichts hat die romantische Schule in Deutschland aufzuweisen, als höchstens Novalis' geistliche Lieder, was sich mit den wundersamen Zeugnissen dieser „Wiedergeburt", den Inni sacri, nur entfernt vergleichen ließe.

Schon die Art ihres Entstehens zeugt dafür, daß es sich hier nicht um einen „dankbaren Stoff", ein ergiebiges lyrisches Thema handelte, das den Dichter, als er in der neuen Region heimisch geworden, zur künstlerischen Verwerthung gereizt hätte. Nicht auf Einen Wurf, sondern in weiten Zwischenräumen entstanden sie, die Auferstehung zuerst, im Jahre 1812, als das Ereigniß, dessen gläubige Aufnahme am entschiedensten den Bruch mit der früheren Weltanschauung

bezeichnet; im Jahre darauf der Name Maria und die Geburt; erst zwei Jahre später, 1815, die Passion. Diese vier Hymnen erschienen dann in demselben Jahre in Mailand, und erst vier Jahre später ließ der Dichter die fünfte Hymne, Pfingsten, in einzelnem Abdruck — nur 50 Exemplare — folgen. Die geringe Zahl war nur allzusehr gerechtfertigt. Jenes erste Heftchen war entweder spurlos vorübergegangen — ein Freund, der 1819 im Conciliatore darüber schrieb, beklagte den scarso grido, das geringe Aufsehen, das sie erregt hatten, — oder hatte heftigen Widerspruch gefunden. Der Abate Salvagnoli Marchetti, einer der römischen Arkadier, sprach in dem Journal dieser poetischen Genossenschaft von der „armseligen, schrullenhaften und verkehrten Sorte von Versen, die neben so viel anderen unpoetischen und unitalienischen Sachen Manzoni ihnen beschert habe." Noch im Jahre 1829 fand derselbe Abate für gut, eine Schrift von 110 Seiten Text und 24 Seiten Vorrede unter dem Titel „Dubbi intorno agl' Inni sacri" zu veröffentlichen. Wir wissen nicht, was die Herren Arkadier mehr in Harnisch brachte: die Neuheit des Stils, der sich von den ausgetretenen Geleisen der akademischen Petrarchisten und Classicisten so dreist zu entfernen wagte, oder die naive Kühnheit, den biblischen Traditionen, welche die gebildete Welt der unwissenden Menge zu überlassen pflegte, wieder einmal ein volles Herz zuzuwenden und auch dichterisch vollen Ernst mit ihnen zu machen.

Nicht lange nach dem Erscheinen der ersten vier Hymnen hatte Goethe von ihnen Notiz genommen. Im Anschluß an den oben erwähnten Aufsatz in „Kunst und Alterthum" sprach er sich, nachdem er Manzoni's Namen früher nur dem Rufe nach erwähnt, und ehe er durch das Trauerspiel Carmagnola für den jungen Dichter ein tieferes Interesse gewonnen hatte, folgendermaßen über die heiligen Hymnen aus:

„Wenn sich über mannigfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten tiefern Grunde die sämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obwol nicht fremdartig.

„Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu, Stoff und Bezüge sind uns bekannt; aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

„Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundergebniß der christlichen Religion; das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchst anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menschengeschlechtes. Die Passion, als Nacht und Finsterniß aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit sich einen Augenblick zu unserm Heil versenken mochte.

„Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Silbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als

römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen; dieser wendet ihn aber, auf eine anmuthige Weise, gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft: Maria sei doch aus ihrem Stamme geboren, und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

„Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer, jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag."

Noch eine andere Aeußerung Goethe's über Manzoni's Lyrik ist uns aufbewahrt worden, in dem Bericht, den V. Cousin im Globe über eine Unterredung mit Goethe im Jahre 1825 veröffentlicht: Er habe Manzoni's Seele in seinen Hymnen gesehen. „C'est un catholique naïf et vertueux."

Und in der That, wenn wir uns Rechenschaft darüber geben wollen, wodurch der Eindruck, den diese lyrischen Ergüsse auf uns machen, sich von der Wirkung aller andern geistlichen Poesie zumal der romanischen Völker unterscheidet, so ist es zunächst und zumeist die seelenvolle Naivetät, mit der der Dichter dem tausendfach behandelten Stoff als einem ganz neuen, jungfräulichen, ihm zuerst kund gewordenen gegenübertritt. Hier ist Nichts zu spüren von dem Geist und den Formen einer durch lange kirchliche Tradition gleichsam legitimirten Stimmung, von conventioneller Andacht, die sich ihres guten Rechtes, anzubeten und dogmatisch zu meditiren, mit selbstbewußter Würde bedient; Nichts von der tändelnden Freude gewisser pietistischer Kirchenlieder, sich zu den Geheimnissen der Religion in ein möglichst familiäres Verhältniß zu setzen, so wenig wie von dem überspannten Zustande des Gemüths, das in die einfachen, durch langen Gebrauch ein wenig entkräfteten Formen und Formeln mit gewaltsamem Aufschwung einen neuen mystischen Gehalt zu legen sucht. Wir sehen einen reinen, innigen, dichterisch begabten Menschen, der von übermenschlichen Geheimnissen und tröstlichen Verheißungen Kunde erhalten hat, und in der entzückten Freude darüber das, was ihm mitgetheilt worden, nun aller Welt sagen will, als ob vor ihm noch kein anderer Zeuge dieser Offenbarungen aufgetreten wäre. Was auch in allen anderen Fällen den Dichter macht, daß die Ereignisse der Natur und des Menschenlebens, welche die Welt seit ihrem Bestehen erlebt, beobachtet, besprochen hat, ihm wie zum allerersten Male im Geist und in der Phantasie aufgehen, so daß er vom Bekanntesten, Alltäglichsten wie von einem unerhörten Wunder zu reden anfängt, das hat auch den heiligen Hymnen Manzoni's jene originelle Unschuld gewahrt, die den bis zur Erschöpfung hin und her gewendeten Stoff als einen zum ersten Male ergriffenen „frisch und neu erscheinen läßt". Nicht in dem Gefühl, auszusprechen, was die große Gemeinde der Gläubigen seit zwei Jahrtausenden bewegt hat, nicht im Dienste des Cultus und um von dem ererbten Schatz längst geprägter kirchlicher Weisheit den Aermeren mitzutheilen, läßt er seine Stimme vernehmen; es ist, als ob ein völlig unbefangener sinniger Heide in den Zeiten der ersten Kirche die evangelische Botschaft vernommen habe und, von ihrer Schönheit und Macht zum Glauben hingerissen, unwillkürlich in ein Nachstammeln der wundersamen Neuigkeiten aus-

breche. Er wundert sich noch über die Wunder; er erzählt allbekannte Dinge, wie wenn er sie aus bester Quelle gestern erst erfahren hätte; er erlebt in visionärer Kraft und Frische alle ergreifendsten Augenblicke der heiligen Legende mit und gibt davon Zeugniß mit einer so über allen Zweifel erhabenen Heiterkeit und Glückseligkeit, als ob er nie ein Wort davon gehört hätte, daß Jahrhunderte hindurch über den Sinn und Gehalt dieser Ueberlieferungen ein heftiger Kampf geführt worden sei. Und dieses naive Verhalten dem Inhalt seiner Dichtungen gegenüber hat nun auch ihrer Form einen Reiz und eine Macht verliehen, die wir in anderer geistlicher Poesie nur in zerstreuten Blitzen wiederfinden. Indem er Nichts voraussetzt, das, was ihn bewegt, als ein völlig neues Erlebniß mittheilt, hat er das Bedürfniß gefühlt, nicht blos sein Gefühl auszusprechen, wie die meisten frommen Sänger gethan, sondern vor Allem auch zu erzählen, was ihm begegnet ist. Hierdurch ist ganz ungesucht eine Verbindung und Durchdringung epischer und lyrischer Elemente entstanden, wie wir sie nur noch in Pindar's Hymnen in gleicher Vollkommenheit antreffen. Ja es will uns scheinen, als ob die Verschmelzung des Historischen und Subjectiven in Manzoni's Liedern noch glücklicher sei, als in jenen. Denn auch wo er erzählt und schildert, scheint er nur an sich zu denken, nur für sich selbst die Ereignisse recapituliren zu wollen. Es ist kein gleichmäßig ausgeführter Bericht, auf den es ihm ankommt, um einen Dritten, der noch Nichts von diesen Geheimnissen gehört, vollständig einzuweihen. Nur gleichsam die Spitzen der Ereignisse berührend erinnert er sich selbst an das Denkwürdigste, Rührendste, Tröstlichste, was er erfahren hat, um gleich darauf wieder in die Tiefe der Empfindung unterzutauchen, zu jubeln, zu danken, zu hoffen und zu wünschen, daß allen Menschen so wohl werden möge, wie ihm selbst, seitdem er diesen unerschöpflichen Inhalt für sein ganzes Leben gewonnen hat.

Und hier kam ihm die Schule zu Statten, in welcher er lange genug gesessen hatte, die geistige Zucht der antiken Dichter und Denker, die seinen künstlerischen Sinn hinlänglich hatten reifen lassen, um ihm auch in der überschwänglichsten Seelentrunkenheit Maß und Klarheit des Ausdruckes, Fülle und sinnliche Frische der Bilder, mit einem Wort: im romantischen Stoff den classischen Stil zu wahren. Wer diese Hymnen im Original studirt, wird immer von Neuem die Gedrängtheit und Prägnanz der dichterischen Sprache bewundern, die allen leeren rhetorischen Schmuck, alle Epitheta ornantia verschmäht, ohne einen Augenblick dürr und übergeistig zu werden. Der Dichter ist immer bei der Sache, aber immer mit dem ganzen Menschen. Wenn er in kühnen Uebergängen von Bild zu Bild fortschreitet — oft das einzelne mit einer Breite ausführend, die an homerische Kunst erinnert — läßt er doch nie einen erkältenden Hauch virtuoser Technik aufkommen, da Alles mit innigster Empfindung getränkt ist. Wir wissen ja, wie langsam er geschaffen, oder vielmehr das rasch Hingeworfene unermüdlich durchgearbeitet und bis in's Letzte von conventionellen Auswüchsen gereinigt hat. Er aber besaß in Wahrheit l'arte che studia di non parere, die Kunst, deren Streben es ist, sich zu verbergen, um wieder als Natur sich darzustellen. Niemand wird diesen Zauber seines Stils lebhafter an sich empfinden, als wer das Wagniß unternimmt, diese Dichtungen in irgend einer

Sprache nachzubilden. Auch ist es, meines Wissens, bisher in keiner versucht worden. Wenn ich es dennoch gewagt habe, und trotz der Ueberzeugung von der Unvollkommenheit des Ergebnisses diese Uebersetzungen hier veröffentliche, so geschieht es, um in Deutschland, wo Manzoni nur als der Dichter der „Verlobten" und jener gewaltigen Ode auf Napoleon bekannt ist, auf eine der merkwürdigsten Erscheinungen hinzudeuten, die zugleich zur Erklärung eines oft ausgesprochenen und bisher nie ergründeten Räthsels zu dienen vermag.

Im J. 1827 erschien Manzoni's größtes Werk, der Roman I promessi sposi, der ihn mit einem Schlage auf die Höhe der gesammten zeitgenössischen Literatur stellte und ihm einen so unvergänglichen Platz in der Weltliteratur sicherte, wie der Don Quixote dem Cervantes. Am 22. Mai 1873 starb er. In dem langen Zeitraum von 43 Jahren, während dessen er seinen wachsenden Ruhm, ja fast schon seinen eigenen Nachruhm erlebte, da man außerhalb Italiens vielfach ihn nicht mehr zu den Lebenden zählte, hat er außer einer Schrift über die katholische Moral und Abhandlungen über die Einheit der Sprache, die ihm nicht minder als die politische Einheit am Herzen lag, Nichts mehr veröffentlicht. Selten einmal regte sich seine lyrische Kraft, bei nationalen Ereignissen, deren jäher Umschlag dann mitten im Erguß die dichterische Stimmung in's Stocken brachte. Ein zweites episches Werk hat derselbe Mann, der zu den größten Erzählern aller Zeiten und Völker gerechnet werden muß, nie auch nur im Plane getragen, geschweige vollendet.

Man hat dies immer im höchsten Maße befremdlich gefunden. So viel plastische Kraft, so viel sichtbares Behagen am freien Spiel dieser Kraft, tiefste Menschenkenntniß und zarteste Mitempfindung aller menschlichen Leiden und Freuden, die wunderbarste Fähigkeit, sich in die individuellsten Zustände wie in historische Verhältnisse zu versenken und Charakterfiguren mit der gleichen Schärfe zu zeichnen, wie den Geist und Sinn der Zeit, in welcher sie wandelten, uns nahe zu bringen, — wer von den Vielen, die mit mehr oder weniger Glück den historischen Roman nach seinem Vorgange weiterzubilden suchten, konnte sich all dieser Gaben in ähnlicher Fülle und gleich erfreulichem Ebenmaße rühmen! Und doch hat ihrer aller Meister es über sich gewinnen können, weit über ein Menschenalter diese Kräfte schlafen zu lassen, unberührt von den anklagenden, verkennenden, preisenden und verlockenden Stimmen, die für und wider einen auctor unius libri laut zu werden pflegen.

Wer freilich der damals viel verbreiteten Meinung zustimmt, Manzoni habe sein Buch im Wetteifer mit Walter Scott's Romanen geschrieben, um, was Jener für Schottland und England geleistet, für seine lombardische Heimath zu thun: ein Stück ihrer Vorzeit in einem farbigen Bilde wiederzubeleben, dem wird es räthselhaft bleiben, daß nach jener poetisch verklärten Chronik aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht auch noch andere denkwürdige Historien die Phantasie des Dichters befruchtet haben sollten. In Wahrheit aber war es Manzoni, der nie um literarischer Erfolge willen eine Zeile geschrieben, um nichts weniger zu thun, als um die Schöpfung oder Acclimatisirung einer neuen poetischen Gattung. In das Studium jener Zeit aus ganz anderen Beweggründen vertieft, ergriff ihn plötzlich das Bild der armen Menschheit, wie es in der furchtbaren Heimsuchung der Pest, unter den wilden, zucht- und recht-

losen Verhältnissen jener Tage vor seine Seele trat; er erkannte, daß auf diesen Einen historischen Punkt sich Alles zusammendrängen ließe, was er über den sittlichen Zustand der Menschheit überhaupt, ihr tiefes Verderben, ihre Ohnmacht und Kraft, die natürlichen und übersinnlichen Heilmittel, die ihr verliehen, jemals gedacht und empfunden hatte; er begriff, daß die Entfernung von zwei Jahrhunderten ihm erlaubte, die verschiedenen Stufen christlicher Erkenntniß in viel reineren typischen Gestalten auszuprägen, als irgend eine romanhafte Begebenheit des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem die katholische Ueberlieferung nur noch in getrübten Umrissen lebendig war. Ein sittliches und ein religiöses Bedürfniß war es, kein literarisches oder historisches, was ihn zu seiner großen Dichtung begeisterte. Wenn das fertige Werk nichtsdestoweniger, und nicht ganz mit Unrecht, den Vorwurf auf sich zog, daß gewisse historische Ausführungen die Proportionen des Kunstwerkes zu zerstören drohten, entsprang auch dieser Fehler nicht sowol einer überwiegenden gelehrten Laune und Liebhaberei, als dem das ganze Werk durchdringenden Gewissensernst, der auch dem Zufälligen, für die Grundidee Unwesentlichen sein volles Recht angedeihen lassen mußte.

Als aber das Werk vollendet war, mußte das Gefühl sich des Autors bemächtigen, daß er mehr gethan, als eine schöne, bunte, heitere und rührende Geschichte erzählen, daß es ihm geglückt war, was bei der ersten Conception ihm dunkel vorgeschwebt hatte: die Entwickelung des sittlichen, nach seinem Begriff christlichen, Bewußtseins von den untersten bis zu den höchsten Stufen durchzuführen, die Geschichte der menschlichen Seele zu schreiben, wie sie vor ihm niemals in einem einzigen Werk zusammengefaßt worden war. Es ist hier nicht der Ort, den Roman darauf zu prüfen, wie weit ihm dies sein Vorhaben gelungen sei: die ganze Scala sittlicher Aufgaben und Gewissensfragen, welche der Mensch zu lösen und zu überwinden hat, in einer großen Reihe typischer Charaktere vor uns aufsteigen zu lassen. Es wäre einer eigenen Untersuchung werth, die das sittliche Genie Manzoni's vielleicht noch höher erheben würde, als sein dichterisches. Begreiflich aber ist nun, daß ein neuer „Stoff" ihn nicht mehr locken konnte. Was hätte er Neues zu sagen gehabt? Wie hätte es ihn, dem es nicht um den Beifall literarischer Coterieen zu thun war, ja kaum um den Ruhm, der Dichter seiner Nation zu sein, irgend reizen können, ein Thema von geringerer ethischer Tiefe zu bearbeiten, geschweige denn, nach dem Muster so mancher trefflicher Talente, die historisches Interesse mit poetischem Gehalt verwechseln, aus irgend einer andern Culturepoche ein Stück Ueberlieferung herauszugreifen, um sein Wissen und seine Kraft der Darstellung daran glänzen zu lassen! Durch die letzten Blätter seines unvergleichlichen Werkes weht eine Stimmung, die nach einem Dixi et salvavi animam klingt. Wie er in seinen Inni sacri von jeder literarischen Prätention frei geblieben ist und gerade darum auch Denen, die anderen Glaubens sind, so menschlich nahe kommt, so tritt auch in den Promessi sposi der Romandichter hinter dem Weisen und Menschenfreund zurück, und diese eterne pagine werden ein unverlierbarer Besitz der Menschheit bleiben, wenn längst die Mode, die heutzutage historische Bildung für Poesie nimmt, vorübergegangen und die Hochfluth romanhafter Geschichtsklitterungen sich im Sande verlaufen hat.

Geistliche Hymnen.

I.

Die Geburt.

(1813.)

Dem Felsen gleich, von Gipfelhöh'n
Ob steilem Bergeshange
Durch ungestüme Sturzgewalt
Entrückt mit Donnerklange;
Hinstürmend unaufhaltsam
Bricht er sich Bahn gewaltsam
Schlägt auf im Grund und steht;

Da, wo er hinfiel, regungslos
Ruht er nun träg für immer;
Vorüberzieh'n Jahrhunderte —
Nie mehr vom frühen Schimmer
Der Sonne wird er glühen,
Wenn kein befreundet Mühen
Von Neuem ihn erhöht:

So lag des ersten Sündenfalls
Unsel'ger Sohn im Staube,
Seitdem er, unaussprechlichem
Verheiß'nem Zorn zum Raube,
Sank in den Abgrund nieder
Des Weh's, aus dem nie wieder
Er hob sein stolzes Haupt.

Wer von den Schmachbeladenen
Vermaß sich solcher Weihe,
Zu dem unnahbar Heiligen
Zu sprechen: Herr, verzeihe!
Laß neuen Bund uns gründen!
Entreiß den Höllenschlünden,
Was frech sie dir geraubt!

Und sieh! ein Kind geboren ward,
Ein Sohn ist uns gegeben,
Vor dessen leisem Augenwink
Die finstren Mächte beben.
Er will die Hand uns reichen,
Erhöhn die Todesbleichen
Glorreicher als zuvor.

Es kommt ein Quell aus Aetherhöh'n
Zur Niederung geflossen,
Der durch das Thal der Kümmerniß
Lebendig sich ergossen.
Von Honig trieft's im Walde;
Auf unfruchtbarer Halde
Entsprießt ein Blumenflor.

O Sohn, du, den der Ew'ge sich
Von Ewigkeit gewonnen,
Welch ein Jahrhundert rühmte sich:
Mit mir hast du begonnen! —
Du bist! Der Welten Menge
Ist deiner Macht zu enge —
Sie wurden durch dein Wort.

Und hast gewürdigt anzuziehn
Des armen Staubes Hülle?
Welch ein Verdienst erhöhte sie
Zu solcher Ehren Fülle?
O dünkt dem Herrn erläßlich
Die Schuld, — wie unermeßlich
Reich ist sein Gnadenhort!

Heut' traf es ein. Nach Ephrata,
Der prophezeiten Stelle,
Schritt eine Jungfrau, Israels
Gestirn von ew'ger Helle.
Daß ihrer schweren Bürde
Sie dort genesen würde,
Es kam, wie er's beschloß.

Die hehre Mutter, dürftig nur
Deckt sie des Kindleins Glieder
Und legt ihn sanft und demuthsvoll
In's arme Kripplein nieder.
Dann kniet sie, anzubeten
Den Gott, an's Licht getreten
Aus ihrem reinen Schoß.

Der Engel, der zu künden kam
Der Welt die Freudenworte,
Nicht pocht' er an der Mächtigen
Vom Troß bewachte Pforte;
Nein, frommer Hirten Scharen
Will er sich offenbaren,
Der Erdenhoffahrt fern.

Und rings um ihn, geschwaderweis
Die nächt'ge Weite füllend,
Herniedersteigen Tausende,
In Flammenschein sich hüllend.
In seligem Gewimmel,
So wie man singt im Himmel,
Lobsangen sie dem Herrn.

Und sangen fort ihr Jubellied,
Zur Höh' zurück sich schwingend.
Langsam verklang, das Nachtgewölk
Von ferne noch durchdringend,
Der heil'ge Sang der Frommen,
Die gläubig ihn vernommen,
Bis er erstarb im Wind.

Da machten jene Glücklichen
Sich auf mit hast'gem Schritte
Und fanden, wie verheißen war,
Das Heil in dürft'ger Hütte,
Und sahn in Windeln liegen,
Sich in die Krippe schmiegen
Den Herrn, ein wimmernd Kind.

O schlummre, Kind, und weine nicht!
Schlaf, Himmelskind! Es wagen
Ob deinem Haupt die Stürme nicht
Mit Brausen hinzujagen,
Die du gewohnt auf Erden
Gleich wilden Kriegespferden
Zu zügeln mit der Hand.

Schlaf, Himmelskind! Noch wissen nicht
Die Völker, wer geboren;
Doch kommt der Tag, wo Alle dir
Zum Erbe sind erkoren,
Wo in verborgner Stille,
In armer Staubeshülle
Der König wird erkannt.

II.

Die Passion.

(1815.)

Die dem nahenden Zorn ihr erzittert,
Laßt zum Tempel uns feierlich schreiten,
Wie es Solchen geziemt, die erschüttert
Die verkündete nahe Gefahr.
Daß die Glocken zur Feier uns läuten,
Will der traurige Dienst nicht verstatten;
Wie ein Weib, das beweinet den Gatten,
Ist mit Flören verhängt der Altar.

Keine Hymnen erhellen die Trübe,
Wie den mystischen Weg sie begleiten
Des lebendigen Opfers der Liebe,
In die Wandlung des Brodes gehüllt.
Nur ein Klagegesang; den geweihten
Ließ Jesaias ertönen in Trauer
An dem Tag, da ein göttlicher Schauer
Das prophetische Herz ihm erfüllt.

Wen verkündest du, Juda's Prophete?
Wer soll blühn vor dem ewigen Gotte
Wie ein Sprößling aus steinigem Beete,
Nicht von labenden Quellen gespeis't?
Dieser Schwache, beladen mit Spotte,
Der das Antlitz verhüllt mit dem Tuche,
Wie getroffen vom himmlischen Fluche,
Und der Letzte der Sterblichen heißt?

Ja, er ist der Gerechte, verfallen,
Aber schweigend, den Waffen der Bösen,
Aber kampflos. Die Sünde von Allen
Warf der Herr auf sein heiliges Haupt.
Er ist Samson, gesandt zu erlösen
Sein Geschlecht mit dem eigenen Blute,
Hat der treulosen Braut, da er ruhte,
Ihm die Locken zu scheeren erlaubt.

Der da blickt aus den Sphären hernieder,
Ward von Adam's Geschlecht aus Erbarmen;
Von dem traurigen Erbe der Brüder
Nahm er selber sein Theil sich mit Lust;
Will die Schmach und das Herzweh der Armen
Und die Schauer des Todes empfinden
Und die Angst, die Gefährtin der Sünden,
Da er nimmer von Sünde gewußt.

Er ertrug's, daß sein schüchternes Bitten
Nicht Erhörung beim Vater gefunden,
Hat, o Grau'n! die Umarmung gelitten
Des Meineidigen, den er geliebt;
Doch in Qualen hat Der sich gewunden,
Wie bei Nacht sie der Mörder muß tragen,
Hört nur immer das Blut ihn verklagen,
Sieht, an Wem den Verrath er geübt.

O des Grau'ns! durch den Hohn der Gemeinen
Jenes göttliche Antlitz entehret,
Das die Söhne des Himmels, die reinen,
Nur betrachten mit heiliger Scheu!
Wie nach Weine der Trunkne begehret,
Wächst der Haß mit dem Hohne der Frechen,
Und es spornt sie die Lust am Verbrechen
Nur zu ärgerem Frevel aufs Neu'.

Wer er sei, jener stumme Verklagte,
Den zum Stuhle des Richters zu schleifen
Der Judäer, der trotzige, wagte,
Wie das Opfer man schleppt zum Altar,
Nicht der Römer vermag's zu begreifen;
Doch er wähnt in verblendetem Sinne,
Durch das Blut des Gerechten gewinne
Er die Rettung aus schwerer Gefahr.

Und zum Himmel, dem trauererfüllten,
Tönt die Bitte, die frevelnd sie thaten,
Daß die Engel ihr Antlitz verhüllten
Und Gott sprach: Was ihr heischet, geschehʼ! —
O dies Blut, das die Väter erbaten,
Ist als Fluch auf die Kinder gefallen;
Wie sie Zeiten auf Zeiten durchwallen,
Noch belastet es schwer sie wie je.

Doch da kaum auf das schimpfliche Lager
Nun der Dulder die Stirne geneiget
Und der seufzende Geist, als verzag' er,
Im Verscheiden ihm klagend entwich:
Sieh, wie dräuend der Herr sich erzeiget,
Da die Mörder ihr Jauchzen beginnen,
Wie er tritt auf die ragenden Zinnen,
Gleich als spräch' er: Bald sehet ihr mich!

Ach, um sein, des Geopferten willen
Sei dem Zorne der Stachel genommen!

Mag das Wort sich der Blinden erfüllen,
Doch, Erbarmer, in milderem Sinn!
Ja, sein Blut, es soll über sie kommen,
Doch wie Regen der Flur, daß sie grüne.
Wir sind allzumal Sünder; zur Sühne
Gab uns Allen sein Blut er dahin.

O und du, die den Sohn, den geliebten,
Sahst am Kreuze, den göttlichen, sterben,
Bitt' für uns, o du Hort der Betrübten,
Daß wir endlich ihn schauen im Glanz;
Daß die Leiden der Zeiten, die herben,
Die zur Trauer die Guten verdammen,
Mit dem Leiden des Sohnes zusammen
Uns verbürgen den ewigen Kranz!

III.

Die Auferstehung.

(1812.)

Er ist auferstanden! Wie
Ward vom Tod er losgekettet?
Durch das dunkle Thor, o sieh,
Nun zum andern Mal gerettet,
Der in fremde Macht gegeben?
Ja, ich schwör's bei Dessen Leben,
Der ihm half aus Grabesschoß:

Er ist auferstanden! Sacht
Hat vom Bahrtuch er erhoben
Sein geheiligt Haupt; mit Macht
Ward der Deckel weggeschoben
Von der Gruft, darin er ruhte.
Wie ein Held in trunknem Muthe,
Riß der Herr vom Schlaf sich los.

Wie ein Wandersmann im Wald,
Der auf halbem Wege ruhte,
Nun erwachend sich alsbald
Streift ein dürres Laub vom Hute,
Das sich an der Jahresneige
Langsam abgelöst vom Zweige,
Taumelnd sank und rastet hier:

So den trägen Marmor dort,
Der die hohle Gruft beschwerte,
Schleudert jener Starke fort,
Als die Seele wiederkehrte
Aus dem Schattenthal, dem düstern,
Dem Verstummten zuzuflüstern:
Steh nun auf, ich bin bei dir!

Und es gehn durch Israel,
Das betäubt lag, diese Worte:
Er, der Herr, Emanuel,
Hat gesprengt die dunkle Pforte.
Die ihr harrtet traumbefangen,
Eure Noth ist nun vergangen,
Der Erlöser kam der Welt!

Stieg vor ihm zum ew'gen Reich
Jemals, wen ein Weib geboren?
Zu befrei'n, ihr Väter, euch,
Pocht er an der Hölle Thoren,
Er, die Sehnsucht aller Zeiten,
Stark, den Erzfeind zu bestreiten,
Der verheißne Siegesheld.

Den Propheten gottbeseelt,
Ferner Zukunft Vorverkündern, —
Wie ein Vater wohl erzählt
Alte Mären seinen Kindern —
Ist dies höchste Licht erschienen,
Welches, redend einst aus ihnen,
Uns zu senden Gott verhieß;

Als Haggai Bürge ward
Und Jesaias: einst geboren
Werde, den die Welt erharrt;
Als, in Sinnen tief verloren,
Daniel's Seherblick, der klare,
Ungebor'ne Tag' und Jahre
Sich vorüber wandern ließ.

Frühe war's. In Thränen kam
Magdalena mit den Frauen,
Auszuklagen ihren Gram.
Da gewahrten sie voll Grauen,
Daß der Gipfel Zions dröhnte,
Und die Wache, die sie höhnte,
Stürzt' entgeistert auf die Knie'.

Und ein fremder Jüngling sitzt
Auf des offnen Grabes Rande;
Licht von seiner Stirne blitzt,
Reiner Schnee sind die Gewande.
Freundlich auf ihr banges Fragen
Hören sie ihn Antwort sagen:
Den ihr sucht, er ist nicht hie.

Fort nun mit dem Trauerflor,
Mit dem veilchendunklen Schleier!
Gold erglänze wie zuvor,
Und zur hohen Freudenfeier
Soll der Priester weiß erscheinen,
In der Kerzen Strahl den Seinen
Kundzuthun sein Auferstehn.

Vom Altar ein Ruf erging:
Himmelskön'gin, steh in Freuden!
Gott, den einst dein Schoß empfing,
Sich in Menschenleib zu kleiden,
Er erstand, wie er's verkündet.
Bitt' für uns! Erhörung findet,
So verordnet' er's, dein Flehn.

Brüder, dieser Tag gebeut,
Frohem Dienst ihn ganz zu weihen.
Fest und Schmaus geziemt sich heut',
Der Geringste soll sich freuen.
Keine Mutter soll versagen
Ihren Kindern, heut' zu tragen
Feierkleider, schmuck und frisch.

Mäßig sei des Reichen Mahl,
Jeder Tisch soll Gaben tragen,
Und das Gold, das sonst zumal
Diente üpp'gen Prunkgelagen,
Fließe nach den niedren Hütten,
Freud' und Segen auszuschütten
Heut' auch auf der Armuth Tisch.

Doch die Luft sei nicht entweiht
Durch Gelärm und wüstes Schreien.
Nicht an solcher Fröhlichkeit,
Kann sich der Gerechte freuen.
Nein, sie herrsche sanft und milde,
Himmlisch heiter, uns zum Bilde,
Welches Heil uns heut' geschehn.

Fromme Herzen! Schöner sehn
Sie die Festtagssonne tagen.
Aber was wird Dem geschehn,
Den die irren Füße tragen
Auf den Todesweg voll Grauen? —
Alle, die dem Herrn vertrauen,
Sollen mit ihm auferstehn!

IV.

Pfingsten.

(1818.)

Mutter der Heil'gen [1]), Ebenbild
Der Gottesstadt dort oben,
Zur Hüterin in Ewigkeit
Des reinsten Bluts erhoben,
Du, die du seit Jahrhunderten
Leidest und flehst und streitest
Und deine Zelte breitest
Von dem zu jenem Meer;

Bollwerk der Hoffnung, Kirche des
Lebend'gen Gotts, o sage,
Wo warst du? Wo, du Werdende,
Bargst du dich an dem Tage,

An dem dein König, hingeschleppt
Zum Berg, daß man ihn tödte,
Gefärbt mit Purpurröthe
Den Hochaltar umher?

Und als entrückt der Grabesnacht,
Die seinen Leib umfangen,
Des zweiten Lebens Schöpferhauch
War von ihm ausgegangen [2]),
Und als, in eignen Händen dann
Den Preis der Gnade bringend,
Vom Staub empor sich schwingend
Er vor den Vater trat:

[1]) Die Kirche Christi wird angeredet.

[2]) Ev. Johannis, Cap. 20, 21. 22.

In sein Geheimniß eingeweiht,
Genossin seiner Sorgen,
Wo warst du, seines Heldensiegs
Unsterblich Kind, verborgen?
Nur sicher durch Vergessenheit,
Nur wach in Angst und Schrecken,
Durftst du dich fern verstecken,
Bis jener Tag genaht,

Wo sich zu dir herniederließ
Der Geist, der Leben brachte,
Den nie verglüh'nden Fackelbrand
In deiner Hand entfachte,
Der dich gestellt auf Bergeshöh',
Das Weltrund zu erhellen
Und seines Wortes Quellen
Erschloß an deinem Mund.

So wie das Licht gedankenschnell
Zu allen Dingen gleitet
Und bunte Farben auferweckt,
Wohin sich's auch verbreitet,
So wiederhallte tausendfach
Des Geistes Ruf. Dem Parther,
Araber, Syrer ward er
In seiner Sprache kund.

Ihr, die ihr noch vor Götzen kniet
Rings in den Landen allen,
Blickt hin, hört von Jerusalem
Den heil'gen Ruf erschallen:
Es kehre, schnöden Dienstes satt,
Die Welt zu Ihm zurücke!
Und ihr, die schön'rem Glücke
Die Zeit entgegenführt,

Ihr Frau'n, die unterm Herzen ihr
Fühlt heimlich hüpfend Regen,
Der wehevollen Stunde schon
Mit Bangen harrt entgegen,
Laßt das Gebet zur Pronuba,
Der Fabelgöttin, schweigen!
Dem Heil'gen ist zu eigen,
Was euch im Schoß sich rührt.

Was seufzt, wenn sie die Kleinen küßt,
Die Sclavin noch voll Leide
Und sieht, die freie Kinder säugt,
Die Mutterbrust mit Neide?
Hat nicht der Herr die Armen auch
Erhöht, der Ueberwinder,
Und aller Evaskinder
In seinem Schmerz gedacht?

Ein neu Geschlecht verkündigen
Die Himmel, ein befreites,
Und glorreich neue Siegstrophä'n,
Die Früchte schönern Streites,
Und neuen Frieden, unberührt
Von Schmeicheln wie von Dräuen,
Der treu bleibt den Getreuen,
Ob ihn die Welt verlacht.

O heil'ger Geist, in Anbetung
Vor deinen Weihaltären,
Einsam in rauher Waldesnacht,
Schweifend auf öden Meeren,
Vom Andenschnee zum Libanon,
Von Erin bis Haiti,
So Viel die Sonne sieht, die
Von Herzen Eins durch dich —

Wir flehn zu dir! Laß wiederum
Dich mild zu uns hernieder!
Begnade, die dir zugewandt,
Und die verstockten Brüder.
Komm, schaff uns um, daß zweifellos
Der Glaube neu sich hebe,
Und den Besiegten gebe
Zum Lohn der Sieger sich.

Komm, Lieb', herab und sänftige
Der Geister stolzes Grollen.
Gedanken gib, die wandellos
Die Welt durchdauern sollen.
Laß deiner Gaben Segenskraft
Fortwachsen im Geheimen,
Wie langsam pflegt zu keimen
Die Blum' im Erdenschoß;

Die welken wird im Wiesengrund,
Und Keiner will sie pflücken,
Nicht wird sie je den Kelchesrand
Mit Farbenzauber schmücken,
Wenn nicht zu ihr von oben her
Das milde Licht sich wendet,
Das ringsum Leben spendet
Und aufzieht mühelos.

Wir flehn zu dir! Zur Seele des
Von Leid Gebeugten schwebe
Herab als sanfter Trosteshauch,
Der seinen Muth belebe.
Doch gleich der Windsbraut nahe dich,
Den Stolzen zu erschrecken,
Die Furcht in ihm zu wecken,
Bis Mitleid ihm erwacht.

Gib, daß zum Himmel, ihm bestimmt,
Der Blick des Armen reichet.
Sein Klagen wandl' in Jubel um,
Gedenkt er, wem er gleichet.

Der, dem geschenkt in Fülle ward,
Soll mild der Noth sich neigen,
Mit dem verschämten Schweigen,
Das hold die Gabe macht.

Laß in dem süßen Lächelblick
Des Kindes dich erkennen,
Und wenn in keuscher Purpurglut
Des Mädchens Wangen brennen;
Gib, daß die Jungfrau weltentrückt
Sich reiner Wonnen freue,
Und zücht'ge Lieb' und Treue
Hauch' in der Frau'n Gemüth!

Zähme des Jünglings Uebermuth
Im dreisten Wagespiele;
Lenke den festen Mannessinn
Zum unverrückten Ziele;
Des Greisen Herz — o füll' es an
Mit heilig heitrem Glücke
Und leucht' im irren Blicke,
Der hoffnungsvoll verglüht!

IV.

Der Name Maria.

(1813.)

Stumm eines Tags ist hohe Bergespfade
Hinan ein Nazarenisch Weib gegangen
Zu einer Greisin Haus, die noch die Gnade
Der Mutterschaft empfangen.

Und als sie sie begrüßt, die mit Geberden
Der Ehrfurcht staunend ihrem Gast begegnet,
Rief sie, Gott preisend: Alle Völker werden
Mich nennen hochgesegnet! —

Mit welchem Hohn hätt' ihr Vorausverkünden
Damals die stolze Zeit gehört! Zur Klarheit
Wie spät reift unser Geist! Wie tagt uns Blinden
Aus Nebeln erst die Wahrheit!

Wir, die wir Zeugen sind, daß alle Fernen
Der Zeit dein Wort gehorsam wiederhallten,
Die in der Liebe Hut wir deuten lernten
Der Himmelsmächte Walten,

Wir, o Maria, wissen, daß der Eine
Dein ahnend Wort erfüllt, das wundersame,
Der es in's Herz dir legte. Uns, du Reine,
Klingt nun geweiht dein Name.

Wir hören „Gottesmutter" drin erklingen;
Gegrüßt, du Sel'ge! Welcher Nam' auf Erden
Ist diesem gleich, so viele schon vergingen
Und noch ertönen werden?

Gegrüßt, du Sel'ge! Welche Zeit ist kommen,
Die nicht gelauscht auf dieses Namens Süße,
Wo nicht vom Vater ihn der Sohn vernommen,
Wo ihn nicht Berg' und Flüsse

Anrufen hörten! Deine Tempel baute
Nicht blos die alte Welt; auch jene neue,
Die ahnend einst der Genuese schaute,
Uebt deinen Dienst in Treue.

In welchen Sümpfen, jenseits welcher Meere
Blüht eine Blume, die noch Niemand pflückte,
Auf daß sie deiner lieblichen Altäre
Geweihte Stufen schmückte?

O Jungfrau, Herrin, Heil'ge sonder Gleichen,
Wie schön ruft man dich an in jeder Sprache!
Manch stolzes Volk berühmt sich deiner reichen
Huld, die es treu bewache.

Dich, früh am Tag, und wenn er sanft verglommen,
Und wenn er strahlend in's Zenith getreten,
Begrüßt das Glockenerz, das alle Frommen
Einlädt, zu dir zu beten.

Dein Name klingt von bangen Kinderlippen
Im dunklen Abendgrau'n; die Schiffer heben,
Wenn heulend der Orkan tobt um die Klippen,
Zu dir die Hand mit Beben.

In deinen Busen, Himmelsfürstin, schüttet
Das junge Weib die Qual verschmähter Thränen.
Dir beichtet sie, was ihr das Herz zerrüttet
Mit stillem Gram und Sehnen,

Dir, die du gütig hörst Gebet und Klage,
Nicht nach dem Brauch der Welt, die wägt das Leiden
Des Hoh'n und Niedern auf verschiedner Wage,
Mit hartem Unterscheiden.

Hast du doch selbst, du Sel'ge, weinen lernen!
Kein Tag verlöscht dir jene bittren Stunden.
Dem Tage sagt's der Tag, in welche Fernen
Auch jene Zeit verschwunden.

Dem Tage sagt's der Tag, mit immer neuen
Thränen allüberall. Was je dich freute,
Deß wird mit dir die Welt sich ewig freuen,
Wie eines Glücks von heute.

So hoch ob jedem ird'schen Ruhme sollte
Hienieden auch die Gottesmutter stehen.
Die Magd aus Israel — so herrlich wollte
Der Herrgott sie erhöhen.

O Kinder Israels, nach eurem schweren
Fall durch des Ew'gen Zorn hinausgestoßen,
Ist denn nicht Sie, die knieend wir verehren,
Aus eurem Bund entsprossen?

Ist sie von David's Stamm nicht ausgegangen?
Sie meinten eurer alten Seher Worte,
Daß die Trophä'n der Jungfrau sollten prangen
Hoch ob der Höllenpforte.

O wendet endlich euch zu ihr mit Flehen,
Auch euch, gleich all den Ihren, Heil zu bringen,
Kein Volk, kein Stamm soll fremd bei Seite stehen,
Wenn wir in Freuden singen:

Gegrüßt sei, die du thronst dem Herrn zur Seite,
Du Rose, Stern der Schiffer in Gefahren,
Hehr wie die Sonne, Schrecken im Geleite,
Gleich mächt'gen Kriegerscharen!

Gehirn und Seele.

Von

Wilhelm Wundt.

Wie im politischen Leben ein unerwarteter Fortschritt nicht selten Täuschungen über das wirklich Erreichte, oder täuschende Hoffnungen über das Erreichbare hervorruft, so folgen in der Wissenschaft glänzenden Entdeckungen meistens weit übertriebene Vorstellungen über das Maß der gewonnenen Erkenntniß. Eine spätere ernüchterte Zeit ist dann gewöhnlich umsomehr geneigt, sich einer ihrerseits zu weit gehenden Resignation hinzugeben.

Für das Gebiet der physiologischen Forschung sind die Bedingungen zu solch sanguinischer Täuschung kaum jemals günstiger gewesen, als um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Vorangegangen war die durch das Copernikanische Weltsystem hervorgebrachte Umwälzung der Ideen. Der Mechanik hatte soeben Galilei ihre sicheren Grundlagen gegeben, und mit Erfolg war man aller Orten bemüht, die physikalischen Erscheinungen auf mechanische Lehrsätze zurückzuführen. In dem Blutkreislauf hatte William Harvey ein mechanisches Pumpwerk als den hauptsächlichsten Motor der Lebensverrichtungen nachgewiesen. Ist es da zu verwundern, daß man bereits fest daran glaubte, den thierischen Körper vollständig als eine natürliche Maschine begriffen zu haben, und daß man in verzeihlichem Eifer nicht selten voreilige Hypothesen mit erwiesenen Thatsachen verwechselte?

Ihren historischen Ausdruck hat jene Zeitrichtung vor Allem in der Naturphilosophie Descartes' gefunden. In ihr verbindet sich die Siegesgewißheit der mechanischen Naturwissenschaft mit dem Streben des Philosophen nach einer abgeschlossenen Weltanschauung. Descartes hat Alles, was es im Himmel und auf Erden gibt, erklärt. Kein Schatten von Zweifel schleicht sich, trotz des berühmten Zweifels, der ihm den Weg zur Erkenntniß bahnen soll, in den Vortrag seiner naturphilosophischen Hypothesen ein. Die reifste Frucht dieser ersten und — man muß es zugestehen — an Vollständigkeit bisher kaum wieder erreichten mechanischen Naturphilosophie ist aber seine Lehre von der Beziehung zwischen Gehirn und Seele. Auf sie hat er selbst den größten Werth gelegt,

da sie mit den Grundlagen seiner Philosophie im innigsten Zusammenhange steht. Wiederholt kommt er in seinen Werken auf sie zurück, und hauptsächlich sie ist es, die ihn zu eigenen anatomischen Studien anregt. Der Erfolg sollte diesen Bemühungen nicht fehlen. Die Cartesianische Lehre über das Verhältniß von Leib und Seele hat, wenn auch in etwas veränderter Form, am längsten das System ihres Urhebers überlebt. Der künstliche Hypothesenbau, in welchen er die Errungenschaften der Astronomie und Physik seiner Zeit aufnahm, gehört der Geschichte an. Aber in den Anschauungen, die noch heute bei den Gebildeten aller Länder und Völker über das Verhältniß von Leib und Seele herrschen, begegnen wir überall den Spuren Descartes'. Daß die Seele, selbst ein unräumliches Wesen, in einem bestimmten Punkt des Gehirns ihren Sitz habe, um hier von dem Körper Einflüsse zu empfangen und solche auf ihn auszuüben, dies scheint Vielen eine fast selbstverständliche Vorstellung. Aber Wenige nur sind sich bewußt, daß diese Vorstellung, wenn auch früher schon manchmal angedeutet, doch im Wesentlichen erst dem berühmten Philosophen des 17. Jahrhunderts ihren Ursprung und vor Allem ihre weite Verbreitung verdankt.

Jener Ton dogmatischer Gewißheit, welcher Descartes' Naturphilosophie beherrscht, tritt auch in seinen Lehren über das Gehirn zu Tage. Freilich sind es nur ziemlich oberflächliche Umrisse, die er von dem Bau und den Functionen dieses Organes gibt. Doch über den Inhalt dessen, was er behauptet, scheint ihm jeder Zweifel fern zu liegen. Nicht immer hat man sich in den kommenden Zeiten einer gleichen Sicherheit erfreut. Vor wenig mehr als einem Jahrzehent noch pflegten sich die Darstellungen der Physiologie in diesem Capitel beinahe auf die Bemerkung zu beschränken, daß Thiere und Menschen, welche ihres Gehirns verlustig gehen, dem Blödsinn verfallen, und ein gewissenhafter Anatom beschloß seine sorgfältige Darstellung der äußeren Formverhältnisse mit dem Bekenntniß, daß wir so gut wie Nichts über den inneren Bau des Gehirns wüßten. Heute ist die Scene wiederum völlig verändert. Durch die vereinten Bemühungen der mikroskopischen Zergliederung, der Vivisection und pathologischen Beobachtung sind zahlreiche Bausteine herbeigeschafft worden, die schon da und dort einem einheitlichen Plan sich zu fügen scheinen. Begreiflich daher, daß sich auch heute wieder manchmal der Geister eine Siegesgewißheit bemächtigt, die geeignet ist, über das Maß des wirklich Erreichten zu täuschen und über die ungelösten Räthsel mit schnellfertigen Hypothesen hinwegzugehen. Zugleich bringt es die Natur des Gegenstandes mit sich, daß die Physiologie theils mit Begriffen operirt, die sie der Psychologie oder doch irgend einem psychologischen System entlehnt hat, theils aber bestimmte neue Anschauungen entwickelt, die einer psychologischen Prüfung bedürfen. So tritt denn gegenwärtig beinahe unabweisbar auch an den Psychologen die Forderung heran, sich von den Folgerungen Rechenschaft zu geben, zu denen die neu gewonnenen Erfahrungen berechtigen. Die Tage sind vorbei, in denen man auf dem bequemen Ruhebett des Nichtwissens die Dinge abwarten und mittlerweile sich in anmuthigen Phantasien über den Sitz der Seele ergehen konnte. Die Thatsachen reden zu laut, als daß sie noch zu ignoriren wären. Was für psychologische Lehren enthalten aber diese Thatsachen? Welche Aufschlüsse geben sie uns über die körperlichen

Grundlagen unseres geistigen Lebens? Lassen sie die verbreiteten Ansichten bestehen, oder nöthigen sie uns, neue an deren Stelle zu setzen? Ehe wir diese Fragen erwägen, wird es nöthig sein, die Thatsachen selbst festzustellen, so weit dies ohne die Voraussetzung specieller Fachkenntnisse geschehen kann. Zu diesem Zwecke werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die Entwickelung, welche die Gehirnphysiologie von der mechanischen Naturphilosophie des 17. Jahrhunderts an bis in unsere Tage zurückgelegt hat.

I.

Die Lehre Descartes', daß die Seele in einem bestimmten Punkte des Gehirns mit dem Körper verbunden sei, ist nicht blos aus allgemeinen Erwägungen über den Unterschied der geistigen und der körperlichen Substanz hervorgegangen, sondern die physiologischen Ansichten des Philosophen sind daran nicht minder betheiligt. In dem Gehirn vereinigen sich, wie er annimmt, alle Nerven der Sinnesorgane und der Bewegungswerkzeuge. Als Bewegungen eines feinen, in den Sinnesnerven enthaltenen Stoffes, der Nerven- oder Lebensgeister, pflanzen sich die Sinneseindrücke bis zu den ganz mit diesem Stoffe erfüllten Hirnhöhlen fort. Mit den letzteren steht aber der materielle Träger der Seele, die Zirbeldrüse, in unmittelbarer Verbindung. Sie ist aus doppeltem Grund nothwendig der Sitz der Seele: einmal wegen ihrer Verbindung mit den Hirnhöhlen, den Sammelorten der Nervengeister, und sodann weil sie das einzige unpaare Gebilde des Gehirns ist. In rückläufiger Bewegung eilen die Nervengeister von den Hirnhöhlen aus durch die Bewegungsnerven zu den Muskeln. Die Seele beherrscht und regulirt diese Strömungen: aus den Eindrücken der Empfindungsnerven bildet sie ihre Vorstellungen, und durch den Willen wirkt sie zurück auf die Bewegungsnerven und Muskeln. Gelegentlich aber kann der Strom der Nervengeister auch ohne Vorwissen der Seele von der einen auf die andere Nervengattung überspringen und so jene unwillkürlichen und häufig unbewußten Bewegungen hervorbringen, die wir heute als reflectorische bezeichnen. Aehnlich werden die verschiedenen Geistesthätigkeiten zurückgeführt auf bestimmte Gehirnprocesse: aus zurückbleibenden Bewegungsspuren in den Gehirnfasern entstehen die Phantasiebilder, aus der Bewegung der das Herz mit dem Gehirn verbindenden Nerven die Gemüthsbewegungen, aus der Bewegung anderer Körpernerven die Begierden. Indem diese Psychologie für alles innere Geschehen auf materielle Vorgänge hinweist, die sich außerhalb der Seele ereignen, legt sie die Frage nahe, ob nicht in diesem ganzen Mechanismus die Seele selber entbehrlich sei. In der That betrachtet Descartes selbst schon die Thiere als seelenlose Maschinen. Als die Vertreter des späteren französischen Materialismus hiervon die Nutzanwendung auch auf den Menschen machten, so konnten sie sich darum nicht ganz mit Unrecht auf den Vater des neueren Spiritualismus berufen, dessen physiologische Vorstellungen sie sich aneigneten.

Doch blieb während des ganzen vorigen Jahrhunderts die dualistische Hypothese Descartes' die herrschende Ansicht. Selbst die Debatte der Physiologen dreht sich hauptsächlich um die Frage, an welchem günstig gelegenen Punkte wol die Seele mit den Nervengeistern in Berührung trete. Ein langes Register

solcher Meinungen theilt Albrecht von Haller in seinen „Elementen der Physiologie" mit. Eine der gangbarsten, welche, der Cartesianischen Anschauung am nächsten liegend, in den Hirnhöhlen jenen Ort sah, hat Kant noch am Abend seines Lebens aus Anlaß einer Schrift des Anatomen Sömmering nicht ganz ohne einen Anflug von Ironie erörtert. Er geht in seinem kleinen Aufsatze bereitwillig auf die Hypothese ein und sucht ihr die besten Seiten abzugewinnen, vergleicht aber schließlich doch derartige Bestrebungen nicht übel mit dem Unternehmen des Mathematikers, der eine imaginäre in eine reale Größe verwandeln möchte. Der kritische Philosoph, der Zermalmer der alten Metaphysik, mag sich diesen Cartesianischen Spukgestalten gegenüber nicht viel anders vorgekommen sein, als da er zu einem Gutachten über die Phantasmen des Geisterssehers Swedenborg sich herbeilassen mußte.

Doch jene alte Metaphysik hat in den innerhalb und außerhalb der Wissenschaft herrschenden Vorstellungen die kritische Philosophie überlebt, und so verschwanden denn auch in unserem Jahrhundert die Discussionen über den „Sitz der Seele" nicht von der Tagesordnung; ja seltsamer Weise war es gerade die durch Kant überwundene Schulphilosophie, welche zunächst auf die physiologischen Anschauungen ihren Einfluß gewinnen sollte. Christian Wolff, der Begründer dieser Schulphilosophie, war in seinen Ansichten über das Verhältniß von Leib und Seele von Leibniz abgefallen und wieder Cartesianer geworden. Die Welt ist ihm nicht ein harmonisches System seelenartiger einfacher Wesen, sondern nur die Seele ist ein solches Wesen, eine Monade, und darum grundverschieden von der ausgedehnten, in's Unendliche theilbaren körperlichen Materie. Aber während Wolff auf diese Weise in seinen metaphysischen Vorstellungen zu Descartes zurückkehrt, entfernt er sich von dem letzteren weit in seinen psychologischen Voraussetzungen. Die Psychologie Descartes' hatte, abgesehen von ihren in der Luft schwebenden physiologischen Hilfshypothesen, noch die Einheit und Untheilbarkeit der Seele festgehalten: Vorstellen, Fühlen, Begehren galten ihr als durchaus zusammenhängende, mehr in ihrer Außenseite als in ihrem inneren Wesen verschiedene Vorgänge. Wolff, ein eifriger Classificator auf allen Gebieten, der sich nur zu oft einbildete, die Wissenschaft sei zu Ende, wenn sie ihre Begriffe in ein säuberlich geordnetes System gebracht habe, behandelte die innere Erfahrung wie ein Ländergebiet, dessen Eintheilung in Provinzen, Kreise und Bezirke man vor allen Dingen kennen muß. Wie aber bei einem oberflächlich betriebenen geographischen Unterricht diese Eintheilung zur Hauptsache wird, so ging auch die Wolff'sche Psychologie fast vollständig auf in der Unterscheidung der sogenannten Seelenvermögen, unter denen man erst gewisse Hauptvermögen, wie Erkennen und Begehren, einander gegenüberstellte, um sodann ein jedes derselben noch einmal in eine Anzahl von Untervermögen zu scheiden, das Erkennen z. B. in die Sinnlichkeit, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, den Verstand u. s. w. Wie der Arzt in Molière's eingebildetem Kranken demonstrirt: „Das Opium macht Schlaf, weil es eine virtus dormitiva hat," so kann man in den psychologischen Schriften der Wolff'schen Schule nicht wenige Erörterungen lesen, deren Sinn im Wesentlichen auf die Erklärung hinausläuft: Der Mensch denkt, weil er Verstand hat.

In der Physiologie dauern aber die Rückwirkungen des Wolff'schen Systems beinahe noch bis in unsere Zeit. Neben den alten Bemühungen um den Sitz der Seele begannen sich nun Bestrebungen zu regen, welche den einzelnen Seelenvermögen besondere Gebiete zuweisen wollten. Die Erfindungskraft der Anatomen ist in dieser Beziehung ziemlich fruchtbar gewesen. Der Eine wünscht das Gedächtniß in den Gehirnbalken zu verlegen, ein Zweiter meint in diesem eine angemessenere Wohnstätte für die Phantasie zu erblicken, ein Dritter will die letztere in die Ammonshörner verweisen, oder möchte den Balken für den Verstand reservirt wissen u. s. w.

Ihre Vollendung hat diese Richtung in der im Anfang dieses Jahrhunderts durch Friedrich Gall begründeten Phrenologie gefunden. Sie war nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine völlig neue Erfindung oder ein plötzlicher Einfall ihres Urhebers, sondern sie hat sich in naturgemäßer Weise aus den längst in der Gehirnanatomie verbreiteten Vorstellungen unter der gleichzeitigen Rückwirkung der in der Schulphilosophie des vorigen Jahrhunderts entstandenen Psychologie entwickelt. Gall zog nur eine nahe liegende Consequenz, wenn er erklärte, von einem Sitz der Seele als solcher könne nicht die Rede sein, sondern nur von einer Localisation ihrer verschiedenen Vermögen. Auch konnte es in gewissem Sinne als ein Fortschritt gegenüber den seitherigen ganz haltlosen Hypothesen betrachtet werden, wenn er verlangte, daß die Localisation der Seelenvermögen auf dem Weg der Erfahrung festgestellt werde. Erst durch die irrigen Voraussetzungen, die er zu Grunde legte, und durch die verkehrte Methode, die er befolgte, gewann die Phrenologie ihren unwissenschaftlichen Charakter. Der Schädel sollte in seiner Form einzig und allein durch das wachsende Gehirn bestimmt werden, seine Oberfläche also ein treues Bild der Modellirung der Hirnoberfläche sein. Beides ist falsch: mindestens in demselben Grade, in welchem das knöcherne Gehäuse den Gestaltänderungen seines Inhalts sich anschmiegt, richtet sich dieser selbst nach dem Wachsthum des erstern, und an vielen Stellen verbieten uns Verdickungen und Höhlungen des Knochens irgend Etwas über die Form der unterliegenden Gehirntheile zu schließen. Nach Gall's Grundsätzen, die denn doch auch eine Anwendung auf die dem Menschen nächstverwandten Thiere ertragen müßten, würde sich der Gorilla durch eine enorme Entwickelung des Organs der Gottesfurcht auszeichnen. Schade nur, daß dieses Organ ein riesiger Knochenkamm ist, welcher an der Verwachsungsstelle der beiden Scheitelbeine sich bildet. Vollends die Unterscheidung und Vertheilung der geistigen Fähigkeiten war ein Hohn auf jede Methode. Statt von irgend einer vernünftigen Eintheilung der Geisteskräfte auszugehen, sollte diese selbst sich erst aus den Schädeluntersuchungen ergeben, bei denen man natürlich sofort zu den ausgibigsten Verallgemeinerungen bereit war. So gewann Gall seine siebenundzwanzig Geistesanlagen, die er auf der Schädeloberfläche vertheilte. Ortssinn, Sprachsinn, Farbensinn, Selbstvertheidigungstrieb, poetisches Talent, Sachgedächtniß, Wortgedächtniß hausten hier friedlich neben einander. Ein Zerrbild der psychologischen Vermögenstheorie hatte sich mit der denkbar kritiklosesten Ausübung der naturwissenschaftlichen Beobachtungskunst verbündet. Bei dem unvertilgbaren Wunsche des Menschen, in die Geheimnisse seines eigenen Herzens und seiner Zukunft ein-

zudringen, ist es begreiflich genug, daß wandernde Phrenologen eine Zeit lang die Stelle der horoskopstellenden Astrologen des Mittelalters einnahmen. Aber was soll man dazu sagen, wenn kein Geringerer als August Comte, der Philosoph, in der Phrenologie die Psychologie der Zukunft sieht, und wenn in einer seinen Spuren folgenden Darstellung der Geschichte der Philosophie Friedrich Gall dicht neben — Kant seine ausführliche Würdigung findet? Neben dem kritischen Philosophen der kritiklosesten aller gleichzeitigen Nichtphilosophen — wahrlich eine Ironie, die treffender nicht gedacht werden könnte, wenn es sich darum handelte zu zeigen, daß die Philosophie gelegentlich einen sehr geringen Einfluß auf die übrigen Wissenschaften ausübt.

Doch die berühmte Zickzacklinie der geschichtlichen Bewegung kommt auch in der Geschichte der Wissenschaft, und hier vielleicht mehr als anderswo, zur Geltung. Den oberflächlichen, mit falschen Annahmen operirenden Beobachtungen Gall's und seiner Anhänger folgte in der Physiologie eine Periode gewissenhafter und vorsichtiger experimenteller Forschung. Im zweiten und dritten Jahrzehend unseres Jahrhunderts wurden, namentlich in Frankreich, die Methoden der Vivisection sorgfältiger ausgebildet und auf zahlreiche, bis dahin noch unerledigte Probleme, so vor Allem auch auf die Untersuchung des centralen Nervensystems, angewandt. Hier war es Flourens, der auf Grund seiner Thierversuche diejenigen Vorstellungen über die Bedeutung des Gehirns entwickelte, die von nun an auf lange hinaus maßgebend bleiben sollten. Er stellte fest, daß die untergeordneten Hirngebilde, das verlängerte Mark, das kleine Gehirn, die Hirnhügel, nicht unmittelbar zu den Geistesthätigkeiten in Beziehung stehen, sondern theils rein physiologische Vorgänge, wie die Athmung, die Herzbewegungen, reguliren, theils die gehörige Ordnung der willkürlichen Körperbewegungen, die sich im Allgemeinen der Controle des Bewußtseins entzieht, zu Stande bringen. Die beiden Hälften des großen Gehirns dagegen betrachtete er nach den Erscheinungen, die ihre Entfernung bei Thieren herbeiführte, als die Organe der eigentlichen Geistesfunctionen oder, wie er sich ausdrückte, der Intelligenz und des Willens. Eine specielle Localisation der einzelnen Geistesthätigkeiten aber nahm er im schroffen Gegensatze zu dem phrenologischen System nicht an. Werden die beiden Großhirnhälften vollständig entfernt, so dauern zwar Athmung, Herzbewegung und unwillkürliche Bewegungsreflexe fort, aber jede willkürliche Bewegung und jede Spur intellectueller Thätigkeit ist vernichtet. Wird ein einigermaßen erheblicher Theil des großen Gehirns entfernt, so bleiben Intelligenz und Wille in vermindertem Grade erhalten, und ihre Abnahme hält ungefähr gleichen Schritt mit der Menge verloren gegangener Hirnsubstanz. Hieraus glaubte Flourens schließen zu dürfen, daß das große Gehirn in seiner ganzen Masse gleichmäßig seine Verrichtungen ausübt, ähnlich etwa wie ein beliebiges Bruchstück der Leber Galle bereitet und absondert.

Diese bald allgemein angenommene Flourens'sche Lehre hat bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus die wissenschaftlichen Anschauungen beherrscht. Dennoch bereitete sich beinahe in den Tagen ihrer Begründung schon ihr Sturz vor. Die pathologische Beobachtung wurde aufmerksam auf gewisse Fälle apoplektischer Lähmung, die mit Verlust der articulirten Sprache verbunden waren,

ohne daß dabei doch eine Lähmung der beim Sprechen dienenden Muskeln nachgewiesen werden konnte. Alle Laute konnten von den Kranken hervorgebracht werden, nur die Fähigkeit, sie zu Wörtern zu verbinden, manchmal auch die Fähigkeit, gehörte Wörter zu verstehen, war aufgehoben. Regelmäßig ergab sich als anatomische Grundlage dieser Störung die Läsion eines bestimmt begrenzten Gebiets in der Schläfenregion der Großhirnlappen, meistens auf der linken Seite. Diese allmälig sich mehrenden Beobachtungen wurden anfänglich wenig beachtet. Man sträubte sich die verhältnißmäßig einfache und klare Anschauung, welche die Experimentalphysiologie gewonnen hatte, sofort wieder aufzugeben. Gehörte doch der „Sprachsinn", dessen Localisation hier verlangt wurde, mit zu dem Inventar der Gall'schen Schädellehre. Mußte man nicht fürchten, daß demnächst auch die sechsundzwanzig übrigen „inneren Sinne" sich wieder einfinden würden? Diese Erwartung ging nun freilich nicht in Erfüllung; wol aber mehrten sich die Beobachtungen über den centralen Sitz des Sprachvermögens dergestalt, daß man sich denselben nicht mehr entziehen konnte. Dazu kam, daß die Flourens'sche Anschauung von einer ganz anderen Seite her allmälig ihrer Basis beraubt wurde. Das Mikroskop brachte Licht in die verwickelte Structur der Centralorgane. Eine Reihe unermüdlicher Forscher begann, langsam von dem Rückenmark zu den höheren Gehirntheilen vorwärts dringend, dem centralen Verlauf und der Endigung der Nervenfasern nachzuspüren. Gelang es auch nur langsam specielle Ergebnisse festzustellen, so gewann man doch bald ein verhältnißmäßig klares Bild über die allgemeinen Structurverhältnisse des Gehirns, ein Bild, welches mit der Vorstellung eines in allen seinen Theilen gleichwerthigen Organes schlechterdings unvereinbar war. Es konnte nicht mehr bezweifelt werden, daß die Fasern der Sinnesnerven in getrenntem Verlauf weit in die Gehirnmasse hinein sich fortsetzen, daß sie dann in von einander gesonderten Zellenansammlungen endigen, von denen aus wiederum gesonderte Bündel von Fasern nach verschiedenen Regionen der Hirnoberfläche ausstrahlen. Ein ähnlicher getrennter Verlauf ergab sich für die Fasern der verschiedenen Bewegungsnerven. Die Vorstellung war daher nicht mehr abzuweisen, daß z. B. der Sehnerv in einer ganz anderen Region des Gehirns sein letztes Ende finde als der Gehörnerv, daß wiederum die Tastnerven ihre besonderen Wege einschlagen, daß noch andern Gebieten die Bewegungsnerven zustreben u. s. w. Da die graue Rinde des Gehirns ein mächtiges Zellenlager darstellt, in welches überall Nervenfasern eintreten, so wurde die Annahme mindestens sehr wahrscheinlich, daß von ihr die wesentlichsten centralen Functionen ausgehen. Aber wie hätte man noch an eine Gleichwerthigkeit der einzelnen Regionen der Hirnrinde glauben können, da dieselben doch offenbar zu sehr verschiedenen Theilen des Körpers in Beziehung gesetzt sind? Wie war es möglich zu denken, diejenige Provinz, in welcher der Sehnerv sein Ende finde, habe die nämliche Bedeutung wie irgend eine andere Stelle, in welcher etwa die Muskeln der willkürlichen Bewegung vertreten sind? Man wurde sich bei dieser Gelegenheit erst bewußt, daß der Versuch „Intelligenz und Wille" irgendwo im Gehirn zu localisiren im Grunde die nämliche psychologische Unmöglichkeit in sich schließt, wie das System Gall's mit seinen siebenundzwanzig Geistesvermögen. Mit dem Wort

Intelligenz bezeichnen wir die Gesammtsumme der bewußten und im logischen Denken ihren Abschluß findenden Geistesthätigkeiten. Wenn wir diese in ihre Elemente zerlegen, so bleiben uns Empfindungen und Vorstellungen von einfacherer oder verwickelterer Beschaffenheit übrig. Diese Empfindungen und Vorstellungen mögen irgendwie im Gehirn localisirt sein, ähnlich wie ja auch Schall und Licht gewissermaßen in unseren äußeren Sinnesorganen localisirt sein müssen, wenn wir sie empfinden sollen — aber daß jener Generalbegriff der Intelligenz, in welchem erst unsere eigene Reflexion das verwickelte Getriebe der Vorstellungen zusammenfaßt, an irgend einem Orte leibhaftig anzutreffen sei, das ist ein völlig unvollziehbarer Gedanke. Wenn im Centralorgan schließlich die Nerven aller Körperorgane sich vereinigen, so ist zu vermuthen, daß das Gehirn in gewissem Sinne ein Spiegelbild des ganzen Körpers sei, daß also eine der verschiedenen Function der Körperorgane entsprechende Theilung der Arbeit auch hier nicht fehlen werde.

Diese Gesichtspunkte, so nahe sie zu liegen scheinen, drängten sich doch erst unter dem Einfluß des allgemeinen Structurbildes, das die mikroskopische Erforschung des Gehirnbaues eröffnete, allmälig zu klarerem Bewußtsein. Man begann von Neuem das physiologische Experiment, dessen Hilfsmittel indessen vielfach verbessert worden waren, zu Hilfe zu ziehen, und es gelang in der That, eine bestimmte Localisation einzelner Functionen in der Hirnrinde nachzuweisen. Zuerst wurden begrenzte Stellen aufgefunden, welche zu den Körperbewegungen in nächster Beziehung zu stehen schienen; bald folgten ähnliche Beobachtungen in Bezug auf einzelne Sinnesempfindungen. Rasch bemächtigte sich die pathologische Anatomie der gewonnenen Gesichtspunkte. Es zeigte sich auch hier wieder, wie unendlich viel leichter es ist, Thatsachen aufzufinden, wenn erst die Aufmerksamkeit auf bestimmte Fragen gelenkt ist. Jahrzehnte lang hatte man die Gehirne der Gelähmten und Nervenleidenden zergliedert und, abgesehen von jenen anfänglich zudem noch unsicheren Beobachtungen über das centrale Sprachorgan, Nichts gefunden was im Stande gewesen wäre, über die Bedeutung der Hirnrinde Licht zu verbreiten. Jetzt wurde dieses Gebiet fast im Sturmschritt erobert. Wenige Jahre nur sind seit den ersten Aufsehen erregenden Mittheilungen verflossen, und schon steht uns eine stattliche Reihe von Beobachtungen zu Gebote, durch welche die functionelle Bedeutung wenigstens einzelner Theile der menschlichen Hirnoberfläche mit einer Sicherheit festgestellt ist, welche mit der dem größten Theil unseres sonstigen physiologischen Wissens zukommenden Gewißheit sich messen kann. Kein Sachverständiger wird zweifeln, daß an den Resultaten, die hier in angestrengtem Wetteifer anatomische Zergliederung, physiologisches Experiment und pathologische Beobachtung errungen, der letzteren der Löwenantheil zufällt. Ueber die Deutung der physiologischen Versuche kann Streit sein, und er herrscht hier in der That noch immer fast über jede einzelne Frage; die pathologische Beobachtung, welche sorgsam die subjectiven und objectiven Störungen während des Lebens mit den nach dem Tode festgestellten anatomischen Veränderungen vergleicht, kommt langsamer, aber sicherer zum Ziele. Trotzdem muß man zugestehen, daß die Pathologie wahrscheinlich zu keinem einzigen ihrer praktisch wie theoretisch gleich wichtigen Ergebnisse gelangt wäre, wenn ihr nicht auch hier die Vivisection die Wege gebahnt hätte.

II.

Auf einem von so großen Schwierigkeiten umgebenen Gebiete ist es doppelte Pflicht, sich überall die alte Regel wissenschaftlicher Kritik vor Augen zu halten: ein Resultat steht um so sicherer fest, je verschiedener die Wege der Beobachtung sind, die zu ihm geführt haben. Wer bei der Durchmusterung der physiologischen und pathologischen Gehirnliteratur der letzten Jahre diese Regel außer Acht ließe, der könnte leicht von dem Streit der Meinungen und von der Fülle anscheinend einander widersprechender Beobachtungen den Eindruck erhalten, daß hier überhaupt Alles ungewiß sei. Aber wenn man sich die Mühe nimmt, zunächst Thatsachen und Hypothesen zu sondern und sodann unter den beobachteten Thatsachen wieder diejenigen auszusuchen, die von verschiedenen Seiten her zu übereinstimmendem Resultate führen, so gewinnt die Sache bald ein anderes Ansehen [1]).

Vor nun schon dreißig Jahren entdeckte ein Wiener Anatom, Ludwig Türck, daß in gewissen Fällen von Lähmung der Bewegung ein Zug von Nervenfasern, der von der vordern Hälfte des Rückenmarks an bis in das Gehirn verfolgt werden kann, allmälig schwindet, offenbar folgend einem allgemeinen physiologischen Gesetze, wonach Organe, die nicht geübt werden, ihre normale Textur einbüßen und schließlich untergehen. Die nähere Verfolgung dieser Beobachtung zeigte, daß jene Nervenfasern einem bestimmten Gebiet der Hirnrinde zustreben, welches in der Scheitelregion gelegen ist, dem Gebiet der sogenannten Centralwindungen. Zwanzig Jahre später versuchten unabhängig von einander verschiedene physiologische Forscher den Effect elektrischer Reizung der Hirnoberfläche bei Thieren. Neben manchen widersprechenden Beobachtungen fanden sie übereinstimmend, daß die Reizung gewisser eng beschränkter Regionen Muskelbewegungen auf der gegenüberliegenden Seite, und daß Entfernung jener Rindengebiete Bewegungsstörungen der nämlichen Muskelgruppen nach sich ziehe. Als beim Affen, dessen Gehirn in der Gliederung seiner Oberfläche durchaus dem menschlichen ähnlich ist, diese Stellen aufgesucht wurden, so fand es sich, daß sie in derselben Gegend liegen, in welche die pathologisch-anatomische Beobachtung die Nerven der willkürlichen Bewegung verfolgen konnte, in der Gegend der

---

[1]) Da ich im Folgenden auf literarische Nachweise nicht eingehen werde, so seien hier wenigstens diejenigen Werke angeführt, deren Verfasser an der Gehirnphysiologie der letzten Jahre einen hervorragenden Antheil genommen haben: Hitzig, Untersuchungen über das Gehirn. Berlin, 1874. Charcot, leçons sur les localisations dans les maladies du cerveau. Paris 1876. Flechsig, Die Leitungsbahnen im Gehirn und Rückenmark des Menschen. Leipzig, 1876. Ferrier, Die Functionen des Gehirns. Deutsche Ausgabe. Braunschweig, 1879. Derselbe, Die Localisation der Gehirnkrankheiten. Ebend. 1880. Uebersichtliche Darstellungen der pathologischen Erfahrungen finden sich bei Nothnagel, Topische Diagnostik der Gehirnkrankheiten, Berlin 1879, und H. de Boyer, études cliniques sur les lésions corticales, Paris 1880. Das specielle Thema der centralen Sprachstörungen behandelt Kußmaul, Die Störungen der Sprache. Leipzig, 1877. (Anhang zum XII. Bande von Ziemssen's Handbuch der Pathologie.) Eine eingehendere Erörterung des ganzen Gebietes mit Rücksicht auf die psychologischen Fragen findet sich in der demnächst erscheinenden zweiten Auflage meiner „Grundzüge der physiologischen Psychologie".

Centralwindungen. Kurz darauf begann die Entdeckung und Anwendung einer der Entwickelungsgeschichte der Organe angehörende Thatsache neues Licht zu werfen auf den Verlauf der centralen Nervenbahnen. Es ergab sich, daß Faser-systeme, die eine verschiedene Verrichtung besitzen, in der Regel auch in verschiedenen Zeiten sich entwickeln, so daß die zusammengehörigen Theile einer Nervenbahn an ihrer gleichzeitigen Entstehung zu erkennen sind. Wiederum fand sich, daß ein Nervenfaserzug, der bei den Ursprungspunkten der Bewegungsnerven im Rückenmark beginnt und innerhalb der Hirnrinde in der Region der Centralwindungen endigt, der nämliche Faserzug, welchen bereits die pathologisch-anatomische Beobachtung aufgefunden hatte, ein in der Entwickelung zusammengehöriges System bildet. Doch nicht genug mit diesen Nachweisen, die Pathologie, einmal auf jene bedeutsame Gegend des Gehirns aufmerksam gemacht, konnte bald in zahlreichen Fällen feststellen, daß Verletzungen oder Erkrankungen eben dieser Gehirnregion Lähmungen der willkürlichen Bewegung zur Folge haben; ja schon ist es gelungen, für einzelne Muskelgruppen des Körpers die speciellere Lage der centralen Stellen, deren Zerstörung die Bewegung aufhebt, mit Sicherheit nachzuweisen: namentlich über die Lage derjenigen Regionen, welche den Antlitzmuskeln und der Zunge, der Muskulatur der Arme und Beine zugeordnet sind, herrscht kaum mehr eine Meinungsverschiedenheit unter den betheiligten Beobachtern.

Es ist klar, daß von einem Resultat, das in dieser Weise auf vier verschiedenen Wegen durch umfassende Untersuchungen gewonnen wurde, und dem keine widersprechende Instanz gegenübersteht, kein Zweifel mehr aufkommen kann. Freilich dürfen wir auch hier nicht, wie es so leicht geschieht, das Resultat mit etwa daran geknüpften Folgerungen verwechseln. Festgestellt ist nur, daß jene oben bezeichneten Gebiete der Hirnrinde bei dem Zustandekommen der willkürlichen Bewegungen mitwirken. Aus diesem Resultate folgt aber nicht im mindesten etwa, daß an jenen Stellen der Wille seinen Sitz habe. Diese Annahme ist sogar — selbst in demjenigen Sinne, in dem überhaupt von dem Sitz einer geistigen Thätigkeit die Rede sein kann — im höchsten Grade unwahrscheinlich. Jeder Willensact ist ein complicirter Vorgang, der mannigfache dem Gebiet des Vorstellens und Fühlens angehörige Vorbedingungen voraussetzt und daher auch in seiner physischen Erscheinungsweise an die jene Vorstellungen und Gefühle begleitenden physiologischen Processe gebunden ist. Die Meinung, in irgend welchen vereinzelten Theilen des Gehirns könne der Wille selbst residiren, ist daher beinahe ebenso sinnlos wie die Localisation der phrenologischen Geistesvermögen. Nur dies eine dürfen wir schließen, daß jene centralen Regionen irgend welche Zwischenglieder enthalten, die in dem Zusammenspiel wichtiger physiologischer Vorgänge, welche die Willensthätigkeit begleiten, unerläßlich sind; und auf Grund der anatomischen Thatsachen werden wir allerdings weiterhin noch annehmen müssen, daß es sich hierbei um diejenigen Zwischenglieder handelt, die zwischen den Vorgang im Gehirn und die Leitung zu den Muskeln unmittelbar eingeschaltet sind.

Noch ist für die Localisation anderer Functionen, namentlich der Sinnesempfindungen, die gleiche Uebereinstimmung der Beobachtungen nicht erzielt.

Dennoch gibt es auch hier ein Resultat, dem wenigstens die Mehrzahl der Erfahrungen günstig ist. Es handelt sich um den centralen Sitz des Sehvermögens. Zuerst verfolgte ein sinnreicher Experimentator den Plan, die Einflüsse zu prüfen, welche der Hinwegfall bestimmter Sinnesorgane auf die Entwickelung des Gehirns ausübt. Er entfernte bei neugeborenen Thieren bald auf nur einer, bald auf beiden Seiten das betreffende Sinnesorgan und untersuchte dann nach dem später erfolgten Tode die Rückwirkungen auf das Gehirn. Diese Experimente waren zunächst in Bezug auf die Frage der Vertretung in der Hirnrinde erfolglos; aber sie lenkten die Aufmerksamkeit der pathologischen Anatomen auf jene Fälle, wo langjähriger Mangel eines Sinnesorgans beim Menschen bestanden hat. Da hier der Wirkung eines derartigen Mangels unter Umständen weit längere Zeiträume gegeben sind, als sie in Versuchen an Thieren erreicht werden können, so durfte man mit Recht eher einen Erfolg erwarten. In der That ergibt sich aus einer Anzahl übereinstimmender Beobachtungen, daß bei langjährigem Mangel der Sehorgane die Substanz der Hinterlappen des großen Gehirns allmälig schwindet; fehlt nur das Auge der einen Seite, so vertheilt sich gleichwohl der Schwund auf beide Hälften des Centralorgans, was offenbar dafür spricht, daß jeder der beiden Sehnerven in beiden Gehirnhälften vertreten ist. Schon zuvor hatte sich aber die Experimentalphysiologie von einer neuen Seite her der nämlichen Frage bemächtigt. Wenn Sinnesempfindungen im Gehirn localisirt sind, so müssen offenbar, falls die betreffenden Hirnstellen entfernt werden, auch die Sinnesempfindungen hinwegfallen. Demgemäß begann man planmäßig verschiedene Regionen der Hirnrinde bei Thieren abzutragen und die letzteren nach erfolgter Genesung in Bezug auf ihre Sinnesfunctionen zu prüfen. Noch sind nun freilich hier die Beobachter in den entscheidenden Punkten keineswegs einig, und bei der Schwierigkeit der Experimente ist dies wohl begreiflich. Die vollständigste und anscheinend zuverlässigste Versuchsreihe über den Gegenstand weist aber mit Bestimmtheit darauf hin, daß der centrale Sitz der Gesichtsempfindungen — übereinstimmend mit den oben erwähnten pathologischen Beobachtungen — in der Rinde der Hinterlappen zu suchen ist. Von besonderm Interesse sind zugleich die näheren Bedingungen dieser Localisation. Bei Thieren, deren Augen stark seitlich gelagert sind, so daß sie nicht, wie der Mensch, ein gemeinsames Gesichtsfeld besitzen, erwies sich die Verbindung mit den beiden Augen als eine vollständig gekreuzte: dem rechten Auge entspricht die linke, dem linken Auge die rechte Seite des Gehirns. Bei Thieren dagegen, bei denen, wie z. B. beim Hunde, die Bedingungen des Sehens denjenigen beim Menschen sich annähern, indem einzelne Theile des äußeren Raumes auf einander entsprechenden Stellen beider Netzhäute sich abbilden, — bei solchen Thieren ist auch die Verbindung mit dem Gehirn eine nur theilweise gekreuzte: diejenigen Netzhautstellen beider Augen, auf denen die nämlichen Theile des Raumes sich abbilden, sind im Gehirn nur auf einer Seite vertreten. Machen wir hiervon die Anwendung auf den Menschen, dessen beide Augen vollständig nach vorn gekehrt sind, so daß im Wesentlichen die Gegenstände gleichzeitig in beiden Augen sich abbilden, so wird offenbar erwartet werden müssen, daß bei ihm in jeder Hirnhälfte zusammengehörige Sehnervenfasern

beider Augen ihr Ende finden, indem auf der rechten Gehirnseite die linke, auf der linken Gehirnseite die rechte Hälfte einer jeden Netzhaut vertreten ist. In der That hat sich dies in Versuchen am Affen, dessen Augen ähnlich denjenigen des Menschen gelagert sind, sowie in einigen pathologischen Beobachtungen bestätigt. Im eigentlichen Sinne sind also die Gesichtsempfindungen im Gehirn localisirt, insofern jedem Raumpunkt, in welchen wir eine Gesichtsempfindung verlegen können, ein bestimmter Punkt der Gehirnoberfläche zu entsprechen scheint. Man sieht, um wie viel näher schon der physiologische Vorgang im Gehirn der psychologischen Verwerthung unserer Gesichtsempfindung steht als der Vorgang im äußeren Sinnesorgan. Einem einfach gesehenen Punkt des Raumes entsprechen im allgemeinen zwei empfindende Netzhautpunkte, einer im rechten und ein anderer im linken Auge; aber diesen beiden entspricht wiederum nur ein einziger Punkt auf der Sinnesfläche des Centralorgans.

Auch über die Localisation anderer Sinnesempfindungen, wie des Gehörs, des Tastsinnes, verdanken wir der experimentellen Forschung der letzten Jahre einige bemerkenswerthe Resultate. Da aber eine sichere Bestätigung derselben auf anderem Wege, namentlich durch die hier vorzugsweise maßgebende pathologische und pathologisch-anatomische Beobachtung, noch aussteht, so wollen wir von den in dieser Beziehung vorliegenden Angaben absehen. Niemand wird übrigens zweifeln, daß, wenn die willkürliche Bewegung der Muskeln des Antlitzes, der Arme und Beine an bestimmte Punkte der Hirnrinde gebunden ist, auch für die andern Muskeln des Körpers solche Punkte existiren werden, oder daß, wenn eine centrale Sehfläche nachgewiesen ist, auch eine Hör- und Tastfläche nicht fehlen wird. An der speciellen Frage nach dem Wo dieser Substrate ist die Psychologie weniger interessirt. Um so bedeutsamer ist für sie das allgemeine Resultat, welches aus den bereits feststehenden Thatsachen deutlich genug hervorleuchtet. Die beiden Lebensäußerungen, durch welche unsere Seele in Wechselwirkung steht mit der Außenwelt, die Sinnesempfindung und die willkürliche Bewegung, sind im Gehirn in ähnlicher Weise in ihre einzelnen Elemente zerlegt wie in den Körperorganen, in denen jene Wechselwirkung unmittelbar sich vollzieht. Weder existirt ein einzelner Punkt im Gehirn, von dem aus alle Functionen regiert werden, noch sind diese an die Gesammtmasse des Gehirns gleichmäßig gebunden, sondern das Sehen, Hören, Fühlen und die Körperbewegung sind hier ebenso an verschiedene Substrate vertheilt wie an der Oberfläche des Leibes. Ja noch mehr, jeder Muskelgruppe und wahrscheinlich sogar jedem einzelnen Muskel, jeder durch gewisse unveränderliche Eigenschaften unterschiedenen Sinnesempfindung entspricht ein gesondertes Centralgebiet. Jenes Princip der Theilung der Arbeit, welches sich überall im lebenden Körper verwirklicht findet, hat also auch für die centrale Werkstätte der wichtigsten organischen Verrichtungen, für das Gehirn, seine Geltung. Dieses Princip schließt aber nothwendig die weitere Thatsache ein, daß jede irgendwie complicirtere Leistung stets aus einem Zusammenwirken zahlreicher centraler Elemente hervorgehen muß. An unseren äußeren Körperorganen besteht darin die Theilung der Arbeit, daß sich die Thätigkeit verschiedener Theile zu einem Zwecke verbindet. Bei der willkürlichen Ortsbewegung fördern verschiedene Muskelgruppen die Last des Körpers,

während zugleich Tast- und Gesichtssinn die Vorstellung des zu gehenden Weges vermitteln. Aehnlich werden nun schon vermöge der gesonderten centralen Vertretung dieser einzelnen Partialfunctionen auch im Gehirn die complexen Leistungen in ihre Theile getrennt sein.

Nur eine unter den Ermittelungen der neueren Gehirnphysiologie steht mit dieser Folgerung anscheinend im Widerspruch: die Localisation der Sprache. Gewiß ist die Sprache eine der verwickeltsten Leistungen des menschlichen Geistes, — und doch soll sie ausschließlich an ein bestimmtes Rindengebiet in der Schläferegion gebunden sein! Aber zunächst ist hier zu erwägen, daß unsere Kenntnisse über den Sitz des Sprachvermögens verhältnißmäßig rohe sind. So gut es im Allgemeinen gelungen ist die Grenzen dieses Gebietes an der Hirnoberfläche abzustecken, so wenig wissen wir über die speciellere Ausbreitung der Erkrankungen bei bestimmten Formen der Sprachstörung. Schon hat sich aber in jüngster Zeit eine Thatsache herausgestellt, welche in dieser Beziehung bedeutsam genug ist. Zwei charakteristisch verschiedene Formen der centralen Sprachlähmung bestehen darin, daß in der einen die Worte nicht mehr verstanden werden, während der Kranke Worte, die man ihm vorsagt, nachzusprechen vermag; bei der andern ist umgekehrt das Verständniß der Worte erhalten, aber die Fähigkeit der Articulation ist aufgehoben. Diesen verschiedenen Formen scheint nun stets eine Verletzung verschiedener Theile zu Grunde zu liegen, indem das Wortverständniß an die eigentliche Schläferegion, die Wortbildung aber an eine weiter nach vorn gelegene Stelle, nämlich an den seitlichen Theil der Stirnregion des Gehirns gebunden ist. Noch andere Störungen weist die pathologische Beobachtung nach, welche nicht die Sprache selbst, sondern die mit derselben in naher Beziehung stehenden Verrichtungen des Lesens und Schreibens angehen: das Unvermögen Worte zu schreiben oder geschriebene Worte zu lesen bei sonst unveränderter Beschaffenheit der Gesichtswahrnehmungen. Beide Störungen bestehen meistens mit den eigentlichen Sprachstörungen zusammen, können aber auch für sich allein und sogar die eine ohne die andere vorkommen. Für jede Leistung, welche isolirt hinwegfallen kann, wird aber offenbar auch ein getrenntes Substrat innerhalb des allgemeinen centralen Sprachgebiets anzunehmen sein, selbst wenn, wie in diesen letzteren Fällen, die anatomische Nachweisung eines solchen noch nicht gelungen ist.

Während uns diese Thatsachen auf eine Theilung der Sprachfunction in mannigfache Bestandtheile hinweisen, kommt überdies eine oben schon erwähnte Erwägung auch hier in Betracht. Es wurde bemerkt, daß die Aufhebung der willkürlichen Bewegung, die in Folge der Beseitigung einer bestimmten Rindenregion des Gehirns eintritt, uns keineswegs erlaubt etwa den Willen in dieser Region zu localisiren, sondern höchstens den Schluß gestattet, daß die nächsten Zwischenglieder für die Uebertragung der Willenserregungen auf die Nervenbahnen beseitigt sind. Aehnlich ist nun das sogenannte Sprachcentrum ein Gebiet, dessen Ausschaltung die Function der Sprache aufhebt, und zwar je nach den speciellen Bedingungen die Auffassung, die Articulation der Worte, die Fähigkeit des Schreibens oder der Auffassung des Geschriebenen beseitigt. Darum nun von einem Sitz des Sprach-, Schreib- und Auffassungsvermögens der ge-

sprochenen oder geschriebenen Worte zu reden, sind wir gewiß ebenso wenig berechtigt, als wir sagen dürfen, eine bestimmte Schraube in einem Uhrwerk erhalte die Uhr im Gang, weil diese stille steht, wenn man die Schraube herausnimmt. Schon deshalb ist die Annahme, daß eine so verwickelte Thätigkeit wie die Bildung und Auffassung der Sprache an eine streng begrenzte centrale Region gebunden sei, offenbar unzulässig, weil die einfache Empfindung von Schall- und Lichteindrücken sowie die einfache willkürliche Bewegung der Articulations- und Schreibemuskeln doch bei allen jenen Functionen, die mit der Sprache zusammenhängen, ebenfalls erforderlich sind. Daß aber die willkürliche Bewegung von Zunge und Arm, der Gesichtssinn und sicherlich auch der Gehörssinn ihre besonderen centralen Vertretungen abgesondert von jenem Sprachcentrum besitzen, haben wir schon gesehen. Alles drängt also dahin, anzunehmen, daß das letztere ebenfalls nur Uebergangsglieder oder Knotenpunkte enthält, deren Beseitigung zahlreiche und verschiedenartige Elemente in ihrer gemeinsamen Wirkung stört.

Noch ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, welche die Debatten über die Localisation zuweilen unsicher gemacht hat, zuerst bei den centralen Sprachstörungen beobachtet, dann aber auch in anderen Fällen bestätigt worden. Diese Erscheinung besteht in einer allmäligen Wiederherstellung der Leistungen. Sie pflegt freilich nur einzutreten, wenn die Verletzung keine zu bedeutende Ausdehnung besitzt. Eine solche Restitution würde nun nicht auffallend sein, wenn gleichzeitig die Veränderungen im Gehirn verschwänden. Darum handelt es sich aber hier nicht. Vielmehr beobachtet man, daß die functionelle Wiederherstellung eine vollständige sein kann, auch wenn die Gehirnverletzung unverändert fortdauert. Es ist nicht zu verwundern, daß manche Physiologen hierin einen Widerspruch mit der Localisation der einzelnen Thätigkeiten zu sehen glaubten und daher geneigt waren zu der Flourens'schen Ansicht der Gleichwerthigkeit aller Hirntheile zurückzukehren. Dieser Ausweg wird jedoch angesichts der vielen durch verschiedene Methoden übereinstimmend gewonnenen Thatsachen, die wir kennen lernten, immer unmöglicher. Auch ist es unberechtigt, aus jener Ausgleichung der Störungen einen Schluß gegen jede Localisation zu ziehen. Berechtigt ist man nur zu schließen, daß die Localisation keine absolut unveränderliche sei, sondern daß im Laufe der Zeit andere Theile des Gehirns die Fähigkeit gewinnen können für die Leistungen der hinweggefallenen einzutreten. In der That ist dieses Gesetz der Stellvertretung eine wichtige und unentbehrliche Ergänzung zu der Lehre von der Theilung der Verrichtungen. Welche physiologischen Vorgänge es sind, durch die in so ausgiebiger Weise der Verlust einzelner Hirngebiete durch die compensirende Leistung anderer gedeckt wird, darüber sind wir allerdings völlig im Dunkeln. Aber die Thatsache steht durchaus nicht als eine isolirte, für das Gehirn allein gültige Erscheinung da. Wer der rechten Hand verlustig gegangen ist, der kann die linke ohne allzugroße Schwierigkeit auf zahlreiche mechanische Fertigkeiten, zu denen sie früher unfähig war, einüben. Ich erinnere mich eines Mannes ohne Arme, der mit dem rechten Fuße schrieb, zeichnete und nicht ohne Geschick den Pinsel führte. Bei Schielenden kann man beobachten, daß das anfänglich bestehende

doppelte Sehen der Gegenstände zuweilen dadurch sich ausgleicht, daß eine neue Zuordnung der Netzhautpunkte beider Augen entsteht. Derartige Fälle von Anpassung und Einübung finden sich überall im Organismus, und es hat durchaus nichts Auffallendes, wenn das durch seine vielseitigen Verbindungen von Nervenfasern für solche Stellvertretungen so günstig organisirte Gehirn auch in besonders ausgeprägtem Grade sie darbietet. Zugleich liegt aber hierin von neuem ein indirecter Beweis für die Anschauung, daß nicht zusammengesetzte Fähigkeiten, wie das „Sprachvermögen", als solche localisirt sein werden, sondern daß derartige Thätigkeiten immer aus einem verwickelten Zusammenwirken einfacher Vorgänge entspringen, die nun erst an bestimmte centrale Elemente gebunden sind. Denn wir können uns zwar vorstellen, daß etwa eine Nervenfaser aushülfsweise, wenn eine normale Bahn unterbrochen ist, andere Bewegungsimpulse oder Empfindungseindrücke leitet als die gewohnten; wir können uns aber kaum vorstellen, daß ein Element, welches bisher ausschließlich die Articulation der Worte besorgt hat, gelegentlich auch die Geschäfte eines Organs für das Wortgedächtniß übernehmen sollte.

Doch hiermit betreten wir schon das Gebiet der allgemeineren Fragen, die sich aus Anlaß der oben erörterten Thatsachen erheben. Zwei solche Fragen erheischen unser Interesse: Zu welcher Anschauung führen die neu gewonnenen Erfahrungen über die physiologische Bedeutung des Gehirns? Und wie gestaltet sich sodann von dieser Anschauung aus das alte Problem der Wechselwirkung von Leib und Seele?

III.

Die Physiologen, die sich in der neueren Zeit mit der Untersuchung der Gehirnfunctionen beschäftigten, sind ziemlich übereinstimmend zu der folgenden Anschauung über die Beziehung der einfachsten geistigen Thätigkeiten zu ihren materiellen Substraten gelangt.

Man geht von der Annahme aus, daß die Elemente der Hirnrinde die Träger dieser Thätigkeiten seien. In mehrfacher Lage über einander geschichtet liegen hier Nervenzellen ausgebreitet, die, zum Theil von ansehnlicher Größe und zumeist von übereinstimmender Beschaffenheit, aus dem umherliegenden Hirnmark Nervenfasern in sich aufnehmen. Durch die letzteren scheinen sie theils mit den niedrigeren Centralapparaten und durch diese schließlich mit den äußeren Körperorganen theils nur noch unter einander verbunden zu sein, da zwischen verschiedenen Regionen der Hirnoberfläche und namentlich auch zwischen den beiden Hälften des Gehirns zahlreiche Züge von Nervenfasern verlaufen. Die Rindenzelle, als das organische Substrat der geistigen Thätigkeit, ist nun, so nimmt man an, vor allem der Träger von *Vorstellungen*. Auch diejenigen Zellen, von welchen die Willensacte ausgehen, sind davon nicht ausgenommen, da an jeden Willensact eine Vorstellung der gewollten Bewegung gebunden ist. Localisation der Gehirnfunctionen ist demnach gleichbedeutend mit Localisation unserer Vorstellungen. Unsere Licht-, Schall-, Tast- und Bewegungsvorstellungen sowie die Empfindungen des Schmeckens und Riechens sind in verschiedenen Regionen der Hirnrinde abgelagert. Die mannigfachen Verbindungen aller dieser

Vorstellungen in unserem Bewußtsein werden aber möglich mit Hülfe jener centralen Nervenfasern, welche verschiedene Stellen der Hirnrinde mit einander verbinden.

Diese allgemeine Anschauung sucht man nun noch näher in's Einzelne durchzuführen. Man hat bemerkt, daß ein bestimmter Theil der centralen Sehfläche vorzugsweise die deutlichen Wahrnehmungen der Gesichtsobjecte vermittelt. Dies läßt sich darauf beziehen, daß jener Theil den Stellen des deutlichsten Sehens in beiden Augen entspricht; aber daneben ist noch eine andere Auffassung möglich, und sie ist in der That geltend gemacht worden. Man nimmt an, daß das deutliche Sehen ein Verständniß der Gesichtsempfindungen voraussetze, wie es beim undeutlichen Sehen nicht stattfindet. Nun ist jedes Verständniß von Empfindungen an die Erinnerung gebunden. Wenn wir einen Gegenstand erkennen sollen, so muß das bekannte Bild desselben aus früheren Erfahrungen in unserem Bewußtsein bereit liegen. Demgemäß vermuthet man, in jener Region der Hinterlappen, deren Zerstörung das deutliche Sehen aufhebt, seien die Erinnerungsbilder abgelagert, während die übrigen Theile solche Stellen enthalten, die für neue Eindrücke vacant sind. Da nun aber jeder Eindruck als Erinnerungsbild in uns zurückbleiben kann, so sollen sich nach dem Verlust der Erinnerungszellen von Neuem Erinnerungsbilder in den für die unmittelbaren Eindrücke restirenden Zellen fixiren können. Auf diese Weise wird die allmälige Ausgleichung der Störungen erklärt.

Hiermit durchaus in Uebereinstimmung befinden sich die Hypothesen, zu denen die centralen Sprachstörungen den Anlaß bieten. In gewissen Zellen sollen die Lautbilder der Worte, in noch anderen die Schriftbilder derselben abgelagert sein; in einer dritten Gruppe befinden sich die Vorstellungen der Articulationsbewegungen, in einer vierten die Vorstellungen der beim Schreiben der Worte ausgeführten Bewegungen. Meistens nimmt man dazu noch eine fünfte Region an, deren Zellen mit allen vorangegangenen in Verbindung stehen, und wo die Begriffe sich niedergelassen haben. Je nachdem nun eine oder die andere dieser Zellengruppen allein zerstört ist, können einzelne Functionen, wie z. B. das Wortgedächtniß oder das Schreibvermögen, aufgehoben sein, während die übrigen Glieder der gesammten Sprachfunction ungestört bleiben. Auch hier findet natürlich wieder die Voraussetzung ihre Anwendung, daß die Vorstellungen, wenn ihnen ihre bisherigen Träger abhanden gekommen sind, vacante Zellen mit Beschlag belegen.

Vielleicht regt sich in manchem Leser die unheimliche Befürchtung, es möchte sich dereinst einmal ereignen, daß eine Vorstellung, die Einlaß in unser Gehirn begehrt, alle Plätze schon besetzt findet. Aber wir werden belehrt, daß diese Besorgniß ungegründet ist. Nach einer mäßigen Schätzung soll die gesammte Rinde des menschlichen Gehirns 612,112,000 Nervenzellen enthalten. Nun verfügt nach einer bekannten Angabe von Max Müller sogar ein so reicher Geist, wie Shakespeare, nur etwa über 15,000 Wörter, während sich ein gewöhnlicher Mensch mit 3—4000 begnügt. Selbst dann also, wenn wir die im Ganzen nicht zahlreichen wortlosen Vorstellungen und den Umstand in Rechnung ziehen, daß jede Vorstellung wol in 4—6 verschiedenen Formen, als Gesichtsbild, Schall,

Wort u. s. w., fixirt sein muß, werden wir uns doch immer noch über den ungeheuren Luxus wundern, der in unserem Gehirn mit vacanten Stellen getrieben zu sein scheint, für deren Besetzung offenbar gar keine Aussicht ist. Die Einrichtungen scheinen hier einem Staate zu gleichen, in welchem die Zahl der Sinecuren größer ist als die der wirklichen Aemter. Doch, da eine jede unbeschäftigte Zelle es sich gelegentlich gefallen lassen muß, mit einer Vorstellung belastet zu werden, die sie dann vielleicht zeitlebens nicht los wird, so mag dieser Luxus als eine etwas weitgetriebene Vorsicht immerhin verzeihlich sein. Auffallender scheinen mir andere Folgerungen, welche aus der Anwendung dieser Hypothese auf die Erscheinungen hervorgehen.

Es wurden oben nur die allgemeinen Richtungen angedeutet, nach welchen die centralen Sprachstörungen sich unterscheiden lassen. Die nähere Untersuchung jener Fälle, in denen das Sprachvermögen nur zum Theil aufgehoben ist, bietet nun aber noch eine Reihe bemerkenswerther Thatsachen dar. Regelmäßig sind an einem solchen partiellen Verlust der Sprache gewisse Wortclassen vorzugsweise oder sogar ausschließlich betheiligt. Am innigsten scheinen im Gedächtnisse die reinen Gefühlsausdrücke zu haften. Kranke, die nicht mehr fähig sind, einen Gedanken auch nur theilweise durch Worte zu äußern, verfügen manchmal noch über ein reiches Register von Interjectionen und von solchen Wortverbindungen, die den Gefühlswerth der Interjectionen besitzen. Der Aerger erpreßt ihnen vielleicht ein kräftiges „Donnerwetter", während sie außerhalb dieser gewohnten Verbindung weder den Donner, noch das Wetter zu nennen wissen. In anderen Fällen ist nur das Ja und Nein erhalten geblieben, der ganze übrige Wortvorrath ist verloren gegangen. Noch merkwürdiger sind die Fälle, in denen geradezu gewisse grammatische Kategorien ausgelöscht scheinen und, so gut es geht, durch Geberden ersetzt werden, während im Uebrigen die Rede ohne Stocken und ohne syntaktischen Fehler verläuft. Alle Beobachtungen stimmen darin überein, daß am leichtesten die Substantive in dieser Weise dem Vergessen anheimfallen. Unter ihnen sind es wieder die Eigennamen und überhaupt diejenigen Wörter, welche concrete Objecte bezeichnen, die vorzugsweise leicht aus dem Gedächtniß verschwinden. Das Vergessen der Eigennamen ist ja bekanntlich eine auch bei gesunden Menschen, namentlich im höheren Alter, oft vorkommende Beschwerde. Da aber die Eigennamen die concretesten unter den Hauptwörtern sind, so ist es eine psychologisch im Ganzen verständliche Thatsache, daß Wörter, wie Stuhl, Tisch, Haus u. dgl. leichter vergessen werden als solche, wie Tugend, Gerechtigkeit, Leben und ähnliche. Auch das festere Haften der Verben und Partikeln läßt sich wol dem nämlichen Gesichtspunkte unterordnen. Denn selbst das Verbum hat, insofern es meist eine Thätigkeit bezeichnet, die von verschiedenen Subjecten ausgehen und unter verschiedenen Bedingungen stattfinden kann, einen allgemeineren Charakter als das Substantivum. In diesem Sinne ist schneiden abstracter als Messer, leuchten als Licht, gehen als Weg 2c. Und so ist es denn freilich ein extremer Fall, der aber doch in dem gewohnten Vergessen der Eigennamen sein einfaches Vorbild hat, wenn wir von einem Patienten lesen, welcher sonst der Sprache vollkommen mächtig geblieben, aber genöthigt war, alle Substantive verbal zu umschreiben: die Schere,

als das, womit man schneidet, das Fenster, als das, wodurch man sieht ꝛc. Diese Erscheinungen, durch die wir uns fast in jene von der Sprachforschung angenommenen Urzeiten zurückversetzt glauben, wo die Sprache noch aus Verbalwurzeln bestand, finden ihre psychologische Erklärung darin, daß das Bild eines concreten Gegenstandes weit klarer und bestimmter in unserem Bewußtsein steht, als dasjenige einer abstracten Handlung. In Folge dessen ist bei der letzteren das Wort fast vollständig zur stellvertretenden Vorstellung geworden, während vor dem in deutlichen Umrissen unserem inneren Auge vorschwebenden Bild eines einzelnen Gegenstandes das ihn bezeichnende Wort leicht in den dunklen Hintergrund des Bewußtseins zurücktritt. Wir können den Namen eines guten Bekannten vergessen, weil wir in der Regel an ihn selbst und nicht an seinen Namen denken. Ein Wort, wie „gehen", das wir auf alle möglichen lebenden Wesen und sogar auf gänzlich unpersönliche Dinge unter den verschiedensten Bedingungen anwenden, wird aber nicht leicht aus unserem Gedächtnisse verschwinden, weil es keine Vorstellung gibt, die für alle Fälle seiner Anwendung an seine Stelle treten könnte.

Die psychologische Deutung bringt also diese Erscheinungen in einen im Allgemeinen begreiflichen Zusammenhang. Welches Bild müssen wir uns dagegen, wenn wir der Ansicht jener Physiologen folgen, welche die Vorstellungen localisiren, nunmehr von der Structur des Gehirns machen? Es ist klar, daß es nicht genügt, den Wort- und Schriftbildern, den Bewegungsvorstellungen und Begriffen verschiedene Gebiete anzuweisen, sondern in jedem dieser Hauptgebiete werden wir wieder eine besondere Provinz für die Interjectionen, eine andere für die Substantive, eine dritte für die Verba, eine vierte für die Partikeln annehmen müssen. Jeder würde nach dieser Vorstellung nicht blos ein Lexikon, sondern auch die zugehörige Grammatik im Kopfe mit sich herumtragen, wobei sich zugleich der merkwürdige Umstand ereignet, daß gewisse Blätter dieses lebendigen grammatischen Lexikons nicht nur für sich allein verloren gehen können, sondern auch immer dann, wenn andere abhanden kommen, mit diesen gleichzeitig verschwinden.

Es ist klar, daß eine Hypothese, die zu so absurden Folgerungen führt, unhaltbar ist. Auch liegt der Fehler derselben ziemlich offen zu Tage; es ist der alte Irrthum der phrenologischen Localisation in einer neuen Gestalt: man behandelt eine Thätigkeit unseres Geistes wie ein sinnliches Object, das irgendwo im Raum seinen Ort hat und mit einer Art persönlicher Selbständigkeit sich gegen Seinesgleichen behauptet. Die Phrenologie hatte die künstlichen Begriffsgebilde, nach welchen wir die inneren Erfahrungen ordnen, wie reale Objecte behandelt; die neuere Gehirnphysiologie objectivirt die natürlichen Thätigkeitsäußerungen unseres Bewußtseins, die Vorstellungen. Das eine ist so unmöglich, wie das andere. Wir haben allen Grund, vorauszusetzen, daß Vorgänge in unserem Gehirn unsere Empfindungen und Vorstellungen begleiten. Aber daß jede Vorstellung in irgend einer Nervenzelle festsitze, dies ist gerade ebenso unwahrscheinlich, wie die Annahme sein würde, daß unser Auge alle Bilder, die in ihm entworfen werden, zu künftigem Gebrauch in sich aufspeichere. Fast scheint es, als wenn die substantivische Form „Vorstellung" an dieser

Verwirrung, die ursprünglich auf dem Boden der Psychologie zu Hause ist, einige Schuld trüge. Betrachtete man erst, wie es von Herbart geschah, jede Vorstellung als eine Kraft, die, einmal entstanden, niemals wieder aus der Seele verschwinden könne, so lag es, sobald diese Anschauungen in die Physiologie übertragen wurden, nahe genug, dieser permanenten Kraft auch einen beharrlichen Träger anzuweisen. In Wahrheit aber ist jede Vorstellung ebensogut wie der Willensact oder das gesprochene Wort eine vorübergehende Thätigkeit. Jede solche Thätigkeit kann Nachwirkungen hinterlassen, und eine wichtige Nachwirkung der Vorstellungen besteht ja in der That darin, daß eine Disposition zu ihrer Wiedererneuerung zurückbleibt. Aber daraus zu schließen, daß die Vorstellungen selbst permanent bleiben, dazu sind wir offenbar ebenso wenig berechtigt, als etwa zu der Annahme, daß ein bestimmter Willensact, weil er eine dauernde Wirkung hervorgebracht hat, deshalb nun selbst unvergänglich sei.

Sind demnach unsere Vorstellungen nicht sowol geistige Objecte als vielmehr geistige Thätigkeiten, so gewinnen wir nothwendig auch von den Gehirnprozessen, die sie begleiten, eine veränderte Auffassung. Vor allen Dingen ist hier diejenige philosophische Ansicht zurückzuweisen, welche den physiologischen Erörterungen über den Gegenstand gewöhnlich zu Grunde liegt, die Ansicht nämlich, daß es sich hier um einen gewöhnlichen Causalzusammenhang handle, in welchem der Gehirnproceß als die Ursache, die Vorstellung aber als deren Wirkung zu betrachten sei. Diese Ansicht ist schon vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus undurchführbar. Nach dem in der physikalischen Forschung überall festgehaltenen Causalprincip können wir von einer ursächlichen Verbindung zweier Erscheinungen immer nur dann reden, wenn die Wirkung aus der Ursache nach bestimmten Gesetzen abgeleitet werden kann. Eine solche Ableitung ist nun im eigentlichen Sinne nur möglich bei gleichartigen Vorgängen. Sie ist also im ganzen Gebiet der äußeren Naturerscheinungen entweder wirklich ausführbar oder wenigstens denkbar, weil die Zergliederung dieser Erscheinungen stets auf Bewegungsvorgänge zurückführt, bei denen die Wirkung ihrer Ursache dergestalt äquivalent ist, daß unter geeigneten Bedingungen das Causalverhältniß umgekehrt, d. h. die Wirkung zur Ursache und die Ursache zur Wirkung gemacht werden kann. So bringt der Fall eines Gewichtes aus bestimmter Höhe eine bewegende Wirkung hervor, durch die ein Gewicht von gleicher Größe auf die nämliche Höhe gehoben werden kann. Es ist klar, daß von einer derartigen Aequivalenz zwischen unseren Vorstellungen und den sie begleitenden physiologischen Vorgängen nicht die Rede sein kann. Als die Wirkungen der letzteren können immer nur Vorgänge auftreten, die ebenfalls physischer Art sind. Nur hierdurch ist jener vollständig in sich abgeschlossene Causalzusammenhang der Natur möglich, welcher im Gesetz der Erhaltung der Kraft seinen vollendetsten Ausdruck findet. Dieses Gesetz müßte ja überall da durchbrochen sein, wo eine körperliche Ursache eine geistige Wirkung hervorbrächte. Auch der Naturforscher, der für sein Untersuchungsgebiet mit Recht an der Ansicht festhält, daß die von uns vorgestellte Welt eine von unseren Vorstellungen unabhängige Realität besitze, kann daher immer nur einen Parallelismus der geistigen Vorgänge und der sie begleitenden physiologischen Functionen statuiren. Ein solcher Pa-

rallelismus schließt die Voraussetzung ein, daß die Erscheinungen des geistigen Lebens unter sich in einer ebenso durchgängigen ursächlichen Verbindung stehen, wie diejenigen der körperlichen Natur; — aber gerade, weil es sich hier um zwei in sich geschlossene Causalverbindungen handelt, so kann aus keiner derselben in die andere ein Uebergang stattfinden. Die Aufgaben der Psychologie sind zunächst der Gesetzmäßigkeit des inneren Geschehens zugewandt. Indem jedoch der Zusammenhang der Vorstellungen in unserem Bewußtsein überall auf Bedingungen hinweist, die außerhalb des Bewußtseins liegen, also auch nicht in der Form geistiger Vorgänge uns gegeben sein können, wird die Psychologie nicht selten genöthigt, auf die physiologische Untersuchung zurückzugreifen, um, wo der Causalzusammenhang der inneren Erfahrungen unterbrochen scheint, wenigstens die ihm parallel gehende Verbindung physischer Vorgänge festzustellen. In dieser Absicht nimmt die Psychologie der Sinneswahrnehmung die Physiologie der Sinnesorgane zu Hülfe, und in ähnlichem Sinne wird die Lehre von der Bewegung der Vorstellungen im Bewußtsein nicht umhin können, der Gehirnphysiologie ihre Rücksicht zu schenken.

Gerade hier, wo es sich nicht mehr blos um Anfänge des geistigen Lebens handelt, die sich der Controle des Bewußtseins völlig entziehen, wird man aber doch von der Gehirnphysiologie verlangen dürfen, daß sie nicht völlig unbekümmert um die psychologische Erfahrung ihre Kreise ziehe. Um so berechtigter wird dies Verlangen sein, als die eigentliche Mechanik der Gehirnprocesse für uns noch völlig im Dunkeln liegt, so daß man sich hier zum Theil geradezu auf Rückschlüsse aus der psychologischen Erfahrung angewiesen sieht. Gehen wir von diesen Gesichtspunkten aus, so treten augenscheinlich die Gehirnprocesse in nächste Analogie mit jenen Vorgängen, welche in unsern äußeren Sinnes- und Bewegungsorganen den Vollzug unserer Vorstellungen und willkürlichen Handlungen begleiten. Jene Theilung der Arbeit, in welcher sich hier verschiedene Organe zu gemeinsamen Zwecken ergänzen, wird dort in engerem Raume und dadurch zugleich in einer Form wiederholt sein, welche die innigere Wechselbeziehung der einzelnen Leistungen möglich macht. Die Vorgänge im centralen Sehorgan werden daher gewiß ebenso wechseln wie die Bilder auf der Netzhaut des Auges. Nur in zwei Punkten haben wir eine wichtige Verschiedenheit zwischen den äußeren und den ihnen entsprechenden centralen Organen vorauszusetzen. Erstens gewinnt jene Stellvertretung, vermöge deren unfähig gewordene Theile durch andere unverletzte ersetzt werden können, beim Centralorgan eine ungleich größere Bedeutung. Für die gelähmte rechte Hand kann die gesund gebliebene linke immer nur einen nothdürftigen Ersatz bieten, weil alle Geschäfte, zu denen wir der beiden Hände bedürfen, fortan unmöglich bleiben. Die centrale Stellvertretung nur kann unter günstigen Umständen die äußeren Störungen vollständig beseitigen. Zweitens findet für das Gehirn das für alle Organe gültige Gesetz der Uebung, wonach eine Function um so leichter ausgeführt wird, je häufiger sie sich wiederholt hat, eine erhöhte Bedeutung, insofern hierdurch eine selbständige Wiedererneuerung von Gehirnprocessen, die ursprünglich an äußere Sinneseindrücke gebunden waren, möglich wird. Obzwar die äußern Sinnesorgane allein unserm Bewußtsein das Material zuführen, aus welchem dasselbe seine Vor-

stellungen aufbaut, so gibt doch erst das Gehirn diesem sinnlichen Stoff jene nachhaltige Wirkungsfähigkeit und jene freie Beweglichkeit, ohne welche die geistige Verarbeitung desselben unmöglich wäre.

Mit der letzteren Bemerkung ist jedoch zugleich die Grenze bezeichnet, bis zu welcher die Beleuchtung der physiologischen Gehirnprocesse unser Verständniß der geistigen Thätigkeiten voraussichtlich zu fördern vermag. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß, wie schon bei der Entstehung unserer Vorstellungen ihr sinnlicher Inhalt an die Sinneswahrnehmung, so überhaupt durchgängig die sinnlichen Bestandtheile unserer geistigen Thätigkeit an sinnliche, also physische Vorgänge gebunden seien. Jede tiefer eindringende Erfahrung bestätigt diesen Satz, und keine Erfahrung widerstreitet ihm. Es fehlt uns aber ebenso an jedem Anhalte dafür, daß dasjenige, was an unserer inneren Erfahrung jenen sinnlichen Inhalt gestaltet, was ihn nach logischen oder ethischen Normen verbindet, nun an irgend welche physischen Vorgänge besonderer Art geknüpft sei. In unseren Urtheilen und Schlüssen, unseren ästhestischen und sittlichen Gefühlen ruht auf sinnlicher Grundlage alles was dem Gebiet der sinnlichen Vorstellung angehört. Wichtig genug ist freilich dieser sinnliche Antheil unseres geistigen Lebens, denn er ist aus keinem geistigen Erzeugniß hinwegzudenken: selbst der abstrakteste Begriff kann von unserem Bewußtsein nur festgehalten werden in der Form einer sinnlichen Vorstellung, welche für unser Denken die Stellvertreterin des Begriffs ist, und die höchsten wie die niedersten unserer Gefühle und Bestrebungen bedürfen des sinnlichen Stoffs, an dem sie sich entwickeln und äußern. Aber die geistige Gestaltung dieses sinnlichen Stoffes nun gleichfalls an physiologische Vorgänge zu binden, dazu fehlt uns nicht nur jedes Motiv, sondern wir sehen uns sogar der Möglichkeit beraubt, anschaulich zu machen, wie ein Zusammenhang von Gehirnprocessen den zwingenden Grund in sich enthalten soll, daß die begleitenden Vorstellungen in die Form eines Urtheils verbunden werden oder unser ästhetisches Wohlgefallen erregen. Sicherlich kann ich den Gedanken „Weiß ist nicht Schwarz" nicht vollziehen, ohne daß die Vorstellungen des Weißen und Schwarzen, wenn auch nur als flüchtige Erinnerungsbilder, mein Bewußtsein berühren, und zu diesen Bildern wird der begleitende physiologische Vorgang nicht fehlen; aber die vergleichende Denkthätigkeit, welche die Vorstellungen zu dem verneinenden Urtheil verbindet, ist in jenen Bildern noch nicht enthalten, wenn sie auch ohne dieselben unmöglich wäre.

So besteht denn der wichtigste Dienst, den das Gehirn unserer geistigen Thätigkeit leistet, nicht etwa darin, daß es, wie der vulgäre Ausdruck lautet, „das Denken besorgt". Wohl aber hält es die für dasselbe unerläßlichen sinnlichen Hülfsmittel bereit, indem es den durch die Sinnesorgane zugeführten vergänglichen Stoff des Denkens zu künftigem Gebrauche bewahrt und die Organe der körperlichen Bewegung einer einheitlichen Lenkung unterwirft, deren der Wille bedarf. Dabei werden jedoch weder die Vorstellungen selbst noch von ihnen zurückbleibende Nachbilder oder Spuren im Gehirn abgelagert, sondern an diesem bewährt sich lediglich in eminentem Grade jenes allgemeine Gesetz der functionellen Uebung, nach welchem sich physiologische Vorgänge um so leichter

erneuern, je häufiger sie aus äußeren oder inneren Anlässen bereits sich vollzogen haben.

Damit dürfte erledigt sein, was von physiologischer Seite über die Betheiligung des Gehirns an der geistigen Thätigkeit im Allgemeinen ausgesagt werden kann. Wenn die so gewonnene Ansicht die Meinung derer zurückweist, welche eine von der Sinnlichkeit völlig unabhängige Geistesthätigkeit annehmen, so steht sie nur mit der physiologischen Erfahrung im Einklang, welche ein Denken ohne sinnlichen Inhalt ebenfalls nicht kennt. Aus diesem Grunde sind natürlich jene psychologischen Hypothesen, welche Begriffe oder Verstandesthätigkeiten abgesondert von den sinnlichen Vorstellungen localisiren möchten, ebenfalls hinfällig. Dem psychologischen Beobachter aber, welcher sich der sinnlichen Beschaffenheit des Stoffes unserer Gedankenthätigkeit bewußt geworden ist, kann die Gebundenheit dieses Stoffes an physische Vorgänge kaum mehr eine Ueberraschung bereiten. Weiß er doch längst, daß es keine Vorstellung gibt, die nicht an Eindrücke gebunden wäre, welche unsere Sinne empfangen. Ist es da nicht beinahe selbstverständlich, daß auch jede Erneuerung einer Vorstellung in unserem Bewußtsein von einer Erneuerung des sinnlichen Vorgangs begleitet ist, welcher ursprünglich den äußern Eindruck in unserem Gehirn hervorbrachte?

Nun besteht ja aber unsere Seele nicht blos aus diesem sinnlichen Inhalt unserer Vorstellungen, sondern gerade die Verbindungen und Gestaltungen der Vorstellungen, die unser Denken ausführt, betrachten wir vorzugsweise als Seelenthätigkeiten. Noch wird also durch diese physiologischen Erörterungen das Problem nicht gelöst, das vorzugsweise das philosophische Interesse gefesselt hat. Wäre unsere Kenntniß der Localisation der Gehirnthätigkeiten sogar viel genauer, als sie es heute schon ist, wir würden trotzdem noch zweifelnd an der alten Frage stehen: wo ist der Sitz der Seele? Suchen wir daher schließlich diese Frage — nicht zu beantworten, sondern zu prüfen, mit welchem Rechte sie gestellt werden kann, und inwiefern sie daher eine Antwort erwarten darf.

IV.

Daß durch die Localisation der Gehirnfunctionen die Frage nach dem Sitz der Seele in einem den geläufigen Anschauungen widerstreitenden Sinne entschieden sei, erscheint als eine naheliegende Folgerung. Wo sollte auch der für die Wechselwirkungen der Seele mit dem Körper günstige Punkt noch gesucht werden können, wenn diese Wechselwirkungen selbst fast aller Orten im Gehirn sich ereignen? Sind wir unter diesen Umständen nicht gezwungen, das ganze Gehirn oder mindestens die gesammte Rindenoberfläche desselben als die Stätte seelischer Vorgänge zu betrachten?

Gleichwol würde ein solcher Schluß sehr übereilt sein. Freilich, jene physiologischen Nebenvorstellungen Descartes', wonach irgendwo im Gehirn alle Nerven zusammenfließen sollen, um hier auf die Seele wirken und von ihr Wirkungen empfangen zu können, sie sind — abgesehen von den physiologischen Schwierigkeiten, die sie mit sich führen, — durch die Aufschlüsse der Gehirnphysiologie unwiederbringlich beseitigt. Aber schon Leibniz hat der Cartesianischen Anschauung eine Form gegeben, in welcher sie von unsern zeitweiligen physio-

logischen Kenntnissen gänzlich unabhängig geworden ist. Die Seele, den physischen Eindrücken der Außenwelt unzugänglich, steht vermöge der ursprünglichen Harmonie des Universums in ihren inneren Zuständen in Wechselbeziehung mit allen anderen Wesen, am nächsten mit denjenigen, welche den ihr zugehörigen Körper zusammensetzen. Diese Hypothese hat im Laufe der Zeiten verschiedene Wandlungen erfahren. Zuerst entfernte Christian Wolff aus ihr den kühnen Gedanken der Verbindung der einzelnen Seele mit dem unendlichen Universum; eine ursprüngliche Anpassung der Vorstellungen und Strebungen des Bewußtseins an die Zustände des eigenen Leibes schien ihm für alle Zwecke ausreichend. Später suchte Herbart den etwas mystischen Gedanken der vorausbestimmten Harmonie durch eine Form der Wechselwirkung zu ersetzen, bei welcher die allzu mechanischen Vorstellungen Descartes' vermieden waren: er dachte sich die Seelenmonade beweglich, so daß sie jeweils an demjenigen Ort des Centralorgans angetroffen werden könne, wo sie die zum Bestehen ihrer Vorstellungen geeigneten Störungen erleide. Auch diese ihrerseits kaum zureichend motivirten Wanderungen dürften aber, wie neuerdings Lotze bemerkt hat, entbehrlich sein, wenn man der Seele einfach die Fähigkeit zuschreibt, in den durch ihre eigene Natur bedingten Formen des Vorstellens und Fühlens innerlich zu empfinden, was außer ihr vor sich geht.

Welche dieser Hypothesen man auch bevorzugen möge, keiner derselben dürften von Seiten unserer physiologischen Kenntnisse irgend welche Schwierigkeiten im Wege stehen; — oder wenn je einmal solche sich einfinden sollten, so würden sie sicherlich leicht durch eine gefällige Hülfsannahme zu beseitigen sein. Ebenso ist ersichtlich, daß die verschiedenen speciellen Annahmen, die man nun noch über den Sitz der Seele aufstellen kann, vollkommen gleich zulässig sind. Selbst wer ihr außerhalb des ihr zugehörigen Körpers ihre Wohnstätte anweisen wollte, könnte eine solche Hypothese auf Grund der Voraussetzung einer vorausbestimmten Harmonie oder der unmittelbaren Wechselempfindung der inneren Zustände mit Leichtigkeit durchführen. Ja, unsere physiologische und psychologische Erfahrung würde sogar der Annahme, daß die Seelen der Menschen auf dem Sirius versammelt seien, nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Metaphysik befindet sich, wie man sieht, gegenüber anderen Wissenschaften in einer beneidenswerthen Lage. Da ihre Voraussetzungen über alle Erfahrung hinausgehen, so sind sie auch von den etwaigen Fortschritten der Erfahrung vollkommen unabhängig. Während der empirische Forscher, der bemüht ist, seine Beobachtungen in einen leidlichen Zusammenhang zu bringen, mit einer gewissen Resignation wahrnehmen muß, daß die wissenschaftlichen Anschauungen fortwährend berichtigt, ergänzt und in Folge dessen durch neue ersetzt werden, arbeitet der Metaphysiker für die Ewigkeit. Höchstens an den Punkten, wo er Gelegenheit nimmt, in das Reich der Erfahrung hinabzusteigen, kann der Empiriker zuweilen seine Kreise stören. Aber was liegt daran? Die innersten Gedanken eines Systems bleiben dennoch allen Angriffen von Seiten der Erfahrung unzugänglich.

Diese Unnahbarkeit metaphysischer Hypothesen hat freilich auch ihre Schatten-

seiten. Je unangreifbarer die Hypothesen für die Erfahrung sind, um so einflußloser werden sie auf die letztere. So hat die Lehre von dem punktuellen Sitz der Seele im Gehirn unsere innere Erfahrung nicht um einen Schritt gefördert, und sie hat für die psychologische Erklärung nicht mehr geleistet, als die oben vorgeschlagene Hypothese von einer extratellurischen Existenz der Seele ebenfalls geleistet haben würde. Und doch kann gerade in diesem Fall solches nicht die Absicht gewesen sein. Denn die Beziehungen der geistigen zu den körperlichen Thätigkeiten sind uns nur in der Erfahrung gegeben; wer also über das Verhältniß der Seele zum Körper irgend welche Voraussetzungen macht, der muß damit mindestens die Absicht einer Veranschaulichung dieser Wechselbeziehungen verbinden. Diese Erwägungen legen denn doch die Voraussetzung nahe, es möchte schon in der Fragestellung, welche zu jenen metaphysischen Hypothesen geführt hat, irgend ein Fehler verborgen sein. In der That glauben wir diesen Fehler darin sehen zu müssen, daß man hier *zwei* Standpunkte, deren jeder seine Berechtigung, zugleich aber für unsere philosophische Weltauffassung einen verschiedenen Werth besitzt, in unzulässiger Weise mit einander vermengt hat.

Alles was uns in der Erfahrung gegeben ist, können wir vom Standpunkte der äußeren oder der inneren Erfahrung aus beurtheilen. Den ersteren nimmt die Naturwissenschaft ein, den zweiten die philosophische Erkenntnißlehre. Indem diese von dem unwiderlegbaren Satze ausgeht, daß die äußere Erfahrung in unser Bewußtsein eingehen, also zur innern Erfahrung werden muß, sucht sie nachzuweisen, inwiefern unsere Naturauffassung von unserer eigenen geistigen Natur bestimmt ist. Die Naturwissenschaft dagegen nimmt die äußere Erfahrung als eine ihr objectiv gegebene hin, und sie abstrahirt bei der Untersuchung derselben durchgängig von den geistigen Vorgängen, aus denen unsere Auffassung der Natur hervorging. Der Metaphysiker nun, welcher der Seele einen Sitz im Körper anweist, vermengt diese beiden Standpunkte mit einander. Von der inneren Erfahrung ausgehend, welche einen durchgängigen Zusammenhang unserer geistigen Thätigkeiten darbietet, betrachtet er mit Recht die Seele als ein einheitliches Wesen. Aber mit Unrecht überträgt er dann diesen Begriff sofort in die äußere Erfahrung, indem er die Seele zu einem einfachen, untheilbaren *Object*, zu einem Atom macht, welches er, zur Unterscheidung von dem physikalischen Atom, gewöhnlich *Monade* nennt. Wol hat schon Leibniz seinen *Monaden* die Warnung beigefügt, man solle sich dieselben nicht räumlich, nicht einmal als Punkte im Raum denken, und seine Nachfolger haben ihm hierin beigepflichtet. Die Monade bleibt darum doch das vergeistigte Atom. Denn woher sonst würde sie ihre Eigenschaft *absoluter Einfachheit* haben? Unsere innere Erfahrung ist einheitlich, aber im höchsten Grade zusammengesetzt. Erst die zum Object gewordene und dann nach dem Vorbild des einfachsten denkbaren Objectes, des Atoms, gedachte Seele besitzt jene metaphysische Einfachheit. Indem man sie nun mit andern ähnlichen Wesen in Beziehung setzt, wird sie zu einem räumlichen Object unter andern Objecten, mag auch noch so ernstlich versichert werden, unter allen diesen Beziehungen habe man sich nichts Räumliches zu denken, da der Raum erst eine Vorstellung sei, die in der einzelnen Seele zu Stande komme. Statt diese Gewissensbeschwichtigung solchen

Erörterungen, die ganz und gar aus der räumlichen Anschauung geschöpft sind, nachträglich beizufügen, sollte man sich von vornherein durch die phänomenale Natur des Raumes abhalten lassen, die Seele, deren geistige Thätigkeit den Raum hervorbringt, selbst zu einem räumlichen Ding zu machen.

In der That, so lange wir den Standpunkt der äußeren Erfahrung festhalten, welche den Raum, mit allem was er enthält, als wirklich gegeben voraussetzt, kann von einem Ort der Seele schon deshalb nicht die Rede sein, weil uns geistige Thätigkeiten als solche nirgends in der äußeren Erfahrung entgegentreten. Immer können uns in dieser nur äußere Bewegungsvorgänge gegeben sein, die wir zwar unter Umständen zurückbeziehen auf ein geistiges Sein, niemals aber doch mit diesem identisch setzen. So kann denn ja auch nicht eigentlich die Rede sein von einer Localisation unserer Geistesthätigkeiten, sondern nur von einer Localisation gewisser physiologischer Vorgänge, welche wir als Thatsachen der äußeren Erfahrung bestimmte Wahrnehmungen der inneren begleiten sehen. Jene physiologischen Vorgänge aber, die wir in diesem Sinne als die regelmäßigen Begleiter unseres geistigen Lebens vorfinden, sind nirgends an einem bestimmten Punkt concentrirt, ja sie sind nicht einmal auf das Gehirn beschränkt, sondern der gesammte Körper, vor allem die äußeren Sinnes- und Bewegungsorgane erscheinen uns als die unerläßlichen Träger der geistigen Entwickelung.

Völlig verändert sich aber die Sachlage, wenn wir uns auf den Standpunkt der innern Erfahrung begeben. Hier zeigt es sich, daß unsere ganze Auffassung der Außenwelt sammt der Form, die sie umfaßt, dem Raume, ein Erzeugniß unseres eigenen Bewußtseins ist, und die Psychologie weist nach, wie Inhalt und Form unserer sinnlichen Wahrnehmungen durchaus von inneren Vorgängen abhängig sind. Daraus werden wir sicherlich nicht schließen, daß die Welt außer uns ein täuschender Schein sei, der blos in unserer Vorstellung ein Dasein besitze. Keine Philosophie kann ja die Ueberzeugung beseitigen, daß uns Objecte gegeben sind. Wenn die Psychologie die geistigen Vorgänge aufzeigt, welche unsere Anschauung der Objecte bestimmen, so beweist sie nur, daß unsere Auffassung der Dinge von uns selbst abhängt, nicht aber daß die Dinge erst durch uns ihre Existenz empfangen. Nun sind wir zwar befugt die Thatsachen unserer unmittelbaren Erfahrung zu berichtigen, wenn uns Gründe zu einer solchen Berichtigung gegeben werden; zu einer grundlosen Bestreitung ihrer Existenz sind wir aber niemals berechtigt. In diesem Sinne ist es also unleugbar, daß die weiße Farbe, die wir dem Sonnenlicht beilegen, nur unserer Empfindung angehört, und daß sogar auf die Anschauung der Gestalt, in der wir die Sonne erblicken, auf die räumlichen Beziehungen, in die wir sie bringen, die subjectiven Vorgänge unserer sinnlichen Wahrnehmung von Einfluß sind. Wollten wir aber die Existenz der Sonne selbst leugnen, so würde eine derartige Behauptung vor dem Richterstuhl der philosophischen Erkenntniß nicht weniger haltlos sein, wie vor demjenigen der gewöhnlichen Weltanschauung. Denn wenn die letztere schon mit Recht für jede Behauptung einen Grund verlangt, so muß die Philosophie gewiß in noch viel höherem Maße darauf bedacht sein, daß grundlose Behauptungen vor ihr keine Gnade finden.

Zugleich geht jedoch aus diesen Betrachtungen hervor, daß äußere und innere Erfahrung einander durchaus nicht gleichwerthig sind. Die Gegenstände der äußeren Erfahrung müssen von uns geistig aufgenommen und angeeignet werden; die Art, wie wir sie auffassen, ist daher ganz und gar bestimmt von der Natur der geistigen Vorgänge, die hierbei wirksam sind. Unser eigenes Denken und Fühlen dagegen ist uns unmittelbar gegeben. Insofern es von äußeren Objecten angeregt ist und sich auf sie bezieht, besitzen diese Objecte nur die mittelbare Realität aller äußeren Erfahrung; unser Denken und Fühlen selbst ist ein unmittelbarer, und zwar der einzige unmittelbare Gegenstand unserer Erkenntniß. Eben darum ist es nun aber auch unmöglich, diese unsere geistige Thätigkeit mit den Objecten mittelbarer Realität zu vermengen, welche die Form, in der sie uns gegeben sind, dieser nämlichen geistigen Thätigkeit erst verdanken. Von einem Sitz der Seele, wenn wir unter dieser das unmittelbare Subject unseres Denkens und Fühlens verstehen, können wir also überhaupt nicht reden. Die Seele ist ja eben nichts anderes als dieses Denken und Fühlen selbst, dem wir, abgesehen von den Gegenständen, auf die es sich bezieht und die es formt, weder Gestalt noch Farbe oder Ton beilegen können. Orte im Raum nehmen nur die physischen Vorgänge ein, welche in unserer äußeren Erfahrung jede geistige Thätigkeit begleiten, indem sie mit zu jenen Objecten mittelbarer Erkenntniß gehören, welche unser Bewußtsein nach den in ihm gelegenen Gesetzen gestaltet.

Kaum aber braucht noch gesagt zu werden, daß das geistige Sein, weil der einzige Gegenstand unmittelbarer Erkenntniß, eben deshalb auch der gewissere ist. Um so glücklicher fügt es sich, daß es zugleich ethisch der werthvollere ist. Vermöge der sinnlichen Natur unseres Denkens ist zwar aller Inhalt unseres geistigen Lebens zugleich an jene Vorstellungen gebunden, deren Gegenstände uns ihrer eigenen inneren Natur nach unbekannt bleiben. Doch eine Reihe von Schlüssen hat uns zu der Ueberzeugung geführt, daß wir von gleichartigen geistigen Wesen umgeben sind, mit denen uns ein gemeinsames Streben nach den nämlichen sittlichen Gütern verbindet. Diese Ueberzeugung ist es, welche allein das Leben lebenswerth macht. Sie läßt es zugleich als eine sittliche Forderung empfinden, daß jene Wirklichkeit der Dinge, die hinter der sinnlichen Hülle unserer Vorstellungen verborgen ist, übereinstimmt mit dem geistigen Sein, das wir in uns finden.

Joh. Seb. Bach.

Von

Louis Ehlert.

Im fünften Bande dieser Zeitschrift, October 1875, habe ich den ersten Theil eines Buches [1]) besprochen, dessen zweiter und abschließender jetzt vorliegt. Ein volles Septennat liegt zwischen dem Erscheinen seiner beiden Hälften, da der erste Band schon 1873 erschienen ist. Wenn man den bedeutenden Umfang dieses Schlußbandes erwägt, so nimmt es nicht Wunder, daß sein Erscheinen um mehrere Jahre verzögert wurde. Es geschieht nicht der Symmetrie wegen, daß mein zweites Referat so ausführlich wird wie das erste. Ich habe das helle Gefühl, daß es Viele gibt, die ein solches Buch nicht lesen können, aber doch wissen wollen, was es enthält. Ein Band von über tausend Seiten ist ein kleines Gebirge, das nicht Jeder überschreitet, am wenigsten wenn der Weg, der darüber führt, nicht ohne Beschwerde ist.

Im Mai 1723 wurde Bach Cantor an der Thomasschule in Leipzig, nachdem er einen Revers unterschrieben, in welchem er sich verpflichtete, „ein ehrbares und eingezogenes Leben zu führen, Treue und Fleiß in Verrichtung der Amtsgeschäfte sowie schuldige Hochachtung und Folgsamkeit gegen den hochweisen Rath zu beobachten, die Kirchenmusik nicht zu lang und nicht opernartig zu machen, die Knaben nicht nur im Gesange, sondern zur Vermeidung von Unkosten auch in der Instrumentalmusik zu unterrichten, dieselben human zu behandeln, keine untauglichen Sänger in den seiner Aufsicht entrückten Chor der „Neuen Kirche“ zu schicken, nicht ohne Erlaubniß des Bürgermeisters zu verreisen, auch ohne Zustimmung des Rathes kein Amt an der Universität zu übernehmen.“ Die Schule lag im Argen. Rath und Consistorium befehdeten sich unter einander und machten, ohne Ahnung von Bach's Größe, dem Manne sein Amt sauer. Mit dem Cantorat war nicht nur Unterricht im Gesange, sondern auch im Lateinischen verbunden. Der letzteren Pflicht durfte man sich der Ueber-

[1]) Johann Sebastian Bach. Von Philipp Spitta. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. XIV und 1014 S. Nebst Notenbeilagen, Namen- und Sachregister.

lieferung gemäß durch Stellvertretung, natürlich nicht zum Vortheil des Einkommens, entledigen, was Bach auch that, obwol er ein besserer Lateiner war, als es Cantoren in unseren Tagen zu sein pflegen. Die Geschichte der Zustände, in welchen die Thomasschule sich befand, als Bach ihr Cantor wurde, ist im Spitta'schen Buche schwer lesbar. Es wiederholt sich hier, was ich bei Gelegenheit der Pohl'schen Biographie Haydn's bei aller Hochachtung vor dem Verfasser erwähnen mußte: ein Gelehrter, der auf einem Boden arbeitet, wo die Quellen spärlich fließen, verliert leicht das Gefühl von dem Werthe seiner Funde. Es ist dies ganz begreiflich. Findet Jemand, nachdem er ein halbes Archiv durchgearbeitet, schließlich die geringste Notiz über den Gegenstand, nach dem er sucht, so treten Mühe und Lohn in ein falsches Verhältniß und er wird geneigt sein, seiner Entdeckung einen Werth beizumessen, den sie bei reichlicher zuströmenden Erwerbungen für ihn nicht gehabt haben würde. Auch der gutgewillte Leser, und nur von ihm ist hier die Rede, wird in solchen Fällen, wo die Breite der Darstellung mit dem Ertrag nicht Schritt hält, zur Flüchtigkeit, wenn nicht gar zum Ueberschlagen verführt und durch eine, wenn auch zu entschuldigende, Mißachtung vor der Forschung demoralisirt. Ich glaube, daß Manches in diesem Bande auch nicht glücklich disponirt ist. So hätte die namentliche Aufführung aller Thomasschüler recht gut in den Anhang verwiesen werden können. Wen interessirt es denn zu wissen, ob einer dieser Jungen „Krause" oder anders geheißen und ob er dreizehn oder vierzehn Jahre alt gewesen? Ebenso hätten nach meiner Meinung die Dispositionen der beiden Orgeln, auf denen Bach hauptsächlich gespielt, so interessant sie an sich sind, besser ihren Platz im Anhange gefunden.

Am 23. October 1730, sieben Jahre nach Antritt des Leipziger Cantorats, schreibt Bach einen Brief an seinen Jugendfreund Erdmann, welcher kaiserl. russischer Agent in Danzig geworden war, und bittet ihn, sich nach einer Anstellung für ihn umzusehn. Auf diese unbehaglichste Periode der Leipziger Zeit folgte die glücklichste, von 1730—1734. Wesentlich trug dazu die Freundschaft mit dem Philologen Johann Mathias Gesner bei, welcher während dieser vier Jahre das Rectorat an der Thomasschule führte.

Nach einer genauen Beschreibung der Gottesdienstordnung in der Thomas- und Nicolaikirche, sowie der Bach zu Gebote gestandenen Orgelwerke, behandelt Spitta einen besonders wichtigen Punkt, das Verhältniß der Orgel nämlich zu den Instrumenten in Bach's Kirchenmusik. Es sind wesentlich Klanggruppen, nicht wie später bei Haydn einzelne individualisirte Instrumente, welche in der Bach'schen Kirchenmusik walten, zu denen die Orgel das einheitliche Band webte. Der Klanggruppen gab es vier: Streichquartett, Oboen und Fagott, Zink und Posaunen, Trompeten (mitunter Hörner) und Pauken. Die Vocalmusik des 16. Jahrhunderts gefiel sich in einer sehr schwachen, oft nur einfachen Besetzung der Chorstimmen. Bis tief hinein in's 18. Jahrhundert blieben diese mäßigen Besetzungen im Allgemeinen üblich, während die Instrumentalmassen in's Steigen geriethen. Selbst bei einer so feierlichen Aufführung des „Messias", wie sie Joh. Adam Hiller 1786 in der Berliner Domkirche veranstaltete, befanden sich neben 186 Instrumentalisten nur 118 Sänger. Erst in England nach Händel's

Tode kehrt sich dieses Verhältniß um. Bei Händel liegt das Uebergewicht durchaus im Chorischen, während bei Bach, wie Spitta bemerkt, der Werth der Singstimme ein viel abstracterer ist. „In Bach's Kirchenmusik," sagt er feinsinnig, „herrscht nicht der Chor und der Menschengesang: will man einen ihrer Factoren als den herrschenden bezeichnen, so kann es nur die Orgel sein. Um es recht scharf auszudrücken: der Tonkörper, welcher Bach's Kirchencompositionen zur Darstellung bringt, ist gleichsam eine große Orgel mit verfeinerten, biegsameren und bis zum Sprechen individualisirten Registern."

Die Chöre wurden von Knaben und Männern gesungen. In Thüringen wirkten mitunter auch Dilettanten aus den Bürgerkreisen mit; in Leipzig jedoch bestanden die „Collegia musica" fast ausschließlich aus Studenten. Die Sopran- und Altarien fielen in der Regel den Knaben aus dem Thomanerchor zu. Ausnahmsweise mögen sie wol auch von Männern gesungen worden sein, denn zu jener Zeit existirte noch die jetzt verloren gegangene Kunst des Falsettgesanges. Durch das Falsett wurde der Tenor in einen Sopran, der Baß in einen Alt verwandelt. Man erzählt, daß in jenen Tagen ein falsettirender Tenor es bis zur Höhe des dreigestrichenen C bringen konnte. Ueber die Grenze, welche der Ausdruck der Empfindung bei Bach insbesondere, im Weiteren aber in aller Kunst einzuhalten hätte, wenn er nicht den Rahmen sprengen soll, welcher die Kunst von dem wirklichen Leben trennt, soll hier nur andeutungsweise gesprochen werden. Spitta gebraucht das hübsche Bild, daß eine Bach'sche Arie zu ihrer Zeit „dem zugefrorenen See gliche, über dessen Fläche die sorglose Knabenstimme hinglitt, unbekümmert um die unten schlummernde Tiefe". Ich füge hinzu: es steht dahin, ob eine schön ausgebildete Knabenstimme, wie man sie in jenen Jahrhunderten zu ziehen verstand, der keuschen Idealität einer Bach'schen Arie nicht mehr entspräche als das heiße Register weiblicher Leidenschaft; ob das Heilige einer Kinderstimme nicht vollen Ersatz böte für den Mangel an subjectiver Auffassung und persönlicher Ergriffenheit. Alle Darstellung soll das Räthsel der Kunst nicht mit arithmetischem Finger ausrechnen, sondern es nur aufhellen und uns näher bringen. Dies gilt namentlich für alle Bach'sche Musik. Händel könnte in seinen Oratorien die Frauenstimme nicht entbehren, er verlangt sie sogar. Er stand mitten in aller Weltlichkeit des Lebens; seine Größe ist Erdengröße. Bach lebte und webte in der heiligen Einsamkeit der Kirche; seine Größe ist nicht von dieser Welt. Die ästhetische Besinnungslosigkeit unserer Tage hat es zur Gewohnheit erhoben, die Arien der Passionsmusik Bach's von Opernsängern und -Sängerinnen vortragen zu lassen, ein Bankerott künstlerischen Verständnisses, zu dessen Vervollständigung nur noch der laute Applaus derjenigen gehörte, bei denen jede geistige Erwärmung nach einer Ableitung in die Handflächen drängt.

Bach hat im Ganzen fünf vollständige Jahrgänge von Kirchencantaten auf alle Sonn- und Festtage geschrieben. Zieht man die sechs Fasten- und drei letzten Adventssonntage ab, an denen in Leipzig keine Kirchenmusik stattfand, und zählt man die drei Marienfeste, Neujahrs-, Epiphanias-, Himmelfahrts-, Johannis-, Michaelis- und Reformationsfest hinzu, so ergibt dies für das Leipziger Kirchenjahr 59 Cantaten. Die fünf Jahrgänge würden also die Summe

von 295 Kirchencantaten repräsentiren. 29 hiervon fallen auf die vorleipziger Zeit, bleiben also für die 27 Jahre, welche Bach in Leipzig wirkte, 266 Cantaten, im Durchschnitt also zehn Cantaten jährlich. Bekannt hiervon sind, die sechs Cantaten des Weihnachts-Oratoriums und die größeren Fragmente mitgezählt, bis jetzt gegen 210. Wenn ich den in Aussicht stehenden XXVIII. Band mitzähle, so hat die Bachgesellschaft deren 140 gedruckt; 60 andere nebst weltlichen Cantaten und sechs Motetten sind für die letzten zwölf Bände vorbehalten. Es könnte hiernach scheinen, als wäre Bach Vielschreiber gewesen. Versteht man hierunter einen Mann, dessen Productivität nahezu unerschöpflich war, so darf man ihn so nennen, insofern sich diesem Begriff aber das Oberflächliche, leicht Hinarbeitende anschließt, darf der Ausdruck, mit einziger Ausnahme Beethoven's, auf Niemand weniger angewandt werden, als auf ihn. Eher wäre man berechtigt Händel, Haydn, Mozart und Schubert so zu nennen. Nach Spitta's Meinung scheint es erwiesen, daß Bach jedoch nicht in der Beethoven'schen Weise experimentell, häufig verwerfend und verbessernd, sondern mehr in der Mozart's gearbeitet habe, welcher es bekanntlich liebte die Dinge im Kopf rein auszugestalten, ehe er zur Feder griff. Dies ist nun nicht so zu verstehen, daß Bach und Mozart Alles, jener z. B. den ersten Chor der Matthäuspassion, dieser die Schlußfuge in der Jupitersinfonie gewissermaßen nur aus dem Kopf copirt hätten. Bei so complicirten Werken wird sich zur Kopfarbeit wol immer die Ausarbeitung mit der Feder gesellen.

In die erste Leipziger Zeit fällt das lateinische „Magnificat", eine der mächtigsten Compositionen Bach's. Spitta gibt eine sehr ausführliche Analyse desselben. Man erlaube mir hier eine allgemeine Bemerkung. Ein Kunstwerk zu beschreiben, welches der musikalischen Kunst angehört, erfordert nicht nur das Talent der Uebersetzung, sondern das größere der Umdichtung. Wenn man durch bloße Worte den Eindruck schildern will, den eine Melodie, eine Harmoniefolge, eine Tonfarbe hervorrufen, so muß man im Reich der Aequivalente gut zu Hause sein. Der echte Dichter kann freilich Alles: er braucht das zutreffende Wort und wir riechen den herbstlich ernsten Duft der Nelke, oder wir hören den zwischen zwei Dreiklängen transatlantisch drängenden Nonenaccord. Der bloße Gelehrte, der Registrator kann dies nicht. Nun ist es klar, daß derartige Bildersprache nur an eine congeniale Natur gerichtet sein kann. Einem Bauern kann ich nicht klar machen, was helldunkel ist, wenn ich es nicht verstehe meine Worte helldunkel zu färben. Will ich Jemandem eine Melodie beschreiben, so muß meine Sprache diese Melodie schon halb singen. Es ist dies eine innere Form der Onomathopoetik, welche die stellvertretenden Bilder ohne sinnliche Nachahmung zu finden weiß. Wer sich jemals in solchem Reflexleben versucht hat, weiß, daß alle Erfolge auf diesem Gebiete seelischer Zeichenkunst relativ bleiben. Es wird immer Leute geben, die sich von diesem oder jenem Bild nicht befriedigt fühlen, die sich einbilden es viel besser machen zu können, auch wenn sie den Beweis dafür schuldig bleiben. Von einigen, ich füge hinzu, wenig freundlich gegen ihn gestimmten Seiten, hat man Spitta nun, der die Fähigkeit der Reproduction in hohem Grade besitzt, hier und dort Schwulst, mitunter ein unzureichendes Bild oder einen unglücklich construirten Satz vorgeworfen. Zu-

gegeben selbst, daß diese einzelnen Ausstellungen berechtigt gewesen wären, was beweist das gegen den Mann? Jede poetisch angelegte Natur, und Spitta gehört zu ihnen, wird gelegentlich einmal schwülstig oder incorrect. Wollte man unsere größten Schriftsteller auf solche Menschlichkeiten untersuchen, kaum Göthe und Lessing kämen mit heiler Haut davon. H. v. Wolzogen hat kürzlich in einem barbarisch geschriebenen Artikel in den „Bayreuther Blättern" nachzuweisen versucht, daß Hermann Grimm kein richtiges Deutsch schriebe. Aus den zwei Bänden des „Michel Angelo" ist es ihm gelungen, ein Bouquet sprachlicher Nachlässigkeiten zusammenzustellen, von dem ich ihm einen guten Theil, und wenn ihm daran liegt, auch den Rest zugeben will. Ist Hermann Grimm darum weniger ein geistvoller und origineller Schriftsteller, weil er gelegentlich einmal einen saloppen Satz schreibt? Und ist Herr v. Wolzogen darum weniger ein langweiliger und anmaßender Schriftsteller, weil er gelegentlich keinen saloppen Satz schreibt?

Ueber die Cantaten der vier ersten Leipziger Jahre äußert sich Spitta so: „In ihnen finden wir den unbegrenzten Gestaltenreichthum wieder, welcher dem Künstler daraus erwuchs, daß er die instrumentalen Formen in ungeahnter Weise für seine Kirchenmusik zu verwenden wußte. Wir sehen ihn Theile der Kammersonate ohne Weiteres übertragen und als Instrumentaleinleitung dem zweiten Theile der Cantate „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes" voranstellen. Er schmilzt die Elemente des ersten italienischen Concertsatzes mit Chorformen zusammen, wie im „Magnificat" und der Weihnachtsmusik „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes". Ganze Cantaten gießt er in die Formen des Concerts („Erfreute Zeit im neuen Bunde") oder der Orchesterpartie („Höchsterwünschtes Freudenfest"). Er combinirt die französische Ouvertüre mit dem frei erfundenen Chor, selbst mit dem Choral („Preise Jerusalem, den Herrn"), zwingt die Gigue, einem kirchlichen Zwiegesang zu dienen („Aergre dich, o Seele, nicht") und den Passacaglio einen Klagechor zu bauen („Weinen, Klagen"). In der Cantate: „Die Elenden sollen essen", stellt er mit den Mitteln der weltlichen Instrumentalmusik eine Choralfantasie her und in der Michaelismusik: „Es erhub sich ein Streit", contrapunktirt er eine Choralmelodie durch einen Siciliano." Charakteristisch für Bach ist überhaupt die kühne und rücksichtslose Genialität, mit der er sich aller vorhandenen Kunsttypen bemächtigte, um im rechten Augenblick davon den wunderbarsten Gebrauch zu machen. Scheinbar im Widerspruch hiermit steht eine andere Eigenthümlichkeit. Als er nach Leipzig kam, fand er das Publikum unter dem Einfluß Kuhnau'scher und Telemann'scher Musik. Weit entfernt, als soviel Größerer, dieser Richtung schroff entgegen zu treten, schloß er sich ihr vielmehr in aller Bescheidenheit an. „Dieser offene Sinn für die Productionen seiner Zeitgenossen," bemerkt Spitta feinsinnig, „die Begierde, von ihnen, so weit es irgend möglich war, zu lernen, oder ihnen und in ihnen ihrem Publikum wenigstens seine Achtung zu beweisen, ist ein bisher wol kaum hinreichend gewürdigter, für sein Künstlerthum wie für seinen Charakter gleich bedeutsamer Zug."

Die Gelehrsamkeit des Verfassers, sein bibliographisches Wissen sowol, wie seine kritische Schärfe, zeigen sich am glänzendsten in der Geschichte der Pas-

sionsmusiken im Mittelalter. Wie sich aus den dramatisirten Evangelienlectionen der Brauch entwickelte, die Passionsgeschichte musikalisch zu behandeln und zwar in drei Formen, choralisch, motettenartig und in einer Mittelbildung, welche die Erzählung des Evangelisten und wol auch die Reden Christi im Choraltone recitirte, während alles Uebrige mehrstimmig gesetzt war, welchen Einfluß die aus Italien kommende kirchliche Concertmusik gewann, welchen Umschwung die vier Passionsmusiken von Heinrich Schütz hervorbrachten, das hat Spitta mit eben soviel Gründlichkeit als Klarheit beschrieben.

Bach soll, entsprechend der Zahl der von ihm hinterlassenen Jahrgänge von Kirchencantaten, fünf Passionsmusiken geschrieben haben. Nach des Vaters Tode vertheilten seine Söhne, Philipp Emanuel und Friedemann, den künstlerischen Nachlaß unter sich. Emanuel erhielt die Originalpartituren der Matthäus- und Johannispassion, welche auf uns gekommen sind. Die Manuscripte der drei anderen sind durch den zerfahrenen Friedemann weniger treu behütet worden. Zwei derselben sind verschollen. Eine dritte, die Lucaspassion, ist in Bach's Handschrift erhalten. An ihrer Echtheit ist bisher gezweifelt worden, Spitta tritt für sie ein. Sie trägt nicht die ausdrückliche Bezeichnung, daß sie von Bach herrühre, wol aber in der Ueberschrift die Buchstaben J. J. (Jesu Juva), welche Bach nur bei eigenen Compositionen, niemals bei Abschriften fremder Werke zu gebrauchen pflegte. Spitta verlegt ihren Ursprung in Bach's Jugendzeit, und zwar in die Weimarer Periode.

Die Johannispassion ist vermuthlich schon in Cöthen, und zwar in den ersten Monaten des Jahres 1723 geschrieben worden. Die erste Aufführung derselben hat wol am Charfreitag, den 7. April 1724 in der Leipziger Nicolaikirche stattgefunden. Das Werk hat mancherlei Wandlungen, namentlich in seinem madrigalischen Theil erfahren, weil die Arientexte Bach große Noth bereiteten. Er sah sich zu einer theilweisen Umgestaltung des Brockes'schen Textes durch die eigene Hand gezwungen, ohne hierfür doch das nöthige Geschick zu besitzen. Ich gebe hier eine kleine Probe von dem dichterischen Vermögen Brockes' und Bach's.

Brockes: Dem Himmel gleicht sein buntgestriemter Rücken,
Den Regenbögen ohne Zahl
Als lauter Gnadenzeichen schmücken,
Die, da die Sündfluth unsrer Schuld versieget,
Der holden Liebe Sonnenstrahl
In seines Blutes Wolken zeiget.

Bach: Erwäge, wie sein blutgefärbter Rücken
In allen Stücken
Dem Himmel gleiche geht,
Daran, nachdem die Wasserwogen
Von unsrer Sündfluth sich verzogen,
Der allerschönste Regenbogen
Als Gottesgnadenzeichen steht.

Daß die Johannispassion ihrer berühmten Schwester nach dem Evangelium Matthäi nicht ebenbürtig ist, liegt nicht nur daran, daß sie ein früherer Versuch war, sich eines neuen Elementes zu bemächtigen, auch nicht an dem verhältnißmäßig unlebendigeren und weniger ausführlichen Berichte des Evangelisten,

welcher sich eine Reihe von Momenten, wie das Abendmahl und die den Tod Christi begleitenden Naturcatastrophen entgehen ließ, Momente, die der musikalischen Behandlung förmlich warteten, sondern an der Trockenheit und Ungenialität der Brockes'schen Dichtung, wenn man den Namen Dichtung für Knüppelverse, wie die obigen, überhaupt brauchen darf. Picander, der den Text zur Matthäuspassion verfaßt, war in unserem Sinne gewiß auch kein Dichter, aber er hatte Instinct und war in der Hand Bach's ein williges Organ. Bach machte ihm gegenüber von dem Vorrecht des Gottgeweihten ausgiebigen Gebrauch. Er hielt es hierin, wie weiland — man verzeihe den frivolen Vergleich — Meyerbeer mit Scribe. Sehr richtig bemerkt Spitta, „daß Alles, was an dramatischen Elementen im Passionstext steckt, sich dem wahrhaft dramatischen Ausdruck nur nähern, nicht aber die volle Schärfe und Natürlichkeit desselben annehmen darf. Innerhalb der gezogenen Grenzen bleiben für feinere Unterscheidungen und Abstufungen doch noch Möglichkeiten genug; das hat Bach in der Matthäuspassion unübertrefflich bewiesen. Der Johannispassion muß man den höchsten Grad der Vollkommenheit in dieser Beziehung absprechen." „Aber", fährt er bald darauf fort, „um so stärker muß es betont werden, daß in Allem, was den musikalischen Stil, die Erfindung, die Ausgestaltung der einzelnen Tonsätze betrifft, sich Bach auf der vollen Höhe gereifter Meisterschaft zeigt."

Die Kritik der Matthäuspassion gehört zu dem Feinsten und Eindringlichsten, was Spitta über Bach geschrieben. Es ist unmöglich, an diesem Ort auch nur ein annäherndes Bild desselben zu geben, ohne ganze Seiten des Buches abzuschreiben. Nur einer besonderen Auslegung soll hier Erwähnung geschehen, nicht weil ich sie für absolut unabweisbar, aber für geistreich halte. Alle ästhetische Kritik spielt sich mehr oder weniger in den Wolken ab, und es ist das brutale Gesetz der Majoritäten, welches entscheidet, ob ein Mensch von feineren Organen die Macht besitzt, der blöden Masse eine neue Anschauung zu schenken.

In vielen Gegenden Deutschlands stellte sich das Passionsspiel nach einem vorbereitenden Theil in der Kirche durch eine Procession nach dem sogenannten Calvarienberge dar. Es war ein dramatisches Miterleben der Leidensgeschichte Christi von Station zu Station bis zur Kreuzigung. Spitta meint nun, daß „der Text zum Einleitungschor der Mätthäuspassion nur aus einer Anschauung hervorgehen konnte, welche alles Wesentliche der Passionsgeschichte in den Kreuzesgang und seinen weiteren Verlauf legte." „Was Bach musikalisch gestaltete," sagt er, „ist ein großartiges Bild einer sich unter Klagegesängen fortbewegenden, wogenden Menge. Aber er hat zugleich an der Sitte festgehalten, die Passionsmusik mit einem Choral zu eröffnen." („O Lamm Gottes, unschuldig", welcher in den Doppelchor eingewebt ist.) Auch einen glücklichen Commentar zum Bach'schen Naturgefühl möchte ich dem Leser nicht vorenthalten. „Händel war diese mystische Versenkung in die Seele des Alls fremd. Ein Recitativ, wie das „Am Abend, da es kühle ward" hätte er niemals schreiben können. Ein Gedicht wie „Allegro e Pensieroso", das in seinen schönsten Theilen das harmonische Zusammenstimmen von Natur und Mensch zum Gegenstande nimmt,

hätte auch auf musikalischem Gebiete eine romantische Auffassung unbedingt hervorrufen müssen, wenn anders eine solche überhaupt in dem Ideenkreis Händel's gelegen hätte. Aber Händel fußte zu fest auf italienischer Kunst, als daß dieses möglich gewesen wäre. Er gewinnt aus den Naturbildern eine Menge musikalischer Motive, aber sie zu einem geheimnißvollen Widerspiel des menschlichen Wesens zu beleben, steht ihm fern."

Die erste Aufführung der Matthäuspassion fand Charfreitags am 15. April 1729 im Nachmittagsgottesdienste statt. Der Eindruck war ein so geringer, daß der Rath der Stadt sich unmittelbar darauf nicht einmal bewogen fühlte, dem Componisten einige bescheidene musikalische Wünsche zu erfüllen. Einen Hauptgrund ihrer schweren Zugänglichkeit darf man in ihrer Ausdehnung und in ihrer Mittelstellung zwischen Kirchen- und Concertmusik erkennen. „Sie offenbart eine Selbstgenügsamkeit der Kunst, die zur Erreichung der gewollten Wirkung der Kirche fast nur noch als stimmunggebenden Hintergrundes bedarf." Das ist sehr richtig und noch viel richtiger für unsere Zeit, wo die Kirche wol noch der Matthäuspassion, die Matthäuspassion aber kaum noch der Kirche bedarf, es wäre denn allein um der Orgel willen. In der veränderten und erweiterten Gestalt, in welcher wir die Matthäuspassion kennen, kann sie frühestens im Jahre 1740 zur Darstellung gekommen sein.

Das „Weihnachtsoratorium" ist im Jahre 1734 geschrieben. Der Name Oratorium ist hier bloßer Verlegenheitstitel. Es zerfällt in sechs Theile, nach Maßgabe der sechs biblischen Abschnitte, der drei Christtage, des Neujahrstags, des Sonntags nach Neujahr und des Epiphaniasfestes. Vielfache Uebertragungen aus weltlichen Cantaten haben hier nachweisbar stattgefunden. Es ist dies ein dunkler Punkt bei Bach, und noch mehr bei Händel. In der Gewohnheit jener Tage lag es, ohne viel Scrupel aus früheren Werken zu entlehnen, was man brauchte. Der Bewunderung Bach's und Händel's wird hier Gelegenheit zu geistreichen Ausflüchten geboten, und weder Spitta noch Chrysander haben es daran fehlen lassen. Wenn man nun aber in der ersten Altarie des Weihnachtsoratoriums sich an den süßen Wendungen erfreut, welche dem Ausrufe „Den Schönsten", „Den Liebsten" gelten, und man erfährt nachher, daß sie ursprünglich auf die Worte „ich will nicht", „ich mag nicht" componirt worden sind, so beneide ich diejenigen, die das nicht verstimmt. Wenn Jemand sagt: es ist mir gleichgültig, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen eine Kunstwirkung erzielt wird, wenn diese Wirkung nur eine echte und nachhaltige ist, so hat er Recht. Aber herausnehmen darf er sich nicht, diesen Weg des Schaffens für einen unbedingt idealen und makellosen zu erklären. Das ewige Anlehen bei sich selbst, unbekümmert darum, welchem Zwecke das Geraubte einst gedient, ist mit der Vorstellung einer höchsten Künstlerschaft schwer verträglich. Der höhere Begriff eines Uebertragungsverbotes, welches die verschiedenen Perioden eines Kunstlebens vor Vermischung und Entartung schützen sollte, ist offenbar weder Bach noch Händel klar gewesen. Was der gemeine Verstand hierbei nicht versteht, ist, wie man so reich sein kann, und nicht noch einige Talente reicher!

Es folgen das „Oster- und Himmelfahrtsoratorium", deren Entstehungszeit vermuthlich in die Dreißiger Jahre fällt, ferner die „Motetten". Ein feiner

Zug des Verfassers ist es wieder, wenn er zur Charakterisirung dieser letzteren sagt: „Bach's Cantaten haben sich uns als eine centrale Kunstform dargestellt, in welche alles einging, was an lebensfähigen und fortbildungswürdigen Elementen in der musikalischen Formenwelt jener Zeit vorhanden war. Auch die Motette ist durch die Bach'sche Cantate aufgezehrt, dann aber aus derselben nicht sowohl neu herausgeboren, als vielmehr nur wieder losgelöst worden. Weniger eine selbständige Kunstgattung, als ein Absenker der Bach'schen Cantate steht sie da."

Gesner's, des Freundes Bach's, Nachfolger im Rectorate der Thomasschule wurde Joh. August Ernesti, ein sehr junger Mann. Zwischen ihm und Bach entspann sich ein unangenehmer, zwei Jahre dauernder Competenzconflikt über die Besetzung der ersten Präfectur, bei welchem nach Spitta's Darstellung das Recht überwiegend auf Seite Bach's lag. „Zwei Jahre," bemerkt er, „hatte der Streit gedauert, beinahe so lange als vor mehr denn sechzig Jahren der Ehehandel seines Oheims in Arnstadt. Beide Männer hatten sich als echteste Sprossen ihres Geschlechts gezeigt und mit äußerster Hartnäckigkeit um ihr Recht gekämpft." Was Zähigkeit und Kraft des Rechtsgefühls betrifft, steckte in Bach ein zweiter Kohlhaas. — Von dieser Zeit an wird bei Bach der Hang sichtbar, sich zurückzuziehen, den Problemen seiner Kunst, die sich immer mehr vertiefte — man denke an die H-moll-Messe und die großen Orgelcompositionen —, ausschließlicher noch wie früher zu leben und die Welt da draußen sich selbst zu überlassen. Um jene Zeit bildete sich aus bescheidenen Anfängen jene Concertgesellschaft, welcher später das „Gewandhausconcert" entspringen sollte. Es fällt auf, daß sich keine Spur einer Betheiligung Bach's an diesem neuen Unternehmen nachweisen läßt.

Am 27. Juli 1733 überreichte Bach nach dem Tode Friedrich August II. seinem Nachfolger das Kyrie und Gloria seiner H-moll-Messe. Diese beiden Stücke sind früher geschrieben als der Rest der Messe, deren Beendigung Spitta in das Jahr 1738 verlegt. Die späteren Stücke scheint Bach dem Hofe nicht eingereicht zu haben; daß Kyrie und Gloria in Dresden aufgeführt worden wären, ist ebenfalls unbeglaubigt. „Wenn man," schreibt der Verfasser, „diese Messe unter den für ihr Verständniß nothwendigen sachlichen Voraussetzungen hört, so ist es als rauschte der Genius von zwei Jahrtausenden über den Häuptern hin. Fast unheimlich berührt die Einsamkeit, mit welcher die H-moll-Messe in der Geschichte dasteht. Wenn auch alle findbaren Mittel herbeigeschafft werden, um die Wurzel von Bach's Kunstanschauung, den Gang seiner Kunstbildung, die ihr von außen zugeführten Elemente, die von seinen persönlichen Verhältnissen ausgehenden Anregungen aufzudecken, wenn endlich selbst das allgemeine Wesen der Tonkunst zur Erklärung sich hilfreich erweist, so bleibt doch ein letztes, das Aufblitzen der Idee zu einer Messe von solcher Tragweite, das abermalige Hervorbrechen des kirchlich reformatorischen Geistes wie aus lange angesammelten Quellen, ja das unzweifelhafte Wiedererscheinen von Anschauungen des Urchristenthums grade nur in dieser einen Künstlerpersönlichkeit unfaßlich, wie der Grund alles Lebens." Gleich darauf fährt er fort: „Beethoven's zweite Messe der Bach'schen ebenbürtig an die Seite

setzen, wie man es heutzutage zu thun liebt, kann nur der, welcher den unverhüllbaren Riß nicht sehen will, der zwischen dem, was die Idee eines solchen Werkes fordert und dem Geiste, in welchem seine Gestaltung unternommen wurde, aufklafft. In Beethoven's Messe muß man die gewaltige Persönlichkeit ihres Schöpfers bewundern, man wird diese Messe verstehen und mag sie lieben, so lange hundert andere Werke vorhanden sind, aus denen sein Genius reiner und voller und mit einer annoch unsere Zeit beherrschenden Macht kundbar wird." Ein verdrießlicher und nicht sehr glücklicher Satz! Man könnte ihn recht gut so verstehen: in dem Augenblick, wo diese hundert anderen Werke nicht vorhanden wären, würde man die Missa solemnis nicht verstehen und nicht lieben mögen. „Von Bach's Compositionen," fügt der Verfasser erläuternd hinzu, „könnte Alles verloren gehen, die H-moll-Messe allein würde bis in unabsehbare Zeit von diesem Künstler zeugen, wie mit der Kraft einer göttlichen Offenbarung." Dies ist richtig. Das unendlich vielseitigere Gebiet Beethoven'schen Schaffens gegenüber dem wesentlich an seinen Kirchenchor und seine Orgelbank gebannten Bach würde sich in diesem vereinzelten Ausdruck kirchlicher Kunst niemals erkennen lassen. Zwischen den beiden Messen ist außerdem der Unterschied der Zeit und des Herkommens. Die Bach'sche entsprang einem völlig gläubigen, sogar theologisch gut geschulten Herzen, die Beethoven'sche hat ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, ein zweifelnder und zur Philosophie neigender Kopf geschrieben. Es ist wieder einmal der Streit zwischen dem alten und neuen Glauben, zwischen dem vollkommen modernen Menschen Beethoven und dem ehrwürdigen, in seiner Enge weltweiten, aber in seiner Weltweite engen Manne des achtzehnten Jahrhunderts. Kein Mensch, in dem ein geschichtliches Urtheil steckt, wird anstehen, in der H-moll-Messe den größten, einheitsvollsten und letzten Ausdruck einer vom Christenthum tief gesättigten musikalischen Kunst zu erkennen. Daneben aber, anderen Herkommens, anderer Macht, andern Weltbewußtseins steht Beethoven's Messe. Dort der letzte Riesenpfeiler einer untergehenden Welt, der die Brücke zurückschlägt in einen Gefühlskreis des Lebens, der von Jahrzehent zu Jahrzehent sich mehr auflöst in einen verklingenden Accord, hier die drohend erhobene Hand einer von allen dogmatischen Satzungen sich losringenden Zeit, welche aus den Trümmern der alten Welt eine neue gestaltet. Dort der Friede des Bescheidens, hier die unruhige Sehnsucht nach einem verloren gegangenen, unter anderem Lichte wieder zu erkennenden Ideal. Dort die Berufung auf ein außer uns Seiendes, hier die Berufung auf die eigene Kraft. Das ist der Unterschied zwischen der H-moll-Messe und der Missa solemnis.

Ungemein zutreffend bezeichnet der Verfasser eine Seite der letzten Lebensperiode Bach's. „Mehr und mehr zieht Bach sich in eine bestimmte Form der Choralcantate zurück, wird schweigsamer und, wenn er redet, typischer in der Fassung. Nur anfangs bemerkt man noch jene königliche Freigebigkeit, mit welcher er in den mittleren sechziger Jahren aus einem unbegrenzten Reichthum an musikalischen Formen schöpfte. Er gibt zweien seiner größten Werke, der Johannis- und Matthäuspassion die letzte endgiltige Form und bestellt sein Haus. Schließlich scheint er als kirchlicher Vocalcomponist ganz zu verstummen. Sein Lebenswerk ist gethan, er sieht dem Tode entgegen."

Im Jahre 1735 vollendete Bach sein fünfzigstes Jahr. Aus ihm stammen ungefähr zwanzig Cantaten; das numerische Schaffen war also noch ungebrochen. Der Choralcantaten zählt der Verfasser fünfunddreißig. Ihr Wesen charakterisirt er als „die vollständigste poetisch-musikalische Entfaltung eines bestimmten Kirchenliedes vermittelst aller Kunstmittel, welche sich Bach in einem reichen Leben unter gründlicher Ausnutzung aller Kunstelemente seiner Zeit und Vorzeit erworben hatte." In ihrer Originalgestalt treten regelmäßig nur die erste und letzte Strophe des Kirchenliedes auf, die mittleren sind madrigalisch umgeformt und dienen als poetischer Stoff für die frei concertirenden Solostücke. Interessant ist das Verhältniß Bach's zu den alten Octavengattungen. „Das System der Kirchentöne," sagt Spitta, „erscheint bei Bach nicht als ein für gewisse Gegenstände künstlich angewendetes; es ist in Bach's Geist von Grund aus wiedergeboren." Er hielt es mit diesen wie mit anderen Ueberlieferungen. Was er davon gebrauchen konnte, nahm er in seine Schaffensweise auf: sein ewig bildender Geist formte um, erweiterte oder beschränkte, je nachdem die Idee, welche ihn beschäftigte, es erheischte.

Bei der Besprechung der Instrumentalwerke, welche dieser letzten Periode angehören, bemerkt Spitta, „daß der wahre Künstler sich dann in der glücklichsten Lage befindet, wenn alle seine Werke Gelegenheitswerke sein können, wenn seine Kunst sich getrieben fühlt, wo es nur angeht, an die ihn umgebenden Lebensverhältnisse anzuknüpfen." Und Bach hatte immer bestimmte Zwecke, für die er componiren konnte. Ließ der Gottesdienst ihn frei, so schrieb er für's Haus. Offenbar hat er in seiner eigenen Wohnung viel musicirt, denn in seinem Nachlasse fanden sich fünf Claviere, zwei Violinen, drei Bratschen, zwei Celli, eine Gambe und noch andere Streichinstrumente. In den Jahren 1730 bis 1733 waren die erwachsenen Söhne, Emanuel und Friedemann, noch im Elternhause. An anderen tüchtigen Schülern fehlte es selbstverständlich nicht. So mögen denn die zwei- und dreiclavierigen Concerte zunächst wohl für das eigene Haus geschrieben sein. Es entsteht nun ein ganzer Cyclus von Concerten, häufig von einem Instrument auf das andere übertragen. Hieran schließen weitere Theile der „Clavierübung", die „englischen Suiten", „Partiten", die herrlichen Variationen über eine Sarabande, welche mit dem sogenannten Quodlibet schließen, und der zweite Theil des „wohltemperirten Claviers". Die „chromatische Fantasie und Fuge" verlegt Spitta in eine frühere, vielleicht sogar in die Cöthener Zeit. Nachweislich fallen aber in diese letzte Periode das „Musikalische Opfer" und die „Kunst der Fuge". Jenes hält der Verfasser mit Recht für eine großartige Studie, nicht für ein Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes. Veranlassung hierzu war ein Spiel Bach's vor Friedrich dem Großen im Mai des Jahres 1747. Der König hatte sich von ihm die Improvisation einer sechsstimmigen Fuge erbeten, zu der Bach sich selbst das Thema wählen durfte. Vorher hatte er ihm ein eigenes Thema gegeben, mit dessen Ausführung Bach selbst unzufrieden war. Seine Ehre zu retten, unterwarf er dasselbe nach zwei Monaten einer vollkommeneren Ausführung, ließ das Werk in Kupfer stechen und widmete es dem großen König. Das ist die Geschichte des „Musikalischen Opfers".

Die „Kunst der Fuge" ist das musikalische Testament Bach's. Fünfzehn Fugen und vier Canons über dasselbe Thema, darunter Doppel- und Tripelfugen, Fugen in Engführung, mit Beantwortung in der Gegenbewegung, in gleichen Notenwerthen, aber auch verkleinert und vergrößert, Fugen im doppelten Contrapunkt der Octave, Duodecime und Decime u. s. w., mit einem Wort das Meisterstück des Meisters aller Zeiten auf diesem Gebiete, „eine einzige Riesenfuge in fünfzehn Abschnitten", wie Spitta sich ausdrückt. Emanuel übernahm den Vertrieb der „ziemlich geschmacklos, plump und fehlerhaften" Originalausgabe des Werkes, sah sich aber in ihrem Absatz getäuscht, so daß er den ursprünglichen Preis von fünf Thalern auf vier herabsetzte und F. W. Marpurg veranlaßte, einen ausführlichen Vorbericht zu schreiben. So erschien die „Kunst der Fuge" auf der Leipziger Ostermesse im Jahre 1752, zwei Jahre nach Bach's Tode. Bis zum Herbst 1756 hatte Emanuel ungefähr dreißig Exemplare abgesetzt. Es ist dies ein beredter Beitrag zur Geschichte der Publicationen tiefsinniger Werke. Nach der „Kunst der Fuge" hat sich Bach noch an die Composition einer in den riesigsten Verhältnissen angelegten dreithemigen Clavierfuge gemacht, über deren Ausführung er nach Aussage Emanuel's gestorben ist. Sie ist nur bis zum 239. Tacte gediehen und irrthümlich in die Originalausgabe der „Kunst der Fuge" gerathen. Im 47. Tact vor dem Schluß tritt als Contrasubject das Thema B-A-C-H auf. Es macht den Eindruck, als hätte er unter sein letztes Werk seinen Namen schreiben wollen.

Von der Orgel ist Bach ausgegangen und an ihr hat er den großen Ring seines Schaffens geschlossen. Viele seiner mächtigsten Präludien und Fugen, seiner Sonaten und Orgelchoräle gehören diesen letzten Jahren an, unter ihnen die weltberühmten Fugen in A-moll und E-moll und die F-dur Toccata. Schon des Augenlichts beraubt arbeitete er mit Hilfe seines Schwiegersohnes Altnikol noch an der Erweiterung eines Orgelchorals aus früherer Zeit. „Händel's Entwickelungslauf," sagt der Verfasser mit schöner Feierlichkeit, „ist der eines stolzen Flusses, welcher den Schiffer zuletzt in das Weltmeer hinausträgt. Bach führt durch alle Höhen und Tiefen des Lebens wieder in die stille Heimath zur Ruhe und Beschaulichkeit. Er schenkt sich nicht weg an die Welt, sondern umschließt dieselbe mit seiner Persönlichkeit."

Immanuel Kant ist kaum über die Grenzen seiner Vaterstadt hinausgekommen, der große Philosoph unter den Musikern kaum über die Nord- und Mitteldeutschlands. Lübeck, Hamburg, Berlin, Dresden, Thüringen waren seine äußersten Reiseziele. Sein Leben war bürgerlich einfach, aber nicht ärmlich, sein Haus gastfrei. Der Kreis seiner Schüler war ein bedeutender, namentlich in der Leipziger Zeit. Von denen, welche sich außer seinen Söhnen weiteren Ruhm erwarben, sind zu nennen: Heinrich Nikolaus Gerber, der Vater des Lexikographen, Johann Tobias Krebs, von dem Bach scherzend gesagt haben soll, „das ist der einzige Krebs in meinem Bache", Johann Friedrich Agricola, Johann Friedrich Doles, Gottfried August Homilius, Johann Philipp Kirnberger, der Theoretiker, endlich Altnikol, Bach's Schwiegersohn.

Bach besaß ein natürliches Selbstgefühl, aber er war „menschlich nachsichtig gegen Andere und wie alle großen Naturen frei von Eitelkeit". Spitta

bedient sich des glücklichen Ausdrucks „Naturen", denn von großen „Männern" könnte man den Ausspruch in dieser Allgemeinheit nicht gebrauchen. Schmeicheleien waren ihm unangenehm. Als Jemand seine Fertigkeit auf der Orgel rühmte, sagte er: „das ist eben nichts Bewundernswürdiges; man darf nur die rechten Tasten zur rechten Zeit treffen, so spielt das Instrument selbst." Mit seiner Kunst hielt er nie zurück, er war im Gegentheil immer zum Musiciren aufgelegt. Fremde Musik regte ihn an. Es ist bemerkt worden, daß er beim Improvisiren, worin er wie Mozart Meister war, gern von einem fremden Gedanken ausging, ehe er sich in seine eigenen vertiefte. Ein unscheinbarer, aber bedeutungsvoller Zug. Auch der größte Mensch bedarf der Berührung mit einem fremden Geist, wenn sein Erdreich locker bleiben soll, und ich glaube, Beethoven wäre ein glücklicherer Mann gewesen, wenn er nicht so viel unter luftdichtem Verschluß gelebt und gearbeitet hätte. Forkel erzählt von Bach, daß, wenn er auswärts irgendwo am Sonntag weilte, er gern der Kirchenmusik zuhörte. Kam darin eine Fuge vor, und er hatte einen seiner Söhne bei sich, so pflegte er nach den ersten Themaeintritten vorherzusagen, was der Componist von rechtswegen mit dem Thema weiter beginnen und möglicherweise machen könne. Kam es dann, wie er prophezeit, so freute er sich und stieß seinen Sohn an. „Schon zu seinen Lebzeiten," sagt Spitta, „bildeten sich allerhand Mythen über ihn. Man erzählte sich z. B., daß er bisweilen, als armer Dorfschulmeister verkleidet, in eine Kirche gekommen sei und den Organisten gebeten habe, ihm seinen Platz einzuräumen. Dann habe er das Staunen der Anwesenden und des Organisten genossen, der erklärt habe, das sei entweder Bach oder der Teufel. Er wollte von solchen Geschichten, kamen sie ihm zu Ohren, nie etwas wissen."

Bach's Bibliothek enthielt nach seinem Tode 81 Bände theologischer und Erbauungsbücher; um Theologie hat er sich also gekümmert. Die Werke Luther's scheint er sogar in zwei Ausgaben besessen zu haben. Mit diesem Manne hatte Bach gemein, was Spitta einmal zutreffend „Streitfreudigkeit" nennt. Beide hatten sie etwas vom Feuerstein, beide durch ihr ganzes Leben den Hang, sich ihre eigene Frömmigkeit aufzubauen, sie zu reinigen von allem todten Formalismus und sie schöpferisch zu geberden.

Als Bach im Jahre 1723 mit seiner zweiten Gattin, Anna Magdalena, die Cantorwohnung am Thomaskirchhof zu Leipzig bezog, folgten ihm dahin vier Kinder aus erster Ehe. Aus der zweiten wurden ihm dreizehn Kinder geboren, sieben Töchter und sechs Söhne. Von diesen siebzehn Kindern haben ihn nur sechs, drei Söhne und drei Töchter überlebt. Die Töchter blieben unvermählt bis auf eine, welche Altnikol's Gattin wurde. Von seinen drei ihn überlebenden Söhnen — Friedemann und Emanuel sind bekannt — soll Christian, der „Benjamin der Familie" sehr begabt gewesen sein. Die schauerliche Legende von einem blödsinnigen Sohne Namens David, den Bach gehabt haben soll, hat Spitta zerstört.

Bach war ein äußerst gesunder und kräftiger Mann, aber er litt an angeborener Augenschwäche. Im Winter 1749 auf 1750 war er in Folge einer beschwerlichen Augenentzündung genöthigt, sich einer Operation zu unterziehen. Sie mißlang ein erstes und ein zweites Mal, Bach erblindete. Am 18. Juli

konnte er plötzlich wieder sehen; wenige Tage darauf rührte ihn ein Schlag, dem ein hitziges Fieber folgte. Dienstag den 28. Juli 1750, Abends nach neun Uhr, hauchte er seinen Geist aus. Auf dem Johanniskirchhof wurde er beerdigt. Bei einer Vergrößerung desselben in unserem Jahrhundert wurde Bach's Grab zerstört, so daß die Stätte, wo seine Gebeine ruhen, nicht mehr bestimmt werden kann. Der Rath der Stadt Leipzig machte in einer seiner nach Bach's Tode abgehaltenen Sitzungen die Bemerkung: „Die Schule brauche einen Cantor und keinen Kapellmeister, Herr Bach wäre zwar ein großer Musikus, aber kein Schulmann gewesen." Die Familie zerstreute sich in alle Welt. Anna Magdalena gerieth in solche Bedrängniß, daß sie von öffentlichen Unterstützungen lebte. Sie starb als Almosenfrau im Jahre 1760. Das letzte Kind Bach's, eine Tochter, Regine Johanna, ist erst 1809, ebenfalls in Dürftigkeit gestorben. Es war ein Verdienst Rochlitz's, durch einen öffentlichen Aufruf ihre letzten Jahre vor der höchsten Noth geschützt zu haben.

Wenn ich im Allgemeinen dem ersten Bande des Spitta'schen Buches vor dem zweiten den Vorzug gebe, so liegt dies nicht daran, daß die Entwickelung eines großen Künstlers nothwendig immer interessanter sein müßte wie die Zeit seiner Reife, obgleich sie aufregender und dramatischer ist. Nur bei Bach ist dies insofern der Fall, als sein Leben vom Beginn des Leipziger Cantorats, womit der erste Band schließt, eigentlich ohne Geschichte ist. Nicht wie bei Händel, Mozart und Anderen greifen äußere Beziehungen und Wendungen fortwährend in das Geistesleben des Helden ein und nöthigen den Biographen, die Wirkungen jener auf dieses zu erörtern, mit einem Wort in einem höheren Sinne zu erzählen. In Bach's Leben gehört die zweite Hälfte fast ausschließlich dem Aesthetiker an. Spitta konnte diesem in der Natur seines Stoffs liegenden Problem nicht ausweichen und hat es gelöst, besser vielleicht als irgend ein Anderer. Aber er vermochte nicht, und wahrscheinlich Niemand in seiner Lage, das Eintönige und Ermüdende zu vermeiden, das ein so fortgesetztes Aesthetisiren mit sich führt. Ich bin in solchen Fällen immer auf der Seite des Autors und frage nicht ohne Beklemmung, ob eine so mühevolle Arbeit wol den gebührenden Dank ernten wird? An äußerem Erfolg hat es dem Verfasser ja nicht gefehlt, wie steht es aber mit den Lesern? Rechnet er mehr auf den eigentlichen, reifen Bachianer, oder den werdenden? Ich fürchte, jener wird ihm durch die unendliche Beschreibung der Kirchencantaten z. B. nicht folgen wollen, ich fürchte dieser wird ihm nicht folgen können. Und welche Fülle von Geist und Phantasie ist gerade an diesen Theil seiner Arbeit verschwendet! Was Spitta darauf erwiedern könnte, weiß ich. Der Mathematiker, der Philosoph, der Kunsthistoriker, wird er sagen, muß darauf gefaßt sein, seine Wahrheiten nur an Einzelne zu richten. Den Mathematiker will ich ihm zugeben, den Philosophen schon nicht ganz, den Kunsthistoriker ganz und gar nicht. Die Größe eines Auditoriums wird für jeden Gelehrten, der nicht eine absolut erhabene, exclusive Materie lehrt, immer Bedeutung haben. Nun gebe ich zu, Bach und seine Musik könnte man eine solche Materie nennen: schließlich aber ist es Kunst, und keine Kunst läßt sich in die Mansarde sperren. Bach'sche Passionsmusik fängt an Gemeingut aller höhern gebildeten Menschen zu werden, warum die Geschichte ihrer Ent-

stehung und ihres Urhebers nicht auch? Wie das Spitta'sche Buch vorliegt, ist ihm jede Einkehr in einen größeren Kreis versagt. Einmal ist es zu umfangreich, hat von dem Verstande des Lesers eine zu beschränkte, von dem Amte des Historikers eine zu ausgedehnte Vorstellung, sodann gefällt sich Spitta's Stil zu sehr im Talar. Etwas mehr Anmuth und weniger Halskrause wäre mitunter wünschenswerth. Wie wäre es nun, wenn der Verfasser, nicht jetzt, denn nach dem Abschluß einer so ungeheuren Arbeit ist man erschöpft und, irre ich mich nicht, begierig seine Kraft an etwas Anderem, vielleicht ganz Anderem zu versuchen, aber später eine populäre Ausgabe seiner Bachbiographie brächte, eine Ausgabe, welche vielleicht die Hälfte des jetzigen Umfangs einnähme? Ein Mann von seiner Begabung würde leicht das Register zu finden wissen, welches der großen Masse der gebildeten Leser zusagte. Ausdrücklich sage ich, nicht jetzt, aber später. Wenn man alt wird, erscheinen manche Dinge als möglich, selbst als wünschenswerth, die man in jüngeren Jahren für unmöglich oder unehrerbietig gehalten. Sollte der Verfasser einmal an einen dieser perspectivischen Tage gelangen, wo man die Arbeit seines Lebens übersieht wie ein Kaufmann das Soll und Haben seines Hauptbuches, so erinnert er sich vielleicht dieses Vorschlags eines seiner dankbarsten Leser.

Deutsch-amerikanische Wechselbeziehungen.

Von

Friedrich Kapp.

I.

Die deutsche Auswanderung nach den englischen Colonien des nördlichen Amerika begann zu einer Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung unseres Vaterlandes, etwa ein Menschenalter nach dem westfälischen Frieden. Das von fremden Vergewaltigern und einheimischen Herren gepeinigte Volk fing eben wieder an, sich von den allerhärtesten Schlägen zu erholen und den scheuen Blick von dem verwüsteten Boden zu Zielen emporzuheben, welche über die niedrigsten thierischen Bedürfnisse hinausgingen. Der Spener'sche Pietismus unternahm damals seine ersten siegreichen Feldzüge gegen den erstarrten und geistlosen herrschenden Protestantismus, indem er das religiöse Gefühl vom kirchlichen Zunftzwange zu befreien suchte und im Volke die ersten Athemzüge des geistigen Wiederauflebens weckte.

Von dem Saalhof in Frankfurt, der alten kaiserlichen Pfalz am Main, ging der erste Anstoß zur deutschen Auswanderung nach Amerika aus. Hier pflegten sich die Freunde Spener's zu versammeln, hier begrüßten sie 1677 William Penn und George Fox, die edlen Quäker, welche in Deutschland Propaganda für ihren Glauben machten, und hier traten sie 1682 zu der „Frankfurter Gesellschaft" zusammen, welche sich an der Besiedlung des, Penn in Amerika geschenkten Landes mit je fünf Antheilen, zu je 5000 Ackern betheiligte. Unter den elf Gründern dieser Gesellschaft befanden sich Männer, wie Johann Jacob Schütz, der Verfasser des bekannten Kirchenliedes: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gott!" Jacob van de Walle, Daniel Behaghel, Dr. Petersen und eine so hervorragende Frau wie Eleonore v. Merlau; fünf von ihnen lebten in Frankfurt a. M., zwei in Wesel, zwei in Lübeck, einer in Duisburg und einer in Rotterdam. Keiner von ihnen ging aber in der Folge nach Amerika. Der Führer der Auswanderer, unter denen sich übrigens kein einziger Frankfurter befand, war Franz Daniel Pastorius, ein praktischer Jurist aus Sommershausen in Franken und ein geistig ebenso bedeutender als uneigennütziger und

humaner Mann. Er landete am 16. August 1683 mit etwa zwölf Familien am Delaware, in der unmittelbaren Nähe Philadelphia's, und legte, seiner Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen, Germantown, die jetzige 22. Ward dieser Stadt, neben Penn's Gründung an. Die seiner Obhut anvertrauten Einwanderer kamen aus den religiösen Freistätten des Niederrheins, namentlich aus Krefeld und nächster Nachbarschaft, wie Duisburg, Mülheim a. d. Ruhr, und Kaldenkirchen. Die ersten Ansiedler waren Krefelder mennonitische Leineweber, Lenart Arets, Abraham op den Graeff, Dirck op den Graeff, Hermann op den Graeff, Wilhelm Streypers, Thones Kunders, Reynier Tyson, Jan Seimens, Jan Lensen, Peter Keurlis, Johannes Bleikers, Jan Luycken und Abraham Tunes. In Amerika schlossen sich Mennoniten und Quäker so eng an einander an, daß jene in diesen ganz aufgingen. Bis auf den heutigen Tag haben die Nachkommen am Handwerk ihrer Vorfahren festgehalten; die vortrefflichen Erzeugnisse der Germantowner Weberei und Strumpfwirkerei erfreuen sich überall im Lande eines verdienten guten Rufes. Wie in Krefeld aus der Leinenweberei inzwischen Seidenwirkerei geworden ist, so hat sich im Laufe der Jahre in Germantown die Hausarbeit zum großartigen Maschinenbetrieb erhoben. „Weilen ich nun," sagt Pastorius in seiner Lebensbeschreibung, „von allen meinen Bekannten im Saalhof Pennsylvanien zum öfteren sehr rühmen hörte und verschiedene Relationschreiben davon zu lesen kriegte, auch bereits einige Gott fürchtende Menschen sich dorthin zu transportiren entschlossen und allschon zusammengepackt hatten, entstund eine nicht geringe Begierde bey mir, in ihrer Gesellschaft mit überzusegeln und daselbst nach überdrüssig geschehenen und gekosteten Europäischen Eitelkeiten nebenst ihnen ein still und christlich Leben zu führen." In diesen Worten des braven Pastorius sind seine, seiner Genossen und nächsten Nachfolger Beweggründe zur Auswanderung klar dargelegt; es sind dieselben, welche auch die Pilgerväter über den Ocean getrieben hatten. Deutsche und Engländer waren einander ebenbürtig an Tiefe des Gefühls und Muth, jene diesen vielleicht sogar überlegen an Bildung und Geist. Die Deutschen aber verließen die Heimath, als diese, mißhandelt und ohnmächtig niedergestreckt, alle politische Thatkraft eingebüßt hatte, sie besaßen deshalb auch Nichts von jener kraftbewußten, rücksichtslosen Selbstsucht, welche sich auch in der Fremde schöpferisch und staatenbildend bethätigt. Die Engländer dagegen schieden zu einer Zeit vom heimischen Boden, wo schon ein Shakespeare geblüht hatte, ein Milton seine ersten Schwingen regte und eine große, alle Kräfte der Nation anspannende politische und geistige Revolution im Anzuge war. So prägten sie den sittlichen und politischen Geist ihres Volkes auch in Amerika in ihren Schöpfungen aus, während die Deutschen nur den Fluch der vaterländischen Zerrissenheit und Ohnmacht mit über's Meer nahmen. Ein großes unsterbliches Verdienst aber haben sie sich erworben, welches sie den Besten ihrer Zeit gleichstellt: die Krefelder Mennoniten Dietrich und Abraham op den Graeff legten in Gemeinschaft mit Franz Daniel Pastorius und Gerret Hendrichs am 18. Februar 1688 von Germantown aus den ersten beredten Protest gegen die Einführung und das Halten von Sklaven. Die Quäker fanden schon damals diese Frage zu heikel und lehnten ihre Mitwirkung ab. Diesen ersten Auswanderern folgten allmälig Scharen von Gleichgesinnten,

so daß Pennsylvanien im ganzen vorigen Jahrhundert den Mittelpunkt für alle aus Deutschland scheidenden Verfolgten, Tunker und Erweckte, Wiedertäufer und Schwenkfelder, Herrnhuter und Mennoniten bildete. Halle einerseits, die Schweiz und Holland andererseits schickten ihre geistlichen Sendboten unter die Lutheraner und Reformirten und erhielten, so gut sie bei den damaligen mangelhaften Verbindungen konnten, den Verkehr mit den ausgewanderten Glaubensgenossen aufrecht. Schon früh mischten sich diesen natürlich auch andere Elemente bei, für welche das religiöse Moment nicht in erster Linie stand, Handwerker und Bauern, welche ihre Lage zu verbessern suchten oder vor dem Kriege flüchteten, Abenteurer und Angehörige aller Stände, welche ihren Beruf verfehlt hatten oder in der Ferne das Glück zu erhaschen hofften, welches ihnen in der Heimath nicht geblüht hatte.

Wie religiöser Druck die ersten Ansiedelungen in Pennsylvanien veranlaßte, so trieb der spanische Erbfolgekrieg mit seinen Plünderungen und Verwüstungen die ersten deutschen Auswanderer nach dem benachbarten New-York. Um die Tüchtigkeit ihrer Flotte von der Einfuhr aus den baltischen Häfen unabhängig zu machen, suchte die Königin Anna von England für diese Provinz, von welcher man damals kaum mehr als den Hudson und die Seeküste kannte, Ansiedler zum Zwecke der Hanf-, Theer- und Pechbereitung zu gewinnen. Sie erließ deshalb an die protestantischen Pfälzer einen Aufruf, der mit dem harten Winter von 1709 zusammentraf. Statt einiger Tausende, auf welche man gerechnet hatte, trafen über 20,000 Pfälzer und Schwaben in den holländischen Häfen ein, von welchen aus sie theilweise in ihre Heimath zurückbefördert werden mußten. Etwa 13,000—14,000 von diesen unerwarteten Gästen gelangten nach England, von diesem aus wurden nicht ganz 4000 nach New-York geschickt und von der Regierung an dem Hudson angesiedelt. Der Gouverneur glaubte sie wie Sklaven behandeln zu können, die Deutschen aber fühlten sich wie freie Männer, entzogen sich der Bevormundung durch die Flucht und gründeten die bald aufblühenden Niederlassungen im Schoharie- und Mohawk-Thale. Mit eisernem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer schufen sie aus der Wildniß einen Garten und hielten zugleich tapfer Wacht gegen die zeitweise einbrechenden Indianer und die sie verhetzenden Franzosen. Männer, wie die beiden Weiser und Herckheimer, beweisen, wie Großes der daheim gedrückte Bauer zu leisten vermag, sobald er nur das geeignete Feld für seine Thätigkeit findet. Diesen ersten Scharen folgten bald noch Tausende nach. Die älteren Deutschen zogen aus Pennsylvanien weiter nach Westen und Südwesten und gewannen das westliche Maryland und Virginien der Cultur. An sie schlossen sich die Lutheraner und Herrnhuter in Nord-Carolina; im damals äußersten Süden aber halfen (1734) die vertriebenen Salzburger Oglethorpe's neue Colonie Georgia mitbegründen. Im Norden (in Maine) endlich findet sich seit 1753 sogar die deutsche Colonie Waldo. So lebten also ziemlich in allen Theilen des jungen Landes Deutsche und trugen redlich ihren Theil zu dessen Anbau bei. Während sie materiell so gut, wenn nicht besser, gediehen als ihre Mitbürger englischer Abstammung, spielten sie politisch eine äußerst untergeordnete Rolle. Der Charakter der großen Mehrzahl dieser Auswanderung ist Demuth, Verzagtheit und duldende Ergebung.

Vertrieben aus der Heimath, oder lieblos von ihr verstoßen, schutzlos den Mißhandlungen des Auslandes preisgegeben, vielfach eine Beute der Seelenverkäufer in Holland und England wurden diese Unglücklichen unterwegs grausamer als das Schlachtvieh behandelt, welches man wenigstens im Interesse des eigenen Geldbeutels zu schonen pflegt. Schon im Hafen leiden sie Hunger und Durst, in einem Zwischendecke von kaum mehr als fünf Fuß Höhe liegen sie Monate lang zusammen gepfercht und gehen auf der Reise massenweise zu Grunde. Die Todesfälle erreichen oft zehn Procent der Zahl der Passagiere eines Schiffes. Es wird von verschiedenen Augenzeugen aus verschiedenen Zeiten berichtet, daß mit Genehmigung der Capitäne in Cowes englische Werbeofficiere an Bord der Auswandererschiffe kamen und sich ein Dutzend handfester Burschen aus den deutschen Auswanderern als Rekruten aussuchten. Nicht einmal klagen konnten die Bedaurungswürdigen, denn sie verstanden kein Wort Englisch. Junge Familienväter wurden durch solchen schnöden Raub von Weib und Kind getrennt. Eine junge Frau, welche ihrem Mann nachsprang, ließ man im Meer ertrinken. Es war ja nur ein Dutchman, ein Dutchwoman!

Kaum in Amerika angekommen, traten die überlebenden Auswanderer während des ganzen vorigen Jahrhunderts meistens in eine neue Knechtschaft, welche nahezu an Sklaverei grenzte. Bei ihrer Armuth waren sie gezwungen, Dienstverträge einzugehen, wonach sie durch Arbeit in dem neuen Lande die Kosten für ihre Beförderung abzuverdienen hatten. So wurde also bei der Ankunft der Schiffe die Arbeit der Angekommenen zu dem Preise verkauft, welcher die Schuld deckte. Familien mußten stets für ihre Angehörigen aufkommen, Kinder für die unterwegs gestorbenen Eltern und umgekehrt; beide aber wurden oft grausam von einander getrennt und mußten sich die nichtswürdigste Behandlung gefallen lassen. Diese Uebel, denen sieben Achtel unserer damaligen Auswanderer ausgesetzt waren, erklären es denn auch, daß die Deutschen keine selbständige Stellung einnahmen, sondern froh waren, wenn sie sich in die bereits bestehenden Verhältnisse einschieben konnten und als höchstes Ziel ihres Ehrgeizes nur den schuldenfreien Besitz von einigen hundert Ackern Landes erstrebten.

Im Einklang mit der Mittellosigkeit und niedrigen Bildungsstufe der Mehrzahl jener Auswanderer, sowie in Ermangelung regelmäßiger Verkehrsverhältnisse waren die Beziehungen der Deutsch-Amerikaner zur Heimath während des ganzen vorigen Jahrhunderts sehr schwach und unbedeutend. Wer einmal ausgewandert war, der kam so leicht nicht wieder zurück. Eine Reise über den Ocean galt damals für eine der größten Seltenheiten und nahm einschließlich des Aufenthaltes und der Rückfahrt wenigstens ein Jahr in Anspruch. Eine dreimonatliche Fahrt gehörte zu den besseren Passagen. Dazu kam die schlechte Einrichtung des Schiffes und die noch schlechtere Verpflegung. Die erste Cajüte eines guten Dreimasters war schlechter als heutzutage das Zwischendeck eines Dampfers zweiter Classe; dabei waren die Passagepreise außerordentlich hoch.

Das Meiste zur Aufrechterhaltung des geistigen Verkehrs mit ihren Glaubensbrüdern thaten die kirchlichen und separatistischen Genossenschaften. Die Wiedertäufer und Inspirirten z. B. unterhielten einen ständigen Briefwechsel mit

Berleburg und der Wetterau. Die in Büdingen in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts veröffentlichte „Geistliche Fama" enthält zahlreiche Briefe und Belege für diese Verbindung. Die Berleburger Freunde sandten ihren Brüdern in Germantown z. B. einige hundert Gesangbücher. Christoph Sauer aus Laasphe erhielt 1738 die Schriften für seine Druckerei von den Egenolph's in Frankfurt a. M. Die Wiedertäufer in Ephrata (in Pennsylvanien) druckten schon zu Anfang der zwanziger Jahre ihre in Deutschland verbotenen Gesang- und Gebetbücher, um sie von Amerika aus in die Heimath zu senden. 1743 druckte Sauer die erste Auflage der Luther'schen Bibel-Uebersetzung; sie war überhaupt die erste, welche im Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten in einer europäischen Sprache gedruckt wurde, da das Monopol der Universität Oxford auf den englischen Bibeldruck auch für die Colonien Geltung hatte. Während des ganzen vorigen Jahrhunderts kann mit Ausnahme dieser und verwandter Secten von einem geistigen Leben der Deutsch-Amerikaner kaum die Rede sein, und selbst in seiner primitivsten Form, im religiösen Bekenntniß und in seiner kirchlichen Bethätigung macht es sich erst allmälig, etwa von der Mitte des Jahrhunderts an geltend. Mit 1740 anfangend wurde das Interesse der deutschen religiösen Kreise für die Mission nach und in Amerika sehr lebendig; und von jetzt an erhalten die ausgewanderten Landsleute Anregung und Unterstützung aus Deutschland, der Schweiz und Holland. Es waren namentlich drei verschiedene Kreise, welche sich der religiösen Bedürfnisse ihrer Glaubensbrüder energisch annahmen. Die Franke'schen Stiftungen in Halle sandten lutherische Bibeln und Prediger, die Reformirten in der Schweiz, Pfalz und Holland unterstützten ihre Religionsverwandten mit Geld und Geistlichen, endlich aber wählten die Herrnhuter auch Nordamerika zur Ausbreitung ihrer Lehre. Heinrich Melchior Mühlenberg aus Einbeck (1711—1787), Michael Schlatter aus St. Gallen und Graf Zinzendorf traten hier zwischen 1742 und 1746 als die ersten Vorkämpfer des Lutherthums, des Calvinismus und des Herrnhuterthums auf. Trotz des ihnen Allen gemeinsamen Zieles arbeiteten sie aber wie erbitterte Feinde gegeneinander und erachteten kein Mittel für zu schlecht, um sich ein paar Seelen abzujagen oder den lästigen Concurrenten aus dem Felde zu schlagen. Abgesehen von diesem Mangel an Liebe und ihrer Intoleranz haben übrigens diese Religionsbekenntnisse, sobald sie sich auf die Arbeit unter ihren Anhängern beschränkten, große Verdienste um die Hebung, die Bildung und das Zusammenhalten unserer Landsleute in Amerika, denn sie brachten das einzige ideale und geistige Element in die Anschauungen jener theils verwahrlosten, theils verwilderten Menschen. Diese Prediger und ihre Nachfolger waren ihre Lehrer und Erzieher, ihre Freunde und Helfer in der Noth; sie vermittelten für die Deutschamerikaner das Gefühl des Zusammenhangs mit der Außenwelt, mit der Colonie und dem Staat, sie pflegten uneigennützig und hingebend in ihnen das meistens winzig kleine Samenkorn der Cultur, das nur zu oft ganz zu verdorren drohte. Der deutsche Bauer, dem sein englischer Nachbar nachsagte, daß er erst an seine Pferde und dann an seine Frau denke, that so wenig für seinen Pfarrer, daß der unermüdliche, tapfere Mühlenberg bis an seinen Tod ein Jahresgehalt aus Halle beziehen mußte, um nur nothdürftig leben zu können. Er war übrigens

der Hervorragendste unter seinen Berufsgenossen. Von seinen Söhnen zeichnete sich der eine, Peter, in der Folge als Revolutionsgeneral aus, während der andere, Friedrich August, der Sprecher des ersten und dritten Congresses war. Die Familie blüht noch heute in den Vereinigten Staaten und macht ihrem Gründer alle Ehre.

Die Herrnhuter pflegten am Sorgsamsten das Gefühl der Zusammengehörigkeit ihrer Mitglieder unter einander und mit der alten Heimath. Sie bildeten von Anfang an bis auf die neueste Gegenwart nur ein Glied der großen Unitas fratrum, bezogen ihre Lehrer und vielfach auch ihre Bücher aus Deutschland und sandten theilweise auch ihre Kinder zur Ausbildung dahin. Vor Allem hielten sie ihre Muttersprache in hohen Ehren und sprachen sie namentlich reiner als die Deutschpennsylvanier, deren Jargon ein mit englischen Worten versetzter pfälzisch-schwäbischer Dialekt ist. In New-York, Maryland und Virginien erlosch die deutsche Sprache erst in diesem Jahrhundert. Zuerst trieb sie der Umgang und die Verheirathung der deutschen Ansiedler mit den Abkömmlingen der Engländer und Irländer aus den Spinnstuben und dem geselligen Verkehr. Das Englische galt als die vornehmere Sprache, vorzüglich bei den Frauen, weshalb sich auch der deutsche Bauer Mühe gab, sie wenigstens zu radebrechen. Dann kam die gemischte deutsche und englische Predigt, darauf die ausschließlich englische Predigt; zuletzt aber, als auch das deutsche Lied aus der Kirche verdrängt und die deutsche Bibel höchstens von den Eltern noch zu Hause gelesen wurde, schwand die letzte schwache Stütze, an welcher sich das deutsche Wesen bisher noch behauptet hatte und machte der englisch-amerikanischen Anschauungsweise Platz. Nur bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten brach das Nationalgefühl mit urwüchsiger Kraft bei diesen Natursöhnen durch. Friedrich der Große war einer der populärsten Männer unter den deutschen Bauern. Sein Bild hing in den Wirthszimmern, sein Name wurde in den Kalendern und der Sauer'schen Zeitung verherrlicht, sein Ruhm ertönte von allen Lippen. Die Schlacht von Roßbach wurde in New-York und Pennsylvanien als nationaler Sieg gefeiert, war er doch über dieselben übermüthigen und unmenschlichen Franzosen errungen, welche die Väter dieser Männer von Haus und Hof vertrieben hatten! In den deutschen Kirchen ward der König als der protestantische Held gepriesen. Noch während des siebenjährigen Krieges (1761) verlegte Christoph Sauer in Philadelphia: „Das Leben und die heroischen Thaten des Königs Friedrich II. von Preußen" und verkaufte mehrere bedeutende Auflagen davon.

Es dürfte annähernd das Richtige getroffen sein, wenn man die Gesammtzahl der im ersten Jahrhundert bis etwa zum Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges eingewanderten Deutschen auf 100,000 Seelen berechnet. Während des letztern hörte natürlich die Auswanderung nach Amerika so gut wie ganz auf. Die 30,000 Soldaten, welche von ihren liebevollen Landesvätern in Hessen, Braunschweig ꝛc. an die Engländer verkauft wurden, kommen hier nicht in Betracht; sie schadeten höchstens dem guten deutschen Namen dadurch, daß man in den Vereinigten Staaten einen käuflichen und verkäuflichen Menschen fortan einen „Hessian mercenary" nannte und bis auf den heutigen Tag noch nennt. Die deutschen Officiere, welche auf amerikanischer Seite kämpften, hatten

mit ihren Landsleuten wenig oder gar Nichts zu thun; nur ausnahmsweise finden sich bei ihnen Beziehungen zu denselben. So gaben die deutschen Bürger Lancaster's in Pennsylvanien dem General v. Steuben, der aus der Schule Friedrichs des Großen hervorgegangen, bei seiner Ankunft ein Fest. Steuben, wie auch der Oberst Lutterloh, waren nach dem Kriege mehrere Jahre lang Präsidenten der deutschen Gesellschaft in der Stadt New-York. Damals fing in Europa die Mode an, einzelne der schönen amerikanischen Bäume mit ihrem herrlichen Laub und frischen Farben für große Parks einzuführen. Marie Antoinette ließ sich deren für ihr Trianon kommen, wo sie noch heute prangen. Steuben schickte dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, dessen Hofmarschall er gewesen war, auch eine kleine Auswahl; der General Kalb versprach seiner Frau eine ähnliche Sendung für ihr Gut Milen la Chapelle.

Die französische Revolution und die in ihrem Gefolge bis 1815 eintretenden Kriege hemmten den Strom der Auswanderung wieder auf lange Zeit. Nur in dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts landeten einige Schiffsladungen Deutscher in Philadelphia und New-York. Erst nach dem großen Hungerjahre 1817 richteten Deutsche und deutsche Schweizer ihre sehnsüchtigen Blicke von Neuem nach Amerika und zogen Tausendweise übers Meer. Von jetzt an läßt sich ihre Zahl auch genau angeben, weil die Vereinigten Staaten 1819 ein Gesetz erließen, wonach jeder in einem ihrer Häfen ausgeschiffte Einwanderer mit Namen, Alter und Nationalität vom Kapitän des Schiffes angeführt und der betreffenden Zollbehörde eingereicht werden mußte. Um hier gleich ihre numerische Stärke zu verzeichnen, so belief sich die Zahl der eingewanderten Deutschen im Zeitraum von 1819 bis 1848 auf 528,187 und von 1848 bis 1878 auf 2,718,497, also im Ganzen auf 3,346,684 Seelen. Der Strom schwoll ganz allmälig an. 1820 z. B. kamen blos 999 Deutsche an, 1821 sogar nur 476, 1828 dagegen 4843 und 1829 wieder nur 1211, so daß das ganze erste Jahrzehnt der amtlichen Controlle (1819—1830) nur 15,209 deutsche Einwanderer aufweist.

Hier an der Schwelle einer neuen Aera der Auswanderung will ich noch der ersten urkundlich beglaubigten Liebesgabe gedenken, welche von Amerika aus nach Deutschland gelangt ist. Ich verdanke ihre Kenntniß dem Herrn Professor Weber in Berlin und entnehme die Einzelheiten einer 1816 veröffentlichten kleinen Schrift Christ. Gottlob Jaehne's, des damaligen Bürgermeisters von Görlitz. Diese Stadt hatte in Folge der Kriege, namentlich von 1813 bis 1815, bedeutende Kriegsschäden erlitten und 196,588 Thlr. Schulden gemacht. Ganz unerwartet erhielt der Bürgermeister gegen Ende 1815 eine Sendung von 163 Thlr. nebst einem Begleitschreiben aus Philadelphia, worin die dort bestehende Schwenckfelder Gemeinde erklärt, „daß sie zur Unterstützung einiger durch die neuerlichen Kriegsdrangsale in Noth und Armuth gerathenen Einwohner der Oberlausitz eine Geldsammlung veranstaltet und zum Gegenstand ihrer werkthätigen Theilnahme diejenigen Orte selbst ausgezeichnet habe, wo deren Vorfahren in längst verflossener Zeit Duldung und Wohlthaten genossen hätten, als einem dieser Orte aber seien der Stadt Görlitz obige 163 Thlr. angewiesen." Die Großeltern und Urgroßeltern dieser braven Anhänger Schwenckfeld's waren seit 1680 in Schlesien verfolgt und schließlich, da sie sich von den Jesuiten nicht zum

Katholizismus bekehren lassen wollten, vor einem strengen Edicte Karl's VI. 1725 nach der sächsischen Lausitz geflüchtet. „Damals sahen wir uns von aller Welt verlassen und standen in dem allerhöchsten Jammer und Elend, wußten auch bei unserm miserablen Ausgange und Flucht aus Schlesien kein Asilum und Schutzstätte, sondern mußten lediglich im Vertrauen auf den Beistand des großen Gottes den betrübten Weg in's Elend mit einem gefaßten Herzen antreten," heißt es in einem Dankschreiben der Schwenckfelder an den Rath von Görlitz vom 13. September 1726. Etwa hundert fleißige Familien fanden in Görlitz Schutz und freundliche Aufnahme, von ihnen aber wanderte die Mehrzahl durch Vermittelung und auf Kosten der holländischen Wiedertäufer 1730 nach Pennsylvanien aus. Ein anderer Theil kehrte nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. wieder in diese Provinz zurück. Der große König lud nämlich durch sein, zu Gunsten der Schwenckfelder erlassenes Toleranz-Edikt vom 8. März 1742 die Verfolgten nicht allein in sein Land ein und versprach ihnen seinen starken Schutz, sondern verfügte auch, daß „denjenigen, welchen für einigen Jahren in Unseren Schlesischen Landen ihre Höfe und Häuser genommen worden, solche, falls sie von denen andern Besitzern noch nicht bezahlt, ohnentgeldlich wiedergegeben werden sollen. Denen, welche sich in unseren Aemtern und Dörfern niederlassen wollen, heißt es wörtlich weiter, sollen Höfe angewiesen und für ihr gutes Auskommen gesorget, auch denen, so sich in die Städte niederlassen, nebst einigen ordinairen Freyjahren Plätze zur Erbauung ihrer Häuser ohnentgeldlich angewiesen werden." Diese aufgeklärte Politik brachte „die sogenannten Schwenckfelder, welche man aus einem unbesonnenen Religionseifer zum unersetzlichen Schaden des Commercii und des Landes vertrieben," wieder nach dem Herzogthum Niederschlesien zurück und bildete fortan den wirksamsten Schutz gegen die Auswanderung einer so tüchtigen und fleißigen Bevölkerung.

Der starke Abfluß kräftiger Menschen, welche von 1817 an wieder in hellen Haufen den Rhein hinunter fuhren, um sich in der Union oder auch in Brasilien niederzulassen, erregte bald die Aufmerksamkeit der Behörden und einzelner Patrioten. Der alte Gagern suchte vergeblich dem täglich drohender werdenden Verluste durch Einreichung von Denkschriften beim Bundestag vorzulegen, der übrigens seine ganze Weisheit in ein paar Polizei-Chikanen erschöpfte und dadurch natürlich das Uebel nur noch ärger machte. Gagern sandte dann seinen Neffen, einen Herrn von Fürstenwarther, nach den Vereinigten Staaten und versah ihn mit guten Empfehlungen, um sich an Ort und Stelle von der Lage und den Aussichten der deutschen Einwanderer zu überzeugen. Der von Fürstenwarther erstattete Bericht ist noch heute werthvoll und spricht beredt für die guten Absichten und die gesunde Auffassung seines Verfassers. Ich entnehme ihm u. A. die Thatsache, daß 1818 die Bildung der Deutschen Gesellschaft zum Schutz der deutschen Einwanderer in Baltimore zunächst dadurch veranlaßt wurde, daß eine deutsche Familie zur Deckung der Reisekosten an einen freien Neger in theilweise Knechtschaft verkauft wurde. Also nicht der Verkauf an sich, sondern die Ueberantwortung von Weißen an einen Schwarzen erregte die sittliche Entrüstung der Deutschen Baltimore's! Glücklicherweise wurde dem Unfug solcher ungesetzlichen Zwangsverträge — das englische Recht verpflichtet ver-

fügungsfähige Personen nur zum Ersatz des Schadens, der aus dem Vertragsbruch entstanden ist, nicht aber zu Ausführung ihrer contractlich übernommenen Verbindlichkeit — durch das oben erwähnte Gesetz von 1819 ein Ende gemacht. Auf Fürstenwarther folgten Gall aus Trier (1822) und G. Duden aus Elberfeld (1824). Der letztere, übrigens ein ehrenwerther, wenn auch verbitterter Mann, ließ sich am Missouri nieder und predigte in seinen verlockenden idyllischen Schilderungen für Deutschland zuerst das Evangelium vom angeblichen Paradiese des Westens. Sie haben in der Folge viel Unheil verursacht, da die romantisch angehauchten Zeitgenossen Duden's, an der Verbesserung der heimischen Zustände verzweifelnd, ihre phantastischen Träumereien in den Bergen, Wiesen und Thälern des „jungfräulichen Bodens von Missouri" verwirklichen zu können wähnten.

II.

Ein verdienter alter Deutschamerikaner, Gustav Körner aus Frankfurt a. M., hat vor einigen Monaten bei A. E. Wilde & Co. in Cincinnati ein vortreffliches Buch veröffentlicht: „Das deutsche Element in den vereinigten Staaten von Amerika 1818—1848" und darin die Einwirkung der bedeutendsten während dieser Periode eingewanderten Deutschen auf das amerikanische Gemeinwesen nachgewiesen. Diese Einwanderung ist dadurch besonders lehrreich und interessant, daß sie einerseits das durch eine vierzigjährige Unterbrechung verloren gegangene Gebiet zum Theil wieder erobert, andererseits aber den Boden geistig und räumlich erweitert, auf welchem die nach 1848 einströmende Einwanderung mit Erfolg weiter bauen und dem amerikanischen Volkscharakter einige der besten Züge ihres Wesens aufdrücken konnte. Was aber den Reiz der Körner'schen Darstellung erhöht, ist ihre Beschränkung auf einen, wenn auch nur kurzen, in sich abgeschlossenen, den Zeitgenossen jedoch nur oberflächlich bekannten Zeitraum von dreißig Jahren, auf jene Aera, welche in der europäischen Geschichte als die Metternich'sche bezeichnet wird, auf die traurige Periode, welche mit der heiligen Allianz anfängt und dem Zusammenbruch des Legitimitätsprincips endet. Wir wissen zwar längst aus den zeitgenössischen Berichten von Ruge und Fritz Reuter, von Jordan, Weidig und vielen Andern, was die Namen Berliner Hausvogtei und Magdeburg, Silberberg und Graudenz bedeuten; wir haben zwar Alle von den berüchtigtsten Inquirenten, den Dambach, Tzschoppe und Georgi und wie sie alle heißen mögen, gehört; wir kennen die Carlsbader Beschlüsse und die Mainzer Central-Untersuchungs-Commission, die großen Demagogenriechereien und die kleinlichen Chicanen; allein wir haben trotz alledem keine genaue Vorstellung von dem eigentlichen Charakter dieser schrecklichen und nichtswürdigen Zeit, die nur ein paar Monate durch das Aufflackern der Julirevolution und ihrer Nachahmer unterbrochen wurde. Wenn wir uns einen nur annähernd richtigen Begriff von der geistlosen Knechtung des freien Gedankens und den Opfern absolutistisch polizeilicher Verfolgungswuth machen wollen, so müssen wir unsern Blick nach den Vereinigten Staaten richten, wo Hunderte von glücklich entkommenen deutschen Patrioten eine sichere Freistätte fanden und dem sie gewährenden Lande durch Thaten dankten, welche

sie dessen besten Söhnen würdig an die Seite stellten. Wenn wir gründlich erkennen wollen, welche schweren Opfer Deutschland dem Metternich'schen System gebracht und welche tiefe Wunden es sich dadurch selbst geschlagen hat, so nehmen wir am Besten Körner's Buch zur Hand.

Die kurze Periode, welche den Inhalt seiner Darstellung bildet, zerfällt in zwei ganz gleiche Theile, in die Zeit von 1818 bis 1833 oder die Jahre des ersten Erwachens und schließlichen Scheiterns der deutsch-patriotischen Bestrebungen, und in die Zeit von 1833 bis 1848, oder die Jahre der politischen Reaction, der allmäligen Sammlung und langsamen Wiederaufraffung, welche ungleich stärkere Massen nach Amerika verschlug. Ob sie aber zu Anfang oder zu Ende dieser Periode hier gelandet sind, die Führer haben Alle denselben idealen Zug, dieselbe Opferfreudigkeit, dieselbe patriotische Gesinnung und dieselbe Energie der That. Es ist eine stattliche Reihe von Männern, deren Bekanntschaft Körner hier dem deutschen Leser vermittelt: alte Kämpfer aus den Freiheitskriegen und verfolgte Studenten, aus ihren Aemtern gejagte Geistliche und Lehrer, unzufriedene, an den heimischen Zuständen verzweifelnde Gelehrte und Dichter, mißliebige Techniker und Ingenieure. Jeder Beruf, ja jedes Alter ist hier vertreten, und es gibt kein Gebiet, auf welchem sich diese vaterlandslosen Deutschen nicht bethätigt, auf welchem sie nicht Vortreffliches geleistet hätten, ja vielfach sind sie sogar die Pioniere gewesen, welche erst den Amerikanern den Weg zeigen mußten. Natürlich liefen manche schlechte Subjecte mit durch, verkommene Theologen und durchgefallene Candidaten, verbummelte Studenten und geschwenkte Soldaten, welche, je weniger sie taugten, desto lauter schrieen und desto radicaler schrieben; allein sie waren trotz allen Lärmens doch zu schwach, die Leistungen der tüchtigeren Deutschen in der Werthschätzung ihrer Mitbürger herabzudrücken, geschweige denn dem in seinen Bauern und Bürgern durchaus gesunden deutschen Element nachhaltig zu schaden.

Es würde natürlich zu weit führen, die besseren Männer hier einzeln zu charakterisiren; allein es sei gestattet, die „representative men" aus ihnen herauszugreifen und in ihrem Wirken den Einfluß nachzuweisen, welchen jene Einwanderung auf die Entwickelung des amerikanischen Wesens geäußert hat.

Da ist zuerst Karl Follen (1796—1841), einer der edelsten und tapfersten Deutschen, welche je ihren Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt haben. In dem Leben dieses Mannes ist Alles aus einem Guß: angespannte Thätigkeit, uneigennützige Hingabe an ideale Ziele und unermüdliches Ringen nach den höchsten Kampfespreisen. In seinen besten Mannesjahren, viel zu früh für die Welt, geht dieser antike Charakter in einem brennenden Dampfer auf offenem Meere unter. Kaum siebzehn Jahre alt, verläßt Follen die Universität Gießen, um gegen Napoleon zu kämpfen. Nach dem Kriege wird er wieder Student und gründet die erste deutsche Burschenschaft. Ein ebenso ausgezeichneter Schwimmer und Turner — er errichtet später in Boston die erste amerikanische Turnschule — als tüchtiger Jurist, habilitirt er sich 1817 für das römische Recht in Gießen, muß, den Behörden verdächtig, diese Hochschule schon 1818 mit Jena vertauschen, wo er der Freund von Fries und Oken und das bewunderte Vorbild von Karl Sand wird, für dessen verhängnißvolle That er zum Theil

mit verantwortlich ist. Nach der Ermordung Kotzebue's aus Deutschland vertrieben, findet Follen 1820 zuerst Zuflucht in Chur und bald darauf in Basel, wo er als Professor an der Universität lehrte. Der große Rath dieser Stadt, dem wiederholten Auslieferungsbegehr des Bundestages endlich nachgebend, setzt ihn rechtzeitig von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß. Wie ein gehetztes Wild schleicht sich Follen über die Grenze nach Paris und fährt mit warmen Empfehlungsschreiben der französischen Liberalen, namentlich Lafayette's, versehen am 1. November 1824 von Havre nach New-York, wo er in den letzten Tagen des Jahres landete. Er arbeitet sich bald in die amerikanischen Verhältnisse ein und wirft sich zunächst auf die deutsche Literatur. So vermittelt er den politischen und literarischen Größen des Landes das Verständniß von Schiller und Goethe, über welche er auch in den größeren Städten des Ostens öffentliche Vorlesungen hielt, macht den Präsidenten John Quincy Adams, der übrigens den Wieland'schen Oberon in's Englische übersetzt hatte, näher mit den Schriften Tieck's und Jean Paul's bekannt und erhält in Anerkennung seines Wirkens bald eine Professur der deutschen Literatur und Sprache an der Harvard Universität. Seine Thätigkeit war stets eine geistig fördernde und sittlich hebende; aber sein unvergängliches Verdienst für die Vereinigten Staaten bestand darin, daß er einer der ersten und begabtesten Männer war, welche ihre Beredsamkeit, ihr ganzes Thun und Können in den Dienst der damals zuerst auftretenden Abolitionistenbewegung stellten, und daß er im Auftrage seiner Freunde die Grundsätze der jungen Partei dem Volke in gemäßigter und edler Sprache darlegte. Der Norden wollte es damals noch nicht mit dem mächtigen Süden verderben, denn die Sklavenhalter waren eben erst zur Hegemonie im Bunde gelangt. Die reichen Handelsherren von Boston sahen auf die den „König Cotton" feindliche Bewegung mit Schrecken und flößten ihre eigene Angst Allen von ihnen wirklich oder vermeintlich Abhängigen ein, vom fashionabeln Geistlichen an bis herab zum kleinsten Thürhüter im Zollhaus. Orden und Titel hatten sie zwar nicht zu vergeben, dagegen konnten sie Pfründen und reiche Unterstützung vertheilen. Follen verlor seine Professur, wenigstens wurde sie jetzt nach Ablauf der ursprünglichen fünf Jahre nicht erneuert; aber er war nicht der Mann, sich durch Entziehung persönlicher Vortheile mürbe machen zu lassen. Er ward jetzt als Flüchtling angefeindet, dem es am allerwenigsten anstehe, zum Dank für die ihm erwiesene Gastfreundschaft einen Feuerbrand in das gesellschaftliche und politische Leben seiner neuen Heimath zu schleudern. Follen wurde nunmehr Prediger der Unitarier, denen er sich schon früher angeschlossen hatte, und zwar zuerst in New-York, später in East Lexington bei Boston. Auch von der Kanzel, wie von der Tribüne wirkte er bis an sein Ende unermüdlich für den Abolitionismus, wenn auch vielfach als Prediger in der Wüste. Wenn aber dereinst die Geschichte dieser großen und wichtigen Bewegung geschrieben werden wird, die den Ball zuerst in's Rollen brachte und erst mit der Uebergabe Lee's, mit der Ausrottung der Sklaverei ihren Abschluß fand, so wird unser Follen einen der ersten Ehrenplätze in jener stolzen Reihe von Patrioten einnehmen, welche

ihrer Zeit um ein Menschenalter voraus, dem amerikanischen Volke den Weg zu seiner politischen und sittlichen Wiedergeburt gezeigt haben.

Im Anschluß an Follen sei hier gleich der Mann erwähnt, welcher, wenn auch zwanzig Jahre jünger, als Jüngling ziemlich dieselben Bahnen gewandelt und dieselben Schicksale durchgemacht hatte, in Amerika aber statt eines Apostels der Freiheit ein Hoheprieſter der Sklaverei wurde. Es ist das der Darmstädter Karl Minnigerode, geboren 1814 zu Arnsberg in Westfalen. Auch er bezog (1832) die Universität Gießen und wurde hier, wie Follen, ein eifriger Burschenschafter. Wenn auch durch Zufall verhindert, am Frankfurter Attentat theilzunehmen, so ließ er sich mit seinen Freunden durch diesen Mißerfolg nicht beugen und suchte das Volk nicht allein durch freisinnige Schriften aufzuklären, sondern sogar für einen allgemeinen Aufstand vorzubereiten. So zog er mit Georg Büchner, den späteren Dichter von Danton's Tod, und Friedrich Schütz (dessen fünf und zwanzigjähriges Flüchtlings-Jubiläum mit einem gewissen Galgenhumor 1859 seine Freunde in meinem Hause in New-York feierten) durch Oberhessen und die Maingegenden, überall wühlend und die Massen bearbeitend. Die hessische Regierung gerieth aber bald auf die Spur dieser Umtriebe und ließ auch Minnigerode verhaften. Nach einem Jahr ließ sie ihn laufen, da sie keine Beweise gegen ihn beizubringen vermochte, sperrte ihn aber bald darauf wieder ein, weil er durch Geständnisse Dritter bloßgestellt wurde. Minnigerode hatte das Unglück, in die Hände des berüchtigten Georgi, des Peinigers von Weidig, zu fallen. In elendem Gefängniß schmachtete er achtzehn Monate, ohne auch nur einmal verhört zu werden. Nach fast zweijähriger Haft wurde er in Folge der schlechten Behandlung geisteskrank und den Seinigen zur Pflege übergeben. Allmälig erholte er sich; aber seines Bleibens im Lande war nicht länger, und so entschloß er sich 1839 zur Auswanderung nach Amerika. Zuerst Privatlehrer der alten Sprachen in Philadelphia, erhielt Minnigerode einen Ruf als Professor an das William & Mary College in Virginien, welchem Staate er fortan angehörte. Im Jahre 1844 jedoch gab er seine Professur auf, schloß sich der Episkopalkirche an und wurde Geistlicher dieser Secte. Schon von Jugend an tief religiös gesinnt, hatte ihn im Gefängniß die Bibel, welche ihm als einzige Lectüre gelassen wurde, mächtig angezogen und in seinem Entschluß bestimmt. Erst Prediger in Norfolk, wurde er bald darauf Rector an der Pauluskirche in Richmond, der größten und einflußreichsten bischöflichen Gemeinde im ganzen Süden, wo er, der Rebellion der Sklavenhalter sich anschließend, auch während des Bürgerkrieges noch wirkte und auf Jefferson Davis, sowie die Secessionsgenerale Lee, Ewell, Longstreet und Cooper als Mitglieder seiner Gemeinde durch seine hinreißende Beredsamkeit und dem Ernst seines Charakters großen Einfluß gewann. So hielt denn auch Karl Minnigerode, der alte Burschenschafter und deutsche Freiheitskämpe, am 2. April 1865, dem Tage des Zusammenbruchs der Rebellion, dem Vorfechter der amerikanischen Sklaverei, Jefferson Davis in Richmond die letzte Predigt. Noch während derselben ergriff der südliche Präsident mit den Seinigen aus der Kirche die Flucht. O quae mutatio rerum!

Der vorbenannte Burschenschafter, der zu Hause den Umsturz der bestehen-

den Regierung geplant hatte, predigte als Pfarrer der conservativen englischen Hochkirche den Aufrührern, welche die Sklaverei zum Eckstein ihrer Verfassung gemacht hatten. In Europa wollte er die Knechtschaft stürzen, in Amerika aber die Sklaverei zur Herrin des ganzen Landes machen. Follen handelte folgerichtiger. Auch ihn hatte ein vorherrschender Drang nach innerer Einkehr zu einer äußerlichen Betheiligung seiner religiösen Gesinnung geführt. Was er aber in Deutschland angefangen und nicht erreicht hatte, das wollte er in Amerika durch die Verwirklichung derselben Ideen erkämpfen, für welche er schon als siebenzehnjähriger Jüngling zum Schwert gegriffen hatte. In Deutschland dichtete er sein „Brause du Freiheitssang," und in Amerika zogen kaum fünfzig Jahre später seine Jünger und Schüler unter den Klängen des „John Brown"-Liedes in die unterworfene Feste der Sklaverei ein, wo übrigens Minnigerode noch heute predigt und wenig mehr von den Idealen seiner Jugend wissen will. Ich bin diesem dort nicht lange nach dem Kriege vorgestellt worden. Er machte mir den Eindruck eines sehr selbstbewußten Mannes; aber etwas war mir wohlthuend zu sehen, daß er noch mit Liebe der idealen Bestrebungen seiner Jugend gedachte.

Um übrigens zu den Zeiten der ersten politischen Auswanderung dieses Zeitraumes zurückzukehren, so müssen hier noch zwei Männer erwähnt werden, welche im Laufe der Jahre einen großen Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung des Landes gewonnen und auch nach außen hin höchst ersprießlich gewirkt haben. Es sind zwei von den deutschen Regierungen verfolgte Burschenschafter, welche in den vereinigten Staaten ein Feld für ihre Thätigkeit suchten. Der eine von ihnen war Karl Beck (1798—1866), Stiefsohn des bekannten Theologen de Wette, der mit Follen in New-York landete und später Professor der lateinischen Sprache und Literatur am Harvard College wurde. Ein tüchtiger und in seinen Kreisen hochgeachteter Mann, neigte er mehr einem beschaulichen zurückgezogenen Leben zu, weshalb er denn auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten mehr receptiv war und sich ganz besonders gut zum Vermittler der deutschen Gelehrsamkeit bei den Amerikanern eignete. Reiche persönliche Mittel erhöhten und befestigten seine Unabhängigkeit; er gebrauchte sie aber auch freigebig für öffentliche Zwecke und namentlich kannte er keine Grenzen für seine Betheiligung, als der letzte Krieg die höchsten Anforderungen an den Patriotismus und die Opferfreudigkeit des Bürgers stellte. Der andere dieser Burschenschafter war Franz Lieber aus Berlin (1798—1872). Als Freiwilliger hatte er im berühmten neunten Regiment (Colberg) den Feldzug von 1815 mitgemacht, war bei Namur verwundet worden und kam nach dem Kriege als Schüler Jahn's in Untersuchung. Nach Monate langer Haft ward er unter der Bedingung, daß er keine preußische Universität mehr besuchen dürfe, wieder freigegeben und vollendete dann seine Studien in Jena. Thätiges Mitglied der Burschenschaft und jeder Aussicht auf eine Laufbahn in seiner Heimath beraubt, zog er 1821 als Philhellene nach Griechenland, kehrte aber bitter enttäuscht nach kurzer Zeit über Italien zurück. In Rom fand er in Niebuhr's Hause eine freundliche Aufnahme und wurde eine zeitlang Lehrer von dessen Sohne. Auf seines Gönners Bevorwortung versprach die preußische Regierung,

Lieber bei seiner Wiederkehr nicht belästigen zu wollen. Kaum aber in Berlin angelangt, wurde er nach Köpenick gebracht und in eine neue langwierige Untersuchung verwickelt. In Folge von Niebuhr's Bemühungen erlangte er endlich seine Freiheit wieder und ging zunächst nach London, 1827 aber nach den Vereinigten Staaten. In Boston errichtete er die erste Schwimmschule nach Pfuel'schen Grundsätzen, übersetzte und erweiterte das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon als American Encyclopedia; war auch sonst literarisch thätig und nahm 1835 einen Ruf als Lehrer der Geschichte, des Staatsrechts und der National-Oekonomie am South Carolina College in Columbia an, welche Professur er 1857 mit einer ähnlichen am Columbia College in New-York vertauschte und bis zu seinem Tode bekleidete. Es ist hier nicht der Ort, näher auf seine wissenschaftliche Thätigkeit und seine zahlreichen Schriften einzugehen, zumal sie schon von berufenen deutschen Federn ausführlich gewürdigt sind; allein es seien wenigstens zwei seiner großen Verdienste gebührend hervorgehoben. Er kam zu einer Zeit in die Vereinigten Staaten und trat namentlich sein Lehramt an, als der leitende Grundsatz des englisch-amerikanischen Staatslebens „Keine Rechte ohne Pflichten, keine Pflichten ohne Rechte!" von der aufstrebenden Sklavenhaltermacht in sein directes Gegentheil verfälscht und die repräsentative Demokratie zum demokratischen Despotismus umgeprägt wurde. Mittelst der schrankenlosen Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts und der willfährigen Hülfe nördlicher Politiker schickte damals die südliche Aristokratie sich an, im Innern und nach Außen die Herrschaft über das ganze Land an sich zu reißen. Dieser Proceß endete erst 1865 mit der Niederlage der Barone; allein vom ersten Augenblick an trat Lieber solchen Gelüsten und Bestrebungen sicher und bewußt entgegen. Er legte den Nachdruck seiner Studien und seines Lehramts auf die Erkenntniß und die Verwirklichung der freiheitlichen Lehren des englischen gemeinen Rechts, welches durch die enge Wechselbeziehung zwischen politischen Rechten und Pflichten dem Genius des amerikanischen Volkes entspricht, wies an seinem Gegensatz, dem revolutionären Belieben und französisirenden Radicalismus, die freie Staaten bildende Kraft und Bedeutung jenes großen Rechtssystems nach und betonte immer und immer wieder in Wort und Schrift die Lehre, daß es ohne die Majestät des Gesetzes keine Freiheit geben kann. Im Süden freilich predigte Lieber tauben Ohren. So vorsichtig und maßvoll er auch auftrat, so mußte er doch, als im Norden die republikanische Partei entstand und die feindlichen Gegensätze sich verschärften, von seiner Professur zurücktreten. In New-York fand er bald eine äußerlich und innerlich lohnendere Thätigkeit, aber auch hier hat man erst in Folge des Bürgerkrieges theilweise zu begreifen angefangen, welche befreiende und die Freiheit sichernde Macht in Lieber's Lehre liegt. Natürlich nahm er mit der ganzen Energie seines Wesens an diesem Kriege Theil, dessen ruchlosen Ursprung und verwegene Ziele er bei seiner genauen Kenntniß des Südens vom Anfang an richtiger würdigte, als selbst leitende Politiker. Als Vorsitzender der Gesellschaft für Abfassung und Verbreitung loyaler Flugschriften entfaltete er eine nachhaltige patriotische Thätigkeit, als Verfasser der Instructionen für das Verhalten der Truppen im Felde aber, welche im amtlichen Auftrage entworfen und vertheilt

worden, erwarb er sich ein dauerndes Verdienst um die Förderung einer Frage internationalen und kriegsrechtlichen Verkehrs, welche bisher vernachlässigt und unberücksichtigt geblieben war und jetzt endlich im Geiste der Menschheit beantwortet wurde.

Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wurde der alte Freiwillige des Jahres 1815 wieder jung. Ich habe zu jener Zeit einige Briefe mit ihm gewechselt, welche voll des Glückes sind, daß er diese glorreiche Zeit noch erlebte, daß er am Abende seines Lebens die Ideale seiner Jugend doch noch verwirklicht fand. „Meine Seele," schrieb er gleich in den ersten Tagen des Krieges, (Körner S. 175) „ist voll von dem einen Wort, dem einen Gefühl, dem einen Gedanken — Deutschland. Ströme von Blut werden vergossen werden, wenn auch nicht lange, aber breit werden sie sein, wie die See und auch so tief." Und einige Wochen später: „Während alle Deutschen von den edelsten Gefühlen beseelt und bereit sind, Alles zu opfern, Geld und Leben zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, sitze ich hier und schreibe wie ein alter Philister. Es ist zu hart." Sogar in einzelnen deutschen Gedichten strömte der alte vir juvenis seine deutsch-patriotische Begeisterung aus.

Außer diesen jungen Gelehrten, welche politische Verfolgung über den Ocean trieb, wandten aber schon in den zwanziger Jahren die Angehörigen fast aller bürgerlichen Berufsclassen ihre sehnsüchtigen Blicke nach Amerika. Nach der Niederwerfung der freiheitlichen Bestrebungen in Spanien, Italien und Griechenland fingen die Vereinigten Staaten damals an, von den deutschen Liberalen als das große Musterland der Freiheit, als das Asyl aller Unterdrückten und als Vorkämpfer alles Fortschritts, als die Zukunft der Menschheit gefeiert zu werden. „Fern nach Westen flieht die Weltgeschichte!" dichtete Platen in freier Uebersetzung des Berkeley'schen „Westward the star of Empire takes its way!" und unsere vom Polizeidruck verschüchterten Europamüden glaubten ihm um so lieber, als deutsche geistlose Conservative, uneingeengt durch politische Studien und geschichtliche Auffassung, die Union als Herd der Anarchie, als das verderbliche Beispiel revolutionärer Verirrungen verwünschten.

Wer war denn — um hier nur einige zu nennen — der verbitterte und geistvolle Mann, der vom Würtembergischen Schreiberdünkel vertrieben, 1825 in Pennsylvanien eine Zuflucht suchte? Kein Geringerer als Friedrich List, der in Amerika zum Vater der deutschen Schutzzollpartei wurde? Im Gegensatz zu Adam Smith und zu der Lehre von der freien Concurrenz verfocht er mit großem Talent und noch größerem Eifer vom Tage seiner Landung an eine nationale Volkswirthschaftslehre und veröffentlichte 1827 in Philadelphia sein Werk: „Outlines of a New System of Political Economy." Es ist kein Zufall, daß er in dem reichen, aber bei allen seinen Bodenschätzen unentwickelten, noch heute hochschutzzöllnerischen Pennsylvanien zu der Ansicht gelangte, „daß eine jede Nation vor Allem ihre eigenen Hilfsquellen zum höchsten Grade der Selbständigkeit und harmonischen Entwickelung bringen, die neugeborene Industrie durch Schutz nöthigen Falls unterstützen und den nationalen Zweck einer dauernden Entwickelung producirender Kräfte dem pecuniären Vortheil Einzelner vorziehen müßte."

Und jener junge geniale, Robert Stephenson ebenbürtige Baumeister, der, 1806 in Mühlhausen in Thüringen geboren, außer seinem Fach auf der Berliner Bauakademie auch Hegel'sche Philosophie studirt und dann in Westfalen Jahre lang Kunststraßen gebaut hatte? Johann August Röbling ist in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt, weil er es noch jung verließ, um mit gleichgesinnten Freunden, Angelrodt, Dachröden und Etzler in den Vereinigten Staaten eine auf Humanität und Brüderlichkeit fußende rein deutsche Colonie zu gründen. Glücklicherweise scheiterte der Plan, Röbling wandte sich seinem Beruf wieder zu und wurde der größte Brückenbauer der neuen Welt. Die schöne Monongahela Hängebrücke bei Pittsburg, die Hängebrücke über den Niagara, ein wundervoller Bau von 800 Fuß Spannung, die Brücke über den Ohio zwischen Cincinnati und Covington (1200 Fuß Spannung) sind sein Werk. Seinen letzten großen Entwurf, die colossale Brücke über den East River, welche 5000 Fuß lang, New-York und Brooklyn verbindet und eine Centralspannung von 1600 Fuß hat, konnte der große Meister leider nicht vollenden, da in den ersten Anfängen des Baues ein Balken ihm den linken Fuß zerquetschte und 1869 seinen Tod herbeiführte. Seine beiden Söhne vollenden jetzt das Werk. Wenn, wie ich an einer andern Stelle vor Jahren berechnet habe, jeder deutsche Einwanderer im Durchschnitt 1000 Dollars an Arbeitskraft und baaren Mitteln für die Vereinigten Staaten werth ist, oder wenn amerikanische Statistiker, wie z. B. Young statt dieser Summe nur 800 Dollars als Maximum annehmen, wie viel ist dann ein Mann wie Röbling werth, oder läßt sich überhaupt der Gewinn in Gelde abschätzen, welcher dem Lande seines Wirkens aus ihm erwachsen ist?

Die hohe österreichische Geistlichkeit sorgte dafür, daß den durch die Diplomatie, Polizei und Bureaukratie nach Amerika geschleuderten Deutschen auch ein Opfer der Clerisei nicht fehlte. Warum Karl Postl (1793—1864) sich ihren Liebkosungen entzog, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgeklärt. Genug, daß er 1823 eines schönen Tags in New-York landete und unter dem anfänglichen Pseudonym C. Sidons und unter dem spätern und bekanntern Charles Sealsfield einer der größten Sitten- und Völkermaler wurde. Als solcher hat er nämlich fast nur Bedeutung für Deutschland gewonnen, während man ihn in den Vereinigten Staaten nicht einmal dem Namen nach kennt. Er ist dort unbeachtet am literarischen Horizont erschienen und verschwunden. Sein erster Roman „Tokeah (Der Legitime ꝛc.)" lehnt sich zu sehr an die Cooper'sche Indianer-Romantik an, von welcher die amerikanische Lesewelt damals übersättigt war. Es ist das einzige seiner Werke, welches in dem höchst respectabeln Verlag von Carey & Lea in Philadelphia erschien. Seine übrigen fünf in englischer Sprache gedruckten Dichtungen „Flirtation in America, Life in the New World or Sketches of American Character, North and South or Scenes in Mexico; Rambleton or Romance of Life in New-York, the Cabin Book or Sketches of Life in Texas" mußten zu Verlegern ihre Zuflucht nehmen, welche für die Vereinigten Staaten jener Zeit etwa das galten, was bei uns Fürst in Nordhausen oder Gottfried Basse in Quedlinburg waren. Mit Ausnahme des Cabin Book, welches die Boston Public Library besitzt, fand ich keine Spur von ihnen in einer der größten Bibliotheken des Landes. Keine amerikanische

Literaturgeschichte erwähnt nur den Namen von Sealsfield. Was er selbst, z. B. in der Vorrede zur Gesammtausgabe seiner Werke, Stuttgart 1845, I, XI über seine Popularität und Verbreitung in den Vereinigten Staaten sagt, ist eitel Mondschein und lediglich zu dem Zweck erfunden, sich in den Augen seiner Landsleute, deren Schwächen er genau kannte, in einen höhern Nimbus zu hüllen und mit einem geheimnißvollen Schimmer zu umgeben. Keine seiner ins Englische übersetzten Dichtungen hat, abgerechnet einen vor wenigen Jahren veranstalteten Neudruck des Cabin Book, eine zweite Auflage erlebt. Statt in den Händen von Hunderttausenden von Amerikanern gewesen zu sein, wie Sealsfield behauptet, sind es im günstigsten Falle einige Hundert, die ihn ihrer Zeit gelesen und ebensoschnell wieder vergessen haben. Auch die Deutschamerikaner wußten und wissen wenig oder gar nichts von ihm, dagegen hat er auf die Deutschen in Deutschland einen gewaltigen Eindruck gemacht und noch mächtigeren Einfluß ausgeübt. Dieser mährische Bauernsohn hat dadurch, daß er nach Amerika verschlagen wurde, für unsere Literatur eine ganz neue Gattung geschaffen, den ethnographischen, den internationalen, der, wie er selbst sagt, den höheren Volksroman. Statt daß, wie früher in familiengeschichtlichen, im Schelmen-Roman, oder wie er sonst heißen möge, der Held des Romans die Hauptfigur war, um welche sich die anderen Persönlichkeiten im Rahmen herumreihten, ist hier der Held das ganze Volk, sein sociales, sein öffentliches, sein Privatleben. Seine materiellen, politischen, religiösen Beziehungen treten an die Stelle der Abenteuer, seine Vergangenheit, seine Zukunft werden als historische Gewänder benutzt, Liebesscenen und Abenteuer nur gelegentlich als Folie, um zu beleben und hervorzuheben, angewandt." Und wie hat er dieses Volk belauscht, verstanden und erkannt! Noch heute können die Amerikaner einzelne Züge ihres Wesens besser aus dem deutschen Dichter kennen lernen, als aus ihren besten heimischen Autoren. Wie jedes große Talent trat Sealsfield zu der ihm günstigsten Zeit in unsere Literatur ein. Im Gegensatz zum heimischen Druck und Elend, zur deutschen Dürftigkeit und Noth glaubte die uns vor aufgegangene Generation an die größere Jugendfrische und edlen Natur der Amerikaner, an ihren unbeugsamen Freiheitsgeist und moralische Ueberlegenheit. Was diese deutschen Amerikaner in ihrer geschichtslosen Verblendung drüben nicht sahen, ja was sie in der europäischen Form dort nicht sahen, das existirte einfach für sie nicht, daher dieser Zug des falschen Idealisirens, welchem Sealsfield so spannend, so siegesgewiß in seinen großartig angelegten Lebensbildern auf halbem Wege begegnete. Es ist nicht meines Amtes, seine Werke ästhetisch zu zergliedern, allein für das bessere Verständniß des großen Interesses, welches ihnen deutscher Seits entgegengebracht wurde, ist es unerläßlich, hier hervorzuheben, daß ihr Zauber in der liebevollen Vertiefung und Verherrlichung der Genesis des werdenden Staates beruht, daß diese aber in ihren verschiedenen Stadien an einem großen concreten nationalen Beispiel plastisch hervortritt. So schildert er denn in den mannigfachsten und ansprechendsten Bildern den Uebergang aus der Wildniß zu den Anfängen der Cultur, die allmäligen Ansätze der Familie zur Gemeinde und bürgerlichen Gesellschaft, die Entwickelung der letzteren zum Staate. Es ist überall ein Stück Culturgeschichte, welches er

in wahrhaft verführerischen Farben malt. Ihr größter Reiz aber besteht darin, daß diese allermodernste Geschichte überhaupt typisch für die Entwickelung der ganzen Menschheit ist und uns manchen wichtigen Rückschluß auf ihre älteste Geschichte gestattet. Gerade weil Sealsfield ein so großer Dichter war, wirkte er auch so mächtig auf die Phantasie und legte Hunderten von gebildeten Deutschen den ersten Gedanken an die Auswanderung nach Amerika nahe. Daß er das, was ihm für seine Zwecke nicht paßte, entweder ganz verschwieg, oder heuchlerisch als Wohlthat pries, wie z. B. den Fluch der Sklaverei, deren Oberherrschaft im Bunde sich mit der Periode seines dichterischen Schaffens so ziemlich deckte, das ahnten seine Zeitgenossen bei ihrer Unkenntniß der amerikanischen wirklichen Verhältnisse nicht einmal, das wurde erst der Gegenwart klar, welche mit größerem Ernste die politische Entwickelung der Vereinigten Staaten studirt. Neuerdings fängt man an, die falsche Perspective zu erkennen, unter welche der Dichter selbst seine gelungensten Helden und Schilderungen stellt und man rächt sich, wenn auch mit Unrecht, mit seiner Vernachlässigung. Zur Zeit werden seine Romane höchstens in den verstaubten Winkeln einer Leihbibliothek gefunden; unsere Jugend kennt ihn kaum mehr. Zu Anfang der vierziger Jahre wurden sie dagegen förmlich verschlungen. Ihr Inhalt bildete vielfach den Gegenstand der Unterhaltung der Studenten auf der Kneipe oder mit gleichgesinnten Damen auf dem Ball.

Nathan, der „Squatterregulator", war jener Zeit eine ebenso sympathische und nahe stehende Figur wie der Immermann'sche Hofschulze, und sogar der Yankee und südliche Slang wurde vielfach nachgeahmt. Aber der Tag der Auferstehung, ja für die Amerikaner sogar der Entdeckung Sealsfield's wird kommen, wenn erst die heutigen Disharmonien, die heutigen Sorgen geschwunden und die letzten Spuren der Sklaverei vertilgt sein werden. Die Vereinigten Staaten haben zwei große Dichter, welche den Kampf der überlegenen Germanen über und gegen die entnervten spanischen Romanen zum Vorwurf ihrer Schöpfungen gewählt und in großen geschichtlichen Fresken poetisch verherrlicht haben. Der Aristokrat unter ihnen ist Sealsfield, der gestaltenreiche Epiker, welcher den Zusammenstoß der Sklavenhalter mit Spaniern und Mexikanern in Louisiana und Texas in einigen seiner gelungensten und ergreifendsten Schöpfungen verewigt; der Demokrat aber ist Bret Harte, der Lyriker, der in kühnen, aber ersten Pinselstrichen den Sieg der äußerlich rohen und doch menschlicher fühlenden Goldgräber über die Californischen Nachkommen der alten Conquistadoren feiert. Da unten im Süden, wo auch Sealsfield gelebt und seine besten Werke gedichtet hat, sind die Sieger mit den Besiegten zu Grunde gegangen; im fernen Westen, am stillen Ocean aber sind die verworfenen Bausteine englischgermanischer Cultur noch stark genug gewesen, einen mächtigen Staat aufzurichten, der Jahrhunderte überdauern wird. Zur Zeit ist Bret Harte der am Meisten Genannte und Bekannte.

Die bisher geschilderten Männer waren immerhin nur einzelne und versprengte Sturmvögel gegenüber dem Strom von Flüchtlingen, welchen die Julirevolution mit den in ihrem Gefolge auftretenden Ereignissen und ihren fast überall gescheiterten politischen Hoffnungen in Bewegung setzten. Den jetzt

täglich willkürlicher werdenden Maßregelungen gegen Alle, welche nur den Wunsch nach deutscher Einheit zu erkennen gegeben hatten, und der durch sie gesteigerten Polizeiwirthschaft gelang es, im jungen Deutschland einen kosmopolitischen Radicalismus großzuziehen, welcher mit Börne'scher Verbitterung und Byron'schem Weltschmerz versetzt, Alles in der Heimath verachtete und bewundernd seine Blicke über Frankreich und England hinaus nach Amerika schweifen ließ. Sogar in unserer Literatur machte sich diese selbstgefällige Europamüdigkeit eine Zeit lang als höherer Standpunkt, als einzig berechtigtes Streben breit. Wie sehr die gedeihliche Entwickelung der deutschen Dinge und die staatliche Ordnung durch eine solche Verirrung gefährdet wurde, hat die Folgezeit nur zu deutlich bewiesen. Daß diese krankhafte Stimmung selbst unter Optimisten und ruhigen Bürgern um sich griff, beweist u. A. schlagend der alte Justinus Kerner, der 1832 Europa nicht mehr ansehen mochte, weil es ihm die Polen angethan hatten und weil es ihm die Verfolgung jedes freien Gedankens verleidete.

Nikolaus Lenau ist der classische Ausdruck dieser neuen Gattung von europamüden Auswanderern. Bei keinem einzigen der hervorragenden deutschen Romantiker, die aus ähnlichen Gründen die Vereinigten Staaten aufsuchten, liegen Beweggründe, Illusionen und Enttäuschungen offener auf der Hand, sind sie doch von Karl Mayer in „Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund" (Stuttgart 1853) tagebuchartig geordnet und herausgegeben. Jene Mischung von Ekel an der politischen, allerdings höchst gemeinen Wirklichkeit und von Schwärmerei für einen idealen Republikanismus, welche jeder geschichtlichen Grundlage entbehrte, jene Sehnsucht der Flucht aus der verkannten Heimath und der Niederlassung in der unbekannten „jungfräulichen Wildniß" wähnt im ersten Anlauf ihr Ziel zu erreichen und durch bloße Ortsveränderung innere und äußere Befriedigung zu gewinnen. Indessen klappt der selbstgefällig sich bespiegelnde Auswanderer beim ersten Hinderniß schwächlich und ohnmächtig zusammen, aber statt sich selbst zu tadeln, sich ausschließlich verantwortlich zu machen, schiebt er dem undankbaren Lande die Schuld in die Schuhe und zieht sich getäuscht, wenn nicht gebrochen, den Untergang der Welt weissagend, noch tiefer in die Einsamkeit, in seine Verbitterung zurück. Lenau also entschloß sich im Frühjahr 1832 nach Amerika auszuwandern. Zu dem Ende trat er einer in Stuttgart gebildeten Gesellschaft bei, welche 200 Köpfe stark, sich in Missouri niederlassen wollte, zahlte 5000 fl. ein, wofür er eine Anweisung auf 1000 Acker Land erhielt und fuhr im Juli den Rhein hinunter nach Amsterdam, von wo er an Bord des Schiffes „Baron van der Kapellen" am 1. August 1832 in See stach. Seine Freunde nehmen es als einen Beweis für seinen praktischen Sinn, daß er eine Unmasse von Zündhütchen mitnahm, um im Urwald gehörig schießen zu können! „Gefällt es mir in Amerika — schreibt er am 13. Mai 1832 an Mayer — so bin ich gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben, wo nicht, kehre ich um und überlasse der Gesellschaft mein Eigenthum zur Administration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath schöner Naturscenen ist in fünf Jahren kaum erschöpft, und meine lieben Freunde finde ich doch alle wieder. Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder schicken; mein Herz aber durch und

durch in Schmerz maceriren, in Sehnsucht nach den Geliebten." Der Dichter sollte schon auf der Rheinfahrt lernen, daß der Bauer ein anderer Mensch ist dem vornehmen Herrn als dem gegenüber, welchen er für seines Gleichen hält. Er erntete deshalb auch Mißtrauen, wo er Anerkennung und Liebe zu gewinnen gehofft hatte. „Meine Reise, schreibt er am 25. Juli 1832 aus Amsterdam — war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hülfe meines Schiffsmanns kam ich durch."

Unter diesen Eindrücken und in dieser Stimmung rief Lenau der Heimath folgenden Abschiedsgruß und Amerika folgendes Willkommen zu:

„Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt,
Und seinem Wink gehorchet stumm.

Wohl schlief das Kind in Deinem Arm,
Du gabst, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm,
Doch keine Freiheit fand der Mann."

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand
Die Fluth der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße Dich, mein Vaterland!"

Lenau kam zu Anfang October 1832 zu Baltimore an. Schon unterwegs hatte sich die schwäbische Gesellschaft aufgelöst; so zog Jeder auf eigene Faust in's Land. Auf einem Schimmel, den er sich gleich im Hafen angeschafft hatte, ritt er bis an den Ohio und kaufte sich Ende October in Crawford County im Staate Ohio etwa 400 Morgen Staatsländereien, die meist aus Urwald bestanden. Jetzt besaß er, wonach sein Herz sich so lange gesehnt hatte, jetzt konnte er seine Phantasie „in die Schule schicken"; allein die Urbarmachung war hart und schwierig. So verpachtete der Dichter das Land an schwäbische Reisegefährten, die den unerfahrenen Herrn gehörig betrogen. Enttäuschung und Krankheit warf ihn den ganzen Winter hindurch auf's einsame Lager in der noch einsameren Blockhütte, die früher hoffnungsreiche Stimmung des grausam Enttäuschten schlug sofort in ihr Gegentheil um. „Amerika, schrieb er kaum genesen am 5. Mai 1833 nach Stuttgart, ist das wahre Land des Untergangs, der Westen der Menschheit; das atlantische Meer, das ist der isolirende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben. Die Natur selbst ist kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, Alles ist gleichförmig und unphantastisch. Hat nun die Natur selbst kein Gemüth, keine Phantasie, so kann sie auch ihren Geschöpfen nichts dergleichen geben. Hier lebt der Mensch

in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die an's Unheimliche streift. Daß hier Menschen und Thier von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen, ist manchem Naturforscher bereits aufgefallen. Es ist buchstäblich wahr. Mancher der eingewanderten und nun seit mehreren Jahren hier ansässigen Deutschen versicherte: ein sehr feuriges Temperament herübergebracht, es aber hier bis auf die letzte Spur einer Aufwallung verloren zu haben. Ich muß hinauseilen aus Amerika, sonst verliere ich noch mein Heimweh, wie es allen Deutschen nach einiger Zeit hier ergeht. Merkwürdig ist es, wie die heftigsten Gefühle so schnell erkalten. Die Liebe zum deutschen Vaterlande geht bei den meisten Eingewanderten sogar in Haß und Verleugnung über. Trauriger Boden! In dem großen Nebelbade Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern auch etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht, daß ich davon genesen bin, mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen, langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, um manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen."

Bereits im Mai 1833 kehrte Lenau über New-York nach Deutschland zurück und betrat im Juni in Bremen zuerst wieder den vaterländischen Boden. In die kurze Zeit seiner Abwesenheit war die erste Veröffentlichung seiner Gedichte gefallen. „Deutschland aber hielt dem Wiederkehrenden, wie Anastasius Grün sagt, den vollen Kranz des Ruhmes entgegen und rief ihm den gefeierten Namen „Lenau" mit begeistertem Gruße zu." Freiligrath's schönes Gedicht „Der ausgewanderte Dichter" besang diese Reise, Kürnberger verklärte später im Roman: „Der Amerikamüde" die Schicksale des Dichters in den Vereinigten Staaten und die Beweggründe seiner Heimkehr. Dieser selbst aber sang von Amerika die ergreifenden, wenn auch nur halbwahren, weil höchstens für ihn und die ihm Gleichgesinnten passenden Verse:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben!"

Noch während Lenau sich in Amerika befand, zogen die verlorenen Freiheitsposten aus den Jahren 1830—1833 über den Ocean, die jungen Männer, welche von den Aufständen in Braunschweig und Göttingen an bis zum Ham-

bacher Feste und Frankfurter Hauptwachensturm sich gegen die Metternich'sche Unterdrückung erhoben hatten und geschlagen ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Einer der Hauptzüge dieser politischen Flüchtlinge wandte sich von 1832 an nach Illinois und erhob das dem Staate Missouri und namentlich der Stadt St. Louis gegenüber liegende fruchtbare County St. Clair zu einem der Sammel- und Mittelpunkte der deutschen Einwanderung in den Westen. Die fleißige und intelligente Bevölkerung gedieh und wuchs schnell, so daß das County jetzt zu den reichsten des Staates gehört. Es war nicht die dem Leben abgewandte Schwermuth, unnützes Erinnern und vergeblicher Streit, welches diese frischen und elastischen rheinischen Naturen im Innern störte; ihre unermüdliche Arbeits- und Schaffenslust sicherte ihnen vielmehr wirthschaftliches Gedeihen, bürgerlichen Wohlstand und vor Allem außer Unabhängigkeit fröhliches Behagen. Die ersten Ansiedler waren pfälzische Juristen und Gelehrte, welche um nach Duden'schen Idealen ein freies Farmerleben zu führen, sich in und bei Belleville niederließen. Die bedeutendste Persönlichkeit des Sattlements war Friedrich Theodor Engelmann (1779—1854), der Sohn eines hervorragenden reformirten Predigers in Bacharach am Rhein und zur Zeit seiner Auswanderung Forstmeister zu Winnweiler in der Rheinpfalz. Von Jugend an ein glühender Republikaner und später der liberale Führer in seiner heimathlichen Provinz war er ein ideal angelegter und edler Charakter, der auf seine Umgebungen einen mächtigen Einfluß ausübte. Um einer befürchteten Versetzung in einen dunkeln Winkel Altbayerns vorzubeugen, entschloß er sich als bereits fünf und fünfzigjähriger Mann, mit den Seinigen und einigen Freunden zur Auswanderung; auch ihn hatten Duden's verlockende Berichte verführt. „Engelmann, so schildert ihn Körner S. 247 seines Werkes, fühlte keine Neigung, in die Oeffentlichkeit zu treten, übte aber in den deutschen Kreisen, welche sich um ihn zogen, sowie auch über die amerikanischen Nachbarn, die ihn kennen lernten, den unwiderstehlichen Zauber aus, den ein durchaus wahrer und edler Charakter, eine freie vorurtheilslose Lebensansicht, ein unter allen Stürmen stets heiteres Gemüth, eine der neueren Zeit fast fremd vorkommende Höflichkeit um sich verbreiten. Dabei war seine Gestalt imponirend, sein Angesicht noch in vorgerücktem Alter von hoher Schönheit. Große feurige blaue Augen belebten seine Züge. Er hatte die größte Aehnlichkeit mit dem alten Blücher; nur waren die unteren Partien des Gesichts viel feiner und regelmäßiger als beim Husarengeneral." Sein Sohn Theodor hatte in Heidelberg, Jena und München grade seine juristischen Studien vollendet, als die Familie sich zur Auswanderung rüstete. Er betheiligte sich beim Frankfurter Hauptwachensturm und entkam glücklich nach Havre, wo er sich den Seinigen anschloß. Später wurde er in Belleville Advocat und war auch schriftstellerisch thätig. Der jüngste Sohn Engelmann's, Adolph, kam mit seinen Eltern bereits in seinem achten Lebensjahr nach Amerika, ging, trotzdem daß er schon zur Praxis als Advocat zugelassen war, 1849 zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Deutschland und trat 1850 als Freiwilliger als Oberjäger in das vierte holsteinische Jägerbataillon, in welcher Eigenschaft er das Gefecht in Missunde und den Sturm auf Friedrichstadt mitmachte. Im amerikanischen Bürgerkrieg zeichnete er sich als Oberst

des 43. Illinoiser Freiwilligen-Regiments aus und kehrte als Brigadegeneral aus dem Felde zurück. Andere bedeutende Familien und Nachbarn waren die Juristen und Gelehrten Theodor Hilgard aus Speyer und sein Bruder Eduard. Die Söhne des ersteren haben sich als Mathematiker und Küstenvermesser, sowie als Geologen einen über die Vereinigten Staaten hinausreichenden Ruf gesichert. Unter den übrigen zu dieser Zeit nach Belleville gekommenen Ansiedlern mögen hier noch erwähnt werden die Doctoren A. Reuß, Anton Scholl, F. Kehl, A. Berchtelmann, Georg Neuhoff, K. Schreiber und vor Allen Dr. med. Gustav Bunsen, sämmtlich Attentäter auf die Frankfurter Hauptwache. Bunsen, der bei dieser Gelegenheit verwundet wurde, war schon 1830 als Arzt nach Polen gegangen, dort in russische Gefangenschaft gerathen und später freigegeben worden. Das ruhige abgeschiedene Leben auf dem Lande sagte ihm auf die Dauer nicht zu. So schloß er sich denn 1836 einer Freischar an, um Texas in seinem Unabhängigkeitskampfe zu helfen. Er fiel bei einem unerwarteten Ueberfall der Mexikaner. Der alte freiwillige Jäger des Jahres 1813, Georg Bunsen (1793—1874), ein vortrefflicher Pädagoge, kam mit seiner Familie erst 1834. Um diesen Kern sammelten sich nun im Laufe weniger Jahre junge gebildete Männer aus allen Theilen Deutschlands, die Augsburger A. Konradi und A. Hassel, die Sachsen Gebrüder K. und E. Tittmann, die Westfalen Hermann und Heinrich v. Haxthausen, Adolf Wislizenus aus Thüringen, Ewald v. Massow, mit Fritz Reuter zum Tode verurtheilt, aber aus Coblenz entkommen, Wichers aus Köln und unzählige Andere.

Der bedeutendste und in den weitesten Kreisen thätig gewordene unter all diesen Männern ist aber Gustav Körner, der Verfasser des vortrefflichen Buches, welches den äußeren Anlaß zu diesem Aufsatz gegeben hat. Geboren 20. November 1809 zu Frankfurt a. M., betheiligte er sich 1833, gerade von der Universität zurückgekehrt, am Hauptwachensturm, mußte in Folge dessen flüchten und wanderte mit der Familie Engelmann nach Belleville in Illinois aus, wo er mit geringen Unterbrechungen seit dem August 1833 lebt und zur Zeit noch als Advocat thätig ist. Nach kurzem Aufenthalt auf der Farm wandte sich Körner nämlich dem Studium des amerikanischen Rechtes zu. Bereits 1835 zur Praxis zugelassen, leistete er schon als junger Anwalt Bedeutendes und ward Mitte der vierziger Jahre zum Mitglied des obersten Staatsgerichtshofs ernannt, resp. gewählt. Auch in der politischen Geschichte des Landes ist Körner's Stelle eine höchst bedeutende. Er war der erste eingewanderte Deutsche, der in diesem Jahrhundert überhaupt zu einem hervorragenden Staatsamte erwählt wurde. Von 1852 bis 1856 Vicegouverneur von Illinois, präsidirte er in dieser Eigenschaft zugleich dem Staats-Senate und zeichnete sich später als Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid (von 1862—1865) aus. Zur Zeit lebt Körner wieder in Belleville und hat hier auch sein jüngstes Buch: „Das deutsche Element" geschrieben. Welch bedeutenden Ansehens er sich als unabhängiger Mann und Politiker in amerikanischen und deutschen Kreisen erfreut, möge folgende Thatsache beweisen: Im Jahre 1862 wurde ich mit einigen politischen Freunden an den Präsidenten Lincoln abgesandt, um ihn für den General Sigel zu interessiren, der sich damals über seine Zurücksetzung durch

den General Halleck beschwerte und mit seinem Abschied drohte. Lincoln erkundigte sich eingehend und theilnehmend nach den Wünschen der deutschen Bevölkerung und forderte uns u. A. zu Vorschlägen, namentlich zu Gunsten Sigel's, auf. Als wir von ihm verlangten, diesen zum Divisionsgeneral zu ernennen und mit einem von Halleck unabhängigen Commando zu betrauen, meinte der Präsident schließlich, er könne das nicht ohne Weiteres thun, wolle aber, wenn wir damit einverstanden seien, den Gouverneur Körner um Auskunft bitten. „Ich kenne Körner, sagte er, schon seit zwanzig Jahren und länger und unterschreibe im Voraus Alles, was er vorschlägt. Da er Ihr Landsmann ist, so können auch Sie überzeugt sein, daß er die Sache gerecht beurtheilen wird." Natürlich war uns dieser Ausweg sehr willkommen. Körner nahm den Auftrag an, machte seinen Bericht, gab uns Recht, und Sigel wurde ein paar Wochen später General-Major und bald darauf Corps-Commandeur. Bei der Bescheidenheit, mit welcher Körner von sich selbst spricht, hielt ich es für meine Pflicht, die obige ihn ehrende Thatsache hier zu berichten. Ich begegnete ihm zufällig wieder im September 1862 bei einem Besuche in Frankfurt a. M., wo er auf seinem Wege nach Madrid gleichzeitig mit mir im Schwanen eintraf. „Welche Gefühle durchströmten mich, schrieb der alte Burschenschafter und damalige Gesandte später über diesen Besuch — als ich den Fuß auf den Steinweg setzte, um im Schwanen abzusteigen! Die Hauptwache, eine meiner letzten Erinnerungen des 3. April! Auf dem Roßmarkt das Haus, in welchem ich meine letzte Nacht in Frankfurt verwundet zugebracht hatte. Von den Fenstern des Hotels sah ich die alte Stadtallee, wo ich als Kind und Knabe so oft gespielt. O, wie schön ist Frankfurt mit seinem Kranz von herrlichen Gartenwohnungen! Die erste Stadt, sagen meine Kinder, die wie Amerika aussieht. Hier ist Leben, Treiben, freie Bewegung!" Ueber seine Stellung zu Deutschland und den Vereinigten Staaten spricht sich Körner am Schluß der Vorrede zu seinem Buche also aus: „Wer einmal auf freiem Boden ist, der schließe ab mit seinem alten Vaterland! und suche sich, unbeläftigt durch Rückerinnerungen, seinen Wirkungskreis, so gut er kann. Die Liebe zu seiner alten Sprache und Literatur soll er heilig halten und seinen Kindern einzuflößen suchen. Was er Edles von seinen Vätern überkommen in sich trägt, möge er nie verlieren. Er erniedrige sich nie, sein Land zu verleugnen. Das wäre Undank und Thorheit zugleich. Wenn er so, mit Aufrechterhaltung und Verfechtung seiner deutschen Tugenden, seine politische Treue dem Lande seiner Wahl fest zuwendet, ehrt er sich selbst am Besten und auch das Volk, dem er entstammt ist und dem auch hier immer noch sein Herz in unvergänglicher Liebe schlägt." Möge Körner noch recht lange seiner segensreichen Thätigkeit erhalten bleiben!

Ziemlich gleichzeitig mit Gründung der deutschen Niederlassungen in Illinois siedelten sich mehrere gebildete deutsche Familien, wie die Bocks, Martels, Behrends aus Hannover u. A. auf der Westseite des Mississippi im jetzigen Warren County des Staates Missouri an. Auch sie trauten den verlockenden Schilderungen Duden's und hofften in der unmittelbaren Gegend von dessen Farm „das reichste Land unter neapolitanischem Himmel" zu finden. Die Wirklichkeit stimmte freilich schlecht zu diesen Phantasiegebilden, allein trotz der Abgeschiedenheit und

Unfruchtbarkeit des Landes, trotz der im Staate herrschenden und seine Entwickelung verhindernden Sklaverei hielten sie mit Zähigkeit an ihrem Besitze fest und fristeten ihr kümmerliches Dasein. Ein Acker Landes, der zu Anfang der dreißiger Jahre in Illinois und Missouri ziemlich dasselbe kostete, war 20 Jahre später in jenem Staate 100, in diesem aber nur 20 Dollars werth: so sehr verzögerte die Sklaverei den Fortschritt des sonst von gleichen Bedingungen abhängigen Landes! Etwa zwei Jahre nach ihrer Ankunft erhielten diese Ansiedler einen höchst erwünschten Zuwachs in einzelnen Mitgliedern der Gießener Auswanderungsgesellschaft (1834), zu deren Gründern u. A. Professor Vogt (Vater von Karl Vogt), Friedrich Münch und Paul Follen gehörten. Es waren hochgeachtete ehrenhafte Männer, die „verzweifelnd an einer Besserung der politischen Zustände der Heimath und geleitet von dem Wunsche, sich und ihren Kindern Raum für eine freiere Lebensbethätigung zu schaffen", hier zusammentraten, um im damaligen fernsten Westen der Vereinigten Staaten das Land zu bebauen und dort „einen deutschen Staat zu bilden, der natürlich ein Glied der Union werden müßte, doch mit Aufrechterhaltung einer Staatsform, welche das Fortbestehen deutscher Gesittung, deutscher Sprache sichern und ein echtes freies und volksthümliches Leben schaffen sollte". Trotzdem, daß die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, und nur gutbeleumdete bemittelte Familien angenommen wurden, scheiterte das Unternehmen, wie ähnliche frühere und spätere, an der Unkenntniß des Landes und der dort herrschenden Verhältnisse. „Je größer die Anzahl selbständiger, gebildeter und thatkräftiger Männer in einer solchen Gesellschaft ist, sagt Körner mit Recht, desto rascher eilt sie ihrem Verfall entgegen. Wer soll befehlen, wer gehorchen, da es darin keinen Propheten, keinen Heiligen gibt, dem sich die Gottheit offenbart hat und dem die gläubige Heerde ein Recht von Gottes Gnaden zugesteht? Der Erfolg, wenn wir von einem solchen außer bei den Mormonen sprechen können, den die Sectenführer hier gehabt haben, konnte kein Leitstern für Männer sein, welche auf dem Boden des bürgerlichen Rechts und der weltlichen Gesellschaftsordnung standen."

Genug, die Gesellschaft scheiterte mit ihren hochfliegenden Plänen, und ihre versprengten Glieder zerstreuten sich auf beiden Ufern des Mississippi, namentlich in Illinois und Missouri. Unter den letzteren ist es Friedrich Münch, der durch seine Einwirkung auf das deutsche Element seines Staates und der Vereinigten Staaten überhaupt die höchste Beachtung verdient. Länger als vierzig Jahre hat er von seiner Farm in Warren County aus tapfer und nachhaltig für den Grundsatz politischer Freiheit und geistiger Unabhängigkeit gekämpft und noch neuerdings trotz seiner mehr als achtzig Jahre sich um sein Adoptivland hochverdient gemacht, indem er das Gewicht seiner Stimme gegen die Wiederwahl Grant's in die Wagschale warf. Im Jahre 1799 in dem oberhessischen Pfarrhause zu Niedergemunden geboren, studirte Münch in Gießen Theologie und stand als Burschenschafter unter dem geistigen Einfluß von Karl Follen, der ihm bald Lehrer und Freund war. Bereits in seinem 21. Lebensjahre selbst Prediger, ein persönlicher Freund Weidig's litt es ihn nach dem Scheitern der auch in Deutschland 1831 bis 1833 wieder aufflammenden tiefen politischen Erregung nicht länger in seiner Heimath, so daß er in seiner Umgebung den ersten Ge-

danken der Auswanderung nach Amerika faßte. Eine durchaus ideale Natur hat Münch trotz aller Mühseligkeiten des ersten Ansiedlerlebens, trotz harter Arbeit und Entbehrungen immer die geistigen Güter unseres Volkes hochgehalten, Hunderte, wenn nicht Tausende unserer weniger gebildeten Landsleute vor Verwilderung und Rohheit bewahrt und ihnen auf den praktischen und geistigen Gebieten des Lebens stets als uneigennütziger Lehrer und Berather gedient. Es gibt kaum einen Gegenstand der öffentlichen Debatte, den er als langjähriger und fleißiger Mitarbeiter an deutschen Blättern nicht berührt und unter seinem Schriftstellernamen „Far West" dem Verständniß seiner Leser näher gebracht hätte. Seine selbständigen Arbeiten über philosophische und religiöse Fragen gehören zu dem Besten, was in den Vereinigten Staaten auf diesem Felde von liberaler Seite geschrieben ist; seine Erinnerungen aus Deutschland's trübster Zeit, ein Stück persönlicher Denkwürdigkeiten, erschließen sogar eine neue Quelle der geschichtlichen Belehrung über die traurige Periode von 1818—1830; sein mannhaftes und doch maßvolles Eintreten für die Befreiung des Landes vom Fluch der Sklaverei stellt ihn den verdientesten Eingeborenen ebenbürtig an die Seite. Nach dem Kriege hatte er die Genugthuung, zum Senator des freien Staates Missouri gewählt zu werden. Natürlich findet solch ein ganzer Mann, dessen Leben, wie Körner schön sagt, stets unter der Macht des kategorischen Imperativs gestanden hat, auch ungesucht die aufrichtige Hochachtung seiner Mitbürger deutscher und englischer Zunge; namentlich aber bildet der ehrwürdige Patriarch einen wohlthuenden Gegensatz zu jenen hohlen Schreiern vom Schlage eines Friedrich Hecker, welche es nicht vergessen können, daß sie einmal vorübergehend eine unglückliche politische Rolle gespielt haben und sich jetzt durch Renommiren und Schimpfen der Welt in's Gedächtniß zurückrufen möchten.

III.

Wie Münch und Paul Follen, gleichsam um sich für ihre Entfernung aus Deutschland zu entschuldigen, dem deutschen Volksleben in Amerika durch Gründung einer Colonie eine würdige Heimstätte schaffen wollten, ehe sie sich in ihre neuen Umgebungen eingelebt hatten, so spukte derselbe Gedanke während der dreißiger Jahre in den verschiedenen Kreisen der Auswanderer und namentlich im Osten, wo der Verschmelzungsproceß mit den Eingeborenen und englisch Redenden sich viel langsamer als im Westen vollzog. Nur die lateinischen Bauern in Illinois und ihre Nachbarn in St. Louis blieben diesen Bestrebungen fern. Kaum angesiedelt, erblickten sie vielmehr ihre erste Aufgabe darin, in Deutschland selbst auf Deutschland zu Gunsten der Vereinigten Staaten zu wirken. Das von dem bekannten Botaniker Dr. Georg Engelmann aus Frankfurt a/M. redigirte und 1835 bis 1837 in Heidelberg veröffentlichte „Westland" brachte es zwar nur zu drei Heften, indessen enthielt es die ersten sachkundigen Berichte über klimatische und topographische Verhältnisse Nordamerika's, Gerichtswesen, Zeitungsliteratur und werthvolle Reiseberichte aus den verschiedenen Staaten der Union. Die Urtheile über Menschen und Dinge sind häufig zu sehr generalisirt, die damalige geschichtliche und politische Vorbildung der

Mitarbeiter Körner, Münch, Hilgard u. A. zeigt sich vielfach auch mangelhaft, dagegen war die Tendenz eine berechtigte, zumal sie den zu jener Zeit in Deutschland blühenden romantischen und phantastischen Schilderungen von Land und Leuten bewußt und sachlich entgegen zu treten suchte.

Zu jener Zeit traten die nativistischen Bewegungen in den verschiedenen Staaten mit erneuerter Kraft wieder in den Vordergrund und bewirkten die engere Vereinigung der verschiedenen deutschen Kreise. Die Deutschen, deren wachsende Zahl Mißtrauen und Brodneid erweckte, hatten sich oft mit Gefahr ihres Lebens gegen die rohen Angriffe des nativistischen Pöbels in den großen Städten des Ostens ihrer Haut zu wehren und mußten sich durch enges Zusammenhalten den Genuß ihrer bedrohten politischen Rechte zu sichern suchen. So beschlossen sie denn in den verschiedenen Staaten, keinem Nativisten bei einer Wahl ihre Stimme zu geben und machten dadurch einen bedeutenden Eindruck auf die amerikanischen Aemtersucher. Eine weitere Folge dieser ihnen aufgezwungenen Defensivstellung war ihr massenhafter Eintritt in die Reihen der demokratischen Partei, welche sie allerdings in ihren Rechten schützte, jedoch in der Folge als willige Werkzeuge für die Zwecke der Sklavenhalter ausbeutete. Ein Whig zu sein oder zu heißen, galt bis zur Mitte der fünfziger Jahre unter den Einwanderern der Zeit, welche ich hier schildere, als eine Fahnenflucht, als ein Schimpf, da die Nativisten politisch mit den Whigs stimmten. „Ist es wahr," fragte mich einst die Frau meines Schusters, „daß Ihr Hausgenosse X. unter die Whigs gegangen ist? Das kann ich doch nicht von ihm glauben; er war sonst immer ein so anständiger Herr."

Bereits 1834 wurde in Pennsylvanien von W. Schmoele (aus Plettenberg in Westfalen) der Gedanke einer allgemeinen Zusammenkunft zur Wahrung der deutschen Interessen angeregt; er gewann jedoch erst 1837 greifbare Gestalt, so daß am Jahrestage der Schlacht von Leipzig die erste deutsche Versammlung in Pittsburg stattfand. Den Vorsitz führte ein höchst talentvoller, in nur zu vielen Sätteln gewiegter, witziger, schlagfertiger und höchst unverfrorener Mann, Franz Joseph Grund aus Oesterreich, der später in der amerikanischen Politik eine zeitweise wichtige Rolle spielte, als Correspondent bedeutender englisch geschriebener Zeitungen, wie „Philadelphia Ledger" und „Baltimore Sun" und Erfinder des Sensationsberichts sehr großen Einfluß ausübte, sich vielfach in seiner Ueberzeugung vergriff, aber stets geschickt zu einem anderen Muster überging und nie seinen persönlichen Vortheil dabei vergaß, endlich aber 1863 als neugebackener Republikaner aus unbegründeter Angst starb, als er von einem demokratischen Pöbelhaufen in Philadelphia gelyncht zu werden fürchtete. Diese Versammlung, welcher u. A. auch Röbling angehörte, beschloß, das geistige und materielle Wohl der Deutschen in den Vereinigten Staaten zu fördern: 1) „durch Gründung neuer Schulen und Verbesserung der bestehenden, Errichtung eines oder mehrerer Lehrer-Seminare, Abfassung, Druck und Verbreitung guter Schulbücher, durch Errichtung von deutschen Bildungs- und Kunstvereinen in allen Grafschaften und Städten, Verbreitung deutscher Literatur, Belehrung der Deutschen über die Landesverhältnisse durch Zeitschriften, Flugblätter und Kalender," 2) „durch Gründung von Wittwen- und Waisenanstalten, durch Er-

richtung von Bureaus, welche den Eingewanderten die nöthige Belehrung und Auskunft zu geben und den Arbeitsuchenden passende Stellungen zu verschaffen hätten;" 3) „durch Verbesserung der rechtlichen und geselligen Verhältnisse der Deutschen in den Vereinigten Staaten." Die meisten dieser Punkte wurden hier zuerst in der Oeffentlichkeit angeregt und fanden später im Anschluß an die Amerikaner und durch individuelle Bemühungen ihre naturgemäße Erledigung. Bei der zweiten Versammlung, die ein Jahr später in Pittsburg stattfand, einigte man sich auf Errichtung eines deutschen Lehrer-Seminars, allein auch dieses scheiterte an der Geldfrage und seiner beabsichtigten Confessionslosigkeit. Uebrigens machte das geschlossene Vorgehen einen günstigen Eindruck auf die Amerikaner, welche jetzt mit den deutschen Stimmen zu rechnen anfingen. In dieser Beziehung ist eine interessante Thatsache zu verzeichnen. Ein von der Pittsburger Versammlung eingesetzter Ausschuß hatte den Auftrag erhalten, sich mit dem Präsidenten van Buren in Verbindung zu setzen, um diesen zu vermögen, daß er dem Congreß außer für Oesterreich und Preußen, auch die Errichtung eines Gesandtschaftspostens für die süddeutschen constitutionellen Staaten vorschlage. Er fand bei dem Präsidenten eine zuvorkommende Aufnahme und williges Gehör. Die Niederlage der Demokraten bei der Wahl von 1840 vereitelte aber den Plan.

Auch mit der Gründung deutscher Colonien wollte es nicht recht vorwärts gehen. Schmoele brachte zwar im August 1836 eine Actiengesellschaft zusammen, der u. A. auch der frühere preußische Major L. von Fehrentheil angehörte, der ehemalige zweite Commandant von Erfurt, der wegen demagogischer Umtriebe in Magdeburg gesessen hatte und von dort nach Amerika entflohen war. Als Zweck dauernder Ansiedelung wurde hervorgehoben: „Einigung der Deutschen in Nordamerika und dadurch Begründung eines neuen deutschen Vaterlandes". Die Gesellschaft kaufte 12000 Acker Landes in Gasconade County im Staate Missouri und legte 1837 am gleichnamigen Flusse das Städtchen Hermann an. Die erste Bevölkerung bestand meist aus gebildeten deutschen Familien. Der freisinnige sächsische Theologe E. Mühl (1800—1864) übte durch Gründung von geselligen Vereinen und verschiedener tüchtiger Zeitschriften einen äußerst wohlthätigen Einfluß aus; allein die Lage des Ortes war verfehlt, sie eignete sich weder zum Handel, noch bot die Umgebung fruchtbaren Boden für den Ackerbau. Erst der Obst- und vor Allem der Weinbau brachte Hermann allmälig etwas in die Höhe; der letztere breitete sich sogar von hier aus über den Staat Missouri aus. Als ich Hermann 1858 zuerst besuchte, zählte es kaum 2000 Seelen. Als Entschuldigung für diesen Mangel an Entwickelung wurde mir die in allen zurückgebliebenen amerikanischen Städtchen stereotype Redensart zur Antwort gegeben: „Wir gehen langsam, aber sicher voran". Diese ausschließlich deutschen Niederlassungen nehmen sich wie verkümmerte Treibhauspflanzen in dem bunten amerikanischen Leben aus und schauen wie verkrüppelte Kinder ängstlich und verschüchtert in das sie umgebende bewegte Treiben. Nur durch die Vermischung der fleißigen und bedächtigen deutschen Ansiedler mit den rastlos vorwärts drängenden, speculirenden Amerikanern erwächst einer Gegend Gedeihen und Heil. In den unabweislichen Kampf mit

dem Leben geschleudert, hat der Deutsche in den Vereinigten Staaten eine ganz andere Mission, als auf einer undankbaren Erdscholle ausschließlich deutsche Specialitäten zu pflegen und dem Klatsch, der Mißgunst oder Selbstbeschaulichkeit zu huldigen. Die guten Seiten unseres Charakters müssen in der Abgeschiedenheit von der Welt verkümmern und die schlechten finden hier um so reichlichere Nahrung. Der ganze Zuschnitt des Lebens wird mit jedem Tage enger, kleinlicher und philisterhafter. Das Aufhören der Standesunterschiede, so wünschenswerth es sonst auch sein mag, muß nothwendiger Weise in diesen, ihrer Mehrzahl nach aus ländlichen und kleinstädtischen Kreisen hervorgegangenen Ansiedlern die feinere Sitte und Bildung verdrängen. Die Gleichheit der Erwerbsverhältnisse und sonstigen Lebensbedingungen bewirkt nämlich, daß der Ungebildete und Rohe keine geistige Ueberlegenheit mehr anerkennt und sich im geistlosesten Thun und Treiben gehen läßt, ja innerlich und äußerlich seinen gebildeteren Nachbarn gegenüber für überlegen hält, weil er in den erst werdenden primitiven Zuständen als der praktisch Erfahrenere materiell gewöhnlich besser gedeiht. So gewinnt und behält das Gemeine überall die Oberhand. Ohne sich dessen nur bewußt zu werden, sinkt auch die ursprünglich vornehmere Natur, wenn sie tagtäglich in solcher Luft athmen muß, allmälig auf eine niedrigere Stufe herab. Selbst in den abseits der großen Heerstraße gelegenen religiösen, äußerlich friedlichen und freundlichen Gemeinden Pennsylvaniens, wie z. B. der Herrnhuter, habe ich die in der Außenwelt wüthenden menschlichen Leidenschaften nur verhüllt, aber nicht ausgerottet gefunden. Seit jener Zeit ist der Charakter Hermann's allerdings ein anderer geworden; die Enkel seiner ursprünglichen Gründer leben dort bereits mit anderen Nationalitäten vermischt und eine der großen Eisenbahnen an den stillen Ocean fährt an seinen Thüren vorbei; es hat aufgehört, eine Merkwürdigkeit zu sein und hat angefangen, eine Stadt zu werden. Ich trank dort im Herbst 1858 mit Münch, der mich natürlich sämmtlichen „Honoratioren" vorstellte (ich hatte das Wort seit zehn Jahren nicht gehört; auch die lange Pfeife war bei den Stammgästen vorhanden), einen vortrefflichen feurigen Rothwein, der die zahlreichen mir bekannten Wein-Etiquetten um eine neue und zwar durchaus nicht poetische „Niggerblood" (Negerblut) vermehrte. Münch ist der Pionier des Weinbaus seines Staates und auch als Schriftsteller auf diesem Gebiete erfolgreich aufgetreten; seine öfters aufgelegte „Weinbauschule" hat auch in Deutschland vielfache Beachtung gefunden. Im Winter 1858 auf 59 nach der Rückkehr von meinem ersten Besuche in Missouri bildeten mehrere amerikanische Freunde, Chas. L. Brace an der Spitze, und noch ein paar deutsche Gesinnungsgenossen die sog. „Missouri Wine Growers Association", um durch sie den Boden der Sklaverei einzuengen. Wir brachten die Mittel zusammen, Münch, zum Zweck der schnelleren Besiedelung des Staates durch freie Einwanderer, nach Deutschland zu schicken. Münch widmete sich seiner Aufgabe mit großer Begeisterung und praktischem Verständniß. Seine Arbeit fing eben an, die ersten Früchte zu tragen, als im Frühjahr 1861 die Rebellion ausbrach, die unsere Bestrebungen überflüssig machte, da sie die Ausrottung der Sklaverei viel schneller bewirkte, als wir je vermocht hätten.

Uebrigens beweisen die hier geschilderten wohlgemeinten, wenn auch ver-

unglückten Versuche der damaligen deutschen Einwanderung, wie schwer es ihr wurde, den in ihrem Innern herrschenden Zwiespalt der Gefühle zu bannen und wie sehr sie noch mit allen Fasern ihres Herzens an Deutschland hing. Es gab kaum einen großen nationalen Gedenk- und Ehrentag, an welchem die Deutschen in Amerika nicht herzlichen Antheil nahmen. Wie im vorigen Jahrhunderte unsere Landsleute in Philadelphia und New-York dem amerikanischen 4. Juli gegenüber den 11. September, an welchem Hermann den Varus besiegt haben soll, als deutschen Unabhängigkeitstag feierten, so stand bei der Einwanderung, welche von 1818 an ins Land kam, der 18. October als patriotischer Festtag im Vordergrund. Die officiellen Toaste galten Gutenberg und Luther, Schiller und Goethe, dem alten Blücher und Theodor Körner, den deutschen Revolutionsgeneralen Steuben und Kalb. Schon 1836 wurden in verschiedenen Städten des Ostens Vereine zur Unterstützung deutscher politischer Flüchtlinge gestiftet. 1840 fand in Philadelphia eine deutsche Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst statt, 1842 ein Fest zu Ehren Schiller's in Pittsburg. 1842 wurden überall, wo Deutsche wohnten, Geldsammlungen zum Besten der abgebrannten Hamburger veranstaltet; 1843 erhielt Sylvester Jordan eine namhafte Unterstützung, und dem verdienten Dr. Geo. F. Seidenstücker wurde 1846 durch deutsch-amerikanische Beiträge nicht allein die Ueberfahrt nach Amerika erleichtert, sondern auch in New-York und Philadelphia ein wohlverdienter glänzender Empfang bereitet. 1841 fand in Philadelphia eine zahlreich besuchte Versammlung deutscher Bürger statt, unter denen auch K. Minnigerode als Redner auftrat, um ihr Beileid an Karl von Rotteck's Tode auszudrücken. 1844 wurde sogar Friedrich von Raumer als Vertreter deutscher Wissenschaften in den großen Städten des Ostens gefeiert, wo dann Raumer eine Rede zum Lob der „wahren" Freiheit hielt. Als 1848 die ersten Nachrichten von dem Ausbruch der Revolution in den verschiedenen Ländern Europa's nach Amerika drangen, erfaßte die Deutsch-Amerikaner eine allgemeine Begeisterung, die sich bis zum Ende des ungarischen Krieges in Anerkennungsadressen, öffentlichen Demonstrationen und reichen Geldbeiträgen bethätigte und schließlich auch in der herzlichen Bewillkommnung der ersten Flüchtlinge aussprach.

Ueberhaupt enthält das Körner'sche Buch aus den Jahren 1818—48 eine solche Fülle von Thatsachen, einen solchen Reichthum von theils anziehenden, theils abschreckenden Gestalten, daß es schon zum Studium der besseren Kenntniß jener traurigen Periode dem deutschen Leser nicht warm genug empfohlen werden kann. Der Culturhistoriker und Volkswirth, der Novellist und Anekdotensammler, sie Alle finden hier eine ergibige Ausbeute für ihre Zwecke und Liebhabereien. Ich greife unter den tüchtigen Männern, welche sich auf verschiedenen Gebieten und in mehreren Staaten bethätigt haben, noch die drei Wesselhöft's heraus, Johann Georg, den Drucker und Buchhändler, der in dem Hause seines Onkels Frommann in Jena heranwuchs und später in Philadelphia und St. Louis thätig war, und die beiden Aerzte: Robert, der bis 1840 als Demagoge gesessen, und Wilhelm, den die Demagogenhatz zuerst in die Schweiz und dann nach Amerika getrieben hatte. Robert gründete die erste amerikanische Kaltwasserheilanstalt in Brattleboro. Ihnen mögen sich hier noch anschließen die

Aerzte und Doctoren Theodor Tellkampf in New-York, Friedrich Rölker in Cincinnati, Constantin Hering in Philadelphia, der Senior der amerikanischen Homöopathen, die Kaufleute Leopold Bierwirth und Gustav Schwab in New-York, Albert Schumacher in Baltimore und Adolf Meier in St. Louis, die Gelehrten Georg Fein, der sich freilich nur als Flüchtling vorübergehend in Amerika aufhielt, Frau Robinson, die unter ihrem Schriftstellernamen Talvj allgemein bekannt geworden ist und deren gastliches New-Yorker Haus Jahre lang einen geistigen Mittelpunkt für die gebildete deutsche und amerikanische Welt bildete, Professor Göbel aus Coburg, J. R. Friedländer aus Berlin, welcher 1834 die erste Blindenanstalt in Philadelphia gründete, der große Jurist Chr. Roselius in New-Orleans, der Botaniker Ferdinand Lindheimer aus Frankfurt a/M., der Ingenieur Wilhelm Palm aus Berlin, welcher die erste Locomotive im Westen baute, der Landwirth und landwirthschaftliche Schriftsteller K. L. Fleischmann und der alte General Johann August Sutter aus Kandern, welcher der erste erfolgreiche Colonist von Californien war, später aber das Unglück hatte, daß im Februar 1848 auf seinem Lande das erste Gold gefunden wurde.

Natürlich fehlt es nun neben den tüchtigen Elementen auch nicht an Betrügern, Abenteurern, Glücksrittern und falschen Genies. Da behauptete ein Reisegefährte Röbling's, ein Thüringer Namens Etzler, mittelst seiner mechanischen Erfindungen und Verbesserungen das Wetter nach Belieben machen zu können und hielt eine Zeit lang die amerikanische Presse und selbst den Congreß in Athem. Ein verdorbener schwäbischer Müller, Namens Proli, kam, nachdem er einige reiche Frankfurter Familien beschwindelt hatte, als Graf Leon nach Pennsylvanien und schloß sich den Rappisten an, bis er als religiöser Betrüger entlarvt, nach Louisiana verduftete und dort 1832 an der Cholera starb. Besseres Loos verdiente ein besserer Mann, der frühere würtembergische Oberlieutenant Ernst Ludwig Koseritz aus Gaisberg, der im Sommer 1832 in Ludwigsburg eine Militärverschwörung anzettelte und in Verbindung mit den revolutionären Führern der Nachbarlande an demselben Tage losschlagen sollte, für welchen der Angriff auf die Frankfurter Wache verabredet war. Der Plan wurde aber verrathen und Koseritz, nachdem er eine zweijährige Untersuchungshaft ausgestanden hatte, mit dem Feldwebel Lehr zum Tode verurtheilt. Erst auf dem Richtplatz wurden Beide, als schon das Executionscommando seine Gewehre auf sie angeschlagen hatte, unter der Bedingung begnadigt, daß sie Europa verließen [1]).

---

[1]) Die Bänkelsängerpoesie bemächtigte sich der Koseritz'schen Verschwörungsgeschichte. Nicht ohne Volkshumor sind folgende Strophen (Körner, p. 424):

Hier stehn sie an des Grabes Rand,
Des bittern Tods gewärtig;
Schon commandirt der Lieutenant:
„Ihr Schützen macht Euch fertig!"
Ach Lehr, Du armer Sünder
Denk' an Dein Weib und Kinder!
Da sprengt ein Adjutant herbei
Und spricht: „Wilhelm gibt Gnade,

Koseritz, der sich bei dieser Gelegenheit mit der größten Kaltblütigkeit benahm, ging nach Philadelphia und bildete hier die erste deutsche Miliz-Compagnie. Seine Stellung wurde aber hier in Folge der Vorwürfe, die man ihm wegen seines angeblichen Verraths machte, unhaltbar. Der Unglückliche ließ sich in der Armee der Vereinigten Staaten Amerika's als Gemeiner anwerben und soll in dem Kriege gegen die Seminolen dem tödtlichen Klima der Sümpfe Florida's erlegen sein. Wenigstens hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

IV.

Uebrigens ließe sich die Zahl der hier angeführten Namen ansehnlich vermehren, wenn es sich darum handelte, eine Geschichte der von 1818—1848 in die Union eingewanderten Deutschen zu schreiben. Da es aber der ausschließliche Zweck dieses Aufsatzes ist, die Einflüsse und Ursachen nachzuweisen, welche deutsche Männer nach den Vereinigten Staaten getrieben und von hier aus wieder zu einer Rückwirkung auf die Heimath veranlaßt haben, so muß ich es mir sogar auch versagen, diejenigen Vermittler zwischen Vaterland und Adoptivland gebührend hervorzuheben, welche während der Zeit von 1818—1848 bei ihrer Einwanderung noch zu jung waren, als daß sie einen selbständigen Einfluß auf ihre näheren oder weiteren Umgebungen hätten ausüben können. Ihre Bildung gehört vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, den Vereinigten Staaten an. Geborene Deutsche, wie z. B. der bedeutende Jurist und Philosoph J. B. Stallo aus Sierhausen (einem Dorfe, das, wenn ich nicht irre, zur Zeit der Geburt Stallo's 1823, von Oldenburg, Hannover und Preußen beansprucht wurde, so daß Stallo keinem oder drei Landesvätern zugleich abschwören mußte), der Volkswirth Ch. Rümelin aus Heilbronn, der Politiker und Reisende C. Nordhoff aus Erwitte, die Maler E. Leutze aus Schwäbisch Gmünd und A. Bierstädt aus Solingen und Thomas Nast aus Landau, der General Gottfried Weitzel aus Winzlen in der Rheinpfalz, der an der Seite des Präsidenten Lincoln und an der Spitze seiner schwarzen Regimenter am 3. April als der Erste in die unterworfene Rebellenhauptstadt Richmond einzog und endlich der Finanzminister der südlichen Conföderirten, Christoph Gustav Memminger aus Mergentheim, sie Alle waren kaum für die Elementarschule reif oder ihr eben entwachsen, als sie in Amerika landeten. Sie sind drüben zu Männern herangereift und die Zierden ihrer neuen Heimath geworden. Wenn ihr Ruhm und ihre Verdienste auch zugleich dem deutschen Namen und dem deutsch-amerikanischen Ele-

---

Er gibt sie los, er gibt sie frei!"
Das Publicum ruft: „Schade,
Wie lange freuten wir uns schon
Auf diese Execution!"

— — —

Der König Wilhelm nicht allein
Schenkt ihnen Leib und Leben,
Er will an Gnade reicher sein
Und ihnen auch noch geben
Fünf hundert Gulden Baria
Und spricht: „Geht nach Amerika!"

mente zur Ehre gereichen, so wurzeln sie doch nur durch ihre Geburt in Deutschland, sind aber durch ihre Leistungen Amerikaner.

So wenig Anspruch wir auch auf diese Männer haben, so hat Körner doch vollkommen Recht, wenn er am Schluß seines verdienstvollen Werkes zu dem Ergebniß gelangt, daß die deutsche Einwanderung von 1818—1848 verhältnißmäßig große Erfolge errungen hat, und daß es keine Ueberhebung ist, wenn man mit Stolz und Freude auf die Männer zurückblickt, welche, zumeist schon zu ihren Vätern heimgegangen oder am späten Abend ihres Lebens stehend, zu diesen Erfolgen mächtig beigetragen haben. Dagegen hat er Unrecht, wenn er, wie mir scheinen will, etwas zu unterschiedlos lobt und die Dinge überhaupt zu rosenfarbig ansieht. Es lohnt sich nicht der Mühe, ja es hieße sogar unnützen Streit anfachen, wenn ich einzelne der von ihm vielfach als hervorragend und tüchtig geschilderten Personen hier auf ihren wirklichen Gehalt prüfen wollte. Zudem ist es durchaus gleichgültig, ob ein junger Mensch, der vielleicht als Bummler mit auf das Hambacher Schloß gezogen oder von der Polizei wegen einiger schnodderigen Redensarten zu einem wohlfeilen politischen Martyrium erhoben ist, als unbedeutender Bierwirth oder als unwissender Zeitungsredacteur zu Grunde gegangen ist, oder „sein Leben in Amerika macht". Mir sind Dutzende solcher dunkler Ehrenmänner in dem Körner'schen Buche begegnet, deren Weglassung seinen Werth nur erhöht haben würde. Andererseits aber muß ich im sachlichen Interesse gegen das Urtheil des Verfassers über die literarischen Bedürfnisse und die Zeitungspresse der Deutschamerikaner jener Zeit als zu günstig Verwahrung einlegen. Diese Frage hat durchaus keine Beziehung mehr zur Gegenwart, sondern nimmt höchstens noch ein geschichtliches Interesse in Anspruch. Sie mag hier um so eher mit Stillschweigen übergangen werden, als sich seitdem wirklich eine bedeutende Verbesserung auf dem literarischen und journalistischen Gebiete durchgesetzt hat. Gegenüber den drängenden Aufgaben, welche der deutschen Einwanderung oblagen, gegenüber ihrer allgemeinen Mittellosigkeit und den unregelmäßigen und ungünstigen Bezugsbedingungen jener Zeit wäre es ungerecht, einen Vorwurf gegen die geistige Gleichgültigkeit der damaligen großen Mehrheit der Deutschamerikaner erheben zu wollen. Gerechter aber wäre ein solcher Vorwurf gegen die deutsch-amerikanische Zeitungspresse, welche mit den an den Fingern einer Hand zu zählenden Ausnahmen in der That noch bis in die fünfziger Jahre hinein auf der niedrigsten Stufe der Journalistik stand. „J'ai vu cela un peu de près."

Trotz alledem verkenne ich durchaus nicht die große Bedeutung und den großen Gewinn, welchen die deutsche Einwanderung von 1818—1848 für das ganze Land hatte. Wenn sie es auch den nach 1848 einströmenden Hunderttausenden nicht gerade leicht machte, so hätten diese doch ohne jene ihre Vorgänger nicht so bald die Brücke der Vermittelung mit dem amerikanischen Leben gefunden. Die politischen Bewegungen der zwanziger und dreißiger Jahre waren im Verhältnisse zur Revolution des Jahres 1848 bloße Putsche, nur Stürme im Glase Wasser gewesen. Während damals das Volk fast überall den Ereignissen gleichgültig gegenüberstand, traten mit den 1848 beginnenden politischen Erschütterungen die Massen, ja ganze Völker in den Vordergrund und riefen

auch bei uns große Krisen hervor, welche auf das Geschick unseres Vaterlandes mächtig einwirkten und sogar erst die glückliche Wendung der Kriege 1866 und 1870 ermöglichten. So waren denn auch alle Classen, alle Berufe und vor Allem die thatkräftige Jugend in diesem Ausströmen deutscher Volkskraft nach Amerika vertreten. Von 1849 bis 1854, dem Jahre der bis dahin größten Einwanderung, bildeten die versprengten Theilnehmer der Revolution und ihre Angehörigen einen wesentlichen Theil der deutschen Einwanderung. Ich erinnere mich, daß an einem einzigen Tage im Sommer 1851 sechstausend deutsche Flüchtlinge, namentlich aus der Schweiz und Frankreich ausgewiesene badische Soldaten nebst ihren Familien, Eltern, Kindern und Geschwistern in New-York landeten. Alle diese bei den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 mehr oder minder betheiligten Männer gaben in der Folge das treibende und gährende Element im Deutschamerikanerthum ab und nahmen als selbstdenkende, unabhängige Bürger an der amerikanischen Politik Theil, welche sie in ihrer freiheitlichen Richtung mächtig fördern halfen. Ohne die deutschen Achtundvierziger wäre Lincoln 1860 nicht zum Präsidenten erwählt worden. Ihr bedeutendster Vertreter, Carl Schurz, ist zur Zeit Minister des Innern in Washington und der hervorragendste amerikanische Staatsmann. Ich habe die Leistungen dieser Einwanderung an einem anderen Orte (Aus und über Amerika, Band I, S. 307—330) in ihren Hauptzügen charakterisirt; allein es ist noch zu früh, ihre Geschichte zu schreiben, da das von ihr Geleistete und Errungene noch nicht abgeschlossen ist.

V.

Zum Schluß sei es mir gestattet, hier noch eine Thatsache hervorzuheben, welche beredtes Zeugniß von dem materiellen Gedeihen der gesammten deutschen Auswanderung in Amerika ablegt und in der Stunde der Gefahr ihre treue Anhänglichkeit an die Heimath in ihrem schönsten Lichte zeigt. Ich habe oben die rührende Sendung der alten Schwenckfelder aus dem Jahre 1815 erwähnt und auch im Laufe meiner Darstellung berichtet, wie bei allen nennenswerthen Gelegenheiten die theils verstoßenen, theils freiwillig ausgewanderten Deutschamerikaner sich ein warmes Herz für die Leiden und eine rege Theilnahme für die politische Entwickelung des alten Vaterlandes bewahrt haben. Alle diese reichen Beweise thätiger Hilfe wurden aber durch die großen Ereignisse des Jahres 1870 in den Schatten gestellt. Mit wahrhaft elementarer Macht durchbrach damals ein Gefühl, eine Begeisterung und ein Patriotismus die harten Schichten alter Vorurtheile. Gleichgültigkeit, Groll und Erbitterung schmolzen an der glorreich aufgehenden Sonne unseres nationalen Erwachens, und die Deutschen am atlantischen und stillen Ocean stimmten jauchzend mit den Landsleuten am Niemen und Rhein in dieselben Jubel- und Sieges-Hymnen ein. Es ist ein seltenes und großes Glück, welches einem Volke alle Jahrhunderte höchstens einmal zu Theil wird, daß alle seine Söhne wie ein einziger Mann fühlen, denken und handeln; aber dieses Glück ist doppelt groß, wenn, wie bei uns, die längst weggezogenen, über die ganze Erde zerstreuten Deutschen mit ihren daheimgebliebenen Brüdern wetteifern, um der gemeinsamen Mutter liebend

zu huldigen. Die fremden Nationen, welche bisher unsere Uneinigkeit und unsere Zersplitterung gekannt hatten, standen staunend und theilweise betäubt vor diesem plötzlichen Umschwung, dessen moralischer Eindruck namentlich unseren Feinden gewaltig imponirte und die Gerechtigkeit unserer Sache in den Augen des Auslandes mächtiger wie eine gewonnene Schlacht hob. Aber auch den Beweis ihrer materiellen Bethätigung blieben die Deutschamerikaner dem Vaterlande nicht schuldig. Wo immer welche zusammenwohnten, im fernsten Westen und im tiefsten Süden, überall steuerten sie freudig ihr Scherflein bei, so daß sie im Ganzen über drei Millionen Mark an den in Berlin thätigen Centralausschuß des rothen Kreuzes einsenden konnten, in welchen denn auch ihr Vertreter cooptirt wurde. In einem sehr kritischen Momente des Krieges — es war während der Operationen um Orleans — hatte sich der genannte Ausschuß mit einem neuen dringenden Aufruf an seine wohlhabenderen Mitbürger gewandt; allein die Beiträge gingen eine Zeitlang nur spärlich ein. Ein sehr reicher und fürstlicher Grundherr in Schlesien entschuldigte sich wie zum Hohne mit einer Beisteuer von ganzen 100 Thalern. Die Versammlung nahm die diesfallsigen Mittheilungen des Präsidenten stumm und niedergeschlagen entgegen. Da fragte dieser den deutschamerikanischen Vertreter nach neuen, hoffentlich besseren Nachrichten. Der letztere hatte an demselben Morgen die ersten Briefe von dem günstigen Erfolge des von den deutschen New-Yorker Frauen veranstalteten Bazars erhalten und fing an, darüber zu berichten, als ihn der Präsident mit den Worten unterbrach: „Und der Betrag? „Vorläufig 94,000 Thaler!" lautete die stolze Antwort. Als dann neun Monate später Chicago abbrannte, ließ die deutsche Kaiserin, welche jener Sitzung beigewohnt hatte, noch an demselben Tage dem früheren Vertreter der deutschamerikanischen Geber 1000 Thlr. für die dortigen Nothleidenden zustellen. Man hat später in ungleich nüchterner Stimmung drüben vielfach sich selbst verkleinert, indem man die reichen, während der höchsten Gefahr des Vaterlandes gesandten Beiträge als zu hoch gegriffen getadelt hat, weil sie bei anderen Gelegenheiten von der alten Heimath nicht entsprechend erwiedert worden seien. Nationale Ehre und nationales Ansehen sind nun einmal incommensurable Größen, welche sich am allerwenigsten mit Geld messen lassen; für uns Deutsche aber, ob wir innerhalb der Landesgrenzen oder in fremden Welttheilen wohnen, sind sie ganz dieselben. Wäre Deutschland in dem Kampfe gegen Frankreich unterlegen, so hätten die Deutschen im Auslande ebensoschwer, wenn nicht schwerer an dem Fluch eines solchen Unglücks zu tragen gehabt. Sie würden vor Allen jeden nationalen Rückhalt verloren haben, während sie jetzt an den Früchten der Siege theilnehmen und als der Zweig eines mächtigen Volkes dastehen, welches im Rathe der Nationen eine entscheidende Stimme führt und in den fernsten Ländern und Meeren seine Söhne gegen jede Gewaltthat zu schützen weiß. Die frühere deutsche Auswanderung war und wurde ausschließlich durch ihre persönlichen Leistungen etwas, die neuere geht mit dem erhebenden Bewußtsein in die Welt, einem großen Volke anzugehören. Der alte Satz des römischen Rechts, daß Jedermann als gut gilt, bis er sich als schlecht ausweist, war vor der politischen Wiederauferstehung unseres Volkes in sein directes Gegentheil verkehrt, wonach der deutsche Auswanderer als schlecht galt,

bis er sich als gut auswies. Ich weiß an mir selber was dieser Fluch bedeutet hat. Jetzt ist freiwilliges Entgegenkommen an die Stelle des früheren Mißtrauens getreten.

An der Apsis des ehrwürdigen Hildesheimer Domes blüht ein tausendjähriger Rosenstock. Aus seinen knorrigen Wurzeln entwickeln sich stets noch junge, kräftige Ausläufer, welche wieder frisches Grün treiben und neue Rosen ansetzen, so daß der Stock noch heute in jugendlicher Pracht, den Menschen zur Freude und zum Genuß, prangt. Gleich ihm lebt auch unser Volk länger als ein Jahrtausend in der Geschichte. Schien es oft im Niedergang begriffen, so hat es stets doch sich selbst wiedergefunden, neue Ausläufer entwickelt und die Welt durch den Glanz seiner Thaten gefördert und beglückt. Die Rosen aber, welche aus den Trieben der neuen Ausläufer erblühen, sind die Mannhaftigkeit und patriotische Hingabe seiner Söhne, die tapfere Bethätigung der Daheimgebliebenen und das opferfreudige Eintreten der über's Meer Gezogenen, ihrer Aller unverwüstliche Liebe zur gemeinschaftlichen Heimath. Möge es immer so bleiben!

Vorläufer des russischen Nihilismus.

Von * * *

Betrachtungen über Entstehung, Wesen und Bedeutung der nihilistischen Bewegung bilden in deutschen, französischen und englischen Zeitungen und Zeitschriften seit Jahr und Tag eine stehende Rubrik. Kein großes und kein kleines Blatt, das nicht den Versuch gemacht hätte, diese anscheinend räthselhafte, für Westeuropäer allerdings nur schwer verständliche Erscheinung in der einen oder der anderen Weise zu erklären und die dem „Nihilismus" gewidmeten Schriften Schedo-Ferroti's, Lubomirski's, Zitowitsch's, Karlowitsch's u. s. w. ihren Lesern näher zu rücken.

Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, ist bei diesen Versuchen, eine Erscheinung des russischen Lebens, die höchstens im Zusammenhang mit der Gesammtentwickelung des modernen Russenthums verstanden werden kann, von dem Baume, an welchem sie gewachsen, abzulösen und unter die Loupe zu bringen, so gut wie Nichts herausgekommen. Um dem sog. Nihilismus gerecht werden zu können, muß man dem heutigen Rußland gerecht zu werden vermögen und das ist für die Mehrheit auch unserer Höchstgebildeten nur sehr schwer möglich, weil es sich dabei um die Nachholung jahrelang versäumter Studien und Beobachtungen handelt und weil das sog. „Nachholen" zu den schwierigsten Dingen gehört, die reifen, in ihrer Zeit ausgefüllten Menschen überhaupt zugemuthet werden können. Ganz abgesehen von der fast unübersteiglichen Schwierigkeit, ein Volk anders als mit Hilfe seiner eigenen Sprache und Literatur kennen zu lernen, handelt es sich im vorliegenden Falle darum, die Summe aus einer ganzen Anzahl von Factoren zu ziehen, von denen beinahe jeder Einzelne dem westlichen, von Slavismus und Byzantinismus kaum flüchtig berührten Europa, unbekannt geblieben ist. Für gewisse Schichten der russischen Gesellschaft aber ist der Nihilismus thatsächlich das Facit ihrer gesammten Entwickelung. Wer sich darüber unterrichten will, lese das einzige classische Buch, das diesem Gegenstand überhaupt gewidmet worden, Iwan Turgenjew's „Neuland"[1]); wer

[1]) Gleichsam als Vorwort zu Neuland ist desselben Verfassers Roman „Väter und Söhne" anzusehen.

dieses Buch wirklich verstanden hat, weiß was man in Rußland Nihilismus nennt. Hat man es zu diesem — allerdings schwierigen Verständniß nicht zu bringen vermocht, so ist die Lectüre der übrigen der Sache gewidmeten Literatur ziemlich aussichtslos.

Die vorliegenden Blätter sehen von dem Anspruch, dem deutschen Publicum das Verständniß des russischen Nihilismus vermitteln zu wollen, vollständig ab. Ihre Absicht beschränkt sich darauf, ein so gut wie unbekanntes Capitel aus der neueren russischen Geschichte aufzuschlagen und aus demselben das Wenige zu berichten, was bisher zugänglich gewesen. Es handelt sich um eine in Rußland selbst als „Petraschewski'sche Verschwörung" bezeichnete Vereinigung zumeist junger Männer, welche in den Jahren 1848 und 1849 gemeinsam socialistische Studien und socialistische Propaganda trieben und über diesem Treiben ertappt wurden, bevor sie es zu einem praktischen Actionsplan gebracht hatten. Obgleich diese „Verschwörung" die erste war, welche seit dem bekannten December-Aufstande von 1825 in Rußland ihr Wesen getrieben hatte und obgleich das durch sie erregte Aufsehen ein außerordentliches war, wußte die russische Regierung viele Jahre lang zu verhindern, daß zuverlässige Nachrichten über Petraschewski und dessen Freunde an die Oeffentlichkeit gelangten. Jetzt wo diese Nachrichten wenigstens zum Theil vorliegen, stellt sich heraus, daß die Sache zwar nicht in ihren nächsten und directen, dafür aber in ihren indirecten Folgen sehr viel richtiger gewesen ist, als von den Zeitgenossen angenommen worden war. Indem der Verfasser diese Nachrichten dem deutschen Publicum mittheilt, überläßt er es dem Urtheil desselben, darüber zu entscheiden, ob damit zugleich ein Beitrag zur Geschichte des russischen Nihilismus geliefert worden ist.

Im März des Jahres 1848 — wenige Tage vor dem Eintreffen der Nachrichten über die Berliner revolutionäre Bewegung — wurde dem damaligen Minister des Innern Grafen L. A. Perowski (geb. 1792, gest. 1856) die Anzeige gemacht, daß gelegentlich der kurz zuvor stattgehabten, in durchaus herkömmlicher Weise verlaufenen Versammlung des St. Petersburger Gouvernementsadels, — mehreren Mitgliedern dieser Versammlung lithographirte Blätter „schädlichen oder doch zweifelhaften Inhalts" zugesteckt worden seien und daß man einen zum Ministerium des Auswärtigen zählenden Beamten, den Titulärrath Michael Butaschewitsch-Petraschewski für den Verfasser dieser Kundgebungen halte. Die Vervielfältigung von der Censur nicht approbirter Schriftstücke bedeutete an und für sich eine schwere, strengster Ahndung bedürftige Verletzung der bestehenden Ordnung, — die Anfertigung von Schriftstücken politischen Inhalts und die Vertheilung derselben an Mitglieder einer ständischen Versammlung, herrschender Anschauung gemäß, einen „Bunt" d. h. ein hochverrätherisches, nach Verschwörung aussehendes Unternehmen, wie es seit länger als zwanzig Jahren in Rußland nicht mehr erlebt worden war. Auf den Kaiser Nikolaus, der bei jeder Gelegenheit Rußlands politische Jungfräulichkeit und Reinheit von den revolutionären Gräueln des Auslandes gerühmt hatte, machte die Meldung über diesen Vorgang außerordentlichen Eindruck, — um so größeren Eindruck, als die bezügliche wichtige Entdeckung von der dem Minister des Innern unterstellten gewöhnlichen Polizei, nicht von der höchsten politischen Aufsichtsbehörde des

Reichs, der „dritten Abtheilung von Sr. Majestät höchsteigenen Canzellei" gemacht, der Aufmerksamkeit der für allwissend geltenden Gensd'armerie vielmehr vollständig entgangen war. Eine Mittheilung an den Chef der dritten Abtheilung den dem Monarchen persönlich befreundeten Grafen Orlow war unvermeidlich — um den Grafen indessen fühlen zu lassen, daß er seine Pflicht nicht vollständig gethan habe, übertrug der Kaiser die Untersuchung dieser als Staatsaffaire ersten Ranges behandelte Angelegenheit nicht der Gensd'armerie, sondern dem Ministerium des Innern. So geheimnißvoll wurde die Sache betrieben, daß die beiden um dieselbe wissenden Großwürdenträger nicht ein Mal dem berühmten General Dubbelt, dem Gehilfen Orlows und technischen Leiter der Geheimpolizei, von dem Vorgefallenen Kenntniß geben durften und daß Graf Perowski angewiesen wurde, dem von ihm in das Geheimniß gezogenen und mit der ferneren Leitung der Sache betrauten Beamten des Polizeidepartements, dem Staatsrath J. P. Liprandi „Stillschweigen gegen Jedermann, auch gegen Dubbelt" zur Pflicht zu machen [1]).

Am 10. (22.) März 1848 wurde Herr Liprandi mit geheimen Nachforschungen nach dem Vorhaben, den Verbindungen und der Thätigkeit des Titulärraths Butaschewitsch-Petraschewski betraut, der die erwähnten, in ihrem Wortlaut leider nie bekannt gewordenen „lithographirten Blätter" in Umlauf gesetzt haben sollte. Obgleich der Name des Mannes bereits früher genannt und der Polizei „auf unvortheilhafte Weise" bekannt geworden war, vergingen volle dreizehn Monate, bevor die betreffende Erhebung beendet und zur Verhaftung Petraschewski's und seiner Mitschuldigen geschritten werden konnte. — Michael Petraschewski war der Sohn eines Militär-Arztes, der die Freiheitskriege mitgemacht hatte und im Jahre 1825 zu einer Art Berühmtheit gelangt war: „um diesen alten Kriegsgefährten nicht zu kränken", hatte der von den December-Verschwörern auf den Tod verwundete General-Gouverneur von St. Petersburg Graf Miloradowitsch sich die in seine Seite geschossene Kugel nicht sofort durch den herbeigerufenen kaiserlichen Leibarzt Ahrendt entfernen lassen, sondern mehrstündige Qualen erlitten und das Erscheinen des alten Mannes abgewartet, in dessen Armen er sein Leben aushauchte. Die Verdienste und die Beliebtheit des Vaters hatten dem Sohne den Eintritt in den höheren Staatsdienst und zwar in das vielumworbene Ministerium des Auswärtigen ermöglicht — Erbe der loyalen Anschauungen des Alten, war der Junge aber nicht geworden, sondern

---

[1]) Liprandi hatte sich Perowski's besonderes Vertrauen durch die rücksichtslose Härte erworben, mit welcher er gegen die seit dem Jahre 1847 mit verdoppelter Strenge verfolgten altgläubigen Sectirer, insbesondere die Anhänger des in der Bukowina residirenden altgläubigen Erzbischofs Ambrosius vorgegangen war. — Er hat selbst berichtet, daß es ihm außerordentlich schwer gefallen sei, gegen seinen alten, ihm seit dem Jahre 1812 eng befreundeten Gönner Dubbelt dreizehn Monate lang reinen Mund zu halten, und daß Dubbelt förmlich aus den Wolken gefallen sei, als er nachträglich in Erfahrung brachte, Graf Orlow habe ihm gegenüber ein Geheimniß gehabt. — Dubbelt wurde seiner Zeit noch mehr gefürchtet, als sein Chef, und galt bis in die ersten Jahre der gegenwärtigen Regierung hinein für einen der einflußreichsten Beamten des gesammten Reichs; er und sein Canzlei-Director Sachtynski waren viele Jahre lang die Depositäre aller russischen Staatsgeheimnisse.

im Gegentheil Schüler der revolutionären Ideen, die seit der Mitte der vierziger Jahre auch in St. Petersburg und Moskau ihr geheimnißvolles Wesen trieben. Bereits im Jahre 1845 war Michael Wassiljewitsch der dritten Abtheilung als „Freigeist" denuncirt worden und zwar als Verfasser eines Wörterbuchs „in das Russische übergegangener ausländischer Ausdrücke", das boshafte politische Anspielungen enthalten haben sollte; dann war bekannt geworden, daß er allwöchentlich am Freitag Abend eine Gesellschaft junger Männer bei sich versammle, die sich statt mit Kartenspiel und Punschtrinken, mit der „Anfertigung neuer Gesetze" (wie es in der betreffenden Denunciation geheißen) d. h. politischen Gesprächen unterhalten haben sollte. — An diesen Punkt knüpfte Herr Liprandi seine Fäden: er dang einen geheimen Agenten, der sich bei Petraschewski einführen ließ, an sechs von demselben veranstalteten Abendgesellschaften Theil nahm, auf diesen eine Anzahl von Gesinnungsgenossen Petraschewski's, namentlich den Kammerjunker Plaschtschejew und einen gewissen Bjelezki kennen lernte und zu einer von diesem veranstalteten Vereinigungen gezogen wurde, um seinem Auftraggeber sodann über die gemachten Wahrnehmungen genauen Bericht zu erstatten. Nachdem man auf solche Weise in Erfahrung gebracht hatte, daß Petraschewski und dessen Freunde in mehreren Gouvernementsstädten in Moskau, Rostow, Tambow und Kostrowa Gesinnungsgenossen besäßen, daß der in Reval lebende Titularrath Timkowski unter den dortigen russischen Beamten eine der Petraschewski'schen ähnliche Gesellschaft gebildet habe und daß die von diesen sog. „Verschworenen" gelesenen verbotenen Bücher wenigstens zum Theil aus Dorpater und Rigaer Buchhandlungen stammten, schritt man im Frühjahr 1849 (wenige Wochen nachdem die österreichische Regierung Rußlands Unterstützung gegen das aufständische Ungarn angerufen hatte) zur Verhaftung der von Liprandi als verdächtig bezeichneten Personen. Am frühen Morgen des 23. April 5. Mai 1849 wurden dreiunddreißig junge Männer, die direct oder indirect dem Petraschewski'schen Kreise angehört haben sollten [1]), ergriffen und unter tiefstem Geheimniß in die Peter-Paulsfestung abgeführt; die Verhaftung von etwa hundert Personen, denen zunächst nur nähere Beziehungen zu den „Verdächtigen" zur Last gelegt werden konnten, behielt man einstweilen vor. Auf kaiserlichen Befehl wurden sodann zwei aus hohen Würdenträgern zusammengesetzte, — von tiefstem Geheimniß umgebene Commissionen niedergesetzt, von denen die eine die eigentliche Untersuchung führen, die andere die bei den Verhafteten vorgefundenen Bücher und Papiere sichten und dem Ursprung derselben nachgehen sollte. Präses der ersten Commission war der kaiserliche General-Adjutant Nabokow, neben welchem der spätere Reichsraths-Präsident Fürst P. P. Gagarin [2]) (gest. 1872), des Kaisers besonderer Günstling Fürst W. A.

[1]) Einem der Angeschuldigten, dem Lehrer am technologischen Institut, Witt, war es geglückt, sich der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen.

[2]) Bei der Vernehmung der Angeklagten soll Fürst Gagarin eine besonders ominöse Rolle gespielt haben. U. A. soll er den Garde-Lieutenant Ljwow gefragt haben: „Welche Idee stellen Sie höher, diejenige der Persönlichkeit oder diejenige des Staates und der Menschheit?" Als Ljwow zur Antwort gab, daß die Idee der Menschheit selbstverständlich höher als jede andere stehe, daß es im praktischen Leben aber darauf ankomme, der einzelnen Persönlichkeit die mög-

Dolgorukow (von 1852—1857 Kriegsminister und sodann neun Jahre lang Chef der dritten Abtheilung) der Stabschef der Militär-Lehranstalten Jakob Rostowzow[1]) und der erst drei Tage zuvor in das Geheimniß gezogene General Dubbelt angehörten. — Präses der zweiten Commission war der Staatssecretär und Präsident der Bittschriften-Commission, Fürst Alexander Feodorewitsch Galyzin (gest. 1864) ein ehemaliger Diplomat, der seit vielen Jahren als Leiter politischer Processe beschäftigt war, in dieser Eigenschaft das besondere Vertrauen des Kaisers erworben hatte und dem großen Publicum für besonders hart und streng galt; von Seiten der „dritten Abtheilung" waren der berufene Canzellei-Director derselben, Geheimrath Sachtinski und der wegen seiner Findigkeit bekannte Staatsrath Höderstiern zu der Commission delegirt worden; das Ministerium des Innern vertrat Liprandi, dem zwei jüngere Beamte Jurissow und Iljutschenko als Schriftführer beigegeben waren. Sämmtliche betheiligte Ministerien hatten ihre hervorragendsten Kräfte zur Theilnahme an dem großen Werk abcommandirt: daß das Justizministerium von demselben fern gehalten wurde, verstand sich nach den damals herrschenden Begriffen von selbst.

Die von den beiden Commissionen geführte Untersuchung nahm, einschließlich der Aburtheilung — nahezu acht (nicht wie das Journal de St.-Petersbourg behauptete bloße fünf) Monate in Anspruch: das schließliche Urtheil wurde erst nach Beendigung des ungarischen Feldzugs zu Anfang des Januar 1850 öffentlich verkündet und in Ausführung gebracht. Der summarische Bericht, den das Journal de St.-Petersbourg am 6. Januar des gedachten Jahres in Form eines Manifestes veröffentlichte, ist bis vor wenigen Jahren das Einzige gewesen,

---

lichst größte Summe von Wohlfahrt zu Theil werden zu lassen, und daß der Staat wesentlich als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes anzusehen sei — schlug der Fürst die Hände über dem Kopf zusammen, indem er hervorhob, daß der Staat für den guten Bürger über der Menschheit und über der Persönlichkeit stehen müsse. Die Idee der Persönlichkeit sei lediglich die Idee des Egoismus; allgemein menschliche Ideale könnten den Einzelnen mit den positiven Staatsgesetzen in Conflict bringen, während die erste und vornehmste aller Bürgerpflichten in der stricten Unterordnung unter diese Gesetze bestehe.

[1]) Jacob Rostowzow hat in der neueren russischen Geschichte eine höchst merkwürdige Rolle gespielt. Als Sohn eines St. Petersburger Gymnasialdirectors geboren und im Pagencorps erzogen, trat er zu Anfang der zwanziger Jahre als Lieutenant in das Garde-Jägerregiment, dessen Officiere großentheils dem sog. „Bunde des Nordens" angehörten und zu dem Decemberaufstande von 1825 ein erhebliches Contingent lieferten. Rostowzow trat dieser Vereinigung bei, machte dem Kaiser die erste Anzeige von derselben und erwarb sich dadurch dessen Gunst, obgleich er sich geweigert haben soll, die Namen der einzelnen Verschwörer zu nennen. Als Stabschef der Militärlehranstalten zu einem Vertrauensmanne des Befehlshabers derselben, des Großfürsten Michael, geworden, verfaßte Rostowzow die wegen ihrer maßlos reactionären Tendenz berüchtigt gewordene Unterrichts-Instruction von 1849, entließ er alle liberaler Ideen irgend verdächtigen Lehrer der Militärschulen u. s. w. In der Folge zum Chef dieser Anstalten, Mitgliede des Reichsraths und zum Grafen erhoben, trat Rostowzow im Herbst 1858 an die Spitze der Commission, welche die Entwürfe zum Emancipationsgesetz vom 19. Februar 1861 ausarbeitete. An dem Zustandekommen dieses Gesetzes und an dem Siege der freisinnigen Partei innerhalb der Commission hat Rostowzow den größten Antheil gehabt. Er starb, bevor die von ihm begonnene Arbeit beendet worden, am 6. Februar 1860, nachdem er dieselbe dem Kaiser noch auf seinem Sterbebette dringend empfohlen hatte.

was über diese vielbesprochene Angelegenheit bekannt geworden. — Dieser Bericht lautete seinem Hauptinhalt nach wie folgt:

„Die verderblichen Lehren, welche das gesammte westliche Europa in Unruhe und Verwirrung gestürzt haben und die von denselben betroffenen Völker um Ordnung und Wohlfahrt zu bringen drohten, haben bedauerlicher Weise auch in unserem Lande einen gewissen, wenn auch schwachen Nachhall gefunden. In Rußland, wo heiliger Glaube, Liebe zum Monarchen und unbedingte Ergebenheit gegen den Thron, gestützt auf den Volkscharakter, unerschütterlich in Aller Herzen geblieben sind, hätten die böswilligen Umtriebe einer Anzahl unbedeutender, jugendlicher und dazu jeder Moralität entbehrender Leute, welche die Religion, die Gesetze und das Eigenthum mit Füßen treten wollten, eine Folge nur haben können, wenn die Wachsamkeit der Regierung das Uebel nicht bereits bei seiner Entstehung entdeckt hätte. Aus der Untersuchung hat sich ergeben, daß eine Anzahl junger Leute, von denen die Einen wirklich an Herz und Geist verderbt, die Anderen Opfer der Verführung waren, eine geheime Gesellschaft gebildet haben, um mit Hilfe derselben die gegenwärtige Organisation des Staates zu stürzen und an die Stelle derselben die Anarchie zu setzen.

Lästerungen, freche Reden über die geheiligte Person Sr. Maj. des Kaisers, boshafte und tendenziöse Entstellungen der Acte der Regierung bildeten das Programm dieser Vereinigung, welche nur des Augenblicks harrte, um ihre unheilvollen Absichten in Ausführung zu bringen. Auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers wurde eine Commission zur Untersuchung dieser Umtriebe niedergesetzt. Als diese Commission nach fünf Monate lang fortgesetzter eifriger Nachforschung Bericht erstattete, geruhten Se. Maj. denjenigen Personen, welche durch Zufall oder Leichtsinn in diese verbrecherische Verschwörung gezogen worden waren, vollständige Amnestie zu gewähren. Was die Verbrecher anlangt, so wurden dieselben durch eine Militärcommission gerichtet, derer vom General-Auditoriat geprüftes Urtheil sie des Verbrechens einer Verschwörung, welche den Umsturz der bestehenden Ordnung bezweckte, schuldig sprach und zum Tode durch Erschießung verurtheilte. Diese einundzwanzig Verbrecher sind:

Der Titularrath Michael Butaschewitsch Petraschewski.
Der Kammerjunker a. D. Nicolaus Speschnew.
Die Garde-Lieutenants Nikolaus Monbelli, Nik. Grigorjew und Alex. Palma.
Der Garde-Capitän Ljwow II.
Der Student der St. Petersburger Universität, Nik. Philipow.
Der Schriftsteller Achschwirumow.
Der Hospitant (freiwillige Zuhörer) der St. Petersburger Universität, Alexander Chomykow.
Der dimitt. Ingenieur-Lieutenant Theodor Dostojewski.
(NB. als radicaler Schriftsteller und Novellendichter zu einer Art Berühmtheit geworden.)
Der Collegien-Assessor a. D. Sergey Durow.
Der Collegienrath Constantin Desbut und der Gouvernements-Secretär Hippolyt Desbut.
Der Lehrer der russischen Sprache Felix Toll.
Der Collegien-Secretär Iwan Jastrshemski.
Der Kammerjunker a. D. Alexander Pleßtschejew.
Die Titularräthe Nikolaus Kuschkin, Wassily Golowinsky und Constantin Timkowski.
Der dimitt. Collegien-Secretär Constantin Europäus.
Der Bürger Peter Schaposchnikow.

Nachdem Se. Majestät von dem Berichte des General-Auditoriats Kenntniß genommen, geruhten Allerhöchstdieselben auf gewisse relativ mildernde Umstände ihre Aufmerksamkeit zu richten und das Folgende zu befehlen:

„Das Urtheil soll den einundzwanzig Verurtheilten vor den versammelten Truppen verlesen und denselben nach Vornahme aller die Hinrichtung vorbereitender Umstände verkündigt werden, daß der Kaiser ihnen das Leben schenke und daß sie, statt die Todesstrafe zu erleiden, ihrer bürgerlichen Rechte beraubt und je nach den verschiedenen Graden ihrer Schuld zur Zwangsarbeit in den Bergwerken, zu Zwangsarbeiten in den Festungen oder, nach Erduldung einer längeren oder kürzeren Haft, zur zwangsweisen Einstellung in die Armee verurtheilt worden seien."

Auf solche Weise werden die Schuldigen, welche nach dem Gesetz die Todesstrafe verwirkt

haben und deren Strafe die unerschöpfliche Gnade Sr. Majestät gemildert hat, gerechte Züchtigung erdulden. Möge dieser schuldvolle Versuch allen jungen Leuten zur Warnung und zum heilsamen Beispiel dienen, die vielleicht schon verführt, aber noch nicht zu Verbrechern geworden sind. Mögen die Eltern der moralischen Erziehung ihrer Kinder besondere Aufmerksamkeit schenken und sich bemühen, dieselben schon frühe davon zu überzeugen, daß der heilige Glaube, die Liebe zum Monarchen, die Ergebenheit gegen den Thron und in gleicher Weise der Gehorsam gegen die Gesetze und gegen alle herrschenden Gewalten, die einzigen unerschütterlichen Stützen der Ruhe der Staaten, des öffentlichen und des privaten Wohles sind."

Diesem summarischen Bericht des Journ. de St. Petersbourg, der s. Z. in fast alle Zeitungen des In- und Auslandes überging, folgte nach einigen Tagen eine zweite kürzere amtliche Kundgebung, welche noch folgende Einzelheiten zur öffentlichen Kenntniß brachte: „Nach der stattgehabten Untersuchung hat sich herausgestellt, daß der im Ministerium des Auswärtigen angestellt gewesene Titulairrath Butaschewitsch-Petraschewski einen Plan zum Umsturz unserer Reichsverfassung geschmiedet hat, an deren Stelle die Anarchie gesetzt werden sollte. Zur Verbreitung seiner verbrecherischen Anschläge versammelte er an bestimmten Tagen junge Leute aus verschiedenen Ständen. Gotteslästerungen, vermessene Reden gegen die geheiligte Person Sr. Maj. des Kaisers, Entstellungen der Handlungen der Regierung und Schmähungen gegen die Träger der Staatsgewalt, waren die Waffen, deren Petraschewski sich zur Aufreizung seiner Gäste bediente. Zu Ende des J. 1848 schritt er zur Bildung eines geheimen Vereins, indem er — unabhängig von den bei ihm abgehaltenen Versammlungen — mit dem Lieutenant vom Moskau'schen Leibgarde-Regiment Monbelli, und dem Stabscapitain vom Garde-Jäger-Regiment[1]) und dem Edelmann Speschnew, auf einen solchen hinwirkte. Monbelli schlug den Namen „Brüderschaft der Leute von anarchischer Gesinnung zur gegenseitigen Hilfleistung" vor, Ljwow arbeitete Entwürfe für die Organisation des Vereins aus, Speschnew den Plan zur Bewerkstelligung eines allgemeinen Aufstandes aus. Bei zwei anderen Mitschuldigen Petraschewski's, dem Titularrath Kaschkin und dem Collegien-Assessor Durow haben gleichfalls an bestimmten Tagen von verbrecherischem Geiste beseelte Versammlungen stattgefunden."

Zweiundzwanzig Jahre lang haben diese flüchtigen Andeutungen die Summe dessen repräsentirt, was über die folgenreiche Petraschewski'sche „Verschwörung" überhaupt bekannt gegeben worden. Im Uebrigen wußte man nur, daß die Verschwörer von 1848 in das am Krönungstage Kaiser Alexanders II. (26. Aug. 1856) erlassene Gnadenmanifest nicht einbegriffen worden waren, daß Ljwow noch im J. 1859 zu Irkutsk als Polizeischreiber gelebt, daß Speschnew unter dem General-Gouverneur Grafen Murawjew-Amurski als Herausgeber der Zeitung „Amur" fungirt hatte und daß Petraschewski im December 1866 als Verbannter gestorben war. Die Begnadigung des Schriftstellers Dostojewski war auf das Fürwort eines Studiengefährten, des berühmten General Todleben, diejenige des kleinrussischen Dichters Schewtschenko (der in der Petraschewski'-

[1]) Beiläufig sei bemerkt, daß die Betheiligung von Officieren des Moskau'schen Garde-Regiments und des Regiments der Garde-Jäger auf den Kaiser Nikolaus besonderen Eindruck machte, weil zahlreiche Angehörige dieser Truppenabtheilungen an dem Aufstande vom 14. 26. December 1825 theilgenommen hatten.

schen Angelegenheit indirect verwickelt gewesen war) auf die Bitte des Bildhauers Grafen Tolstoy erfolgt, — die übrigen Verurtheilten wären im Gedächtniß ihrer Landsleute völlig erloschen gewesen, wenn Herzen's „Polarstern" derselben nicht gelegentliche Erwähnung gethan und wenn dieser einflußreichste russische Schriftsteller seiner Zeit nicht wiederholt daran erinnert hätte, daß diese Männer nicht wegen dessen, was sie gethan, sondern wegen dessen, was sie gedacht und untereinander geredet, ihrer Freiheit und ihrer politischen Existenz beraubt worden seien. Erst nachdem das genannte Herzen'sche Sammelwerk einzelne Mittheilungen über die sog. „Liprandi'sche Denunciation" veröffentlicht und mit aller Schärfe geltend gemacht hatte, daß diese für das Schicksal der „Petraschewzen" entscheidend gewesenen denunciatorischen Angaben jeder thatsächlichen Unterlage entbehrt hätten, — ist das officielle Schweigen über jenen Vorgang gebrochen und zu einer Rechtfertigung des im J. 1849 gefällten Richterspruchs der Versuch gemacht worden. In einem an die Redaction der Zeitschrift „Russkaja Starinà" gerichteten Schreiben vom 10. März 1872 setzte Herr Liprandi weitläufig auseinander, daß die Petraschewski'sche Verschwörung nicht von ihm entdeckt oder denuncirt worden sei, daß er lediglich als Leiter der über dieselben angestellten Recherchen fungirt, nicht aber selbst recherchirt habe, und daß er die auf ihn gewälzten Vorwürfe durch Veröffentlichung des Gutachtens entkräften zu können glaube, das er am 17. August 1849 der mit der Aburtheilung der Verschworenen betrauten Commission auf Verlangen derselben erstattet habe. — Dieses „Gutachten" wirft auf die Sache selbst und auf die von der „Untersuchungs-Commission" beliebte Art der Behandlung derselben ein so neues und interessantes Licht, daß wir eine Mittheilung des Hauptinhalts für geboten halten. Es heißt in demselben u. A. wörtlich wie folgt:

„1) Es scheint mir die Annahme ausgeschlossen zu sein, als ob die entdeckte Gesellschaft Uebelgesinnter ausschließlich aus den wenigen Personen bestanden habe, welche mein Agent auf den bei Petraschewski abgehaltenen und von ihm besuchten sechs letzten Freitags-Versammlungen gesehen und kennen gelernt hat. Ich halte das schon deshalb für unmöglich, weil auf jeder dieser Versammlungen neue Besucher derselben auftauchten und weil aus den daselbst geführten Gesprächen der Zusammenhang der Anwesenden mit dritten, zur Zeit nicht erschienenen Personen erhellte. Außerdem hat mein Agent von Versammlungen berichtet, die bei Pleschtschejew, Progorni, Europäus, Kusmin, Belezki u. s. w. stattgefunden haben. Wer außer den Besuchern der Petraschewski'schen Abende an diesen Versammlungen Theil genommen, ist unbekannt geblieben; daß es solche Leute gegeben, steht dagegen fest und wird u. A. durch den Umstand bescheinigt, daß der Agent bei Belezki eine Menge Personen gesehen hat, denen er bei Petraschewski nicht begegnet war . . . . . Dieser Umstand kann, m. A. nach, seit der Beschlagnahme der Papiere der Verhafteten nicht mehr als zweifelhaft angesehen werden, da aus denselben u. A. hervorgeht, daß auch bei Palma, Durow und Schtschelkow (die eine gemeinsame Wohnung hatten) und bei Monbelli Versammlungen stattgefunden haben. Monbelli hatte bereits die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gezogen, indessen ange-

geben, daß bei ihm nur über literarische Gegenstände verhandelt werde; aus Fragmenten der bei ihm vorgefundenen Papiere, seinem Tagebuch u. s. w. geht meiner Meinung nach dagegen hervor, daß es sich um eine organisirte Gesellschaft zur Propaganda gehandelt hat[1]) . . . . . .

„2) Es liegen ferner Anzeichen davon vor, daß die gedachte verbrecherische Gesellschaft auch außerhalb der Residenz Anhänger gezählt hat und daß solche über die verschiedensten Provinzen vertheilt gewesen sind. Die hiesigen Genossen dieser Leute haben offen davon geredet, daß jene Auswärtige berufen seien, allenthalben die Saat derjenigen Ideen auszustreuen, welche die Grundlage ihrer Ideen bildeten; auf solche Weise sollten Anhänger und Gesinnungsgenossen der Gesellschaft angeworben und die Gemüther auf einen allgemeinen Aufstand vorbereitet werden. Aus den saisirten Papieren geht hervor, daß als Missionäre solcher Art fungirt haben: in Tambow Kusmin, in Moskau Pleschtschejew, in Rostow am Don Kaidanow, in Sibirien Tschernossitow, in Reval Timkowski, in Kostroma Arisstow u. A. m. Da diese Gesellschaft bereits seit dem J. 1842 bestanden hat, scheint mir die Vermuthung nahe zu liegen, daß auch dieses Missionswesen älteren Datums ist und daß die von demselben verbreiteten Ideen bereits hier und da ihre Früchte getragen haben. Diese meine Meinung wird u. A. dadurch bestätigt, daß Kaidanow in seinen aus Rostow geschriebenen Briefen „von seiner Heerde" redet und daß er anführt, er habe zu Nutz und Frommen derselben die Biedermann'sche Schrift über den Socialismus in's Russische übersetzt, um dieselbe auch den des Deutschen Unkundigen zugänglich zu machen. Derselbe Kaidanow hat sich die Schriften Considerant's, Fourier's, Proudhon's, Louis Blanc's, St. Simon's und Cabet's, das Journal „Le phalanstère", die „guerre des passions", die „Trois nuits internes" u. s. w. verschrieben und dieselben gelesen. Das eine Mal schreibt er, daß er von der Wahrheit und Ausführbarkeit der Fourier'schen Lehre völlig überzeugt sei, daß er sich aber nicht für verbunden halte, alle Extravaganzen „unseres Meisters" zu glauben — ein anderes Mal dankt er für das ihm und seiner Gemeinde gesendete geistliche Brod. In einer Stadt wie Rostow muß die fremder Sprachen unkundige „Gemeinde" aus Angehörigen des Mittelstandes, Localbeamten, Kaufleuten, ja aus Bürgern bestanden haben: welch eine Menge von Gift mag sich durch Vermittelung dieses Gährungsstoffes von dieser Stadt

---

[1]) Dabei erwähne ich nicht ein Mal der weiblichen Literaturgesellschaften, deren Spuren in den Papieren Serebjäkow's gefunden worden sind, auch nicht der beiden von Timkowski in Reval gebildeten Cirkel und ebenso wenig der Reden und Vorträge, welche auf diesen Versammlungen gehalten oder für dieselben vorbereitet worden sind; ebenso habe ich die Literaturgesellschaft Propaganda, deren Petraschewski wiederholte Erwähnung gethan hat, und die von Katenin und Tolstoi genannten ähnlichen Gesellschaften außer Betracht gelassen. Ich hielt für Pflicht, diese Dinge nicht außer Augen zu setzen, glaubte meine Aufmerksamkeit aber zunächst auf Petraschewski richten zu müssen. Am 23. April sind dreiunddreißig Personen, welche mein Agent gesehen hatte, und noch fünf andere Leute verhaftet worden — in meinen Berichten aber sind mehr als hundert Personen genannt worden, welche mit der gedachten Gesellschaft mehr oder minder sympathisirt haben müssen. Den Grad ihrer Betheiligung an den Bestrebungen und Thaten (sic) der Gesellschaften habe ich wegen der Eile, mit welcher die Verhaftungen vorgenommen wurden, im Einzelnen nicht festzustellen vermocht. . . . . L.

aus verbreitet haben, in welcher zur Jahrmarktszeit Leute aus den verschiedensten Ecken und Enden des Reichs zusammen strömen . . . . . .

„3) Es führt die Beschaffenheit der in Rede stehenden Gesellschaft von selbst zu der Annahme, daß dieselbe ausgedehnte und nach den verschiedensten Richtungen hin verzweigte Wurzeln gehabt haben muß. Ich kann mich der Meinung nicht verschließen, daß es sich um ein von einzelnen hirnverbrannten Hitzköpfen ausgedachtes, feingesponnenes Complott handelt, welches die bestimmte Absicht nährte, irgend eine verbrecherische Handlung an einem bestimmten Ort und zu bestimmter Zeit in Ausführung zu bringen. Einige der ergriffenen Theilnehmer sind, meiner Meinung nach, als Complottanten in dem oben dargelegten Sinne des Wortes anzusehen, da sie die offne Absicht zum Handeln gehabt haben und da sie kein Verbrechen scheuten, wenn dasselbe nur zur Erreichung ihres Zweckes führte. Dieser Kategorie haben indessen nicht Alle angehört, — die große Mehrzahl der Mitglieder wollte langsamer aber sicherer gehen, indem sie den Weg der Propaganda einschlug und sich an die Massen wendete. In diesem Sinne sind auf den Versammlungen Berathungen darüber gepflogen worden, in welcher Weise bei allen Gesellschaftsclassen Feindseligkeit gegen die Regierung erregt, wie die Bauern gegen ihre Herren, die Beamten gegen ihre Vorgesetzten aufgehetzt werden könnten, in welcher Weise der religiöse Fanatismus der Sectirer ausgebeutet, und wie bei den übrigen Gesellschaftsclassen alles religiöse Gefühl ausgerottet werden müßte u. s. w. Ebenso hat man die speciellen Agitationsmittel erwogen, welche im Kaukasus, in Sibirien, in den Ostseeprovinzen, in Finnland, in Polen, in dem durch die Schriften Schewtschenko's in Erregung versetzten Kleinrußland u. s. w. einen Erfolg versprächen. — Aus all' diesen Umständen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß nicht nur ein kleines und vereinzeltes Complott, sondern ein umfassender, auf eine allgemeine Bewegung, einen allgemeinen Umsturz und eine allgemeine Zerstörung abzielender Plan geschmiedet worden ist. Zur Verwirklichung eines solchen Planes hat es natürlich an verschiedenen Orten getroffener Vorbereitungen (wörtlich: aufgestellter Sprungfedern) bedurft; ich habe zu der Annahme Grund, daß diese Vorbereitungen wirklich getroffen werden, ja, daß sie zum Theil bereits getroffen sind. In der Absicht, eine aufrührerische Auslegung der zehn Gebote in Cours zu setzen und vermittelst dieser das gemeine Volk aufzuhetzen, sind z. B. bezügliche Schriftstücke ausgesendet und Leute ausgewählt worden, welche die nöthigen mündlichen Commentare dazu liefern sollten [1]).

---

[1]) Zur Verbreitung ihrer Ideen bedienten die Mitglieder der Gesellschaft sich u. A. des folgenden Mittels: sie knüpften, während sie Fahrten unternahmen, mit den Droschkenführern Gespräche an und bemühten sich, diese Leute gegen die Gutsbesitzer und gegen die oberste Regierung aufzuhetzen. . . . . .

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß seit einiger Zeit in verschiedenen Gouvernements Manuscripte schädlichen Inhalts aufgetaucht sind, daß innerhalb der Volksmassen immer wieder Gerüchte coursiren, welche unzweifelhaft zur Erreichung bestimmter Ziele in Umlauf gesetzt worden sind, ja daß wiederholt über verbrecherische Unternehmungen und Complotte Denunciationen eingegangen sind, von denen sich mindestens eine auf die in Rede

„4) In directem Zusammenhang mit den vorstehend geschilderten Verhältnissen scheint mir die Zusammensetzung der in Rede stehenden verbrecherischen Gesellschaft zu stehen. Nur aus der Absicht, auf eine allgemeine, allseitige Erhebung hinzuwirken, ist der Umstand zu erklären, daß nicht nur Beamte der verschiedensten Ressorts, sondern auch Privatleute aus allen Ständen — Edelleute, Kaufleute und bloße Kleinbürger — mit einander in Verbindung gestanden haben. Gewöhnliche Complotte werden von gleichartigen, mehr oder minder intimen und auf der nämlichen gesellschaftlichen Rangstufe befindlichen Leuten geschmiedet (an dem Aufstande von 1825 haben z. B. ausschließlich Edelleute und vornehmlich im Militärdienst stehende Edelleute Theil genommen): im vorliegenden Falle haben sich dagegen Studenten, die ihren Cursus nicht beendet haben, Künstler niederer Kategorie, Kaufleute, Bürger und kleine, Tabak verkaufende Ladenbesitzer mit Garde-Officieren und Beamten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zusammengefunden. Mir scheint daraus hervorzugehen, daß das ausgespannte Netz so gewebt gewesen, daß die gesammte Bevölkerung in demselben gefangen und daß nicht an einem Ort, sondern allenthalben activ vorgegangen werden konnte.

---

stehende Angelegenheit bezog. Auf den ersten Blick scheinen diese Denunciationen allerdings keine Aufmerksamkeit zu verdienen, — ich aber bin der Meinung, daß dieselben sich nicht selbst erzeugt haben können, und ich habe für diese Meinung in Vorgängen Anhaltepunkte, welche Anfangs von nur sehr wenigen Personen beachtet worden waren. Im Uebrigen muß daran erinnert werden, daß in letzter Zeit wiederholt in eminentem Sinne bösintentionirte Leute, welche Unordnungen stiften wollten, ergriffen und bestraft worden sind. In Wilna, Minsk und Lida (einem Städtchen im Gouvernement Wilna) ist man hinter ein förmliches Complott gekommen, welches, nach den Geständnissen Betheiligter, mit den Umtrieben ausländischer Uebelthäter zusammenhing und an welchem Edelleute, Kleinbürger, Handwerker, Soldaten, hauptsächlich aber Schüler der verschiedensten Lehranstalten und Studenten Theil genommen haben; viele dieser Leute sind gefänglich eingezogen worden und die Untersuchung dauert noch gegenwärtig fort. Besonders erschreckend hat dabei die Wahrnehmung auf mich gewirkt, daß es hier und in anderen Städten die Jugend, und zwar die lernende Jugend ist, welche sich freche Urtheile über Dinge herausnimmt, welche sie schlechterdings Nichts angehen. — Schließlich kann ich nicht umhin, auf die erschreckende Zunahme von Auflehnungen gegen die Autorität und von öffentlichen, die Masse beunruhigenden Unglücksfällen hinzuweisen. Die Zahl der von ihren Bauern erschlagenen Gutsbesitzer betrug z. B. im Jahre 1846 zwölf, — im J. 1848 ist sie auf achtzehn angewachsen; bäuerliche Gehorsamsaufkündigungen in Masse kamen 1846 siebenundzwanzig Mal, im J. 1848 nicht weniger als fünfundvierzig Male vor, — der beständig zunehmenden Zahl von wegen Grobheit, Unbotmäßigkeit u. s. w. bestraften leibeignen Dienstboten ganz zu geschweigen. Die Zahl der Feuersbrünste betrug im J. 1846

in den Städten 92,

auf dem flachen Lande 6496 (darunter 84 nachgewiesene Brandstiftungen),

im J. 1848 dagegen

in den Städten 199,

auf dem flachen Lande 10,312 (darunter 102 Brandstiftungen). (Dieser Umstand hatte auch die Aufmerksamkeit der Petraschewski'schen Gesellschaft auf sich gezogen und zu Verhandlungen über die Verbreitung des Pauperismus und über die zweckentsprechenden Mittel Veranlassung gegeben.)

Diese ungewöhnliche Zunahme der Unglücksfälle hat zu allen möglichen Unruhen im Volke Veranlassung gegeben, zu deren Beschwichtigung verschiedene Behörden zuverlässige Leute aussenden mußten. . . . . L.

NB. Wie ich gehört habe, hat die Untersuchungs-Commission in der Folge festgestellt, daß auch die Einrichtung einer geheimen Druckerei vorbereitet gewesen sei und daß man die Absicht gehabt habe, diese sofort ihre Arbeit aufnehmen zu lassen. Natürlich war es darauf abgesehen, die Ideen der Gesellschaft bequemer verbreiten, vielleicht auch Proclamationen erlassen zu können.

„5) Einen ferneren wichtigen Umstand glaube ich in der Thatsache erblicken zu müssen, daß innerhalb der beregten Gesellschaft Erzieher und Lehrer der Jugend, d. h. Leute die Hauptrolle gespielt haben, die man nach Prüfung ihrer Denkungsart und ihrer Grundsätze, allenthalben verwenden zu können glaubte. Die dabei verfolgte Absicht ist zu augenfällig, als daß es weiterer Auseinandersetzungen über dieselbe bedürfen könnte: ein solcher Lehrer konnte jährlich Hunderte junger Leute, die sich dann über das ganze Reich verbreiteten, für seine Ideen gewinnen. Zu Feststellungen darüber, wie weit es mit der Ausführung dieses wahrhaft teuflischen Planes gekommen ist, habe ich weder die nöthige Zeit, noch die erforderlichen Mittel gehabt. Ich gestehe aber ein, daß der bloße Anblick von Schulaufgaben und Themen, wie z. B. „Ueber die römische Republik" und über „Alexander Newski" — welche der Lehrer nicht nur seinen Schülern stellen, sondern deren Bearbeitung er mit feierlichen Lobeserhebungen zurückgeben wollte — daß der bloße Anblick solcher Aufgaben, sage ich, — mich zittern gemacht hat, wenn ich daran dachte, wozu das führen und wie das endigen könne.

„6) Endlich wird der Ueberzeugungseifer, die Gluth, ja man könnte sagen der Fanatismus in Betracht gezogen werden müssen, von welchem die Gesellschaft bei ihren Unternehmungen erfüllt war. Verschwörer, welche durch Motive privater Natur, wie Rachsucht, Habsucht oder unbefriedigten Ehrgeiz bestimmt werden, sind von relativ geringer Gefährlichkeit, weil sie ihre verbrecherischen Absichten nicht so leicht Anderen mittheilen und diese zu sich herüberziehen können. Vorliegenden Falls sind mir auch Leute dieser Gattung vorgekommen, — die große Mehrzahl der jungen Leute aber war von radicaler Feindseligkeit gegen die bestehende Ordnung der Dinge als solche erfüllt; sie handelten aus keinerlei persönlichen Motiven, sondern als Anhänger der im westlichen Europa herrschenden utopistischen Ideen, welche durch die Vermittelung der Literatur und des Schulunterrichts unaufhörlich zu uns eindringen. Diesen Utopien blindlings ergeben, halten sie sich für berufen, das gesammte öffentliche Leben, ja die gesammte Menschheit umzugestalten und die Apostel und Märtyrer ihres unseligen Wahns zu werden. Von Leuten solchen Schlages läßt sich Alles erwarten. Sie lassen sich durch Nichts hemmen, sie kennen kein Hinderniß, weil sie — ihrer Auffassung nach — nicht für sich selbst, sondern für das Wohl des gesammten Menschengeschlechts, nicht für den Augenblick, sondern für die Ewigkeit zu handeln bestimmt sind.

„Auf dieser, durch eine große Anzahl einzelner Beobachtungen und Wahrnehmungen unterstützten Grundlage bin ich Schritt für Schritt zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich hinter der vorliegenden Angelegenheit ein Uebel von großer, die gesellschaftliche Ordnung mit einer Totalerschütterung bedrohenden Gefährlichkeit verbirgt . . . . . ."

Bei den vorstehenden Mittheilungen aus dem vom 17. August 1849 datirten Liprandi'schen Gutachten lassen wir es vorläufig bewenden. Die flüchtigste Betrachtung dieses Actenstückes reicht zu dem Eindrucke aus, daß dem Verfasser nicht nur die beabsichtigte Rechtfertigung seines Verfahrens nicht gelungen ist, sondern daß derselbe die gegen ihn erhobenen Vorwürfe der Hauptsache nach selbst bestätigt hat. Durch das gesammte Elaborat zieht sich die handgreifliche Absicht, die Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen so weit irgend möglich aufzubauschen und dem Urheber derselben die Rolle eines hochverdienten Staats- und Gesellschaftsretters zu vindiciren. Nicht nur, daß eine ganze Anzahl von dem Petraschewski'schen Unternehmen völlig unabhängiger Umstände bei den Haaren herbeigezogen und in gewaltsamster Weise mit der „verbrecherischen Gesellschaft" in Zusammenhang gebracht wird und daß Herr Liprandi sich durch sein Bemühen, die Zahl und die Gefährlichkeit der sog. Verschworenen in das Fabelhafte zu vermehren, als Demagogenriecher gewöhnlichster Gattung decouvrirt, — der Umstand, daß auf sein Gutachten abseiten der Untersuchungscommission besonderes Gewicht gelegt worden ist, legt die Vermuthung nahe, daß diese Commission selbst, direct auf den Umsturz der bestehenden russischen Staatsordnung abzielende Thatsachen, geschweige denn hochverrätherische Handlungen im engeren Sinne des Wortes zu eruiren nicht im Stande gewesen ist und daß dieselbe gerade wegen der Unzulänglichkeit ihrer actenmäßigen Feststellungen zu Herrn Liprandi ihre Zuflucht genommen hatte. Ueber die „Absicht zu verbrecherischem Handeln" sind offenbar auch die Hauptcomplottanten nicht herausgekommen, — bezüglich der Masse der Verhafteten wird direct eingestanden, daß denselben mehr als das Bekenntniß zu revolutionären Ideen nicht hat nachgewiesen werden können. Die Hypothese von einem planmäßig vorbereiteten Aufstande, der „an einem bestimmten Orte" und „zu bestimmter Zeit" hat in Ausführung gebracht werden sollen, entbehrt aller thatsächlichen Grundlagen; gegen die Annahme, daß all' die kleinen, über das weite Reich verbreiteten revolutionären Gemeinden, welche namhaft gemacht werden, organisch unter einander verbunden und auf das nämliche Ziel gerichtet gewesen seien, spricht der Umstand, daß alle directen Hinweise auf eine solche Organisation fehlen und daß auch das vorstehend mitgetheilte Manifest vom 6. Jan. 1850 das Hauptgewicht auf die verbrecherischen Ideen und die frechen Reden der Verschworenen gelegt und von jeder Specialisirung der Pläne derselben abgesehen hat. In der Summe bestätigen die Liprandi'schen Ausführungen, daß auch die „an Herz und Geist verderbten" Hauptverschwörer wesentlich wegen ihrer Reden und Gesinnungen bestraft worden sind und daß die den übrigen Angeklagten zu Theil gewordene „unerschöpfliche Gnade Sr. Majestät" keine eigentliche Gnade, sondern das Product der Unmöglichkeit gewesen ist, bloße Leser verbotener Bücher und Zuhörer verbrecherischer Reden zu Hochverräthern machen und an Leib und Leben zu strafen, — eine Auffassung, die (beiläufig bemerkt) bereits im Jahre 1850 von allen gebildeten und unabhängig denkenden Russen getheilt wurde und als die noch gegenwärtig in Rußland herrschende bezeichnet werden kann.

Ganz anders verhält es sich mit der Bedeutung, welche der Inhalt des Liprandi'schen Memorials für die Geschichte des revolutionären Secten-

wesens in Rußland und für die Frage nach Alter und Entstehung der sog. nihilistischen Umtriebe hat. Daß des Verfassers Ausführungen über Umfang und augenblickliche Gefährlichkeit der Petraschewski'schen Gesellschaft und ihrer Filialen übertrieben erscheinen, schließt keineswegs aus, daß dieselben in einem und gerade dem entscheidenden Punkte vollständig Recht behalten haben: mit der Behauptung nämlich, daß es sich bei Petraschewski und dessen Genossen um eine völlig neue, in Rußland niemals früher dagewesene Erscheinung, und um Bestrebungen gehandelt habe, die von denjenigen früherer Verschwörer, in's Besondere der sog. Dekabristen total verschieden waren und revolutionäre Perspectiven eröffneten, von deren Umfang und Tiefe auch die „vorgeschrittensten Geister" früherer Tage sich nichts hatten träumen lassen.

Erscheint die Annahme auch ausgeschlossen, daß den im Jahre 1849 entdeckten geheimen Gesellschaften wirklich so zahlreiche Personen affilirt gewesen, wie Herr Liprandi die vornehmen Herren der Untersuchungscommission glauben machen wollte, so bleibt doch übrig, daß die Zahl der compromittirt gewesenen Personen sehr viel bedeutender gewesen war, als diejenige der Verhafteten und Verurtheilten, und daß es sich nicht um eine in St. Petersburg domicilirt gewesene Gesellschaft, sondern um eine ganze Anzahl über das gesammte Reich zerstreut gewesenen Gesellschaften gehandelt hatte. Von den in dem Liprandi'schen Bericht genannten Namen kommen sehr zahlreiche in der oben mitgetheilten officiellen Bekanntmachung nicht vor, — daß allein von diesem Beamten über hundert Verdächtige namhaft gemacht worden und daß zu diesen noch die Mitglieder der Rostower, Tambower, Revaler, Moskauer u. s. w. Vereinigungen gekommen waren, wird in jener Kundgebung gleichfalls verschwiegen. Mehr als revolutionäre Debattirclubs sind diese Gesellschaften aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gewesen: daß dieselben nichtsdestoweniger eine überraschende Aehnlichkeit mit den im Verlauf der letzten Jahre entdeckten nihilistischen Vereinigungen zeigen, erhellt für den Sachkenner dagegen auf den ersten Blick. Trotz der Ungenauigkeit und Kritiklosigkeit des Liprandi'schen Berichts geht aus demselben unwidersprechlich hervor, daß Petraschewski's und seiner Freunde Absichten nicht sowol auf eine politische als auf eine sociale Revolution, sondern auf die Verwirklichung socialistischer Ziele gerichtet gewesen sind und das zu einer Zeit, wo die Bedeutung des Wortes „Socialismus" auch für die Mehrzahl der Höchstgebildeten in Rußland ein Geheimniß war, wo die Strenge der Censur die gesammte staatsrechtliche und politische Literatur der Culturländer von den russischen Grenzen ausschloß, wo bereits die nähere Bekanntschaft mit constitutionellen Staatseinrichtungen für mit einer loyalen Gesinnung unvereinbar galt und wo in den Nachbarstaaten Deutschland und Oesterreich von anderen als rein politischen Bestrebungen kaum noch die Rede war. Grade wie ihre Epigonen sahen diese revolutionären Vorläufer über die politischen Bestrebungen des modischen Radicalismus vornehm hinweg, um ihre Hände nach den „letzten Consequenzen" der westeuropäischen Entwickelung, den Systemen Proudhon's, Fournier's und L. Blanc's auszustrecken, die Kenntniß dieser „Zukunftspropheten" der Masse ihrer Volksgenossen zu vermitteln und da anzufangen, wo ihre westlichen Gesinnungsgenossen nach hundertjähriger Arbeit aufgehört hatten.

Und das mit einem Eifer, einer Ueberzeugungstreue und einem Fanatismus, der von unserm Berichterstatter genau so charakterisirt wird, wie die Zuschauer des Processes vom November 1879 den von dem Gebahren der Myschkin und Rabinowitsch empfangenen Eindruck schildern. Eine fernere Aehnlichkeit zwischen den hier namhaften „Lese- und Literaturgesellschaften" und jenen „Cirkeln" der „Artilleristen", der „Czaikowzen" u. s. w., deren Namen aus den Criminalprocessen von 1878 und 1879 bekannt geworden sind, besteht in der Buntscheckigkeit ihrer Zusammensetzung und in dem Umstande, daß Jugendlehrer und declassirte Studenten die leitende Rolle spielen. Mit gutem Grunde macht Liprandi darauf aufmerksam, daß Gesellschaften, in welchen neben Gardeofficieren und Ministerialbeamten Leute der untersten Classen Platz hatten, eine noch nicht dagewesene Erscheinung bildeten und daß für die Tendenz dieser Vereinigung, die Neigung, mit Leuten aus der Hefe des Volkes (Droschkenkutscher u. s. w.) anzuknüpfen und diese auf die Unvollkommenheit der herrschenden Zustände aufmerksam zu machen, außerordentlich bezeichnend sei. Genau wie in unsern Tagen ging man damals von der Voraussetzung aus, daß Bildungsgrad und intellectuelle Beschaffenheit des russischen Volkes die Erwärmung für politische Ideale und sog. „freiheitliche Institutionen" ausschlössen, — und daß auf eine Erschütterung der bestehenden Ordnung nur zu rechnen sei, wenn man die Begehrlichkeit der Massen reize und denselben greifbare Ziele vorstrecke. Ob von den Petraschewski und Genossen direct an „künstliche Verbreitung des Pauperismus", an die Verallgemeinerung localer Nothstände, an die Aufhetzung der Bauern gegen ihre Herren gedacht und zur Anstiftung von Mordbrennereien Veranlassung genommen worden, wird dahin gestellt bleiben müssen. Daß von Dingen solcher Art überhaupt die Rede sein und daß man bereits damals sein Augenmerk darauf richten konnte, die „Ideen des Westens" (die man selbst eben kennen gelernt hatte) sofort unter die Masse der Bevölkerung zu werfen — das ist unseres Erachtens zu dem Erweise ausreichend, daß der Boden, auf welchem der Nihilismus großgewachsen ist, bereits vor dreißig Jahren in Rußland vorhanden war und daß die durch den zarischen Absolutismus geschaffenen Zustände von Hause diesen Boden für socialistische Saaten empfänglicher gemacht hatten, als für die Ideen der bürgerlichen Freiheit, welche das übrige Europa bewegten, an dem Zarenreiche aber spurlos vorübergingen. Muß es nicht geradezu typisch genannt werden, daß schon in dem ersten auf Umtriebe solcher Art bezüglichen russischen Actenstück von einer den socialistischen Vereinen affilirten „weiblichen Literaturgesellschaft" und von dem Versuch die Rede ist, durch eine den Revolutionsprincipien entsprechende Auslegung der „Zehn Gebote" bei den unteren Volksclassen Propaganda zu machen und das religiöse Gefühl als „Hinderniß der geistigen Entwickelung" auszurotten, — daß in einem bei Petraschewski gefundenen Papiere der Erfolge rühmende Erwähnung geschieht, welche die drei der „Gesellschaft" zugehörigen Lehrer an Staatsschulen mit der Verkündigung ihrer Doctrinen bei der lernenden Jugend gehabt haben und daß der von dem Verschworenen Palma (einem Gardelieutenant) ausgearbeitete Entwurf eines Gesetzbuchs u. A. die folgenden (in einer Beilage zu dem Liprandi'schen Bericht mitgetheilten) Phrasen enthält:

„Die Haupteigenschaft des Menschen besteht darin, daß derselbe eine Persönlichkeit d. h. ein mit Vernunft und Freiheit begabtes Wesen ist, das für sich selbst Zweck ist und unter keinen Umständen als Mittel oder als Zweck für Andere angesehen werden darf . . . Aus dem Begriff der Persönlichkeit ergibt sich der Begriff des Rechts: ich darf Alles thun, was mir gefällt, weil jede meiner Handlungen das Ergebniß meiner Vernunft ist. Die Gleichheit der Menschen ist eine Folge der Einheit des Menschengeschlechts . . . . . Die Aufstellungen des Aristoteles über die Ungleichheit der Menschen sind irrthümliche, weil die menschliche Natur nicht so verschieden ist, wie Leib und Seele es sind" [1]).

Unter dem Eindruck der eminenten Gefahr, welche dem Staate bereitet werden konnte, wenn Ideen solcher Art unter ein auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung stehendes Volk gebracht würden, hatte Liprandi seinen im Uebrigen so wenig anmuthenden, weil auf die Aufbauschung des eigenen Verdienstes berechneten und von Uebertreibungen strotzenden Bericht mit der nachstehenden Warnung geschlossen: „Der Kern des Uebels besteht in Ideen und Ideen können meiner Meinung nach nur mit Ideen bekämpft werden. Den in Umlauf gesetzten falschen Begriffen müssen richtige Begriffe entgegengesetzt werden, an die Stelle der falschen muß die wahre Aufklärung gebracht werden. Man muß den Unterricht und die Literatur zu Waffen im Kampfe gegen die Phantastereien der modernen Freigeisterei zu machen suchen." — Die Art und Weise, wie diese Anregung benutzt wurde und der Einfluß, den die ganze durch unsern Berichterstatter an's Licht gezogene Angelegenheit auf die Regierung des Kaisers Nikolaus machte, sind für die vollendete Unfähigkeit des alten Systems so bezeichnend, daß wir auf die Maßregeln, die „zur Bekämpfung des Uebels" angewendet wurden, in Kürze eingehen müssen. Hat das unglückliche Regiment, welches in den Jahren 1825—1855 über Rußland waltete, doch erst durch die seit 1849 befolgte Repressionspolitik seine entscheidende Signatur erhalten, und vornehmlich durch die letzten ihrer Acte den Grund zu der bodenlosen physischen und moralischen Verwirrung und Verwilderung gelegt, welche der gegenwärtige Beherrscher des russischen Reiches bei seiner Thronbesteigung vorfand.

Von den Thatsachen, welche durch den Liprandi'schen Bericht an's Licht gezogen worden waren, scheint die trotz der drakonischen Strenge der Censur stattgehabte weite Verbreitung verbotener literarischer Erzeugnisse auf den Kaiser Nikolaus und dessen Rathgeber den größten Eindruck gemacht zu haben. Es hatte über diesen Punkt a. a. O. wie folgt geheißen: „Besonders beachtenswerth erscheint mir, daß alle möglichen gefährlichen Erzeugnisse der westeuropäischen

[1]) Aus dem oben erwähnten „Fremdenwörterbuch", das Petraschewski unter dem Namen Kirilow herausgegeben hatte, theilt Liprandi die folgende Probe mit: „In ihrer ursprünglichen Reinheit brachte die Christuslehre den Pfaffen und Propheten einen wuchtigen Streich bei, indem sie die Habgier, die Hinterlist und den Despotismus derselben bloßlegte, und indem sie das Beispiel der Selbstlosigkeit und Bruderliebe gab, die Mildthätigkeit zu ihrem Hauptdogma machte und die Herstellung der Freiheit, sowie die Abschaffung des Privateigenthums anstrebte, die Zahl ihrer Anhänger täglich vermehrte. Auf diese schönen Anfänge folgte indessen eine abnorme Weiterentwickelung u. s. w."

Propaganda von unsern Buchhändlern ungestraft vertrieben und über das gesammte Reich verbreitet worden sind. Zufällig bin ich in der Lage gewesen, einem Buchladen, demjenigen des Buchhändlers Luri, meine Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen und in diesem einen Geschäft habe ich nicht weniger als 2500 derartiger Bücher entdeckt, die einfach auf den Börtern des Ladens aufgestellt waren. Aus der Correspondenz und den Handlungsbüchern, welche dieser Mann während der letzten Jahre geführt hatte und die ich wegnehmen ließ, ersah ich, daß verbotene Bücher aus den verschiedensten Theilen des Reichs begehrt und in dieselben versendet worden waren. Das ist bei einem einzigen Buchhändler geschehen und es gibt deren allein in St. Petersburg eine ganze Anzahl, von denen viele recht bedeutend sind. Aus den von den Gouverneuren eingeforderten Berichten ergibt sich, daß derartige Bücher öffentlich durch die Post in die Provinz versendet werden und zwar vornehmlich von Riga und Dorpat aus. Die bei den dortigen Buchhändlern vorgenommenen Recherchen haben eine große Anzahl in den Läden aufbewahrter verbotener Bücher zu Tage gefördert. Positiv läßt sich behaupten, daß jeder dieser Buchhändler, trotz der Censur, mit solchem Gifte Handel getrieben hat u. s. w." — Bei einigem Nachdenken hätte man sich sagen können und sagen müssen, daß der mit verbotenen Büchern zu damaliger Zeit schwunghaft betriebene Handel die directe Folge des sinnlosen Waltens der Censurbehörden gewesen war, welche drei Viertheile der gesammten Literatur verboten und die Buchhändler dadurch in die Lage gebracht hatten, zwischen gänzlichem Ruin ihrer Geschäfte oder Umgehung der Gesetze zu wählen. Während ganz Europa in Flammen stand, Tausende gebildeter Russen und in Rußland lebender Ausländer von dem Bedürfniß erfüllt waren, von den Dingen, welche in ihrer nächsten Nachbarschaft passirten und ihre Interessen tausendfach berührten, irgend welche Kunde zu erhalten, waren fast alle Bücher und Zeitungen, welche diese Kunde hätten vermitteln können, ohne Rücksicht auf ihren sonstigen Inhalt und ihre Tendenz verboten. Und nicht diese allein, auch ältere Bücher, deren Kenntniß für jeden Gebildeten unentbehrlich war (wir führen beispielsweise Thiers Geschichte des Kaiserreichs an, nach welcher zu Ende des Jahres 1849 mit besonderem Eifer gefahndet wurde), sollten von den Grenzen des ausgedehntesten Reichs der Erde ausgeschlossen und die Bürger desselben genöthigt werden, ihre Wissenschaft von den sie umgebenden Dingen ausschließlich aus den trüben Quellen russisch-officieller Zeitungsmacherei zu schöpfen! Das war natürlich unausführbar, — doppelt unausführbar in St. Petersburg, wo Tausende von Ausländern lebten und die Gebildeten von Alters her keine anderen als französische, deutsche und englische Bücher lasen — und in den Ostseeprovinzen, deren gesammte Intelligenz ausschließlich von deutscher Literatur lebte, und an den Geschicken ihres Mutterlandes den wärmsten Antheil nahm. Daß diese, durch ihre Traditionen, ihre geographische Lage und ihren Seeverkehr auf Deutschland gewiesenen Länder buchhändlerisch eine Rolle spielen mußten, verstand sich von selbst.

Statt dieses durch die Natur selbst gegebene Verhältniß zu berücksichtigen und durch eine vernünftige Handhabung der Censurgesetze darauf hinzuwirken, daß das legale Lesebedürfniß des Publikums legal befriedigt und die Censur dadurch in die Lage versetzt wurde, der verhältnißmäßig geringen Zahl wirklich

gefährlicher Bücher ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden zu können, geschah grade das Gegentheil. Auf Grund der mitgetheilten denunciatorischen Notizen Liprandi's wurden im Frühjahr 1849 sämmtliche Buchhandlungen und Leihbibliotheken Liv-, Est- und Kurlands versiegelt, fast sechs Monate lang unter Verschluß gehalten und an jeder geschäftlichen Bewegung verhindert. Obgleich diese Provinzen zu dem Petraschewski'schen Kreise keinen einzigen Theilnehmer geliefert hatten (Timkowski's in Reval lebende Anhänger waren ausnahmslos aus St. Petersburg eingewanderte Russen, die als Civil- und Militärbeamte nach Estland versetzt worden waren), verfuhren die mit der Revision der Buchhandlungen und Leihbibliotheken Reval's, Dorpat's, Pernau's, Riga's und Mitau's beauftragten Beamten mit so unsinniger Strenge, daß sie nicht nur alle als verboten bezeichneten Bücher, sondern auch alle Werke wegnahmen, welche in den ihnen mitgegebenen Listen nicht ausdrücklich als erlaubt aufgeführt worden waren und daß die betroffenen Buchhändler dem Ruin nur entgingen, weil die gesammte Bevölkerung ihre Partei ergriff, weil die Localbehörden ein Auge zudrücken mußten und weil in der Stille nach wie vor Bücher eingeführt und verkauft wurden! Eine große Anzahl wirklich bedenklicher Bücher war bereits vorher bei Seite geschafft worden. — Nach einigen Monaten banger Verlegenheit für alle Betheiligten wurden die feierlich versiegelten Buchhandlungen wieder geöffnet, die „Schuldigen" (so weit deren hatten ermittelt werden können) mit Geldstrafen belegt, — verbotene Bücher aber natürlich nach wie vor gekauft und verkauft! Die Regierung selbst hatte verschuldet, daß auch die loyalsten Leute die abgeschmackten Bücher der verschiedensten Gattungen über einen Kamm scheerenden Censuredicte nicht respectirten, daß zwischen den verschiedenen Gattungen von verbotener Literatur kein Unterschied gemacht wurde und daß man die Unzuverlässigkeit und Inconsequenz der Regierungsorgane wo und wie immer möglich ausbeutete.

In Petersburg selbst hatte man sich Anfangs mit weitaussehenden Plänen zur Confiscation des gesammten Buchhandels getragen. Mehrere Monate lang war allen Ernstes davon die Rede, den Handel mit Büchern ganz oder theilweise zu monopolisiren d. h. in St. Petersburg eine staatlich geleitete Centralbuchhandlung einzurichten und diese zur Bücherversorgerin des gesammten, 89775 □Meilen umfassenden, von 60 Millionen Menschen bewohnten russischen Reichs zu machen. Um für den unvermeidlichen Verzicht auf dieses lockende Project Entschädigung zu schaffen, ließ die „dritte Abtheilung" sich nicht nehmen, den vorhandenen Censur-Apparat um eine neue bureaukratische Maschine zu vergrößern: behufs Ueberwachung der sämmtlichen Censur und Obercensur-Behörden des Reichs, wurde ein geheimes Obercensur-Comité niedergesetzt, an dessen Spitze der Baron M. A. Korff trat und das die sämmtlichen bereits censirten und der Oeffentlichkeit übergebenen Preß- und Druckerzeugnisse „nach- und übercensiren", bez. die Thätigkeit der Censurbeamten nach „höheren" Gesichtspunkten corrigiren sollte. — Der Zweck, durch diese Einrichtung die Censoren zu noch größerer Strenge und Aengstlichkeit anzuhalten, wurde vollständig erreicht, — das (aus hoch bezahlten, vornehmen Herren zusammengesetzte)

Comité selbst beschränkte sich auf bloße Scheinthuerei und wurde bereits im ersten Regierungsjahre Kaiser Alexanders II. (December 1855) aufgehoben.

Nachdem auf solche Weise für die Purification des Buchhandels und der Literatur das Nöthige gethan worden war, ging man zur „Rettung" des Schul- und Unterrichtswesens über. Auch hier geschah das stricte Gegentheil von dem, was durch die Natur der Sache angezeigt war: statt den geheimnißvollen Reiz zu beseitigen, der die bis auf ihre Namen verpönten Materien des constitutionellen Staatsrechtes, der Revolutionsgeschichte und der Wirthschafts- und Socialwissenschaften umgeben hatte, — statt der Jugend zu gesunden Begriffen über die ein Mal unvermeidlichen Staats- und Gesellschafts-Probleme zu verhelfen und dadurch Geheimstudien und Geheimverhandlungen über diese Dinge vorzubeugen, glaubte die erleuchtete Rathgeberschaft Sr. Majestät noch größere Strenge üben, noch drastischere Mittel „zur Vorbeugung des Uebels" in Anwendung bringen zu müssen. An Stelle des servilen, aber immerhin von einem gewissen Eifer für Bildungsinteressen erfüllten Grafen Uwarow wurde der bigotte Fürst Schichmatow-Schirinski zum Unterrichtsminister gemacht und unter den Auspicien dieses bis zum Stumpfsinn beschränkten Mannes jenes berüchtigte System inaugurirt, das die Universitäten des Rechtes der Rectorwahl beraubte, die Lehrstühle der Philosophie an Geistliche der griech.-orth. Kirche auslieferte und die Frequenz der russischen Universitäten binnen Jahresfrist um 25 Procent verminderte[1]), für die Mehrzahl der Gymnasien die griechische Sprache aus dem Lehrplan strich und allenthalben die polizeilichen Aufsichtsbeamten (Inspectoren) zu Beherrschern der wissenschaftlichen Anstalten machte. In demselben Sinne, nur mit noch drastischeren Mitteln wurde gegen die (eben damals dem General Rostowzow unterstellten) Militärlehranstalten vorgegangen. Dem Jahre 1849 entstammte endlich jene berüchtigte, in Rußland noch heute sprichwörtliche Instruction, welche gegen den „Unfug" eiferte, der mit der Verherrlichung der republikanischen Institutionen der Völker des Alterthums getrieben worden, „deren Vorliebe für diese Einrichtungen nur mit ihrer Unkenntniß der Segnungen der Monarchie entschuldigt werden kann." ....

Bei diesen Andeutungen über die Folgen, welche die Entdeckung der Petraschewski'schen Umtriebe für das Rußland des Kaisers Nikolaus gehabt hat, und über die Mittel, welche dieser Monarch zur Bekämpfung des revolutionären Radicalismus anzuwenden für geboten hielt, — lassen wir es bewenden. In Rußland selbst hat unter den Gebildeten niemals eine Meinungsverschiedenheit darüber bestanden, daß die sinnlose, an Aberwitz streifende Strenge, mit welcher man in den Jahren 1849—1855 jede Berührung mit dem westlichen Europa und den dasselbe beherrschenden Ideenkreisen zu verhindern und den russischen Volksgeist in Fesseln zu schlagen versuchte, der vornehmlichste Grund davon gewesen ist, daß bereits die ersten Berührungen, welche das jüngere Geschlecht mit

[1]) Die Gesammtzahl der Studirenden auf den russischen Universitäten hatte im J. 1848 4016 betragen, — sie sank im J. 1849 auf 3168, und im J. 1850 auf 2998. — Bekanntlich war angeordnet worden, daß keine Universität mehr als 300 Zuhörer zählen sollte. (Ausnahmen fanden nur zu Gunsten der Mediciner statt.)

der während der folgenden Jahre wehenden frischen Luft hatte, den Radicalismus mit einer Ueppigkeit und Raschheit in's Kraut schießen ließ, für welche es im übrigen Europa kein Beispiel gibt. Wo Alles, was nach freierer Bewegung schmeckte, Jahre lang verboten gewesen war, mußte alles verboten Gewesene für erlaubt und löblich angesehen werden, nachdem an der Starrheit der überkommenen Begriffe und Einrichtungen ein Mal gerüttelt und die Kritik des Bestehenden für zulässig erklärt worden war. — Wesentlich aus diesem Grunde sind jene russischen Allerneusten, die man gewöhnlich als Nihilisten bezeichnet, noch schlimmere, noch fanatischere Radicale geworden, als ihre ihnen im Uebrigen nahe verwandten Vorläufer, die „Verschwörer" von 1849: seit der Entdeckung der Petraschewski'schen Umtriebe hatten der gegen die Jugend geübte Druck und die Strenge, mit welcher man alles „westliche" Wesen als unheilbar revolutionär verfolgte, sich eben noch gesteigert. Die Decemberverschwörer von 1825 waren Kinder eines idealistisch gerichteten, von unklaren Humanitätsideen erfüllten Zeitalters, politische Schwärmer vom Schlage ihrer burschenschaftlichen und „demagogischen" Zeitgenossen gewesen, — Petraschewski's unter dem Regime der dreißiger und vierziger Jahre großgewordene Genossen nehmen sich bereits wie gefährliche, wenn auch noch halb kindische Zerstörungsfanatiker aus, — ihre Epigonen, die modernen Nihilisten sind unter dem härtesten überhaupt denkbaren Druck emporgekommen und danach geartete Meuchelmörder und Mordbrenner vom Handwerk geworden!

Diese Schlußfolgerung wird freilich nicht die einzige sein, die sich aus der Betrachtung der vorstehend erörterten, immer noch sehr unvollständig an's Licht gezogenen Vorgänge ergibt. Unwillkürlich werden wir vor die Frage gestellt, warum das russische Volksthum der Entwickelung des Radicalismus einen so viel günstigeren und fruchtbareren Boden geboten hat, als es bei den übrigen von derselben Regierung beherrschten, nach denselben Grundsätzen regierten Nationalitäten gewesen ist, — warum es bis jetzt specifisch-russische, nicht auch polnische, finnländische, armenische, lettische, baltisch-deutsche Nihilisten gibt, und warum allen bis jetzt vorliegenden Zeugnissen nach die eigenthümliche Bewegung, welche die russische Jugend ergriffen hat, heute wie vor dreißig Jahren an den Grenzen des eigentlichen Rußland stehen geblieben ist[1]). — Eine erschöpfende Beantwortung dieser Frage ist an dieser Stelle nicht möglich — auf einen, vielleicht den wichtigsten Erklärungsgrund darf in Kürze hingewiesen werden: In den westlichen, auf katholischer und protestantischer Grundlage entwickelten Provinzen des russischen Reichs gibt es ein bestimmtes Bildungsfundament,

[1]) Bei Gelegenheit eines der zahlreichen, im J. 1879 geführten Nihilistenprocesse kam zur Sprache, daß eine der revolutionären Studentengesellschaften St. Petersburg's einen Emissär nach Dorpat gesendet hatte, um unter der dortigen studirenden Jugend Werbungen zu versuchen; dieser Sendling war mit dem Bescheid zurückgekommen, daß der Dorpater Boden für dergleichen Unternehmungen so ungünstig sei, daß es sich nicht einmal der Mühe eines ernsten Versuchs verlohnt habe. — Auch in Warschau und Helsingfors hat nie das Geringste von revolutionären Studentenumtrieben verlautet, während alle sechs specifisch russische Universitäten (St. Petersburg, Moskau, Kasan, Kiew, Kasan und Charkow) zu den verbrecherischen Vorgängen der letzten Jahre ihre Contingente gestellt haben.

dessen festgefügter Boden zu hart ist, als daß die nihilistische Saat auf demselben ohne Weiteres hätte Wurzel schlagen können. Weil man in diesen Ländern einen gewissen Schatz sittlicher und intellectueller Bildung zu besitzen glaubt — *weil man in ihnen noch Etwas zu verlieren hat*, sind die Theorien von der Nothwendigkeit einer Zerstörung des Bestehenden bis auf den Grund und eines vollständigen Neubaus, auf Widerstand gestoßen und ohnmächtig zu Boden gefallen. Das erstarrte griechisch-orthodoxe Kirchenthum Rußlands hat es zu der Rolle eines wirklichen Bildungsfundaments nicht zu bringen vermocht, — in den Herzen und Köpfen der von der modernen Bildung berührten russischen Gesellschaftsclassen ist für *die* sittliche Bildung, welche diese Kirche zu vermitteln vermochte, kein Platz übrig geblieben. Die Mehrzahl gebildeter und halbgebildeter moderner Russen hat die Empfindung, daß sie durch eine Auflösung der vorhandenen Bildungs-, Staats- und Gesellschaftsformen Nichts verlieren würde, was als wirklicher Verlust angesehen werden könnte. Daß die Theorie von der Nothwendigkeit einer dem Neubau vorauszuschickenden *vollständigen* Zerstörung *da* die größten Erfolge gehabt hat, wo (nach Meinung der Betheiligten) gar kein oder ein nur geringer Verlust zu fürchten ist — das bedarf keiner Erklärung!

Nachwort.

Nach Abschluß dieses Aufsatzes ging dem Verf. die Abschrift einer geheimen Anweisung an die Rectoren und an die Decane der juristischen und philosophischen Facultäten zu, welche vom 24. Oct. 1849 datirt ist und u. A. das Folgende vorschreibt:

„..... Besonders genauer Ueberwachung sind die Vorlesungen über Staatsrecht, politische Oekonomie, Finanzwissenschaft und diejenigen Disciplinen zu unterziehen, deren möglicher Mißbrauch keinem Zweifel unterliegt. ..... Die Rectoren und Decane haben strengstens dafür Sorge zu tragen, daß die Grundlagen der bestehenden staatlichen Ordnung unangetastet bleiben. Es muß darauf hingewiesen werden, daß .... in Rußland keine andere als die monarchische absolutistische Staatsform bestehen kann und bestehen darf, innerhalb welcher der Kaiser als Schutzherr der Kirche und Vater des Vaterlandes die gesetzgebende, richterliche und ausführende Gewalt in sich vereinigt. Zweifel an dem Nutzen und an der Unentbehrlichkeit des Absolutismus in Rußland dürfen bei den akademischen Vorlesungen ebensowenig geduldet werden, wie Verneinungen derselben. .... Die akademische Jugend muß strengstens vor den aus fremden Vorstellungen über die vermeintlichen Vorzüge der republikanischen oder constitutionellen Staatsform, über die Gleichheit der Stände und dgl. gehütet werden .... Rector und Decane dürfen nicht gestatten, daß die Professoren in ihren Vorlesungen einer maßlosen Theilnahme an dem Zustande der leibeigenen Bauern Ausdruck geben, daß sie den Mißbrauch, den die Gutsbesitzer mit ihrer Gewalt treiben, allzu grell schildern, oder daß sie den Beweis zu führen suchen, *daß eine Veränderung in den Beziehungen der Letzteren zu den Ersteren dem Reiche von Nutzen sein würde.*"

Unter diese (von Schichmatow-Schirinski erlassene) Ordre hatte der Kaiser Nikolaus die Worte „*durchaus richtig*" eigenhändig geschrieben.

Eine Wanderung nach Paris (1801).

Aus **Karl Benedict Hase**'s handschriftlichen Aufzeichnungen mitgetheilt

von

O. Heine,

Director des Magdalenengymnasiums in Breslau.

Ende September des Jahres 1801 wanderte ein Jenenser Student, die Jagdtasche und den Säbel an der Seite, von Erfurt aus; republikanische Begeisterung, wissenschaftliche Interessen und das Verlangen, die Flügel über das Nest hinaus zu strecken, trieben ihn an, sein Glück in Paris zu suchen, das damals vielen vorwärts strebenden Deutschen ein Eldorado erschien. Dreißig Laubthaler bildeten seine ganze Baarschaft, eine Visitenkarte des Jenenser Botanikers Batsch, an Professor Millin adressirt, seine einzige Empfehlung. Es war Karl Benedict Hase, der nachmals in Paris Bibliothekar der Kaiserlichen Bibliothek, Miterzieher der beiden kaiserlichen Prinzen Napoleon Ludwig und Ludwig Napoleon (späteren Kaisers Napoleon III.), Director und Lehrer an der école des langues orientales, Präsident der école des chartes, Mitglied der Akademie u. s. w. war. Bis zu seinem Tode 1864 war er der bedeutendste Vertreter philologischer Wissenschaft in Frankreich, zeigte sich gegen alle Deutschen, welche die Schätze der Pariser Bibliothek benutzten, stets gefällig und förderte sie mit Rath und That. Er war der Sohn eines Thüringischen Pastors, hatte das Weimar'sche Gymnasium besucht, wo der Archäolog Böttiger seiner Neigung, mannigfaltige Kenntnisse zu sammeln, entgegenkam, hatte dann in Jena und Helmstedt studirt, wo er nach der Weise der Zeit nicht blos philologische Studien, sondern auch Theologie, Chemie, Botanik, Naturphilosophie trieb. Ein hervorragendes Sprachtalent und glückliches Zusammentreffen äußerer Umstände hatten es ihm ermöglicht, auch Arabisch und Neugriechisch so zu lernen, daß er beide Sprachen beherrschte und durch sie gerade sollte er in Paris sein Glück machen. Einem Jugendgespielen, Namens Erdmann, der mit ihm in Altstedt und Weimar die Schule besucht und in Jena studirt hatte — er wurde später General in russischen Diensten — hat Hase seine Reise und Pariser Erlebnisse, bis er im Jahre

1805 durch Vermittelung des Marquis Fortie d'Urban eine Stellung an der Bibliothek erhielt, in Tagebüchern und Briefen geschildert. Diese Briefe sind, mit Ausnahme weniger Notizen, welche daraus in Hase's Nekrolog in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" 1864, Nr. 96 ff., mitgetheilt sind, noch nirgends veröffentlicht; sie befinden sich im Besitze des gegenwärtigen Herausgebers, dem sie einst der Bruder von Hase's Freund, an den sie gerichtet waren, geschenkt hat. Abgesehen von dem Interesse, das Hase's Persönlichkeit für Deutsche hat, bieten sie auch sonst viel Anziehendes; sie zeigen, wie sich die Zustände der Zeit in der Auffassung eines für französische Freiheit begeisterten Jünglings spiegeln, der fein zu beobachten und anmuthig zu erzählen weiß.

Wir beginnen mit der Schilderung Hanaus und den Schwierigkeiten, die Hase hatte, in die französische Republik einzutreten.

I.

„Nach Hanau führte mich die Straße durch einen herrlichen Fichtenwald und dann an der Stadt vorbei, die, durch die Kinzig von mir geschieden, in dichtem Gebüsch vor mir versteckt lag. Ich kam dicht an das nach Frankfurt hinausführende Thor. Welcher Anblick! Ich hätte mir tausend Augen wünschen mögen. Da goffen sich hinaus herrliche Zierbengel in blauen Röcken und Brutusköpfen, junge Mädchen mit griechischen Coiffuren und gelben Shawls, preußische Werbeofficiere mit hohen Federbüschen, Ferkelspechte in braunen Kleidern und hohen Toupé's. Es rollten Caroffen, und die schöne Welt aus Hanau in einer Menge, wie ich sie noch nie gesehen habe, füllte die breite Straße. Ich gerieth in einige Verlegenheit; schmutzig trete ich nicht gern unter einen Haufen froher, geputzter Menschen; es ist ein Mißton. Im Fuldaischen hatte man mich allgemein für einen Franzosen gehalten, nur ob ich ein republikanischer Spion oder ein zurückkehrender Emigrant sei, darüber waren die Meinungen getheilt. Ich dachte an die Conjecturen der Fuldenser und, Recht oder Unrecht, mein Entschluß war gefaßt. Bon jour, citoyen! Bon jour, madame! rief ich rechts und links und trat mit möglichst leichtem Anstand und freiem Blicke auf meinem Pfade an der herrlichen Allee hin. Bon jour, citoyen! dankten mir rechts und links Männer und Frauen und lachten. Das machte mir Muth und ich erlaubte mir — verzeih' die Sünde — unter der Form meines Gallicismus einige kleine Ungezogenheiten. Ich holte einen Haufen hübscher Mädchen ein, schaute sie dreist an und rief kühnlich einer im Vorbeigehen zu: Ah, petite belle, tu as gagné mon cœur. Die petite belle wurde roth bis über die Ohren und mir that meine Frechheit weh. Ein preußischer Officier, der mich wahrscheinlich keines Blickes gewürdigt hätte, wenn er mich in meinem Puppen- oder Raupenzustand als Jenaischer Student gekannt hätte, antwortete: Ah, monsieur, ce fruit n'est pas pour vous! ich darauf: c'est dommage und ging meines Wegs durch die schönen Weiber weiter. Dieses kleine Abenteuer, deren ich noch einige ähnliche gehabt habe, kann Dir beweisen, wie sehr man hier gewohnt ist, alles Französische bis an den Himmel zu erheben. Will man eine Stadt loben, so sagt man: Es ist Alles französisch darin, man hört fast kein Deutsch mehr reden.

Müde kam ich in der Dämmerung nach dem ungeheuren Frankfurt, das Du, was seine Größe und seine Befestigung betrifft, sowie sein Aussehen von fern, etwa mit Erfurt in Parallele setzen kannst; aber es ist ungleich volkreicher. —

Um 9 Uhr war ich in höchster Eleganz gekleidet vor dem Hotel des Gesandten. Ich stieg die Treppe hinauf, lese an einer Thür: Bureau du résident de la république française. Entrez, rief man, als ich klopfte. Ich trete ein und sehe ein Gewirr von Kerls in Nachtjacken, Officieren, zierlich geputzten Herren und Ferkelspechten. Que voulez-vous, citoyen, sagte endlich eine hervortretende Nachtjacke. Ich brachte mein Anliegen vor und zeigte den Paß. Ça ne vaut pas, citoyen, sagte man mir. Et pourquoi, s'il vous plaît? Ah qu'est-ce qu'une académie? Il fallait avoir un passeport de votre magistrat. Und dabei blieb es. Ich mochte demonstriren, wie ich wollte, daß die Akademie eben mein magistrat sei; man hatte davon gar keinen Begriff. Votre académie est-elle état de l'empire? fragte mich Einer. Kurz, ich hätte geradezu wieder umkehren müssen, wenn nicht Hirsinger selbst — denn die bisher Sprechenden waren blos Employés oder Commis — auf den Schauplatz getreten wäre. Voyez, jeune étranger, sagte er ganz vertraulich zu mir — ich ging mit ihm im Zimmer auf und nieder; die Employés fraßen indes Pflaumen und Semmeln — voyez, c'était une petite étourderie de votre côté de partir sans avoir un passeport de votre magistrat civil, car nous ne reconnaissons point les passeports des académies. Et après cela, il n'y a pas quelque signalement de votre personne dans celui-là. Il faut que vous soyez décrit de votre taille, de vos cheveux fort exactement. Ich bat Hirsinger, so sehr ich konnte, diesmal ein wenig auf die Umstände Rücksicht zu nehmen; ich sei unbekannt mit diesen Gebräuchen der Republik; wollte ich mir einen Paß von dem Amte aus Jena kommen lassen, so würde dies viel zu viel Zeit wegnehmen, die mir äußerst kostbar wäre u. s. w. Endlich ließ er sich erweichen. Bon, jeune ami, sagte er, je ferai mon possible. Allez à l'ambassadeur de Saxe et faites par lui mettre à votre passeport un signalement de votre personne. Si celui-là y veut souscrire, je souscrirai aussi. Damit war ich verabschiedet.

Ich erfragte mit Mühe das Landhaus des sächsischen Gesandten, des Herrn von Kötteritz, vor dem Eschenheimer Thore. Er ließ sich ankleiden; die Domestiken führten mich indes in eine Suite niedlich verzierter Zimmer. Endlich erschien er und hörte mein Anliegen freundlich an. Ein Paß von dem Amte oder der Regierung sei freilich besser als ein akademischer; auch pflegten gar viele Landstreicher dergleichen akademische Pässe zu produciren. Ich zeigte Batschens Adresse an Millin; ich sprach fast eine Stunde mit ihm. Endlich hatte ich ihn überredet. Zwar habe er ausdrücklichen Befehl von seiner Regierung, nur seinen Credit für Churſachsen zu verwenden, indessen wollte er bei mir eine Ausnahme machen. Er ging mit dem Passe weg und brachte ihn nebst einer Beschreibung meiner Person unterschrieben und unterſiegelt wieder. Ich nun wieder zu Hirsinger. Unterschreiben will Ihnen nun wol, sagte mir dieser, aber es ist noch immer eine Frage, ob Sie Jollivet, der Präfect in

Mainz, durchläßt. Ich wurde nun abgefertigt und nahm Hirsinger's gute Wünsche mit auf den Weg."

Wir übergehen die Schwierigkeiten, die Hase hatte, um die Unterschrift des Präfecten Jollivet zu erlangen, die ihm schließlich auch nicht verweigert wurde. Wir fügen lieber ein paar Scenen aus dem damaligen Mainz bei:

„Schon in Frankfurt merkte ich die Nähe der Republik in vielen Symptomen, unter andern auch aus der etwas obscönen Mode der Mädchen, das Kleid aufzunehmen und über den Arm herabfallen zu lassen, woraus natürlich ein so gespannter Faltenwurf entsteht, daß von den Hüften abwärts kein Umriß eines Gliedes dem Auge verborgen ist. Fuß und Waden sind überdem blos. Ich hätte nicht geglaubt, daß bei der Tracht unsrer Mädchen die Nudität übertrieben werden würde; jetzt meine ich doch, man müsse, um die Augen der Männer daran zu gewöhnen, etwas langsamer zu Werke gehn. Dazu kommt noch, daß die meisten damit eine Art — nicht von Coketterie, sondern von Anlockung treiben, die mir abscheulich ist. Sieht ein solches vierzehnjähriges Ding eine Mannsperson hinter sich herkommen, die unter vierzig Jahr alt ist, so nimmt es sein Röckchen von Linon hinauf bis in die Knie und macht Schritte wie der heilige Christoph. Auch Französische Küriſſer habe ich gesehen, kleines, erbärmliches Volk, meistens in grünen Röcken, blauen Strumpfhosen und Schuhen. Sonst sind sie freundlich gegen Jedermann und machen sich wenig daraus, daß sie von den Mainzer Bürgern aufs schrecklichste gehaßt werden.

Abends 10 Uhr.

Ich bin in der Komödie gewesen. Ich ging früh, fand das Haus noch dunkel, nach und nach füllte es sich um mich her. Da kamen französische Husaren, Officiers, Chasseurs zu Fuß und Pferd. In den Logen über mir plauderten und sangen drei Mädchen die ganze Zeit hindurch und warfen mit der nur Franzosen möglichen Frechheit Nußschalen unter die Leute im Parterre. Das Haus ist klein, etwa halb so groß als das Weimarische. Die Franzosen, mit denen ich bald in's Gespräch kam und heftige Freundschaft knüpfte, vergaßen nicht mir zu versichern, daß alles hier nur provisoirement eingerichtet sei. Ueberhaupt unterhielt ich mich, eh' der Vorhang aufging, herrlich mit den Officieren und ihren Weibern. — Die Truppe ist nicht sonderlich und sie haben den Fehler aller Franzosen, viel zu übertrieben zu spielen; aber das Parterre entzückte mich durch sein klug gewähltes Applaudiren. Da ging keine schöne, auch keine gut gesagte Stelle verloren, die nicht durch lautes Klatschen, oft auch durch ein bis! bis! belohnt worden wäre. Der médecin malgré lui war zu Ende; nun sollte Félix, opéra comique gegeben werden. Aber auf einmal ging der Vorhang wieder auf, ein Schauspieler trat vor und verlas folgenden Zettel:

Le préfet Jollivet aux spectateurs du théâtre français. Citoyens, le préfet vient de recevoir de Paris des rapports, qu'enfin les préliminaires avec l'Angleterre sont signés, et il a cru, qu'il ne fallait pas cacher au public un moment cette heureuse nouvelle.

Wie soll ich Dir einen Begriff von der Bewegung machen, die nun unter den Zuschauern entstand. Aus dem Parterre, den Logen, bis hoch hinauf in

die Gallerie ertönte Jubelgeschrei und der tausendstimmige Ruf: vivent les consuls, vive la république. Die Officiere umarmten sich, ein Sergeant-Major, der neben mir saß, rief einmal über das andere: ah voilà, voilà d'heureuses nouvelles. Als das Klatschen etwas nachließ, rief man im ganzen Hause: la musique! la musique! und die Musik fiel mit der Melodie ein:

Ah ça ira, ça ira, ça ira
Tout le peuple sans cesse répète etc.

Und Alles sang in stürmischer Begeisterung mit. Ich war so gerührt, wie ich es fast noch nie gewesen bin, und niemals habe ich so erfahren, wie Enthusiasmus ansteckt. — Am Ende des Stücks wollten wir gehen, da hatte ein Schauspieler ein petit couplet sur cet heureux événement gemacht, der trat auf und las es vor. Es waren ein paar Antithesen, ziemlich leicht gereimt. Neues Beifallsrufen. Chantez-le, chantez-le, schrie man aus dem Parterre. Der Acteur räusperte sich und fing nun an, nach eigner Melodie das Ding herzuleiern, eine Geige aus dem ziemlich schlechten Orchester fiedelte eine gleichfalls eigne Melodie dazu. Danach rief man bis! bis!, ließ sich das Ding wiederholen und ging dann höchlich vergnügt nach Hause."

Von Mainz fuhr Hase bis Bingen mit dem Marktschiff und wanderte dann weiter über den Hundsrück auf Trier los. „Die Bauern," schreibt er, „fand ich etwas mehr mit der Republik zufrieden; hitzig demokratisch jedoch nur sehr wenige. Dagegen war in allen vordem deutschen Städten, sie mochten groß oder klein sein, die entschiedenste Abneigung gegen die Regierung. Die ganze Spitze zwischen Rhein und Mosel, die das unfruchtbare Waldgebirge des Hundsrück einnimmt, wird durch eine mythische Person unsicher gemacht, die man Schinderhannes nennt. Nach der Fabel steht sie an der Spitze einer zahlreichen Bande, erscheint in allerlei Gestalten, meistens aber als Jäger mit der Büchse, verfolgt ausschließlich die Juden, ohne den Christen besonders beschwerlich zu fallen, nimmt unterweilen allerlei Anleihen auf, die sie ordentlich wiederbezahlt u. s. w. Auffallenderen Mangel an Gemeingeist habe ich noch nie gefunden. Weil sie blos den Juden zu Leibe geht, bekümmern sich die Bauern um ihr Wesen sehr wenig. Nirgends habe ich auch die Soldatenfurcht, durch welche sich bei uns die Pastorenweiber, zum Theil auch die Pastoren selbst auszeichnen, so auffallend gefunden als in diesem Lande zwischen Mosel und Rhein. Du trägst einen blauen Rock, einen Säbel, eine Jagdtasche auf dem Rücken und lange, weite Hosen, das ist genug um überall für einen französischen Soldaten gehalten zu werden. Folglich ist kein Bauer, der nicht unter beständigem Zittern mit Dir redet, keiner, der nicht Dir aus dem Wege geht, keiner, der ein Wort sagt, wenn er Dich in seinem Weinberge Trauben stehlend trifft. Le gouvernement de la France est à présent purement militaire, sagte mir einmal Pernot. Ich will die Wahrheit dieser Sentenz nicht untersuchen; so viel ist aber gewiß, daß ein gouvernement militaire für die Militärs selbst eine herrliche Sache ist. Hätte ich die Renommée der Republik nicht schonen, und sie nicht, da sie schon verhaßt ist, noch verhaßter machen wollen, ich hätte mir die Jagdtasche von Dorf zu Dorf durch Bauern tragen lassen, ich hätte in allen Weinbergen mir Trauben holen, ich hätte in jeder Schenke umsonst die Nacht zubringen können;

alles unter dem Vorwande, daß ich französischer Officier wäre. Man glaubt, daß Du zu den republikanischen Cohorten gehörst; Du befiehlst und jeder Bauer zittert und gehorcht."

Von dieser Soldatenfurcht erzählt Hase eine Scene, die ihm auf dem Wege von Trier nach Thionville begegnete; ein Bauer verweigert Wein und Brot gegen Bezahlung zu geben, so wie ihn aber der vermeintliche Soldat mit dem Säbel bedroht, schafft er alles Verlangte herbei, und als er dafür 20 Kreuzer bezahlt erhält, segnet er in überschwänglichster Weise die unverhoffte Mildthätigkeit des Kriegsmannes.

„Man hatte mir in Trier, als man mir das Fell über die Ohren zog, viel von der noch weit größeren Theurung im Französischen vorgefabelt und alles was ich bisher gehört hatte, widersprach diesen Mythen gar nicht. Denk Dir darum mein Erstaunen, als ich nach einem Abendessen, wie man es in den besten Gasthöfen Deutschlands nur haben kann, für zwei Bouteillen Burgunderwein, und den Kaffee des andern Morgens dazu gerechnet, 23 Décimes (13 Gr. 4 Pf.) bezahlte. Dafür hatte ich mich den Abend an den Gesprächen meines Wirths, der Maire des Orts und heftiger Republikaner war, geweidet, hatte mit ihm au Salut de notre gouvernement, qui nous veut du bien getrunken, hatte ferner die Freundschaft eines französischen Majors, der mit dem Maire aß, gewonnen und nahm noch tausend Segenswünsche mit auf den Weg. Unser Gespräch drehte sich vorzüglich um die jetzige Regierung, mit der jeder Gute zufrieden ist, und der die Mittel genommen sind, Böses zu thun, nicht die, Gutes zu stiften. Ah croyez-moi, Monsieur — sagte der Maire — nous aimons à présent le premier consul, parce qu'il est républicain; mais s'il se veut élever y dessus, son gouvernement sera anéanti tout à fait. Alles stimmte darin ein. Der Maire hatte eine Tochter, ein äußerst liebenswürdiges Mädchen von 14 Jahren, Madeleine genannt. Diese fragte ich, eh bien Madeleine, voulez-vous bien poignarder le consul, s'il voulait se faire faire roi? Die Antwort war: ah monsieur, s'il avait le dessin d'anéantir notre république, de tout mon cœur. Ich konnte mich nicht enthalten — sie saß neben mir — sie für diese einer Römerin würdige Antwort zu küssen.

Nie habe ich das stille prunklose Wesen des echten Republikaners in einer so verehrungswürdigen Gestalt gesehen als bei diesem Maire. Er ist reich und doch baut er sein Feld selbst wie andre Bauern, seine Stelle als Maire bringt ihm nichts ein und macht ihm manche Versäumniß, aber keine Klage, keine Aeußerung der Unzufriedenheit kommt über seine Lippen. Liebenswürdige Familie guter Menschen, Du hast einen Jüngling eines fremden Volks davon überzeugt, daß das, was man republikanische Tugend nennt, nicht bloße Traumgebilde jugendlicher Schwärmerei sind."

Wir übergehen die Schilderung der Wohnung und Kleidung der französischen Bauern.

„Von Font d'Oye sollte ich hinüber nach Etain, das ungefähr noch 6 Lieues entfernt war. Aber gerechter Gott, welcher Weg! Das war die wahre Champagne pouilleuse, in welcher die Preußen im Schlamm erstickten. Koth, in dem ich im eigentlichen Verstande bis an die Kniee einsank, wie ich ihn in

Deutschland noch nie, weder in Ober- noch Niedersachsen gefunden habe. Da war alle gründliche Anweisung des freundlichen Wirthes umsonst, ich verlor den Weg und irrte auf's Gerathewohl in dem morastigen Felde umher: Voilà un homme, qui s'est dévoyé erscholl es auf einmal vor mir und ein Schäfer stand an meiner Seite. Es war ein alter Kerl, der wahrlich einmal mesme für même sagte, sonst aber mit der völligen französischen Leutseligkeit versehen. Die Schafe ließ er im Regen auf dem sumpfigen Acker stehen und lief mit mir durch den Schlamm um mir den Weg zu zeigen. — Ich schritt wacker zu, aber bald folgte neue Verirrung, neuer Sumpf. Ueberall freundliche Französinnen, die mich mit ihrem Geschnatter bis zum Dorfe hinaus begleiteten; und neuer Sumpf. Endlich schlug ich mich bis Landes durch, einem großen Dorfe in der Nähe von Etain. — —

Abends kam ich in Verdun an, einem schwach befestigten Orte in dem flachen Thale der Maas. Ein Chasseur des neunten Regiments führte mich zu einem Bürger, einem Bäcker, wie es scheint, in dessen Hause ich Dir schreibe. Du kannst Dir kaum vorstellen, wie angenehm das Reisen in Frankreich durch die Gewohnheit wird, daß ein jeder, der will, Fremde einnehmen darf. Dein Accent, Deine Kleidung, Dein ganzes Wesen fällt auf, erregt Theilnahme, weil diese Leute an fremde Gestalten nicht gewöhnt sind. Da läßt man Dich an den Kamin setzen, der Herr vom Hause ist zu Deiner Rechten, die Frau zur Linken, die Kinder rücken ihre kleinen Rohrstühle um Dich her. Nun mußt Du erzählen von der Regierung Deines Landes, was man daselbst von den Franzosen spricht, von den dortigen Schicksalen der Emigranten, von Deinen Gebräuchen. Und wie gutmüthig ist dieses Volk, wie leicht zu gewinnen, wie gefällig. Mein Wirth ist ein eifriger Katholik, folglich Feind der Republik, und doch machte es ihm und seiner Frau gewaltige Freude, als sie sahen, daß ich von dem Gang des Krieges und den Thaten der Armee unterrichtet war. Die Revolution hat uns arm gemacht, hieß es, aber die Armeen haben sich brav geschlagen, nicht für die Republik, sondern für das Vaterland. Es leben unsre Halbbrigaden.

Ueberhaupt finde ich das überall auf meinem Wege, der Bauer ist mit der neuen Ordnung der Dinge eben so zufrieden, als der Bürger zumal in den größeren Städten unzufrieden ist. Und es kann nicht anders sein. Aller Handel ist zerstört, folglich kein Gewinn im Großen und keine Reichen mehr. Das richtet die Manufacturen zu Grunde und setzte alle Städte, die sich dadurch nährten, außer Brot. Der Bauer fühlt das nicht, er zahlt weniger, ist frei von Zehnten und Frohnen und vom Druck des Adels; darum könnten im Nothfall große Städte jetzt blos durch die jungen Leute der umliegenden Dörfer gezwungen werden, ruhig zu sein. Doch dazu kommt es natürlich nicht.

Eben jetzt trat der Hausherr herein und fand mich noch schreibend. Ich sagte ihm, ich hätte einem Freunde versprochen, ihm mein Journal zu schicken. Da verließ er in einem Augenblick das Zimmer und kam mit einer Hand voll Assignaten wieder. Vous avez promis à votre ami de lui rendre compte de tout ce qu'il y a de remarquable dans la France; eh bien, voici des assignats, envoyez-les lui, faites-lui mon compliment et dites-lui, qu'il n'y a que

cet argent qui a fait le malheur de la France. Ich will dir einige beilegen, um das Begehren des freundlichen Mannes zu erfüllen und hülle mich jetzt in die leichte französische Decke, um dem morgenden Tage entgegenzuschlafen.

Den 13. nahm ich des Morgens von meinen freundlichen Bürgern Abschied und verlangte zu wissen, wie viel ich schuldig wäre. Ich würde in Deutschland wenigstens einen Gulden gegeben haben, hier war mit 20 Décimes (12 Gr.) alles abgethan, und als ich sie hinzahlte in dem schweren Eisengelde der Republik, so machte der citoyen Baziné Anstalten, als ob er mir zu Füßen fallen wollte, es kam jedoch nur zum Handkuß, den ich nicht abwehren konnte. Zum Abschied steckte mir Madame Brot in die Taschen, der Herr hing mir die Jagdtasche um; ich will fort. Attendez, attendez, monsieur ruft Madame, je m'en vais vous montrer le chemin. Gerechter Gott, ein Bote und zwar ein weiblicher! Ich entschuldige mich, ich sträube mich. Non, non, point d'embarras, vous pourriez vous perdre dans les rues, und damit werde ich fortgezogen durch die engen Straßen, die dicke Madeleine, das Kind vom Hause, läuft zwischen uns beiden. Wir kommen an's Thor, hier beschwöre ich die Botin umzukehren; ich könne nun gewiß nicht fehlen. „Ja, es ist aber ein Scheideweg an den Außenwerken." — Monsieur est-il étranger? ruft eine weibliche Stimme durch den Nebel; fort bien, je m'en vais le conduire jusqu'à la grande route. Den Augenblick verläßt mich der alte Bote mit der Bitte, ja bei der Durchreise sein Haus wieder zu beehren, der neue rückt heran. Es ist ein junges rasches Weib in einer Chenille, das mit seiner Magd hinausgeht in den Weinberg am Thore. Da wird in einem Augenblicke gefragt, de quel pays monsieur ist, ob die Weiber daselbst schön sind, wie alt monsieur ist, ob die Männer dort alle si grands et d'une taille si élevée sind wie monsieur und dergleichen gelinde Finessen mehr, welche dir eine Französin zu Dutzenden in einer Minute sagt, ohne irgend etwas dabei zu denken.

— — — —

Chalons ist eine entsetzlich große alte leere Stadt, etwa wie Erfurt, aber viel besser gebaut. Schon in St. Menehould hatte ich den Versuch gemacht, eines meiner Goldstücke zu wechseln, da weigerte man sich schlechthin es anzunehmen; dergleichen Gold sei in Frankreich nicht üblich. In Chalons ging ich zu einem Wechsler, der mir für jedes Stück sechs Laubthaler bot, wenn ich ihm einige zwanzig überlassen wollte, mit einzelnen könne er es nicht wagen. Verdrießlich trat ich in ein Bürgerhaus um Wein zu trinken; Madame, ein hübsches, junges Weib, war da, ich klagte ihr meine Noth; sofort warf sie ihren Shawl um, lief zu einigen Goldschmieden und brachte mir auch wirklich für die beiden Stück zwölf Laubthaler zurück. Während dem war ich in dem schön meublirten Hause mutterseelenallein und amüsirte mich die anderthalb Stunden hindurch, wo Madame ausblieben, damit, aus einem Zimmer in's andere zu gehen. Als sie wieder kam und ich heilfroh nun Geld zu haben, weiter ziehen wollte, bat sie mich so herzlich, den Abend da zu bleiben, daß ich mich überreden ließ. Darauf setzten wir uns beide an den Kamin und plauderten, bis die Kinder um 6 Uhr Abends aus der Schule kamen.

Deinem Dikto, daß mir ein gewisses honettes Ansehen beiwohne, das mich

auch in der allergrößten Misere nicht verließ, fange ich, so spaßhaft es auch damals gesagt war, jetzt in vollem Ernste Glauben beizumessen an. Von Koth bespritzt bis über die Ohren, mit zerrissenen, krumm getretenen Stiefeln war ich doch wahrhaftig eher ein Objekt des Abscheues. Und doch habe ich nirgends auch nur die kleinste Spur von Mißtrauen gegen mich gesehen. Ueberall stand mir Alles offen und die Frau vom Hause lehnte sich auf meine Schulter und faßte mir die Hand, in vertraulicher Unterhaltung. Du heitre, zutrauliche Nation, selbst wer den Vorsatz hätte, dich zu betrügen, er müßte ihn ändern bei deiner Offenheit.

A présent il me faut mettre au lit ma petite fille, sagte mir nun Madame vom Hause; allez Victoire, menez monsieur dans la chambre et entretenez-le. Und nun war ich mit dem kleinen siebenjährigen, munteren Mädchen allein, die ich eben so wenig verstand als sie mich. Victoire hatte einen Federball und fing an ihn mit der baguette zu schlagen; ich nahm ihr den Ball weg und sie sollte ihn mit einem Kusse auslösen. Ah doucement, monsieur, war die Antwort, ce n'est pas comme cela en France, que les jeunes filles baisent les garçons. Ich küßte sie mit Gewalt. Fort bien, fort bien, monsieur l'étranger, prenez garde à vous, je me vengerai. Die Rache erfolgte auch wirklich. Meine Mappe lag auf dem Tische, ich stand auf, mir das Dintefaß von der Jagdtasche aus dem cabaret zu holen; ich wollte Dir schreiben. Als ich wieder hereintrete, kommt mir ein entsetzlicher Gestank entgegen; je l'ai brûlé, votre portefeuille. je l'ai brûlé schreit Victoire und wahrlich hatte das Teufelskind die Mappe über das Licht gehalten und mir eine Ecke davon heruntergebrannt. Keine Feder war unbeschädigt geblieben, es war ein schrecklicher Gräuel der Verwüstung. A présent faisons la paix, mon ami, sagte das siebenjährige Mädchen, als sie sah, daß mich das Ding verdroß, je suis la vôtre. Sie erbot sich zu einem Kuß, um meinen Zorn zu stillen, und so waren wir versöhnt.

As-tu été bien sage, fragte Madame, die bald darauf hereinkam. Ah maman, il faut bien que j'aie été bien sage, car je me suis beaucoup ennuyée avec monsieur et son ours. (Der ours ist die Jagdtasche ob des haarigen Felles.) Et qu'avez-vous fait ensemble? Monsieur m'a raconté de son pays sagte das kleine Ding, ohne der Kußgeschichte mit einem Worte zu erwähnen. An das Erzählen von meinem Lande hatte ich übrigens nicht gedacht. Aller Reflexionen über dies Benehmen eines Kindes von sieben Jahren will ich mich enthalten.

Abends kam der Herr vom Hause, der auf dem Lande gewesen war, um Wein einzuhandeln, zurück. Wir aßen. Die Unschuld der Weiber — es war noch eine Schwester der Madame mit da — machte mir viel Vergnügen; sie glaubten, es müsse bei uns alles so sein wie bei ihnen. Combien d'années avez-vous servi contre vos ennemis? fragten sie mich, da sie hörten, daß ich zwanzig Jahr alt sei und konnten sich gar nicht hineinfinden, als ich sagte, daß bei uns keine Conscription der Jünglinge vor zwanzig Jahren stattgefunden hätte. Ainsi, il n'y a pas une république chez vous? fragten sie mich weiter, und als ich mit nein antwortete, hieß es: mon dieu, comment peut-on être Allemand? Man fragte nach meinen Eltern, nach meinen Geschwistern. Ainsi

il y a aussi des curés chez vous? rief Madame aus. On m'a dit que les Luthériens ne croyaient point en dieu. Nun erfolgte eine kurze Auseinandersetzung unseres Glaubens und unserer politischen Verhältnisse. Mais vous appartenez donc à la république Ligurienne, fiel mir der Hausherr in's Wort, als ich von den Herzögen in Sachsen sprach. Und so kam ein schreckliches Mißverständniß an den Tag, das mich beinah muthlos machte; man hatte nämlich, wenn ich von Jena, als der Akademie erzählte, wo ich gewesen war, das für Genua in Italien gehalten und sich Italien als halb und halb zu Deutschland gehörig gedacht. Endlich gelang es mir ihnen den Unterschied zwischen einem Jenenser und einem Genueser begreiflich zu machen, und ich gab ihnen, um bei Entwickelung dieser Wahrheiten faßlicher zu werden, meine Inscriptionen in die Hände, welche Madame mit der den Französinnen eigenen Neugier von Anfang bis zu Ende her buchstabirte, ohne ein Wort zu verstehen. Ich stieg durch alle diese Ereignisse ungemein in der Achtung meiner Wirthe, man nannte mich beständig Seigneur und versicherte, man habe es mir auf den ersten Blick angesehen, daß ich d'une très bonne maison wäre. Wehe, daß ich dies in der Republik hören mußte. Ueberhaupt that es mir leid, daß ich den schönen Namen citoyen, der auf einmal an alle Pflichten des Staatsbürgers erinnert, nur hier und da in den Dörfern, in den Städten fast gar nicht hörte, und nun hier Seigneur.

Den 15. früh verließ ich dieses Haus, wo ich recht froh gewesen war. Ich hätte gern eine Karte von dem Lande zwischen Chalons und Paris haben mögen, die war aber in allen Buchläden, wohin mich Madame la Roux selbst brachte, nicht zu finden; ich kaufte die environs de Paris von Robert und machte mich auf den Weg. Im Hinausgehen sah ich die Municipalität, ein schönes Gebäude, vier colossale Löwen von Stein liegen auf der Treppe des Portales.

Bis jetzt hatte meine Reise durch Frankreich einem Spaziergange geglichen; es thut mir leid, sagen zu müssen, daß dies nun ganz anders wurde. Denn eine halbe Stunde von der Stadt traf ich zwei Küriſſer, von der neunten Halbbrigade leichter Infanterie, die nach Paris gingen wie ich. Mit ihnen machte ich Gesellschaft und nun gewann unsere Reise das gemeinste Ansehen von der Welt. Jeden Morgen früh vier Uhr aufgebrochen, trois repas par jour gemacht und bei jedem anderthalb Stunden verschwendet, Abends schon um 8 Uhr sich niedergelegt, kurz, es mag dir einen Begriff von dieser Reisemethode geben, wenn ich dir sage, daß ich von den drei Dörfern, in denen wir drei Nächte nach einander schliefen, nicht einmal den Namen und überhaupt von dem ganzen Wege nur so viel weiß, daß wir durch Montmirail, la Ferté und Meaux auf lauter Chausseen gekommen sind, und daß, weil meine Stiefeln zerrissen, ich die andern von dem abscheulichsten Rindsleder von der Welt anziehen mußte, wobei denn meine wundgeriebenen Füße nicht ermangelten, an der leichten Decke, womit ich sie den Abend umwickelt hatte, angeklebt zu sein. Es war ein entsetzlicher Zustand, denn denke dir meine Empfindlichkeit für Schmerz. Das schlechte Wetter und der Platzregen, der beständig fiel und den ich sonst nicht geachtet haben würde, trug jetzt dazu bei, mich muthlos zu machen. Ich will über diese drei abscheulichen Tage hinweggehen; ich will sie vergessen, wenn ich kann.

Den 17. Abends waren wir in Clayr, einem großen Flecken zwischen Meaux und Paris angekommen, den 18. aßen wir in Pantin, achthundert Schritte von den Barrièren der Hauptstadt. Ich trat hinein in die ungeheuere Häusermasse, durch eine Straße, die Aehnlichkeit mit den Gegenden innerhalb des Frauenthors in Weimar hat, so schlecht waren die Gebäude. Es war die rue du faubourg Saint-Martin. Aber je näher ich den Boulevards kam, desto höher und prächtiger wurden die Häuser, desto enger die Straßen, desto lärmender umtoste mich das Gewühl der geschäftigen Menge. Nach einem halbstündigen Gehen gelangten wir endlich an die Boulevards selbst. Meine Begleiter, die sich überhaupt auf dem Wege nicht feiner und gefälliger hätten betragen können, als sie thaten, überantworteten mich den Händen einiger deutschen Drechsler und Schneider, die sie aufsuchten, schlugen das angebotene Trinkgeld großmüthig aus und verließen mich. So wurde ich denn vor einer Stunde in einer nahen Auberge Nr. 22 bei citoyen Arnoult, rue du vert bois einquartiert und meine Reise nach Paris ist hiermit geendigt."

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Literarische Rundschau.

Schriften Daudet's in deutscher Uebersetzung.

1. Provençalische Geschichten von A. Daudet. Autorisirte Uebersetzung von St. Born. Basel, B. Schwabe. 1879.

Seit A. Daudet durch seinen „Fromont jeune" mit einem Male ein berühmter Schriftsteller wurde, haben auch seine früheren bislang bei uns wenig beachteten Werke die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und wie schon vor einiger Zeit „le petit Chose" verdeutscht ist, so hat nun St. Born auch die „Lettres de mon Moulin" unter dem Titel: Provençalische Geschichten übersetzt, denen die „Contes du Lundi" aus derselben Feder in Bälde nachfolgen sollen. In seinen Erstlingswerken lernen wir Daudet von einer neuen Seite kennen als einen Humoristen und Romantiker, bei dem erst allmälig das heitere Spiel einer capriciösen Phantasie von dem unerbittlichen Realismus und Pessimismus des kühlen Beobachters mehr in den Hintergrund gedrängt ist. Die Lettres de mon Moulin zeigen sein Talent vielleicht von der liebenswürdigsten Seite, es ist eine Sammlung von Blüetten, Genrebildern, Plaudereien, traurig und heiter, rührend und schalkhaft, ergreifend und satyrisch; trotz der etwas katholisirenden Richtung des Verfassers werden auf Kosten der Geistlichen und Mönche Geschichten erzählt so amusanter Art, daß der Spott darin kaum einen Stachel hinterläßt; über dem Ganzen liegt der lachende Himmel der Provence ausgebreitet und von der vielgeliebten südfranzösischen Heimath unseres in Nîmes geborenen Dichters verspürt man überall den Bodengeruch. Feinschmecker, denen bei einem Kunstwerk die Sauberkeit der Ausführung, die Feinheit der Zeichnung, der Farbenreichthum der Palette die Hauptsache ist, werden an dieser graziösen, wenn auch von Manierirtheit nicht freien Miniaturmalerei ihre besondere Freude haben. Das Buch verdiente daher eine Uebertragung; nur bot diese hier, wo der Styl so wesentlich, die Form so spielend und leicht, erhebliche Schwierigkeiten und durfte nicht von einem gewöhnlichen Uebersetzungsfabrikanten unternommen werden. Born, der auf diesem Gebiete kein Neuling mehr und dem in seiner bisherigen Stellung als Professor an der Akademie von Neuchâtel das Französische fast zur zweiten Muttersprache geworden ist, hatte das Zeug eine solche zu liefern. Er, der zu den Verehrern Daudet's gehört, ist mit Liebe an sein Werk gegangen und wenn er bescheiden sagt, daß er sein Streben darauf gerichtet habe, nicht zu weit hinter seinem Vorbilde zurück zu bleiben, so können wir nach genauer Prüfung unser Urtheil dahin abgeben, daß er eine durchaus fließende, sich im Ganzen wie ein Original lesende, sehr gelungene Uebersetzung geliefert hat. Nur ganz ausnahmsweise stößt man auf eine kleine Incorrectheit, auf einen Gallicismus, sehr selten ist ein Wort, z. B. en dérive p. 127, sur la roubine (ein provençalischer Ausdruck für Canal) p. 208 wirklich unübersetzt geblieben, der Text ist auch mit der nöthigen Freiheit behandelt, so daß oft die Form eine ganz andere, der Sinn ein getreuer ist. Wol dem deut-

schen Titel zu Liebe ist stillschweigend die in Algérien spielende Skizze „à Milianah" fortgelassen, dagegen sind schon zwei Weihnachtsgeschichten aus den „Contes du Lundi" hinzugefügt.

2. Die Könige im Exil. Pariser Roman von Alphonse Daudet. Deutsch von Wilhelm Löwenthal. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Verlag von W. & S. Löwenthal. 1880.

Alphonse Daudet ist ein wahrer Poet, auch in diesem seinem neuesten Roman; und das macht ihn so schwer zu übersetzen. Sein feiner Geist begnügt sich nicht mit dem ersten, besten Ausdruck, welcher in jeder Sprache ungefähr derselbe ist; sondern in dieser dichterischen Werkstatt verfeinert sich auch das Wort in einer Weise, welche nicht immer nachgebildet werden kann. Jeder Zeile aus Daudet's Feder sieht man die Strenge der Arbeit an: nicht etwa in gesuchten Redewendungen, vielmehr im Vermeiden des Gewöhnlichen, Banalen und Gemeinen. Wir haben immer das Gefühl, daß die Hand eines Mannes uns führt, welcher Ideale hat, eine Hand, die zugleich von großer Kraft ist; und das gibt uns ein vollkommenes Vertrauen, auch wo wir mit dem Dichter durch einen sittlichen Morast gehen. Wir wissen, daß der Schmutz an uns nicht hängen bleiben wird. Diese Sicherheit haben wir nicht bei Zola, der kein anderes Mittel zu besitzen scheint, um uns von der Wirklichkeit der Fäulniß zu überzeugen, als indem er uns selbst damit inficirt. Das Verfahren Zola's ist ein pathologisches, und nicht am Wenigsten macht seine Sprache den Eindruck des Verdorbenen; sie sammelt den Straßenkehricht, der für sie die Legitimation ihrer Echtheit und der Realität sein soll.

Auch Daudet schreibt nicht durchweg das Französisch der Akademie. Der gebildete Deutsche wird ein ganzes Heft der „Revue des deux-mondes" lesen können, ohne mehr als hier und da ein Wort zu missen; aber er wird nur wenige Seiten in den Romanen Daudet's lesen können, ohne das Wörterbuch nachschlagen zu müssen, und dann läßt es ihn noch obendrein nicht selten im Stich. Denn immer wieder aus der Sprache der Franzosen, die wir ja leidlich verstehen, fällt Daudet in die Sprache der Pariser, welche man nicht recht versteht, wenn man das Pariser Leben nicht kennt; dieses Leben voll unaufhörlicher Bewegung, voll Activität, erfinderisch, schöpferisch, immer nach Neuem haschend, und doch mit einer langen Tradition, welche sogar von denen nicht geleugnet werden kann, die sie bekämpfen. Aus dieser Fülle der Erscheinungen sind die Romane Daudet's hervorgegangen, und keiner seiner Zeitgenossen hat sie reiner in den Umrissen, glänzender in ihren eigenen Farben dargestellt, als er.

Ein solches Buch so zu übersetzen, daß es neben dem Original nicht verliert, heißt es noch einmal dichten; und das größte Lob, welches wir unter diesen Umständen der Uebersetzung Löwenthal's zu zollen vermögen, ist: daß sie durchaus lesbar ist, den Sinn im Großen und Ganzen getreu wiedergiebt und sich von eigentlichen Fehlern und Mißverständnissen, wenige Ausnahmen abgerechnet, frei hält. Wenn die Uebersetzung der „Provençalischen Geschichte" große Schwierigkeiten bot, so bot die der „Könige im Exil" größere. Die Nachbildung des dem Umfange nach kleineren Kunstwerkes setzte keinen so langen Athem voraus. Um diesen Roman in einem künstlerischen Sinn zu übersetzen, hätte der Uebersetzer nicht nur jede Feinheit des dichterischen Ausdrucks nachempfinden müssen — was wir bei Herrn Löwenthal nicht bezweifeln —, sondern auch auf die Wiedergabe desselben alle die peinliche Sorgfalt und unausgesetzte Mühe von vielen Tagen und Nächten verwenden müssen, wie der Dichter selber; und das ist mehr, als man billigerweise von einem Uebersetzer verlangen kann. Dazu kommt wie bereits angedeutet, jener eigenthümliche Parfüm dieses „roman parisien", der mit der Sprache selber abgestreift wird. Für ganze Kategorien von Ausdrücken der Mode, der Clubs ꝛc., die gerade jetzt en vogue sind, z. B. faire la fête, gommes, gommeux etc. haben wir kein Aequivalent. Vielleicht hätte Herr Löwenthal wissen sollen, daß „bouquin" die Pfeife der Dampfmaschine ist, welche die Pferdebahnwagen

zieht; er würde dann „le carnavalesque bouquin des tramways“ nicht mit „dem hohlen Rollen der Pferdebahnen“ (S. 259) übersetzt haben. Auch war es nicht nöthig „l'ombre d'un frêne pleureur“ in den „Schatten eines Baumes“ abzuschwächen, da „Trauer-Esche“ ja ein gutes, deutsches Wort ist. Ueberhaupt finden wir, daß Herr Löwenthal viel zu sehr die willkürlichen Auslassungen liebt — (S. 379 „déchire un moment les voiles“, etc.), und sie nicht immer auf das Glücklichste durch willkürliche Zusätze verbessert (S. 384 „helle Gamaschen“, im Original: „les guêtres“). Es mag wol nicht leicht gewesen sein, dem deutschen Leser (S. 269), „une alarme à d'Assas“ (des Hauptmanns, der bei Klosterkamp, den freiwilligen Heldentod starb) oder (S. 298) die Anspielung auf das Schloß Chenonceaux zu umschreiben; aber kein Grund lag vor, dem Doctor Bouchereau (S. 424) die beiden kleinen lebhaften Augen „des geborenen Tourainers“ (de Tourangeau) zu nehmen; denn mit diesem Worte geht ein charakteristischer Zug verloren, welcher zugleich das „provincial de forme“ seines Mobiliars erklärt. Herr Löwenthal hat das freilich (S. 417) mit „altmodisch geformtes Mobiliar“ übersetzt, und so war allerdings die Erklärung nicht nöthig. — Im Uebrigen wiederholen wir, daß Herrn Löwenthal's Uebersetzung denjenigen, welche das Original nicht lesen können, ein willkommener Ersatz sein wird und als solcher empfohlen werden darf.

Albrecht von Haller.

Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Von Adolf Frey. Leipzig, Haessel. 1879.

Eine solide und substantielle Arbeit, welche den Reichthum ihres Inhalts eher versteckt, als zur Schau legt! Sie erinnert uns an jene bequemen Gebäude, wie sie unsere Voreltern zu errichten pflegten, mit einer langen Flucht von Wohnräumen und Vorrathskammern, doch ohne Prunkzimmer. Viel reifes Wissen und gesundes Urtheil ist in diesem Buche aufgespeichert, aber gänzlich fehlen die flunkernden Theorien und blendenden Aperçüs.

In einer Reihe von durchschnittlich kurzen Capiteln wird uns die Stellung Haller's in der deutschen Literatur gründlich klar gemacht. Zeitatmosphäre, Bildungsgang, Beeinflussung (Stärkung und Beschränkung) eines großen, aber nur in jugendlichen Jahren und in Mußestunden geübten Talentes durch Gelehrsamkeit, republikanischen Patriotismus und eine strenge, ja starre Orthodoxie, Erfolg, Ansehen, Popularität, die zeitgenössische Kritik (Gottsched und die Schweizer), die Nachahmer und schließlich Haller's Verhältniß zu unseren Classikern, das Alles wird uns bequem und schrittweise nahe gelegt. In der Mitte des Buches steht das reichhaltige, sorgfältig gearbeitete, für den Fachmann ohne Zweifel interessanteste Capitel: Ueber Haller's Sprache.

Das kurzgefaßte Urtheil wird dem berühmten Berner, nach unserem Dafürhalten, völlig und endgültig gerecht. In die zur leeren Reimerei entartete deutsche Poesie, so lautet es ungefähr, brachte Haller wieder einen Gehalt, indem er würdige, seiner Zeit zusagende, obwol an sich unkünstlerische Stoffe behandelte. Mit den Zeitgenossen im Irrthum über das Wesen der Poesie, gab er dieselbe in den Dienst der Moral. So blieb er Didaktiker — einige warme Stellen seiner lyrischen Gedichte und seine Ode über die Ewigkeit ausgenommen — und cultivirte, dem Geschmacke seiner Zeit gemäß, das Lehrgedicht, die descriptive Poesie, die Satire, die Fabel, den historischen Tendenzroman. Wenn Haller dennoch einer echten Kunst Bahn brechen half, so that er es durch die Großheit und Bestimmtheit seiner Natur, die in einer wahren und starken Diction ihren Ausdruck fand.

Es ist viel interessantes Detail in diesem Buche. So figurirt z. B. unter den Nachahmern Haller's ein fast völlig unbekannter Poet, Grimm von Burgdorf, dessen Gedichte (1762) hin und wieder ganz auffallend auf das moderne Stimmungsbild hinweisen.

Zwei Punkte aber haben uns ganz besonders interessirt.

Zuerst Haller's ästhetische Theorien, wie er dieselben in seinem, zehn Jahre nach seinem Tode veröffentlichten, Tagebuche niedergelegt hat. Diese erscheinen uns ganz erstaunlich, obwol sie ohne Zweifel von der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen getheilt wurden. Da wird die Sittlichkeit des sophokleïschen Oedipus bezweifelt, mehr als ein aristotelischer Satz verneint und die dramatische Tauglichkeit ganz guter und ganz schlechter Charaktere behauptet, Molière's komische Kraft und Grausamkeit „widerwärtig" genannt, pius Aeneas mit den Schemen Ossian's weit über die homerischen Gestalten gehoben, kurz, das ästhetische Moment überall unbarmherzig und principiell dem ethischen Moment oder dem, was dafür gelten muß, geopfert. Heutzutage freilich haben wir diese Vorurtheile gründlich überwunden und die Selbstherrlichkeit der Poesie muß nach einer ganz anderen Seite hin vertheidigt werden.

Dann das Verhältniß Haller's zu Schiller. Es ist geradezu überraschend, wie viele, oft wörtliche Reminiscenzen aus Haller sich bei unserem großen Schiller finden. Er muß die Gedichte des Berners fast auswendig gewußt haben. Dieses Nachklingen, zusammengehalten mit dem auffallend günstigen Urtheile, welches der große, sonst so scharfe Kritiker in seiner Abhandlung „Ueber naive und sentimentale Poesie" über den Berner fällt, deutet, wie Frey hübsch bemerkt, auf einen dem schweizerischen Didaktiker und dem deutschen Classiker gemeinsamen philosophisch pathetischen Zug, und wir können dem Autor nicht Unrecht geben, wenn er Schiller's philosophische Gedichte „den künstlerisch vollendeten und verklärten Ausfluß und zugleich den Schlußstein des eigentlichen Lehrgedichtes" und Schiller selbst — nach dieser Seite hin — den fortgeschrittenen Nachfolger Haller's zu nennen wagt.

βκφ. **Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen.** Erster Band. Heft II—IV. Berlin 1880. Weidmannsche Buchhandlung. Fol.

Das erste Heft des „Jahrbuches der königlich preußischen Kunstsammlungen" war im December 1879 erschienen, das zweite zu Ostern 1880 versprochen worden, statt dessen erschien jetzt Heft 2, 3 und 4 in einem Bande, denen sich den 1. October ein fünftes, Schlußheft, anschließen wird. Die scheinbare Unregelmäßigkeit, welche hier vorzuliegen scheint, erklärt sich aus der Natur des Unternehmens, das sich ganz neu constituirte und für welches Erfahrungen erst gesammelt werden mußten. Ohne Zweifel wird der zweite Band die vierteljährlichen Fristen strenger einhalten.

Was das Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen als ein ganz neues Unternehmen erscheinen läßt, sind zuerst die jedes Heft eröffnenden, eine eigne Publication für sich bildenden, auch mit besonderer Paginirung versehenen „Amtlichen Berichte" aus den königlichen Kunstsammlungen. Im ersten Hefte war in diesen auf 18 doppelspaltigen Seiten Auskunft gegeben über das was man die „Bewegung" innerhalb der preußischen Kunstsammlungen nennt. In den streng amtlich gefaßten, trotzdem aber angenehm und lesbar geschriebenen Mittheilungen findet das Publicum Nachricht über Organisation und Vermehrung der Berliner königlichen Museen und der Nationalgalerie. In Heft 2—4 werden diese Mittheilungen bis zu Seite 44 fortgesetzt und erstrecken sich außerdem nun auf das Berliner Kunstgewerbe-Museum, die königliche Gemäldegalerie zu Cassel, das königliche Museum dort, und das Staedel'sche Institut zu Frankfurt a. M. Die Absicht ist, in dieser Art eine fortlaufende lebendige Statistik aller Museen der Monarchie zu liefern. Es liegt nahe, darauf hinzuweisen, wie wichtig deren Kenntniß dem Publicum sei, nicht minder wichtig aber kann sie für die Institute selbst werden, welche auf diese Weise als Glieder einer großen Familie gleichsam in ihren Resultaten öffentlich Rechenschaft ablegen.

Dem Inhalte des zweiten Theiles der Hefte, den „Studien und Forschungen" ist das Zusammenwerfen der drei Nummern zu einer Publication diesmal besonders zu Statten gekommen. Die größern Aufsätze, welche hier gegeben werden, brauchten nun nicht getheilt zu werden. In Friedländers, man könnte sagen „Buche" über die „Italienischen Schaumünzen des 15. Jahrhunderts" rücken wir ein gutes Theil vorwärts. Die diesmal gelieferten Abbildungen vorzüglicher Schaustücke des Berliner Cabinets in Heliogravüre, in Berlin vorbereitet und gedruckt, dürfen jede andere Leistung dieser Art in die Schranken fordern. Bode's umfangreicher Aufsatz über Elzheimer gewinnt jedenfalls dadurch, daß er gleich im Ganzen gegeben wurde, und Conze's und seiner Freunde Bericht über Pergamon durfte einfach nicht auseinandergerissen werden. Außer diesen drei großen Widerstandsstücken enthält der Band nur noch zwei kürzere, schöne Mittheilungen von Jordan und von Lessing. Er schließt ab mit Seite 224 und bringt außer den Abbildungen im Texte 14 Tafeln.

Was den „Studien und Forschungen" ihre Wichtigkeit verleiht, ist die strenge Innehaltung des rein wissenschaftlichen Standpunktes bei allen Mittheilungen. Nirgends ist Parteiwesen so schwer zu vermeiden und vielleicht sogar so natürlich als in dem, was nicht nur in Deutschland über neuere Kunstgeschichte geschrieben und gedruckt wird. So manches Renommée, wie dem doch sein sollte, hängt hier nicht von dem ab, was die Berufenen verschweigen oder höchstens andeuten, sondern von dem, was den Unberufenen in den Mund geschrieben wird, und die dauernde Unzuverlässigkeit unserer dieses Fach betreffenden Literatur hat ihren Grund darin, daß wenn Zuverlässigkeit verlangt oder erzwungen werden sollte, viele die Feder ganz niederlegen müßten. Dieser Uebelstand war so groß und schien sogar so sehr im Wesen der Sache begründet, daß an mancher Stelle gezweifelt wurde, ob er überhaupt sich überwinden lassen werde. Ob es möglich sein werde, muß allerdings die Zukunft erst lehren, jedenfalls ist hier ein Versuch gemacht worden, dem es nicht am nöthigen Rückhalt fehlt. Die ungetheilte Billigung, welche das Jahrbuch überall gefunden hat, und die thätige Betheiligung daran zeigen, wie sehr der Standpunkt, auf welchen seine Herausgeber sich gestellt haben, anerkannt worden ist.

Die Ausstattung ist vorzüglich. Zu erwägen aber bliebe vielleicht doch, ob in einer Richtung nicht zuviel geleistet wird. Das Büttenpapier, auf den das Jahrbuch gedruckt wird, ist eine Freude für jeden Bücherliebhaber, die den Text zierenden Illustrationen jedoch würden auf weniger scharfgeripptem Papier besser herausgekommen sein. Außerdem ist, an dem Exemplar wenigstens, das uns vorliegt, eine gewisse Ungleichheit im Drucke auch der Schrift zu tadeln, die aus mangelhaftem Auftrage der Schwärze herzurühren scheint.

ξ. **Ein Mutterherz.** Erzählung in Versen von Emil Taubert. Leipzig. Alf. Krüger. 1880.

Der Verfasser dieser Dichtung hat in den letzten Jahren eine Reihe von Poesien, „der Goldschmied zu Bagdad", „die Cicaden" u. s. w. veröffentlicht. Taubert ist ein Dichter „abseits vom Wege"; er sucht nicht den Beifall der Menge, sondern arbeitet still und redlich seinen Idealen nach. Wärme des Gefühls, das sich im „Goldschmied" bis zur Leidenschaft steigert, eine edle Sprache und gewissenhafte Behandlung der Form zeichnen auch die jüngste Schöpfung aus. Der Stoff, an sich ergreifend, ist mit tiefer Empfindung durchgeführt und wirklich dichterisch gestaltet. Eine gewisse Gefahr liegt nur in der vielleicht zu großen Vorliebe für den bildlichen Ausdruck; meist hält sich derselbe in den gebotenen Grenzen, aber zuweilen wird er gesucht wie S. 26:

Hinschwirrt der Ton . . . . . .
Der sangesfrohen Armbrust schnelle Bolze.

oder Seite 64:

Der hagere Mann nur matt den Bogen führt,
Wie auf erstorb'nem Uhrwerk irrt der Zeiger.

Trotzdem wird man das kleine Werk nicht ohne Theilnahme lesen; namentlich werden die Frauen das Schicksal der Heldin verstehen

φ. **Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert.** Von William Edward Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferdinand Löwe. I. Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1879.

Es gereicht uns zum Vergnügen, diese vortreffliche Uebersetzung eines vortrefflichen Werkes anzuzeigen. Schon Professor Karl Hillebrand hat in seinem Aufsatz: „England im achtzehnten Jahrhundert" (Deutsche Rundschau, Band XXI, S. 371 ff.) auf die Wichtigkeit von Lecky's „History of England in the eighteenth century" nachdrücklich hingewiesen. Neben Stanhope's Geschichte desselben Zeitraums stellt diese sich erweiternd, ergänzend, vertiefend, indem sie mehr Gewicht auf das im Gesammtbilde der Nation Bleibende, Dauerhafte legt, als auf die mehr oder weniger verschwindenden Züge militärischer Details oder persönlicher und Partei-Vorkommnisse. Der Verfasser selbst bezeichnet in der Vorrede seines Werkes als die Gegenstände, die er sich darin zu behandeln vorgesetzt, die folgenden: „Das Steigen oder Sinken der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, der Kirche und des Dissent, der landwirthschaftlichen, industriellen und commerziellen Interessen; die wachsende Macht des Parlaments und der Presse; die Geschichte der politischen Ideen, der Kunst, der Sitten und des Glaubens; die Wandlungen in der socialen und ökonomischen Lage des Volkes, die Einflüsse, welche abändernd auf den Nationalcharakter eingewirkt haben." Man sieht, ein weites, umfassendes, höchst interessantes Programm, welches der Verfasser mit all' der philosophischen Durchdringung des Stoffs und der ganzen Meisterschaft der Darstellung behandelt hat, welche wir schon an den früheren Werken Lecky's bewunderten. Der vorliegende erste Band reicht bis zur Niederwerfung des letzten jacobitischen Aufstandes im Jahre 1746 und dem Aachener Frieden; wir sehen der Vollendung des Werkes, mit welcher Lecky noch beschäftigt ist, theilnehmend entgegen. Ein Wort der Anerkennung schulden wir noch dem Uebersetzer für das Geschick und die Wärme, mit welcher er, in seinem Vorwort, sich und die Verlagshandlung gegen den Verdacht in Schutz nimmt, als könnten sie irgendwie mit der Anschauung übereinstimmen, welche Lecky von der das ganze achtzehnte Jahrhundert überragenden Figur Friedrichs des Großen hegt. Wer Friedrich den Großen nicht versteht, der versteht Deutschland nicht; England ist nun einmal das Land der zähen Vorurtheile, und selbst ein Mann von der geistigen Höhe, Kraft und Autorität Carlyle's hat dieses, wie es scheint, bis jetzt vergeblich bekämpft. — Von demselben Verfasser

Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl den Großen

liegt uns, in der Uebersetzung des Dr. H. Jolowicz und in demselben Verlage (Leipzig und Heidelberg, Winter) eine zweite Auflage vor, welche mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt und von dem Uebersetzer der „Geschichte Englands", Ferdinand Löwe, durchgesehen ist. Wir empfehlen das anziehend geschriebene und äußerst belehrende Werk, welches über viele der dunkelsten Partien der europäischen Sittengeschichte helles Licht wirft, unsern Lesern auf das Angelegentlichste.

φ. **Charles Kingsley.** Briefe und Gedenkblätter. Herausgegeben von seiner Gattin. Autorisirte deutsche Uebersetzung von M. Sell. I. Band. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1879.

Schon vor einigen Jahren, alsbald nach dem Erscheinen des englischen Originals (Charles Kingsley, his Letters and Memories of his Life) hat Max Müller in diesen Blättern dem großen und guten Manne, dessen Namen als der des Verfassers von „Hypatia" auch in Deutschland Klang hat, ein schönes Denkmal der Freundschaft gesetzt (vgl. „Deutsche Rundschau", 1877, Band XI, S. 483 ff.). Die Betrachtung des Lebens, welches dieser Mann gelebt, wirkt nicht minder erhebend, als die Lectüre eines der Bücher, die er geschrieben. Beides, sein Leben und sein Dichten, ging aus großer Kraft hervor und strebte nach Vollendung in jeder männlichen Tugend. Sein Herz war voll Liebe, seine Seele voll von dem Eifer für Wahrheit. Kingsley war einer der Edelsten seiner Zeit; als Geistlicher geliebt und verehrt von seinen Pfarrkindern, als Lehrer vergöttert von der Jugend und als Dichter populär in ganz England. Als er (1875) in seinen besten Jahren starb, war die Klage um seinen frühen Tod tief und allgemein, wie um einen nationalen Verlust. Das schöne Buch, welches die liebende Gattin dem Andenken des Unvergeßlichen widmete, ist längst zu einem „standard book" in England geworden; aber wir möchten es nun, da es in einer guten Uebersetzung vorliegt, noch einmal, mit Bezug auf Max Müller's mächtige Empfehlung, auch deutschen Lehrern an's Herz legen. Eine sinnige von jedem Flecken der Unduldsamkeit reine Religiosität und Liebe zur Menschheit, freudige Lust am Leben und ruhige Fassung gegenüber dem Unabänderlichen charakterisiren das Buch. Es wird Manchen zum Trost und Vielen zur Freude gereichen.

φ. **Nord-Amerika,** seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit Beiträgen von M. Brachvogel, Bret Harte, Th. Kirchhoff, Henry de Lamothe, Ch. Nordhoff, Friedr. Ratzel, Bayard Taylor u. A. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Gustav Weigel. 1880.

Zu den besten neueren Reisewerken gehört Hesse-Wartegg's Nordamerika, das in umfassender Weise dieses in Deutschland noch immer nicht genug gekannte Land beschreibt und würdigt. Die Reise, die der Leser mit dem Autor macht, ist um so fesselnder, als sich der letztere in genügender Weise nicht allein über die allgemeinen Zustände, sondern auch über zahlreiche Specialitäten und sachliche Details orientirt hat und mit eben dem Interesse etwa den wunderbaren Leistungen der Technik sich zuwendet, wie den landschaftlichen Reizen, die das seltsame Land bietet. Einige Wiederholungen, wie wir sie besonders im 1. Band finden, können bei einer neuen Auflage getilgt, ebenso wie verschiedene weniger gute Illustrationen beseitigt werden, um sie durch bessere mit dem größten Theil der gebrachten, auf gleicher Höhe stehenden Schnitten

zu vertauschen. Der Illustrationsreichthum ist ein besonderer Vorzug des Werkes und viele namentlich der landschaftlichen Bilder haben einen feinen eigenartigen Reiz, ihrem Hauptzweck der Anschaulichmachung entsprechen alle. Hier und da wäre eine innigere Verbindung zwischen Text und Illustration am Platze gewesen. Die Gruppirung des Stoffes, der alle Theile der Vereinigten Staaten und Canada's umfaßt, ist eine höchst geschickte. Der Leser erhält in alle Verhältnisse Amerika's Einblick, und Leben und Sitte, wie sie sich an den verschiedenen Orten verschiedenartigst gestaltet haben, werden seinen Blicken erschlossen. Die splendide Ausstattung, das schöne große Quartformat geben dem Werke auch äußerlich den Charakter eines Prachtwerkes.

φ. **Schmidlin's Blumenzucht im Zimmer.** Illustrirte Prachtausgabe. Herausgegeben von F. Jühlke, Hofgartendirector Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 600 in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Titelbild in Farbendruck. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey (Hugo Parey). 1880.

Die Liebe zur Natur in weiterem Umfange zu bethätigen bietet sich verhältnißmäßig nur Wenigen Gelegenheit. Vor allem ist der Städtebewohner hierin fast ausschließlich auf die Blumenzucht hinter oder vor dem Zimmerfenster angewiesen. Die Freude, die mit der Pflege der Zimmerpflanze verbunden ist, wird nun um so größer sein, je gedeihlicher sich unsere „grünen Lieblinge" dabei entwickeln, und daß es dazu nicht nur des guten Willens bedarf, sondern neben diesem auch ganz bestimmter Kenntnisse und Erfahrungen, beweist von neuem die kostbare und mit höchster Opulenz ausgestattete vierte Auflage von Schmidlin's Werk, das von dem auf seinem Felde wohlbekannten J. Jühlke eine zeitgemäße Bearbeitung erfahren hat. Dem mindest- wie bestbemittelten Blumenfreund gleich sehr empfehlenswerth, gibt es diesem genaue Anweisungen über die zur Pflanzencultur in Wohnräumen nöthigen Materialien, über die allgemeine Behandlung der Pflanzen und die Triebcultur insbesondere. Neben detaillirten Angaben über Gebrauchsformen für Ziergewächse und kürzer gehaltenen über Kunstgebilde aus Blumen und Tafeldecorationen, findet sich endlich auch eine sehr ausführliche (374 Seiten) Zusammenstellung der zur Cultur in Wohnräumen geeigneten Gewächse. Die zahlreichen, gut ausgeführten Holzschnitte helfen dem Laien die Anleitungen leicht zu erfassen und die Unterschiede der Pflanzen rasch zu erkennen.

φ. **Vom Kreml zur Alhambra.** Culturstudien von Max Nordau. 2 Bde. Leipzig, Bernh. Schlicke (B. Elischer). 1880.

Max Nordau hat sich schon in seinem früheren Werke „Aus dem wahren Milliardenland" als scharfer Beobachter und anziehender Schilderer bewährt, Vorzüge die auch seine „Culturstudien" zu einem in jeder Beziehung lesenswerthen Buche machen. Ohne Voreingenommenheit, ohne ein von daheim mitgebrachtes Urtheil hat Nordau die Eigenart der von ihm bereisten Länder zu erkennen gesucht in tiefer eindringender Beobachtung, als das sonst bei vielen Reisenden der Fall ist. Sein Zweck geht dahin, die Erkenntniß der Völkercharakter untereinander zu befördern und dadurch eine gerechtere gegenseitige Würdigung anzubahnen. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind in ihrem geistigen Gehalt wie in ihrer stilistischen Fassung die bestgewählten und berücksichtigen ebensosehr die Physiognomie des Landes überhaupt, wie die socialen, die politischen und die culturellen Verhältnisse insbesondere. Rußland, Scandinavien, Belgien, Island, England, Frankreich und Spanien sind die Stationen der Kreuz- und Querzüge des fesselnden Erzählers.

γγ. **Der Dichter der Monarchie.** (Vittorio Imbriani) Von Professor Julius Schanz in Rom. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Wer nicht glaubt, daß Julius Schanz ein großer Dichter ist, der ist ein verstockter Sünder, der alle Lobreden lesen müßte, welche in dem „Bersagliere" in Rom, der „Leitmeritzer Zeitung", dem „Carlsbader Wochenblatt" und ähnlichen Weltblättern über genannten Herrn veröffentlicht, von dem Gelobten sorgfältig aufgehoben und von Zeit zu Zeit in irgend einem neuen Werk reproducirt werden. Da durch solches Thun des Dichters Ruhm doch noch nicht genug festgestellt zu sein scheint, beeilen sich zwei Schriftsteller, die gewiß dazu berufen sind — sie hatten sich bisher in ihrer Bescheidenheit von literarischen Productionen ferngehalten — sein Leben zu schildern, Gustav Jentsch u. d. T.: „Ein deutscher Dichter in Italien" und H. Schatzmayer in einem zweibändigen Werke: „Julius Schanz, sein Leben und Wirken im In- und Auslande". Auch das vorliegende Schriftchen, ein Separatdruck aus der „Heimath" — „Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet" — ist nichts als eine Selbstbeweihräucherung, es enthält außer den Uebersetzungen zweier Oden Imbriani's, Briefe und Zeugnisse, in denen Herr Schanz sich von anderen loben läßt, oder Erzählungen, in denen er sich selbst Lob spendet. Diese Manier, sich mit aller Gewalt in den Mund der Leute zu bringen, richtet sich selbst. Herr Schanz mag ein vortrefflicher Lyriker sein — die Kritiker wenigstens sagen es, deren Besprechungen er abdruckt —; aber hat ein Professor der deutschen Literatur in Rom wirklich nichts Besseres zu thun, als von Zeit zu Zeit ein mäßiges Gedicht zu machen und durch hilfsbereite Trabanten den Ruhm desselben verkünden zu lassen?

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen, Staatswirthschaftliche. — Herausgegeben von Dr. R. F. Seyfferth. I. Serie. Heft 9. 10. April — Mai 1880. Leipzig, E. Koschny.

Allan. — Fluch der Liebe. Novellen von George Allan. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1881.

Amyntor. — Der neue Romanzero. Von Gerhard von Amyntor. Hamburg, J. F. Richter. 1881.

Auerbach. — Deutsche illustrirte Volksbücher von Berthold Auerbach. Mit ca. 400 Bildern nach Originalzeichnungen von K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A. Lfg. 1. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung.

Aus alter Zeit. — Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen herausgegeben von Jean Bernard. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Becquer, ausgewählte Legenden und Gedichte. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1880.

Bernardini. — Novellen von Francesco Bernardini. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1881.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 4. Lfg. Leipzig, J. H. Webel. 1880.

Biblioteca moderna italiana. Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von Dr. H. Vockeradt, Gymnasial-Oberlehrer in Paderborn. IV. Perchè al Cavallo gli si Guarda in Bocca? Commedia in tre atti di Leopoldo Marenco. — V. Il più bel giorno della vita. Bozzetto della vita militare di Edmondo de Amicis. — VI. VII. Le coscienze elastiche. Commedia in cinque atti di T. Gherardi del Testa. Leipzig, Veit & Comp. 1880.

Catalogo dell' archivio della magnifica comunità di Este. 1880.

Centralblatt, Botanisches. Referirendes Organ für das Gesammtgebiet der Botanik des In- und Auslandes. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten von Dr. Oscar Uhlworm. I. Quartal 1880. Kassel, Theod. Fischer. 1880.

Chevalier. — Börsen-Silhouetten von Chevalier. Berlin, W. H. Kühl. 1880.

Classics, The Ancient. English reading book containing pieces selected and translated from the greek and latin classic authors. In two volumes. Volume I. Greek classics. Compiled and partially annotated by Dr. Albert Wittstock. Bremen, M. Heinsius.

Comfort. — Nero. A tragedy by Richard Comfort. Philadelphia. 1880.

Deutsch. — Erzählungen von Karoline Deutsch. 2 Bde. Hamburg, O. Meißner. 1880.

Durdik. — Ueber das Gesammtkunstwerk als Kunstideal. Von Prof. Dr. J. Durdik. Prag, Gregr & Dattel.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 12. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 3. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 19—22. Breslau, S. Schottlaender.

Esselborn. — Ein Heirathsgesuch. Schwank in einem Aufzug von Karl Esselborn. Leipzig, O. Mutze. 1880.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. 2. 3. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit 400 Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 27—30. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Farina. — Mio figlio s'innamora. Novella. — Coraggio avanti! — Novella di Salvatore Farina. Torino, Roux e Favale. 1880.

Faulmann. — Illustrirte Cultur-Geschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Frauenpflicht, Auch eine. — Von einer deutschen Frau. 2. Aufl. Zürich, Trüb'sche Buchhdlg. (Th. Schröter). 1880.

Gachard. — Histoire de la Belgique au commencement du XVIIIe siècle par M. Gachard. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. XLII. Lief., 1. Abth. Geschichte Baierns. Von Sigmund Riezler. II. Band. (Bis 1347.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Gesellschafter, Der. Volkskalender auf das Jahr 1881. Mit vielen Illustrationen. 41. Jahrgang. Mit der Zugabe eines Notiz-Taschenbuchs. Oldenburg, G. Stalling.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 8, 9. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Grove. — A. dictionary of Music and Musicians (A. D. 1450—1880) by eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. Vol. II. Part. XI. (Opera to Palestrina). London, Macmillan & Co. 1880.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. IV. Jahrg. Heft 11, 12. August — September 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hersing. — Der Ausdruck des Auges. Vortrag von Dr. Hersing, Augenarzt. Mit einer Tafel. Stuttgart, Ferd. Enke. 1880.

Herten. — Hof und Herz, Roman von W. Herten. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Herzog. — Ueber die „Reorganisation der aargauischen Bezirksschulen im Sinne einer Umgestaltung derselben zu Vorbereitungsanstalten für's praktische Leben, nicht nur für höhere Schulen" und moderne Schulbildung überhaupt. Von Joh. Adolph Herzog, Seminarlehrer in Wettingen. Aarau, H. R. Sauerländer. 1880.

Jacquinet. — Fragments d'études et notes prises dans une bibliothèque par M. Jacquinet. Paris, E. Plon & Cie. 1880.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand, herausgegeben von Prof. Dr. Johannes Conrad. Neue Folge. I. Band. 1. und 2. Heft. Jena, G. Fischer. 1880.

Ilwof. — Das Postwesen in seiner Entwicklung von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Drei Vorträge von Franz Ilwof. Graz, Leuschner & Lubensky, k. k. Univ.-Buchhdlg. 1880.

Karlowitsch. — Die Entwickelung des Nihilismus. Von Nicolai Karlowitsch. 3. stark verm. Aufl. Berlin, B. Behr's Buchhdlg. 1880.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von v. Scherff, v. Taysen, v. Boguslawski, v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. 3. 4. Heft: Carl von Clausewitz: „Vom Kriege" II. III. erläutert und mit Anmerkungen versehen durch W. v. Scherff. Berlin, Schneider & Co., Königl. Hofbuchhandlung. 1880.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 8—20. Stuttgart, W. Spemann.

Koch. — Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins, mit besonderer Berücksichtigung der Religion. Eine welt- und menschenfreundliche Betrachtung von B. M. W. Koch. Berlin, H. Th. Mrose. 1880.

Kohler. — Das Autorrecht, eine civilistische Abhandlung. Zugleich ein Beitrag zur Lehre vom Eigenthum, vom Miteigenthum, vom Rechtsgeschäft und vom Individualrecht von Prof. Dr. J. Kohler. Jena, G. Fischer. 1880.

Konversations-Lexikon, Illustrirtes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen 2c. Lfg. 5. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. I. Bd. Die Periode des 1859er italienischen Krieges. Lfg. 10—12. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg, O. Stampfel. 1880.

Kreiss. — Theophilosophie. Vereinigung der Theologie und Philosophie. Von Kreiss, evangelischer Prediger z. Z. pastor emeritus. I. Band. Grundzüge der Theophilosophie. 1. Lfg. Berlin, H. Th. Mrose. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 4. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der

Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 5. 6. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lessing. — Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Lfg. 2—6. Berlin, Th. Hofmann. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 11—14. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Nadler. — Fröhlich Pfalz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart von Karl Gottfried Nadler. Herausgegeben von Ludwig Eichrodt. Mit 21 Holzschnitten von A. Oberländer. Lahr, M. Schauenburg. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte, die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann, K. Prof. und Hofkirchenmusikdirektor. Heft 4. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Neuzeit, Die. Lesehalle für Alle. Redacteur und Herausgeber: Werner Große. VI. Jahrg. Nr. 1—6. Berlin, W. Große.

Nolte. — Marco und Maria. Eine Erzählung in Versen von M. Nolte. Selbstverlag des Verfassers. Frankfurt am Main. 1880.

Peters. — Die Entwickelung geologischer Anschauungen im Volke. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag gehalten von Prof. Karl F. Peters. Graz, Leuschner & Lubensky, k. k. Univ.-Buchhdlg. 1880.

Plinius. — Die Naturgeschichte des Cajus Plinius Secundus. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lfg. 1. Leipzig, Gressner & Schramm. 1880.

Polko. — Ein Familien-Ideal. Roman von Elise Polko. Breslau, S. Schottlaender. 1880.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von B. ten Brink, E. Martin, W. Scherer. 42. Heft. Zur Gralsage. Untersuchungen von Ernst Martin. Strassburg, K. J. Trübner. 1880.

Rebelle ou non Rebelle à la loi fédérale de 1874 contre le mariage chrétien? Ou bien: Le citoyen, suisse, Théodore Paul, doit-il se présenter devant le tribunal civil de Lausanne le 7. Septembre 1880 pour chercher à obtenir quelque chose de juste de cette loi sacrilége et criminelle? Genova. 1880.

Rechtsanwalt, Der, im Hause. Ein Hand- und Hülfsbuch für Gewerbetreibende, Kaufleute, Beamte, Landwirthe, Haus- und Grundbesitzer, Techniker etc. Mit zahlreichen Formularen zur selbstständigen Anfertigung aller möglichen Eingaben, Klagen, Gesuche, Verträge, sowie mit Anleitungen zur selbstständigen Führung von Klagen jeder Art, nach der Reichs-Civil-Proceßordnung. Herausgegeben von einem praktischen Juristen. 2. vermehrte und verb. Aufl. Heft 1—3. Berlin, H. Liebau. 1880.

Roeder. — Italienische Dichter- und Künstler-Profile. Kritische Essays von Martino Roeder. Leipzig, Louis Senf.

Revue de l'école d'Alger. Section des lettres. — Section orientale. Paraissant tous les trois mois. Première année. No. 1. Alger, P. Fontana & Cie. 1880.

Rist. — Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. 2. Theil. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und **Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. II. Jahrg. Heft 11. 12. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Salinger. — Eine Wahlverwandtschaft. Novelle in Briefen von E. Salinger. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 59. Gletscher und Eiszeit. Von Dr. Albrecht Penck in München. Nr. 60. Die Götterwelt der alten Deutschen. Von Dr. W. Kaiser.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XV. Serie. Heft 348. Aus der Kulturgeschichte Europa's. Von Dr. F. Hoffmann. Heft 349. Heinrich der Löwe. Von Oberlehrer Dr E. Boeßer. Berlin, C. Habel. 1880.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. IV, 1. Christenthum und bildende Kunst. Von Professor W. Frommel. — IV, 2/4. Siebenbürgen. Reiseobachtungen und Studien. Nach Vorträgen, von Geh. Bergrath Prof. G. vom Rath. IV, 5. Blücher. Ein Charakterbild. Von Professor Dr. Theodor Schott. — IV, 6 Ueber die modernen Alpenreisen. Von Professor Dr Gustav Claß. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung. 1880.

Schöberl. — Das Oberammergauer Passions-Spiel mit den Passionsbildern von A. Dürer. Von Franz Schöberl, Pfarrer in Laibstadt. Mit Titelzeichnung von Alois Süßmayr.

— „ —. Das Oberammergauer Passions-Spiel. Text Erklärung der lebenden Bilder und die Handlung selbst enthaltend. Eichstädt, Krüll'sche Buchhdlg.

Schweiger-Lerchenfeld. — Das Frauenleben der Erde Geschildert von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. Lfg. 7—12. Wien, A. Hartleben 1880.

Sierke. — Kritische Streifzüge. Lose Studienblätter über das moderne Theater von Eugen Sierke, Dr. phil. Braunschweig, Friedr. Wreden. 1881.

Skizzen, Neue **Rumänische.** Uebersetzt von Mit Kremnitz. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 11. Brandenburg, A. Müller. 1880.

Straß. — Einige Lehren des modernen Spiritualismus für das größere Publicum zum Troste für kommende Zeiten von Dr. Fr. Straß. Freiburg i. B., L. Schmidt Vogler. 1880.

Temme. — Gleich und ungleich. Roman von J. D. H. Temme. 3 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1881

Verdendorp. — The Verdendorps. A. Novel. By Basi Verdendorp. Chicago, Charles M. Hertig. 1880.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender au das Jahr 1881. Mit einem Notizkalender als Gratis Zugabe. 24. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungar gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abel Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Wanderbilder, Europäische. No. 11. Baden in de Schweiz. Von B. Fricker. Mit 26 Illustrationen vo J. Weber nebst einer Karte. Zürich, Orell Füssli & C

Waetzoldt. — Ein Wintermärchen. Von Stepha Waetzoldt. Hamburg, O. Meißner. 1880.

Welt, Illustrirte. Deutsches Familienblatt. 1881 29. Jahrg. Heft 1. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Werner. — Erinnerungen und Bilder aus dem See leben von Reinhold Werner, Contreadmiral a. D. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1880.

Wyl. — Mattage in Oberammergau. Eine artistisch Pilgerfahrt von W. Wyl. Mit dem zum ersten Mal veröffentlichten Texte des Passions-Drama's, drei Proben aus Dedler's Passionsmusik und den Bildnissen der Hauptdarsteller. 2 Theile. Zürich, C. Schmidt 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Jahrg. IX Heft 138. Das Römische Recht in Deutschland. Von Landgerichtsdirector Dr. Carl Stammler. Berlin C. Habel. 1880.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jahrgang 1880. 5. Heft. München R. Oldenbourg. 1880.

Zelle. — Theorie der Musik. Ein Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht von Dr. F. Zelle. Berlin H. Th. Mrose. 1880.

Zeller. — Katechismus des Deutschen Reiches. Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen des Deutschen Staatsrechts, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen Reichs. Von Dr. Wilhelm Zeller. Zweite vielfach umgearb. und erw. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

Der Gast vom Abendstern.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

I.

Die merkwürdige Frau, von der ich erzählen möchte, hab' ich fast immer nur am Meer, in meiner Heimat gesehn; im Sommer oder Herbst, wenn sie in unserm Ostseebad Warnemünde einige Wochen oder Monate verlebte. Denn so sehr sie Süddeutsche war, im Blut, im Herzen und im Temperament, so hatte sie doch — ich weiß nicht, durch welchen Zufall sie hinkam — das kleine norddeutsche Hafenstädtchen liebgewonnen. Die Treuherzigkeit des Dialekts, die „grandiose Einfachheit" aller Verhältnisse (sie war Großstädterin), die seelenberuhigende Harmlosigkeit des Verkehrs thaten ihr wohl. Sie kam immer wieder. Sie gab Ostende und Scheveningen auf, wo sie „vor lauter Europäern keinen Eingeborenen mehr sah". Ja sie versuchte sogar Plattdeutsch zu lernen. Sprechen lernte sie's nicht; aber verstehn. Wie sie Alles mit Leidenschaft ergriff, so vertiefte sie sich auch in diesen Dialekt, in die „Sprache Fritz Reuter's", und hatte ein feines Ohr für die Unterschiede zwischen Reuter'schem und Rostock'schem, zwischen Rostocker und Warnemünder Platt. Noch merkwürdiger war es, zu sehn, wie diese feurige, phantasievolle Frau sich in die nüchternen, verschlossenen, still humoristischen, abergläubischen Menschen unseres Seestädtchens versenkte. In ihrer vornehmen, jüdischen Schönheit (sie stammte aus einem alten Geschlecht jüdischer Aristokratie) nahm sie sich unter diesen Lootsen und Schifferfrauen wie eine ausländische Fürstin aus; denn eine so fürstliche Erscheinung wie sie hab' ich selten gesehn. Sie ruderte aber mit den alten und jungen Lootsen um die Wette; oft weit in die See hinaus. Am schönsten war sie, wenn sie von so einer Ruderfahrt heimkam, durch die Anstrengung geröthet, die großen melancholischen Augen von Lebensfreude strahlend, das üppige braune Haar etwas verweht und verwirrt. Sitzend und die Ruder lenkend schien ihre Gestalt tadellos; wenn sie stand und ging, war der sehr bedeutende Kopf wol etwas zu groß, und der Wuchs nicht schlank genug für seine Fülle. Doch überall und

zu jeder Stunde gehörte sie zu den, so zu sagen, festlichen und feierlichen Schönheiten, deren Anblick veredelt. Der Umfang, gleichsam die Scala ihrer Eigenschaften war so groß, wie man es selten findet: bei einer fast männlichen Kühnheit des Geistes, des Willens, der Phantasie (auch wollte sie von Allem wissen, und wußte viel) war sie oft von einer wunderbaren Weichheit des Gefühlslebens, von einer träumerischen, zerstreuten, sich an die Welt hingebenden Entschlußlosigkeit. Ihre Freunde neckten sie zuweilen durch ernsthaftes Grübeln und Streiten über die Frage, was in ihr größer sei: die Seelengüte, der Verstand, die Unvernunft, oder die Zerstreutheit. Die Frage blieb unentschieden, und so, wie sie war, lebte sie zur Freude der Menschen weiter.

Sie war übrigens schon vermählt, als ich sie kennen lernte; mit einem hervorragenden, höheren Beamten, den man schätzte und achtete, der mir aber für diese ungewöhnliche Frau zu nüchtern erschien. Damals erzählte man mir, zwar nicht aus Zerstreutheit, aber aus Herzensgüte habe sie ihn genommen. Er sei leidenschaftlich verliebt gewesen, sie nicht. Eines Tages habe dieser sonst ruhige Mensch ihr bestimmt erklärt, es sei für ihn werthlos und nutzlos, ohne sie zu leben, und er sei entschlossen, aus der Welt zu gehn, wenn sie nicht seine Frau werde. Dies habe er auf eine so fürchterlich überzeugende, schlichte, männliche Art gethan, daß sie, ganz in ihre angeborene Weichheit aufgelöst, nicht im Stande gewesen sei, ihm ihre Hand länger zu versagen. Wie es sich damit verhielt — ob es halbe oder ganze Wahrheit, oder gar keine war — hab' ich nie erfahren. Es war eine Ehe, wie man sie häufig sieht: gegenseitige Achtung, vielleicht nur einseitige Liebe; das eigentliche Glück schien zu fehlen. Frau Johanna ward Mutter eines Kindes, das ihr nach wenigen Monaten starb. Als ich sie danach wiedersah, war eine beängstigende Melancholie über sie gekommen. Ich erinnere mich, daß, als sie einmal gegen Abend allein und weit in die See hinausgefahren war und lange nicht wiederkam, ihr Mann und ihre Schwester in eine Unruhe geriethen, die mich tief beklemmte. Sie schienen das Aergste zu fürchten, das man fürchten konnte. Diese Gefahr — wenn sie wirklich bestand — ging indeß vorüber. In leidlich gebessertem Gemüthszustand kehrte Frau Johanna im Herbst nach Oesterreich zurück. Etwa ein halbes Jahr später hörte ich vom Tode ihres Gatten. Einen Tag vor seinem Ende — nach längerer, hoffnungsloser Krankheit — hatte er ein Testament aufgesetzt, worin er ihr, der einzigen Erbin, mit Worten, die aus seinem Munde überschwänglich klangen, seinen Dank sagte „für den Anblick des edelsten und liebevollsten Herzens, das Gott ihn gewürdigt habe auf Erden kennen zu lernen". Sie habe ihm das Siechbett zum Paradies gemacht. Und doch glaube ich, daß sie nur als Freundin für ihn fühlte; daß aber Freundschaft und Mitleid schon bei ihr vermochten, was bei Andern nur die elementare Leidenschaft der Liebe vermag.

Hierauf erfuhr ich lange nichts von ihr. Im nächsten Sommer kam weder sie, noch ich nach Warnemünde. Später hörte ich wol einmal, daß sie noch Wittwe sei. Briefe wechselten wir nicht; die Schuld lag an mir. Es gibt so viele gleichgültige Menschen, die den Schriftsteller zu Correspondenzen der Höflichkeit, des Geschäfts oder des Mitleids zwingen, daß für Freundschaftsbriefe fast keine Zeit mehr bleibt. Dieses traurige Uebel wächst bei mir von Jahr zu

Jahr, weil die Geschäfte sich dehnen, aber die Jahre nicht! — Uebrigens kam ich auch in dem zweiten Sommer nicht in meine Heimat; aber im Herbst, im September besuchte ich meine Verwandten und fuhr auch auf einige Tage nach Warnemünde hinunter. Um diese Jahreszeit ist der Ort nicht mehr überfüllt; die Tage werden kurz, und das Meer wird kalt. Die lange Reihe der kleinen Häuser am „Strom" hinab bis zur See, mit den bedeckten, gläsernen Vorhallen, starrt nicht mehr von frühstückenden Hausvätern in Schlafröcken und von männersuchenden Töchtern mit langen, offenen, langsam trocknenden Haaren. Man kann am Leuchtthurm oder auf dem „Spill" in der Sonne sitzen, ohne die kleinstädtischen Badegespräche über den lieben Nächsten zu hören, die ich ebenso gern vermeide, wie den lieben Nächsten. Zuweilen wird die Luft wieder so frühlingsklar, daß man fern im Meer, gegen den dänischen Norden zu, die Südspitze von Falster zu erkennen glaubt; oder Wandervögel ziehen in rauschenden Geschwadern über uns hin und wecken in der beschwichtigten Brust die süße Unruhe auf, die man Wandertrieb nennt. Das leise Branden des Meeres aber wiegt sie wieder ein. Das sind die Tage träumenden Genießens, eh der Winter der Arbeit kommt; das ist meine Zeit.

An einem dieser Tage sollte ich Frau Johanna wiedersehn, und zugleich von der verhängnißvollsten Entscheidung ihres Lebens Zeuge werden.

Ich war Nachmittags auf den Hafendamm hinausgegangen, der, von einem zweiten rechts begleitet, in das Meer hinauswächst, um den ausfließenden „Strom" zu verlängern und die Einfahrt der Schiffe zu erleichtern. Das Ende dieses Damms wird „das Spill" genannt; man errichtet dort in jedem Frühjahr, für die Badegäste, einen hölzernen Aufbau in mehreren Stufen, mit Sitzbänken, zu geselligem oder einsamem Genuß der Seeluft, der Brandung, der Ferne, des Sonnenuntergangs im Meer, der Sternennächte. Ich war diesmal ganz allein, und so ziemlich gedankenlos. Das Meer sang so leise gegen die Granitblöcke, daß es zuweilen kaum mehr zu vernehmen war. Die stille, wasserkühle Luft ward von der Sonne durchwärmt, die den herbstlichen Nebelduft besiegt hatte und mir himmlisch wohl that. In diesem tiefen Schweigen erklang endlich ein Rauschen, das ich zuerst, im Halbtraum, für den Flügelschlag dahinziehender Reiher oder Seeadler hielt. Es war aber ein Dampfer, der hinter mir heranfuhr, aus dem Strom in die See hinaus. Als ich mich ihm zuwandte, erkannte ich den „Vorwärts", einen unserer Flußdampfer, der aber auch seetüchtig ist und wenigstens kleinere Fahrten ins Meer unternimmt. Eine Gesellschaft hatte ihn offenbar gemiethet: auf dem Verdeck sah ich etwa ein Dutzend Herren und Damen, die mit einander plauderten oder um sich blickten. Plötzlich ward ich bei meinem Namen gerufen, von einer Frauenstimme. Frau Johanna erhob sich von der Bank, auf der sie saß, und winkte mit dem Taschentuch zu mir hinüber.

Sie sprach mit einem der Herren, und dann mit dem Kapitän. Man rief mir zu, ich solle mitfahren; von dem Steg, der am Ende des Dammes etwas in das Wasser vortrat, solle ich auf das Verdeck springen. Das Schiff bekam Rückdampf und näherte sich langsam. Ich hatte unterdessen gesehn, daß fast die

ganze Gesellschaft mir bekannt war. Ich schwang mich vom Steg auf das Schiff hinab, und begrüßte zunächst die Freundin, Frau Johanna.

Die beiden letzten Jahre hatten sie verändert: ihre eigenthümliche Schönheit war vielleicht noch anziehender, geistiger geworden, an ihren Schläfen zeigten sich aber vollständig silberne Löckchen, was dem noch so jugendlichen Antlitz wunderbar widersprach. Sie lächelte liebenswürdig elegisch, sobald sie sah, daß ich das bemerkte. Dann beeilte sie sich, den „Schiffsherrn", wie sie ihn nach der Analogie von „Hausherrn" nannte, mit mir bekannt zu machen: den Professor Hamann, der den Dampfer gemiethet habe und sie alle bewirthe, um seinen Geburtstag und Frau Johanna's Ankunft zu feiern. Sie sei von Berlin, wo sie sich gegenwärtig aufhalte, auf zwei Tage herübergekommen, aus Sehnsucht nach dem Meer und dem „Spill". Professor Hamann, einer ihrer alten Freunde, habe zufällig erfahren, daß sie komme, und sogleich diese festliche Ueberraschung improvisirt. Jetzt Meerfahrt; dann Abend auf dem Spill; dann nächtliche Heimfahrt nach Rostock, mit bengalischem Licht, Leuchtkugeln und Raketen, wie man ihr bereits verrathen habe; übrigens wolle, aus besonderer Freundlichkeit, auch der Mond dabei sein.

Während sie dies mit einer gewissen aufgeregten, übertriebenen Heiterkeit erzählte, die mir in diesem Augenblick an ihr auffiel, betrachtete ich den Professor, eine der seltsamsten Erscheinungen, die ich jemals gesehen hatte. Eine schmale, schmächtige Gestalt trug einen länglichen, schmalstirnigen Kopf, der gleich auf den ersten Blick an Christus erinnerte; nur waren alle Formen verkleinert, und das lange, wellige Haar, der gekräuselte Bart, die milden Augen, Alles war schwarz, statt blond. Ein sanftes, wohlwollendes, liebevolles, leise trauerndes Lächeln schwebte, während Frau Johanna sprach, um seine Lippen. In dem langsamen Aufblick der an sich schönen, aber gleichsam verschleierten Augen lag eine zart zurückhaltende, bescheidene, doch, wie mir vorkam, etwas süßliche Schwermuth, die den Charakter des Gesichtes geistiger, aber nicht männlicher machte. Als er die Freundin einmal unterbrach, und als er dann nach ihr das Wort ergriff, sprach er leise, mit einer angenehmen, wohlklingenden, aber halb singenden und einschläfernden Stimme. Es war mir Anfangs, als käme sie aus der Ferne.

Uebrigens begrüßte er mich so herzlich und so liebenswürdig, daß ich nicht umhin konnte, herzlich zu erwidern. Mit einer anmuthigen, vielleicht zu künstlichen Wendung dankte er mir für die Freude, die ich unsrer gemeinsamen Freundin durch mein unvermuthetes Erscheinen gemacht hätte; denn der einzige Zweck dieser Fahrt sei, sie zu erfreuen, und wenn für alle *übrigen* Veranstaltungen, die dahin zielten, er selber die Ehre der Urheberschaft in Anspruch nehme, so scheine mein plötzliches Auftreten auf ihrem geliebten „Spill" eine *höhere* Veranstaltung zu sein. Er wandte sich dann wieder seiner „Gefeierten" zu, mit einer Mischung von ritterlicher Ehrerbietung und schüchterner Zärtlichkeit, die einen zwanzigjährigen Jüngling aus ihm machte; obwol ich aus den Falten um seine Augen und aus einer gewissen akademischen Gemessenheit seines Wesens schloß, daß er schon an vierzig vorbei sei.

Wer ist dieser Professor? fragte ich etwas später, als wir schon mitten im

Meer schwammen und ich mit einem liebenswürdigen Landsmann, den ich von früher kannte, einem Herrn von Barnow, vorne am Bug stand. Ich habe bis heute nie von ihm gehört!

Hat Ihnen die schöne Frau nicht von ihm erzählt? sagte Herr von Barnow. Sie kannte ihn ja schon in ihrer Mädchenzeit. Er soll sogar damals auch um sie geworben haben; — fragen Sie mich nicht, ob es wahr ist, denn ich weiß es nicht. Wir unter uns nennen ihn den „schwarzen Christus"; warum, das begreifen Sie. Man sagt, er war früher katholischer Theolog; aber vielleicht sagt man ihm das nur nach, weil er so „geistlich" aussieht. Jetzt ist er jedenfalls Professor der Philosophie; und ein leidenschaftlicher Astronom, wie man mir erzählt hat. Er hat das Gesicht und die Augen eines Sterndeuters; eines „Chaldäers"; finden Sie nicht auch? Uebrigens soll er auch hübsche Verse machen, artige Märchen erfinden und erzählen . . . Er liebt es überhaupt, wie Sie wol schon bemerkt haben, sich poetisch und sinnig auszudrücken! Ich werde immer unwillkürlich robust in meinen Aeußerungen, wenn ich in seiner Gesellschaft bin und ihn sprechen höre; durch den Geist des Widerspruchs, des Gegensatzes. Ein ganz außerordentlich guter Mensch soll er sein; — aber sehen Sie, Doctor, wie schmachtend er den Kopf auf die Seite legt und zu der Angebeteten aufblickt . . .

Sie meinen, er liebt sie —? fragte ich. Ueberrascht war ich nicht; ja ich fühlte jetzt, daß ich etwas Ueberflüssiges fragte: so sehr hatte das ganze Verhalten des „schwarzen Christus" schon sein Herz verrathen.

Herr von Barnow suchte zu lächeln. Nun, warum sollte er sie auch nicht lieben? gab er mir zur Antwort. Das wäre nicht das Schlechteste, was er thun könnte . . .

Er brach hiervon ab, ging langsam zur Gesellschaft zurück, und ich that das Gleiche. Der „Chaldäer", wie Herr von Barnow ihn genannt hatte, saß jetzt zwischen Frau Johanna und deren Rostocker Gastfreundin, einer reizenden Blondine, die aber neben der vornehmen, halb orientalischen Schönheit unbedeutend aussah. Sie gähnte eben verstohlen, der Professor schien sie zu langweilen; er sprach von einem philosophischen Thema und erörterte die sogenannte „Unendlichkeit" des Weltraums. Die Blondine sah auf das Meer hinaus, das offenbar für ihre Bedürfnisse schon „unendlich" genug war; Frau Johanna aber folgte der fließenden, leisen, gleichsam geheimnißvoll gedämpften Rede mit der hingebenden Theilnahme, die ich an ihr kannte. Ihre großen, wißbegierigen Augen leuchteten. Sie schien ebenso wie der Professor zu vergessen, daß sie sich auf einer Lustfahrt und auf dem Meer befand. Statt der irdischen Heiterkeit, mit der sie mich begrüßt hatte, sah ich nun einen grübelnden, weltfremden, wittwenhaften Ausdruck auf ihrem Gesicht entstehn, der sie fast dem „Chaldäer" etwas ähnlich machte. Unser Dampfer führte uns unterdessen über den stillen, glänzenden Wasserspiegel fort, gegen Norden zu; einige weiße Möwen, die uns begleiteten, flogen auf und nieder.

Bitte, bücken Sie sich nicht so tief gegen das Wasser vor, sagte die Blondine nach einiger Zeit zu Herrn von Barnow, der am Schiffsbord stand. Ich kann das nicht sehn!

Würde es Ihnen Leid thun, wenn ich hinunterfiele? sagte Barnow scherzend.

Er machte eine etwas muthwillige Bewegung (denn als Mecklenburger neckte er gern), wie wenn er schon in Gefahr wäre, über Bord zu fallen. In demselben Augenblick fuhr Frau Johanna aus ihren Gedanken auf, wurde blaß, und stürzte vor, um ihn festzuhalten.

Pardon! sagte er, etwas verlegen lächelnd. Ich — — ich heuchelte nur. Es konnte mir nichts geschehn!

Wie haben Sie mich erschreckt! erwiderte Johanna.

Ich bitte tausendmal um Vergebung — —

Sehen Sie, das kommt von diesen bösen Späßen! sagte die Blondine. Nun hätten Sie nur wirklich hinunterfallen müssen, so war das Unglück fertig: denn wie Johanna ist, die wäre Ihnen augenblicklich nachgesprungen, um Sie zu retten!

Welche Ehre für mich! entgegnete Herr von Barnow, der zu scherzen suchte. Ich bemerkte aber, daß ihm eine starke Röthe ins Gesicht stieg, und daß ihn eine eigenthümliche Freude überflog.

Bitte, überheben Sie sich nicht! sagte die Blondine. Es handelt sich nicht um Ihre werthe Person. Nur weil Sie im Allgemeinen ein Mensch sind — oder wenn Sie auch nur ein Hund gewesen wären — — Johanna kann ja nicht anders. Sie muß immer helfen. Sie hätte von innen einen Ruck gekriegt, wäre nachgesprungen, und sehr edel ertrunken.

O nein, ich kann schwimmen! sagte Johanna lächelnd.

Das allein hätte Ihnen wol nicht geholfen, gnädige Frau, erwiderte Barnow, der nun ernsthaft wurde; denn Ihre Frauenkleider hätten Sie bald hinabgezogen —

Ich bitte, verlassen wir dieses abscheuliche Thema! fiel der Professor ein, der einen ängstlichen Blick auf Johanna warf; einen Blick, der beinahe lächerlich und doch rührend war. Wie kommen wir auf so schwarze Gedanken. Ich beantrage, daß Herr von Barnow verurtheilt wird, neben dem Rauchfang zu sitzen, damit er die Gemüther der Damen nicht mehr beunruhigen könne. Unser Ehrengast soll sich dieses Tages freuen; nichts weiter als freuen! — Schauen Sie lieber hin, meine Damen, wie außerordentlich anziehend dieses Zusammenfließen von Meer und Himmel ist; und diese Klarheit des Lichts — so ins Grenzenlose —

Ja, ja! sagte die schöne Frau entzückt, und mit einem dankbaren Blick auf Professor Hamann, als hätte er auch das veranstaltet.

Es war in der That die schönste Beleuchtung des Meers, die man in unserm Norden sehen konnte. Was für ein Perlmutterglanz auf dem Wasser liegt! sagte ich zu Hamann, der seine mystischen Augen in das Meer vertiefte. Wunderbare Töne schillern da durcheinander: sehen Sie dieses blasse Blau und dies Rosenroth —

Hm! murmelte er. Mit einem eigenen Lächeln hob er dann die Schultern und sah in die Ferne.

Er soll farbenblind sein, oder rothblind, oder so etwas dergleichen! flüsterte mir Herr von Barnow zu.

Der Professor entfernte sich, der Blondine folgend. Die andern Damen und Herren hatten sich aufs Vorderdeck begeben, wo sie dem Fischfang unsrer Möwen zuschauten. Auch Barnow verließ uns, ich war mit Frau Johanna allein. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr „Wittwengesicht" zu betrachten; denn nur diesen Namen wußt' ich ihm zu geben. Eine wehmüthige, vornehme Resignation lag darüber, die mich traurig machte; die halbgesenkten Lider, die matt geöffneten Lippen sagten mir mehr über ihr Schicksal, als sie bis dahin mit Worten ausgesprochen hatte. Sie ist einsam und müde! dacht' ich.

Perlmutterglanz — — Sie haben Recht, sagte sie nach einer Weile. Und auch auf den Wölkchen da hinten, was für ein rosiger Hauch ... Ob Sie das nun wol auch fühlen, was ich dabei fühle?

Was, Frau Johanna? fragt' ich.

Es ist schwer zu sagen ... So eine sonderbare Unbefriedigtheit der Seele; so eine Art von Schmerz, daß man immer nur sagen kann: was für ein Perlmutterglanz! was für schöne Wolken! Aber haben, fassen, behalten kann man sie nicht; nie mit ihnen Eins werden — nie sie ganz genießen. Auch die schönste Natur, und den schönsten Tag, sehn wir nur so von ferne! Wir sagen: da ist es — und bewundern es — und sehnen uns nach ihm hin. Wir bleiben für uns, und die Welt für sich ... Lachen Sie mich aus, oder fühlen Sie mir das nach?

Ich denke, jeder feinere Organismus fühlt das, wenn auch unbewußt, gab ich ihr zur Antwort. Betrifft das aber nur die Wolken und die Berge? Fühlen Sie nicht auch, daß Sie von jedem Menschen, auch dem vertrautesten, ewig etwas trennt? Daß er ewig für sich bleibt, — nun, und Sie desgleichen? Keiner kann zu Keinem! Wir können einander körperlich umfassen, wir können seelisch mit einander fühlen; weiter bringen wir's nicht. Jedes Ich bleibt Ich, jedes Du bleibt Du. Jede Creatur, jede Zelle, jedes Atom ist eine Welt für sich. Darauf beruht das Ganze; das ist seine Möglichkeit, sein Reiz und sein Fluch! — — Uebrigens, wie kam ich dazu —

Mir das jetzt zu sagen? beendete sie selbst. Denken Sie, ich hätte umsonst so viel erlebt? ich hätte nicht denken gelernt? — Ach, Sie haben ja Recht. Jeder ist ewig vereinzelt — ewig unergreifbar — und unverschenkbar ... Darum sollten wir wenigstens einander so gut sein, wie wir irgend können; einander so viel Liebes thun, wie wir irgend können. Damit der „Fluch", von dem Sie sprachen, kleiner wird; und das Weltglück größer! Und aus seinem einsamen Ich heraus den andern Einsamen recht viel Freude machen — ihnen Glück bereiten — sich zum Opfer bringen — —

Sie wurde roth und verstummte; offenbar aus einem zarten, feinen Gefühl: weil sie fürchtete, zu große Worte zu machen, denen ihr Thun auf Erden nicht entspräche. Ich kannte sie genug, um das zu errathen. Ich brach gleichfalls ab, mit einigen allgemeinen, überleitenden Worten. Jedenfalls machen Sie heute Jemand eine große Freude! setzte ich hinzu.

Wem? fragte sie.

Ich hab' in diesem Augenblick nicht an mich gedacht, antwortete ich; denn

die Freude, daß ich Sie wiedersehe, dank' ich ja dem Zufall. Aber der Professor, der da vorne steht — der so glücklich ist, daß er Sie „feiern" darf —

Glücklich? unterbrach sie mich. Mit einem kaum bemerkbaren, wahrscheinlich unbewußten Kopfschütteln, und indem ihre Stirnhaut sich elegisch hob, sah sie in den Schooß.

Uebrigens haben Sie mir nie von diesem alten Freund erzählt, Frau Johanna —

Ich fürchtete, daß Sie nur über ihn lächeln würden! antwortete sie. Er ist aber bedauernswerth ... Sehen Sie, das ist einer von den guten, von den edlen Menschen, denen man Liebes thun sollte; denen man so viel Liebes thun sollte, wie man irgend kann — —

Sie sprach nicht weiter, denn in diesem Augenblick trat er heran, und mit ihm die Andern.

Frau Bertha, die heitere Blondine, hatte unterdessen, da sie die Stelle der Hausfrau, oder der „Schiffsfrau", übernommen hatte, in der Kajüte das „Festmahl" vorbereitet. Man stellte jetzt auf dem Hinterdeck mehrere Tische auf; sie wurden mit Allem geschmückt, was der September noch an Blumen hergab, die Gläser waren bekränzt, auf jedem Tisch erschien eine Bowle. Mit uns zugleich „setzte sich der Meerhunger" an die Tafel, wie Herr von Barnow sagte: denn die Seeluft hatte „dieses Ungeheuer" geweckt. Es entstand bald eine allgemeine, fast kindliche Heiterkeit, die sich auch in Tischreden entlud. Professor Hamann sprach in Versen, die der ganzen Gesellschaft, insbesondere aber doch Frau Johanna galten. Er erinnerte sie in feinen, zierlichen Wendungen an ihre Mädchenzeit, wo er fern von hier, am Fuß österreichischer Berge, ihr schüchterne Huldigungen dargebracht und dafür zum Lohn manches grausame Lächeln empfangen, das, wie ein sonniger, himmelblauer, aber scharfer Nordost, manche junge Blüthe in seinem Innern zu Tode gelächelt habe. Wie man von „unverstandenen Frauen" spreche, so scheine es auch zuweilen „unverstandene Männer" zu geben, die sich mit dem gleichen Schicksal ihrer jedenfalls schöneren und besseren Genossinnen trösten müßten. Er breche hier ab, um „unverstanden" zu bleiben; denn das sei der ungewöhnliche Zweck dieser seiner Rede ...

So ungefähr war der Sinn dessen, was er sprach. Die heiteren Wendungen, mit denen er ihn umkleidete, hatten bei seiner sanft vibrirenden Stimme und seinem byzantinischen Heiligengesicht einen etwas melancholischen Klang. Indessen schien das Niemand zu bemerken. Man stieß lustig mit den Gläsern an, und scherzte weiter. Die Sonne sank allmählich gegen das Meer, der „Vorwärts" wendete und hielt wieder auf die Küste zu, von der wir uns eine Meile, oder anderthalb, entfernt hatten. Wir fuhren langsam zurück. Die Damen bekränzten sich mit den Gewinden, mit denen man die Gläser geschmückt hatte. Die Heiterkeit nahm nach und nach in der Abendstille einen sanfteren, poetischeren Charakter an. Auf den Wunsch der Damen ließ sich der Professor aus der Kajüte eine Zither heraufholen, die man mitgebracht hatte, und spielte einige Volkslieder, mit leidlicher Kunst und mit zartem Ausdruck. Sie waren aber von der ernsten, wehmüthigen Art. Frau Johanna schien dadurch sehr bewegt zu werden; worauf Herr von Barnow, ohne ein Wort zu sagen, die Zither

nahm und wieder hinuntertrug. Wir näherten uns endlich der Einfahrt und dem „Spill", und es ward beschlossen, dort den Untergang der Sonne zu erwarten.

Der Dampfer fuhr in den „Strom" und legte an der nächsten Landungsstelle an; wir stiegen aus und gingen auf dem Mol bis zum „Spill" zurück. Auf den hölzernen Rundbänken und der niedrigen, steinernen Schutzmauer, die daneben hin läuft, ließen wir uns nieder; Einige auch unten auf den bemoosten Blöcken, an denen die leise Flut, ohne zu branden, hin und wieder spielte. Hamann und auch Johanna waren ganz still geworden. Die Andern sprachen unwillkürlich leise; Barnow, dessen unruhiges Gesicht mir zuweilen auffiel, summte etwas vor sich hin. Die Sonne sank hinter einem röthlichen, vergrößernden Schleier in das blasse Meer. Eine sanfte Kräuselung flog über den Wasserspiegel. Gleich darauf ward in einiger Entfernung von der Stelle, wo die große rothe Scheibe versunken war, mehr nach Norden zu, der goldene Abendstern sichtbar. Er stieg aber nicht, er schien auch hinabzugleiten. Noch war kein Gestirn außer ihm zu sehen. Es war ein wunderbarer Frieden über die Welt gekommen. Auch Herr von Barnow hörte auf, zu summen. Die ganze Gesellschaft hatte sich, ohne es zu wissen, dem Abendstern zugewandt, und wir schwiegen alle.

Das ist eigentlich die „Venus", nicht wahr? fragte endlich die helle Stimme der Blondine.

Ja, sagte Hamann, dem die Frage galt. Venus ist sie immer; von Zeit zu Zeit aber ist sie „Abendstern", dann wieder „Morgenstern", je nach ihrer Stellung zwischen der Sonne und uns.

Schönster aller Sterne! sagte Johanna leise.

Sie ist also näher an der Sonne als wir? fragte Frau Bertha wieder.

O ja! So viel näher, daß sie nur ungefähr zweihundertundfünfundzwanzig von unsern Tagen braucht, um ihren Lauf um die Sonne zu vollenden. Also wer dort nicht mehr „Jahre" erlebt als Sie, der hat nicht lange gelebt!

Aber es ist dort sonst ähnlich wie bei uns?

O ja — und o nein! antwortete der Professor mit seinem mystischen Lächeln. Unsern Frühling und unsern Herbst würden Sie dort nicht finden; bei den „Venuskindern" geht es rascher von Warm zu Kalt, und von Kalt zu Warm. Auch gibt es da nur die heiße und die kalte Zone; und die Berge wachsen dort höher in den Himmel: bis zu vier Meilen und mehr. Sonst aber ist die Venus offenbar eine Blutsverwandte, eine Schwester der Erde; ja beinahe wie eine Zwillingsschwester: denn sie ist fast ebenso groß. Auch hat sie eine Atmosphäre, ebenso wie die Erde; sie dreht sich um sich selbst, wie die Erde, und nur wenig rascher —

Woher wissen Sie das alles? fiel ihm Frau Bertha ins Wort. Oder erzählen Sie uns da eines Ihrer Märchen?

Nein, ich sage Ihnen nur, was die Astronomen der Venus abgelauscht haben, erwiderte der Professor. Sie sehen, nicht nur unsolide Leute wie Tannhäuser waren im Venusberg — —

Es könnte also dort ähnliche Wesen geben, wie auf unsrer Erde? fragte

Frau Johanna. Wesen, die man ebenso gut Menschen nennen könnte? Die denken und empfinden wie wir?

Hamann lächelte auf seine stille Weise vor sich hin. Er schlug dann die schwarzen Augen langsam zu Johanna auf und sagte: Warum nicht? Sie wären ja Schwesterkinder, die von dort und von hier. Freilich würden sie auch ihre Unterschiede haben; und wenn die Natur es zum Beispiel zuließe, daß Sie auf die Venus kämen — oder ein Venuskind auf die Erde — so würden die Unterschiede vielleicht tragisch werden ... Ich könnte Ihnen mehr davon erzählen, wenn es Sie nicht langweilte; wenn Sie's hören wollten. Die ganze Geschichte eines Venuskindes — —

Was sagen Sie? rief Frau Bertha aus. Die ganze Geschichte eines Venuskindes? Jetzt sind Sie nun aber wirklich beim Märchen angelangt!

Der Professor blickte sie unbestimmt und geheimnißvoll an, sagte aber nichts.

Frau Johanna suchte auf seinem Gesicht zu ergründen, was er im Sinne habe. Necken Sie uns? fragte sie nach einer Weile.

Er schüttelte den Kopf. O, es ist eine ernste Geschichte, gab er ihr zur Antwort. Vielleicht viel zu ernst für diesen Abend —

Warum für diesen Abend? Sind wir nicht in der besten Abendstimmung, die man wünschen kann? Alle sind ja still; also bessere Zuhörer werden Sie wol so bald nicht finden. So lange die Venus noch über dem Wasser ist, sollten Sie's erzählen ... Sagen Sie nur erst: Sie haben die Geschichte erdacht?

Hamann lächelte. — So zu sagen, ja! — So zu sagen, nein!

Jetzt hören Sie auf, Professor, oder fangen Sie an, sagte Herr von Barnow; denn Sie haben mich nun endlich richtig neugierig gemacht! — Wie heißt Ihre Geschichte?

„Der Gast vom Abendstern", sagte Hamann langsam, indem er die mageren Hände ineinanderlegte. Er sah von seinem Steinsitz auf der Schutzmauer mit einem fragenden Blick zu Johanna auf, die etwas höher auf einer der Rundbänke saß. Seine magere, schmächtige Figur, wie aus einem alten Heiligenbild, mit dem langhaarigen, vergeistigten Gesicht, machte mir in diesem Augenblick einen wunderbaren Eindruck. In der Gesellschaft dieser blühenden, lebensfrischen, größtentheils blonden Menschen kam er mir wie ein gestrandeter Fremdling aus unbekannten Gegenden vor, den man eben aufgefordert, von seiner Herkunft und seinem Schicksal zu erzählen. Auf den fast demüthig fragenden Blick antwortete ihm Frau Johanna mit einem herzlichen Nicken. Damit zufrieden wandte er sich an die Gesellschaft, als hätte sie zugestimmt, murmelte noch einmal „Der Gast vom Abendstern", und begann in seiner verhaltenen Weise zu erzählen.

II.

Nach neuen Berichten vom Abendstern, meine verehrten Gäste — Berichten, an deren Glaubwürdigkeit gewiß nicht zu zweifeln ist — gibt es dort menschenähnliche Wesen, wie ich Ihnen schon sagte; Wesen, die Ihnen äußerlich so ähnlich sind, daß Ihnen ein unterscheidendes Merkmal wahrscheinlich fehlen würde. Dennoch fehlen natürlich die Unterschiede nicht! Die Venusbewohner haben zum Beispiel Augen wie Sie, aber sie sehen anders; und wenn das Menschenauge

auf die Farben des sogenannten Regenbogens beschränkt ist und weder jenseits des Roth, noch diesseits des Violett die Strahlen des Sonnenspectrums als Farben zu empfinden vermag, so ist das Auge des Venuskindes darin noch beschränkter: es sieht gar kein Roth, es sieht auch die andern Farben nicht so rein wie Sie, sondern die „schöne Welt" erscheint ihm ungefähr wie eine gute, bräunliche Photographie, mit Licht und Schatten, Linien und Formen, aber schwach gefärbt. Kurz, der Venusmensch ist —

Farbenblind, wie auch manche Menschen auf der Erde! fiel ihm Herr von Barnow ins Wort.

Der Professor verzog das Gesicht, und setzte einen Augenblick seine kleinen, schmalen Zähne auf die Unterlippe. Gleich darauf hatte er aber wieder sein mildes, liebenswürdiges Lächeln; er blickte auf Johanna, die sich nicht bewegte, und nickte Herrn von Barnow zu. Ja wol, ja wol! sagte er, und fuhr dann fort:

Der Venusmensch ist also „farbenblind", wie Freund Barnow sagte; so einfach im Nachtheil gegen den Erdenmenschen ist er aber nicht. Nämlich auch der Erdenmensch ist ein armes Geschöpf: er hat nur fünf Sinne, wie Ihnen bekannt ist, und das ist viel zu wenig; für unzählige Schwingungen der Materie und des Aethers, die beständig auf ihn einwirken — für den Magnetismus, die Elektricität, die chemischen Verwandtschaften, die allgemeine „Anziehung", und so weiter und so weiter — hat er keine Sinne. Was er davon weiß, oder zu wissen glaubt, sagt ihm nur sein Verstand! Dem Venusmenschen ist aber noch ein Sinn gegeben: der „Aethersinn" oder der „Fernsinn", wie sie ihn dort nennen — — bitte, lachen Sie nicht. Mit diesem wunderbaren, räthselhaften Sinn erfassen sie diejenigen Schwingungen des Aethers, durch den ganzen Weltraum, auf denen die gegenseitige Anziehung aller Atome, aller Körper beruht. Sie fühlen diese Anziehung; sie erleben sie im genießenden Bewußtsein; — und das hat dann freilich auch eigene, sonderbare Wesen aus ihnen gemacht. Sie leben gern in die Ferne, weil sie gleichsam auch das Fernste noch leibhaftig fühlen. Sie kümmern sich nicht viel um die kleine Venus, an der sie kleben; sie beschäftigen sich lieber mit dem Universum, sie grübeln, träumen, messen und berechnen, sie sind ein Volk von Astronomen und Denkern. Darin haben sie es weiter gebracht als die stolzen, eingebildeten Erdenmenschen; aber sie sind dafür auf der Venus nicht so recht zu Hause . . .

Nun, wir haben ja wohl auch dergleichen Leute! bemerkte Herr von Barnow mit einem flüchtigen Lächeln.

Ja wol, ja wol; gewiß! sagte der Professor.

Einer von diesen Grüblern auf der Venus entdeckte nun eines Tages, durch Experimente, die ich hier nicht wiederholen will, denn es würde Sie langweilen — — er entdeckte eines Tages, daß er die merkwürdige Fähigkeit habe, die allgemeine Kraft der „Anziehung" in seinem Körper nach Belieben zu schwächen oder zu verstärken; sodaß er im Stande war, sich so leicht zu machen, daß er auffliegen konnte, und dann wieder so schwer, daß fünf der stärksten Venusmänner ihn nicht vom Boden emporzogen. Ob diese Eigenschaft, die ihn natürlich sehr überraschte, auch in den andern Venuskindern schlummere und nur noch nicht entdeckt worden sei, darüber behielt er sich für eine spätere Zeit genaue Unter-

suchungen vor; zunächst kam dieser Glückliche auf einen kühnen Gedanken. Er hatte sich seit Jahren viel mit unsrer Erde beschäftigt. Für diesen hellglänzenden Stern, den sie dort den „Schwesterstern" nennen, hatte er eine ähnliche Vorliebe, wie Manche von uns für die Venus haben. Ein unendliches Verlangen kam nun über ihn, den Versuch zu machen, ob er vermöge seiner neu entdeckten Eigenschaft sich von der Venus abstoßen und durch den Aether bis zum „Schwesterstern" gelangen könnte. Er überlegte sich dieses gewagte Unternehmen eine Weile nach allen Seiten; endlich setzte er es auf folgende Weise ins Werk. Heimlich, ohne irgendwem seinen Plan zu verrathen — denn er fürchtete, daß man ihn sofort als wahnsinnig einsperren würde — begab er sich eines Morgens auf den höchsten Venusberg, den „Himmelssporn", der fünf Meilen hoch ist. Er brauchte zwei Tage, um hinaufzukommen. Wie er ganz richtig gedacht hatte, fühlte er, daß in dieser ungeheuren Höhe die Anziehungskraft der Venus lange nicht mehr so stark auf ihn wirkte, wie vorher im Thal, das er vom Gipfel aus nicht mehr erkennen konnte. Er hatte schon eine leichte, behagliche, elastische Empfindung; ungefähr wie ein Erdenmensch, der im Haschischrausch sich so körperlos leicht fühlt, wie wenn er gegen die Zimmerdecke emporschweben oder aus dem Fenster fliegen könnte. Nachdem er also die Nacht abgewartet hatte, und die Erde, der „Schwesterstern", in goldenem Glanz aufgestiegen war, stellte er sich oben auf die höchste Spitze; empfahl sich dem höchsten Gott, dem „Aethergeist", mit einem kurzen Gebet, machte auf Stirn und Brust das Zeichen des Sterns — was ungefähr dem Kreuzschlagen unsrer Katholiken entspricht — vernichtete das Gefühl der Schwere in sich, so viel er konnte, und flog in die Höhe.

Ich brauche nicht zu sagen, daß er sich vorher die Richtung auf die Erde und ihre Bahn gegeben hatte; und daß er fortfuhr, in dieser Richtung zu steuern, wobei ihn der angeborene „Fernsinn" unterstützte. Sobald er die immer dünner gewordene Atmosphäre der Venus ganz verlassen hatte und sich in dem großen Weltmeer des sogenannten Aethers befand, wuchs auch die Kraft dieses sechsten Sinnes. Er flog rüstig weiter; mit einer Geschwindigkeit, für die er gar keinen Maßstab mehr hatte; die ihn allerdings zuerst etwas ängstigte — doch der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch der Venusmensch. Nach und nach gewöhnte er sich auch daran, daß die Nacht nicht aufhörte; denn er hatte dafür die Freude, den „Schwesterstern" bald größer und größer zu sehn. Da er als guter Astronom in der Richtung flog, in der sich dieser „Schwesterstern" um die Sonne bewegt — wie ein guter Schütz auf die Stelle zielt, wohin der fliegende Vogel gelangt sein wird, wenn die Kugel eintrifft — so ersparte er sich unnütze Umwege, und seine Berechnung erwies sich auch als richtig. Er hatte sich zur rechten Zeit wieder schwerer gemacht, um die Anziehung der sich nähernden Erde zu verstärken. Endlich ward es heller; er kam in die Atmosphäre des beleuchteten Schwestersterns. Die mächtige Halbkugel, ein gewiß wunderbarer Anblick, wuchs gegen ihn heran. Er unterschied nur mit einer Geschwindigkeit, die ihn fast verwirrte — Meere und festes Land, Berge und Ebenen; die blitzenden Fäden der Flüsse, die dunklen Wälder und die hellen Kornfelder, bräunliche Häuserhaufen — so weit sein Farbensinn ausreichte — Heerden auf

den Wiesen, Menschen auf Weg und Steg, endlich den Rauch, der von den Dächern aufstieg, und den Dampf, den Schiffe und Lokomotiven in die Luft hinausbliesen. Er hörte das Schmettern von Trompeten, da Soldaten unter ihm vorbeizogen; Trommelschlag, Kühe-Gebrüll, Jodeln von Hirtenbuben, Hufschlag von Pferden, die vorüberjagten, rauschende Waldbäche, singende Vögel in den hohen Bäumen. Wie wunderbar ihm das alles war, brauch' ich nicht zu sagen . . . Plötzlich hörte er dann auch das helle Lachen einer Mädchenstimme. Er hatte es nie so gehört; denn die Venusmädchen lachen nicht so lieblich. Es ward ihm sehr eigen und sehr weich zu Muth. Er vergaß beinahe, die übergroße Schwere seines Körpers wieder aufzuheben. Erst im letzten Augenblick raffte er sich zusammen, machte sich so leicht, wie ihm in der Eile noch gelingen wollte, fiel aber doch etwas unsanft, zwischen Bäumen, ins Gras.

Als er nach einer Weile wieder zu sich kam — denn im Anfang verging ihm das Bewußtsein — sah er sich in einem Garten, der weiter hinaus in einen Wald überging. In der Gegend, von wo er das Mädchenlachen gehört hatte, hing eine Hängematte zwischen zwei jungen, starken Bäumen; in der Hängematte lag ein junges weibliches Wesen, ohne Zweifel dasselbe, das vorhin gelacht hatte. Mittlerweile war es aber eingeschlafen, und die Hände unter den Kopf geschoben lag es gar lieblich da. Ein offenes Buch, in dem es früher gelesen, über dessen Inhalt es vielleicht gelacht, lag auf seinem Schoß. Der Fremdling vom Abendstern trat leise und schüchtern näher, um dieses merkwürdige Wesen zu betrachten. Ein so schönes und reizendes Geschöpf hatte er nie gesehn; seine Schwestern, seine Mutter, und die andern Venusfrauen, die er kannte, waren mager, schmächtig und etwas schattenhaft wie er selbst, hatten schmale, kluge, blaßgraue Gesichter, dünne Arme und Hände. Wie anders waren die halbnackten, blühenden Arme dieses Erden-Mädchens; dann die edle, herrliche Kopfform, die freie Stirn mit den geschwungenen Brauen, die vornehme Nase und die vollen Lippen. Er betrachtete das schöne Wesen lange, und zu seinem Unglück. Es schien ihm, als wenn noch ein siebenter Sinn in ihm erwachte; es war aber nur das Gefühl der Liebe, das er noch nicht kannte. Hätte er sich in diesem Augenblick wieder leicht gemacht und die Erde verlassen, es wäre ihm besser gewesen . . . Statt dessen vertiefte er sich ohne Ende in diese Wohlgestalt und in sein neues Gefühl, seufzte vor Glück und vor Unverstand, und kniete endlich neben der Hängematte nieder.

Die Schöne erwachte und war sehr erstaunt, als sie sich mit diesem Unbekannten allein sah. Seine Erscheinung schien sie aber mehr zu befremden, als zu erschrecken. Sie fragte ihn, wer er sei und was er hier wolle.

Er gestand ihr sogleich, auf welche unschuldige Weise er in diesen Garten gekommen war, und woher, und warum.

Mit vielem Kopfschütteln — so sehr verwunderte sie das alles — hörte sie ihn an. Sie sind also ein sonderbarer Gast! sagte sie dann endlich, indem sie sich in der Hängematte auf einen ihrer schönen Arme aufstützte. Ein Gast vom Abendstern! Wer hätte das gedacht! — Sie sehen aber auch wirklich aus wie von einem andern Stern. Sie sehen aus wie eine Schattenpflanze. Es scheint, man gedeiht hier besser, hier auf unsrer Erde!

O ja! O gewiß! sagte er verliebt.

Wie heißen Sie? fragte sie.

Er nannte ihr seinen Namen; darauf lachte sie aber laut. Das kann ich nicht aussprechen, sagte sie. Das klingt mir wie Mathematik!

Nun, so nennen Sie mich, wie Sie wollen, sagte er, den ihr Lachen — er erkannte es wieder — um den letzten Rest von Vernunft brachte. Machen Sie überhaupt mit mir, was Sie wollen; ich bin so fremd auf der „Erde", wie Sie sagen; stoßen Sie mich nicht fort! Lassen Sie mich in Ihrer Nähe bleiben; sonst wird mir auf diesem fremden Stern unheimlich, wie einem Kind!

Was soll ich mit Ihnen anfangen? sagte sie, nun doch auch etwas verlegen.

Was Ihnen beliebt! Ich werde Alles für Sie thun, was Sie verlangen. Ich will Ihnen zu Diensten sein, Sie brauchen nur zu befehlen. Haben Sie nur so viel Güte, mich nicht fortzustoßen!

Gut — ich will es versuchen, sagte die junge Schöne, die wirklich ein gutes Herz hatte. Ich will mir Mühe geben, Sie sonderbares Wesen, Sie auf unsrer Erde etwas heimisch zu machen. Ich will Sie „Hesperus" nennen. Sehen Sie mich nun aber nicht mehr so schmachtend an; das gefällt mir nicht! — Sie können in einem Häuschen dort am Walde wohnen, da wo es den Berg hinan geht; ich werde dafür sorgen, daß man Sie da duldet. Meine Eltern sind gut, werden Ihnen helfen. Wenn Sie uns besuchen, werd' ich von Ihnen lernen, wie es bei Ihnen auf dem Abendstern aussieht, und was Sie sonst noch wissen; und Sie sollen von mir lernen, wie man sich bei uns auf der Erde benimmt. Zum Beispiel, Sie knieen noch immer, und das schickt sich nicht. Also stehen Sie auf!

Hesperus gehorchte; und das Mädchen verließ die Hängematte. Am obern Ende des Gartens, an einer ländlichen Straße, stand ihrer Eltern Haus. Dahin nahm sie ihn mit. Und so begann denn sein Leben auf der Erde; für den Anfang poetisch und wunderbar genug; auf das Bittere sollte er aber auch nicht lange warten.

Nicht daß es ihm an des Leibes Nahrung auf der Erde gefehlt hätte: der Vater seiner jungen Freundin, ein gelehrter und guter Herr, nahm sich des wundersamen Gastfreunds mit allem Wohlwollen an, nährte und kleidete ihn, bis er auf diesem fremden Stern sich etwas eingewöhnt und durch seine Kenntnisse, zumal in Mathematik und Astronomie, sich Beschäftigung und Lebensunterhalt zu verschaffen gelernt hatte. Auch schien es ihm nicht übel, auf der Erde zu leben; wenn nur nicht die so schnell erwachte Neigung zu dem Mädchen — wir können sie „Stella" nennen — den armen Hesperus mehr gequält als getröstet hätte. Zwar hielt Stella ihm Wort: sie erlaubte ihm, sie häufig zu besuchen und ihr die irdischen Sitten und Gebräuche abzulernen; sie beehrte ihn mit dem Namen „ihres Lehrers und Meisters", den sie ihm gab, wenn sie sich in seinen Kenntnissen und Wissenschaften von ihm unterrichten ließ; sie gestattete ihm, auf ihren Wanderungen über Berg und Thal ihr Begleiter zu sein und ihr den Schirm, den Mantel und das Täschchen zu tragen, wenn er es wünschte und es ihr beliebte. Nach und nach aber — wol etwas spät, weil er als Venusmensch ein Träumer war — fiel ihm auf, daß das schöne Kind oft (und

reizend) gähnte, wenn er neben ihrer Hängematte saß und ihr von seinem einförmigen, grüblerischen Venusleben erzählte. Dann bemerkte er, daß sie gerne bergan floh, wenn sie ihn von seinem Waldhäuschen kommen sah, um wieder als ihr „Lehrer und Meister" sie zu unterrichten; und endlich, daß ihm in seinem Dienst als Mantelträger ein Nebenbuhler erschien, der ihn tief beschämte. Dieser Nebenbuhler hieß „Hektor" und war ein Neufundländer; ein großer und schöner Hund, der jungen Herrin ebenso ergeben wie Hesperus, ebenso liebe-bedürftig, und „fast ebenso klug", wie Stella zuweilen in herzlicher, grausamer Heiterkeit erklärte. Er lernte mit der Zeit, Stella's Schirm im Maul, Stella's Tasche um den zottigen Hals, Stella's Mantel wie eine Schabracke auf dem Rücken zu tragen; und je mehr Hektor in diesen Künsten vorrückte, desto seltener rief die Schöne den Hesperus, sie auf ihren Wanderungen zu begleiten. Was Hesperus ferner im Stillen bekümmerte und schmerzte, war die Fülle von seltsamen Kosenamen, mit denen sie ihn beehrte: ob sie ihn nun den „Sterngucker", oder „ihren bleichen Hesperus", oder „Schattenpflänzchen", oder — wie zum Unterschied von Hektor — ihren „getreuesten Pudel" nannte. Zu guter Letzt kam er denn dahinter, daß er überhaupt ungefähr in gleicher Höhe neben Hektor stand, nur als ein zweibeiniger und redender „Hektor" eine Stufe höher; daß er ihr aber vielleicht noch besser gefallen hätte, als er ihr gefiel, wenn er ebenso schön wie Hektor an ihr hinaufgesprungen wäre, oder ebenso klangvoll gebellt hätte.

Dies alles aber waren noch nicht seine größten Leiden; sondern das größte war, daß dabei seine Liebe zu der schönen „Herrin" nicht schwand, sondern wuchs. Wie schmerzlich erstaunte er, als er eines Morgens, vor seinem Häuschen sitzend — weil er von dort zu Stella's Fenster hinübersehen konnte — in dem Buch eines Erdenmenschen las: „mit den Frauen leben ist schwer; ohne sie unmöglich". Er fühlte, daß dieses Wort ihn traf, wie für ihn geschrieben; daß es vielleicht keinen der Erdbewohner so sehr treffe, wie ihn. Wie oft sagte er sich seit diesem Morgen — wenn er sich schlaflos Nachts auf seinem Lager wälzte, oder wenn er Abends, in der Dämmerung, den aufblinkenden „Abendstern" erwartete und nicht mit Heimweh, aber mit Erdenjammer sich zu dem verlassenen Heimats-Stern hinüberdachte — wie oft sagte er sich, den Kopf traurig schüttelnd: „Ohne sie unmöglich!" — Kam er dann wieder zu Stella, und fand sie in ihrem dunkelbraunen Kleid träumend am Kamin — denn es war Winter geworden — oder in einem rosafarbenen Ballkleid (man sagte ihm, es sei rosafarben: selber sah er es nicht), die unbedeckten Schultern von Jugend und Schönheit strahlend, die Augen leuchtend, Alles an ihr Freude und Erwartung, auf den Ball zu gehn und mit den staunenden Erdenjünglingen zu tanzen: so verkroch sich wieder seine stumme Liebe in den tiefsten Winkel seines Herzens; denn sie lächelte ihn an, wie sie Hektor anlächelte, oder sie sah durch seine „Schattengestalt" hindurch in die weite Ferne. Sie ging dann zum Ball, und er blieb zurück; denn ihr zu Liebe hatte er zwar versucht, tanzen zu lernen wie die Erdenmenschen; aber „es geht nicht, Schattenpflänzchen", sagte sie ihm damals, mitleidig lachend: „Sie springen immer zu hoch, es nimmt sich aus, als wollten Sie in die Luft fliegen und wieder zu Ihrem Abendstern zurück; — lassen Sie es gut sein!" — An diese Worte gedenkend, wagte er's nicht wieder.

O ja! dachte er wohl, das Beste wäre für dich, armer Hesperus, in die Luft zu fliegen und wieder zu deinem Abendstern zurück. Aber was willst du dort? Stella verlassen? „Ohne sie unmöglich!"

So verging wol noch eine gute Zeit; endlich sollte sein trauriges Schicksal sich vollenden. Eines Tages zog er mit seinem Nebenbuhler Hektor und der gemeinsamen Herrin zum Spaziergang aus. Die Erde hatte ihr Schneegewand wieder abgelegt und sich in das jungfräuliche Frühlingsgrün gehüllt, dessen Reize er aus den Gedichten der irdischen Poeten und aus den schwärmerischen Entzückungen seiner Stella kannte: er selber, der „Farbenblinde", fühlte es nicht. Heimlich aber that ihm wohl, daß zum ersten Mal nach langer Zeit die „Herrin" wieder geruht hatte, ihn zum Mitwandern aufzufordern; ja es schien, als hätte sie diesmal ein besonderes Verlangen, mit ihm zu sprechen, und ihm schlug das Herz. So zogen denn die Drei auf die Berge zu; Jeder die neugeborene Welt betrachtend, Jeder mit anderen Augen: Hektor wie ein Hund, der die Farben fühlte und vor Freude bellte, ohne zu wissen, warum; Stella wie ein poesievolles Kind dieser schönen Erde, jede Brechung des Lichts, jeden Glanz der Farbe schwelgerisch genießend; Hesperus wie ein denkendes Venuskind, dem Himmel und Erde wie eine angenehme, warm bräunliche Photographie entgegenkam und allerlei Betrachtungen über Licht und Schatten, über Nah und Fern in ihm erweckte. Die Sonne aber that ihm wohl und machte ihm Muth. Er fühlte nicht nur ihre Frühlingswärme; er dachte auch: ist sie nicht die große Mutter der Planeten, ist sie nicht die Mutter *ihres* Sterns und auch *deines* Sterns? Bist du nicht der Geliebten sonnenverwandt, geist- und blutsverwandt? Wenn ihr also ein Paar würdet, wär' es denn so seltsam? wär' es denn unmöglich? Warum sollte sie dir nicht ihr Herz zuwenden, wenn du nur treu und unermüdlich wirbst? Warum willst du verzweifeln?

Während er noch so dachte, zupfte sie auf einmal sanft an seinem Aermel, und er fuhr zusammen. Sie träumen wieder! sagte sie, mit einem ernsthaften, liebenswürdigen Lächeln. Gott weiß, wie lange Sie nun schon wieder schweigen ... Hektor sagt *auch* nicht viel; ihr wetteifert, wer der Nachdenklichste und der Stillste ist. Aber es thut nichts ... Ich wollte Ihnen etwas sagen, lieber Hesperus. Sie waren uns immer gut, meinen Eltern und mir. Seit Sie mir damals so vom Himmel herunter in den Garten fielen, waren Sie mir ein so treuer, guter Kamerad ... Sie sollen der Erste sein, dem ich sage, was mir nun geschehen ist. Ich werde *heirathen*, Hesperus. Ich bin Braut. Wünschen Sie mir Glück!

Hesperus antwortete nichts; auch wenn er gewollt hätte, hätt' er nicht gekonnt. Aber er *wollte* nicht. Er wollte lieber sogleich in die Erde sinken. Oder wenn ein *Steinbild* aus ihm geworden wäre, hätte er es auch dankbar hingenommen. Er stand jedenfalls wie versteinert da, ohne sich zu rühren.

Was ist Ihnen? fragte sie nach einer Weile. Sind Sie wieder ganz von hier entrückt, auf Ihren Abendstern? Haben Sie nicht gehört, was ich eben sagte?

Doch, ich hab' es gehört, antwortete er, sich zusammennehmend. Ich wünsche Ihnen also auch Glück!

Und Sie sind nicht neugierig? Sie fragen nicht einmal, wessen Braut ich bin?

Er hatte in der That noch nicht daran gedacht, sie danach zu fragen. Es schien ihm so gleichgültig, wessen Braut sie war, wenn sie ihn nicht wählte. Er sah Hektor vorweglaufen, in den Wald hinein, und wäre ihm gern gefolgt, um Stella nicht mehr zu sehn und dieses Gespräch zu beenden. Doch als ein wohlerzogener Gastfreund dieser Erde nahm er sich abermals zusammen und heuchelte freundschaftliche Neugier. Eben wollte ich fragen, stammelte er. Wen werden Sie heirathen, Stella?

Nun, — den Präsidenten. Sie kennen ihn ja, lieber Hesperus; Sie haben ihn zuweilen, Abends, bei uns gesehn. Wie sonderbar verwundert mich Ihre Träumer-Augen anschauen. Dachten Sie das nicht? Wußten Sie nicht, daß er — — daß er das im Sinn hatte?

Ich wußte nichts, antwortete er und schüttelte den Kopf.

Sie leben immer noch halb auf einem andern Stern! sagte sie, freundlich lächelnd. Sie bleiben der „Hesperus"!

Ja, das mag wol sein! stammelte er und versuchte ebenfalls zu lächeln. Wie nutzlos, dachte er, war all mein Bangen und Grübeln, all meine Eifersucht: wenn diese jungen Herren kamen und ihr huldigten, vor jedem von ihnen habe ich gezittert. An diesen ernsten, reifen, ruhigen Mann, an den Präsidenten hab' ich nie gedacht . . .

Lieben Sie ihn denn, Stella? fragte er auf einmal.

Sie wurde roth und sah auf den Weg vor ihren Füßen. Ihre irdische Erziehung, sagte sie dann, ist noch nicht vollendet; so fragt man nicht, Hesperus! — — Ich will Ihnen aber doch sagen, weil Sie mein treuer, guter Kamerad sind: ich ehre ihn von ganzem Herzen, und bin ihm sehr gut . . . Und nun fragen Sie nichts mehr. Sie sind und bleiben ein gutes, närrisches Schattenpflänzchen: entweder sind Sie zu wenig neugierig, oder zu viel! Nun gehn wir nach Hause, denn es wird schon Abend. Sie sollten etwas besser auf den Weg achten, Sterndeuterchen: Sie strauchelten schon wieder. Sagen Sie noch zu Niemand, was ich Ihnen gesagt habe. Mir war es nur so ums Herz, zu Ihnen davon zu sprechen; — dieses Eine Mal, und nun lassen wir's . . . Ich muß Sie noch führen, scheint mir; — da ist meine Hand!

Er stolperte wieder über einen Stein, der im Wege lag, und konnte nicht umhin, ihre ausgestreckte warme Hand zu fassen, um sich aufrecht zu halten. Es lief ihm warm und kalt durch die Glieder hin. „Da ist meine Hand!" dachte er, sich ihre grausam mitleidigen Worte wiederholend. So hat sie vielleicht auch zu ihm gesagt, aber in anderm Sinn: „da ist meine Hand!" — Mir also gibt man so eine warme Hand nur um mich zu stützen? Ich bin und bleibe also der „Hesperus"? Ich bin auf diese unglückselige Erde nur herabgefallen, um zuzusehn, wenn die Andern lieben und geliebt werden? Für mich gibt's kein Glück? — Warum bin ich denn hier? Kann ich nicht wieder fort? Ich will fort! Ich will fort!

Als er vor Stella's Haus sich von ihr getrennt hatte und die Nacht hereinbrach, kletterte er stracks auf den nächsten Hügel, sah der versinkenden „Venus"

in das goldne Auge, sprach ein verzweifelndes, halb unsinniges Gebet zum „Aethergeist," machte das Zeichen des Sterns auf Stirn und Brust, und versuchte dann, sich wieder wie damals zu heben, end' es wie es wolle. Eine dumpfe Angst hatte ihn zwar den Hügel hinauf begleitet: wird es denn gelingen? Seit er auf der Erde war, hatte er oft mit Erstaunen und Beklemmung wahrgenommen, daß jene seine Fähigkeit, sich nach Belieben leichter oder schwerer zu machen, ihn mehr und mehr zu verlassen schien; ja es war ihm, als schwände sie in demselben Maße, in dem seine unselige Neigung zu Stella, dem Erdenmädchen, wuchs. Er schien zugleich der Spielball fremder Kräfte zu werden: ohne sein Zuthun kam es plötzlich über ihn, als solle er emporschweben (so auch damals, als er tanzen wollte), oder als müsse er wie ein Bleiklumpen zu Boden sinken. Diese gelegentlichen, sonderbaren Zustände hatten ihn zuweilen geängstigt; sie fielen ihm jetzt wieder ein; — aber „ich will! ich will!" sagte er vor sich hin. „Der Wille der Verzweiflung ist stark, und ich bin in Verzweiflung, und es wird gelingen!"

Einen Augenblick schien es auch, als erwache wieder seine alte Kraft; das Gefühl der Schwere begann ihn zu verlassen, die wunderbare, tröstliche Empfindung, als habe er keinen Körper mehr, tauchte in ihm auf. Schon glaubte er aufzufliegen, als eine thörichte Weichheit und Schwäche seines Herzens ihn verleitete, noch einmal den Kopf zu wenden und zurückzublicken: nach dem Hause nämlich, in dem Stella wohnte. Das weiße Haus leuchtete aus der graudunkeln Nacht hervor. Hesperus sah auch ein Licht; er wußte, daß es aus dem Fenster ihres Zimmers kam. Dort ist sie nun, dachte er ... Er seufzte auf; all seine Liebe zu ihr ward in ihm lebendig. Plötzlich empfand er wieder, daß die Erde ihn zog; jedes seiner Glieder schien sich gleichsam mit Schwere zu füllen. Ein jämmerliches Gefühl drückte ihn zu Boden; ihm war, als könne er sich nicht mehr aufrecht halten. Vergebens rang er, sich wieder loszumachen, sich emporzuschwingen. Er blieb wol auf den Füßen, er fiel nicht; aber es hielt ihn fest. Vergebens rief er alle Götter seiner Heimat an; vergebens starrte er zu den Sternen auf, als sollten sie ihn befreien. Kalter Schweiß brach aus ihm hervor; er stieß Verwünschungen aus, er stampfte die verhaßte Erde mit den Füßen; er zerfloß endlich in Thränen. Ich bin gefangen! gefangen! rief er in Verzweiflung. Auf ewig getrennt von meinem Stern! Ewig hierher verbannt, ewig hier gefangen! — Er warf sich zuletzt auf den Boden hin, der ihn wie mit unsichtbaren Ketten fesselte, und so blieb er liegen.

Wie lange er so lag, weiß Niemand zu sagen. Wie er am nächsten Morgen der Sonne ins Gesicht sah, die noch wieder die Erde, ihn und sein Elend beschien, hat man nicht erfahren. Lebt er noch? Leidet er noch? Was ist aus ihm geworden? Dieses alles ist dunkel; Gewißheit darüber kann man nicht erlangen.

Einige wollen wissen, nach und nach habe der unglückliche „Hesperus" sich daran gewöhnt, diese für ihn so traurige Erde nicht mehr zu verlassen; er habe „Vernunft angenommen", wie unsre populäre Moralphilosophie sagt, sich ganz und gar den Wissenschaften ergeben, und in einem andern Erdenland, fern von seiner Stella, lebe er als Lehrer der Jugend, die ihn zwar den „Sterngucker"

und wegen seines sonderbaren Blicks den „Fernseher" nenne, aber sich gern und mit Nutzen von ihm unterrichten lasse. Andre — wie es zu gehn pflegt — wollen Andres wissen. Der „Gast vom Abendstern" hab' es nicht ertragen, auf unsrer Kugel zu bleiben. Zwar den Sommer und Herbst habe er noch so fortgelebt; als aber im November Stella's Hochzeitstag kam, sei auch ein neuer Muth der Verzweiflung, oder eine neue Kraft über ihn gekommen. Er habe sich in der Nacht, die diesem Tage folgte, auf denselben Hügel neben ihrem Hause begeben; habe aber diesmal nicht wieder zurückgeschaut. Und da er dann allerdings wahrgenommen, daß jene seine verlorene Eigenschaft wieder erwachte, aber daran verzagt habe, den Heimatsstern zu erreichen, so habe er die Stunde erwartet, wo der bekannte große „Novemberschwarm" von „Sternschnuppen" durch und über unsere Atmosphäre zieht; habe sich aufgeschwungen, und dem größten dieser Meteore, das ihm in den Weg kam, sich auf den Rücken gesetzt. Auch sei er gerade in den mächtigsten dieser Schwärme gerathen, in eine jener ungeheuren Ansammlungen von Sternschnuppen und Feuerkugeln, die, den Geschwadern von Wandervögeln vergleichbar, durch den Weltraum ziehn, in höchst excentrischen Bahnen um die Sonne kreisen, und bei uns für „Kometen" gelten, wenn wir sie in weiter Entfernung auf ihrer leuchtenden Wanderung erblicken. Mit diesem endlosen Schwarm ziehe er nun dahin. Einsamer als je ein Mensch, da keiner dieser kleinen Weltkörper bewohnt sei; und sich dadurch ernährend, daß er sich zuweilen von einem Meteor auf das andre schwinge, es so zu sagen „abweide", bis der kärgliche und nicht sehr irdische Nahrungsstoff erschöpft sei, — dann dessen Nachbar aufsuche, und so fort und fort. So ziehe er gleichsam wie ein Hirt mit seiner Heerde, oder wie der „fliegende Holländer" des Aethers, durch die weite Ferne, die seinem „Fernsinn" gefällt. Wie weit aber diese Ferne ist, werden Sie ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß der „Novemberschwarm", in den er gerieth, erst in mehr als dreiunddreißig Jahren seinen Umlauf um die Mutter Sonne vollendet. Ebenso lange Zeit wird also auch vergehn, eh' Hesperus mit seiner „Heerde" wieder an der Erde vorbeikommt — wenn es wahr ist, daß er sich bei dieser Heerde befindet. Dann widersteht er vielleicht einer gewissen Erden-Sehnsucht nicht, und schwingt sich noch einmal von einem seiner Meteore auf den „Schwesterstern", auf Stella's Kugel herab ... Aber was findet er dann? Dreiunddreißig Jahre sind vorbeigegangen, Stella ist alt geworden, oder lebt nicht mehr; und auch seine Jugend ist dahin ...

Doch dies alles sind ja Träume, Phantasieen. Wie dort im Meer der Abendstern untergegangen ist, während ich diese Geschichte erzählt habe, so ist vielleicht auch der „Gast vom Abendstern" schon ins „Meer des Nichts" hinab, und es ist nutzlos, die Wiederkehr dieses traurigen Wanderers zu erwarten.

III.

Der Professor hatte geendet. Alle saßen still. Er selbst, dessen Stimme zuletzt, wie mir schien, etwas gezittert hatte, während sein Gesicht denselben stillen, melancholisch-mystisch-ruhigen Ausdruck behielt, ließ jetzt den Kopf wie in einer gewissen Müdigkeit gegen seine Brust sinken und rührte sich nicht. Nur

einmal blickte er, langsam und halb verstohlen, zu Johanna auf. Er erstaunte wol ebenso sehr, wie ich: Frau Johanna, die auffallend blaß war und offenbar sehr bewegt, hatte zwei große Thränen in den Augen. Als ich diese Beobachtung machte, stand mir die Zunge still: ich hatte eben ein Wort über das phantastische Märchen des Professors sagen wollen, sagte nun aber nichts. Eine gewisse Beklommenheit ergriff mich ... Den Andern mochte es ebenso gehn, wie mir; wenigstens schwiegen Alle.

Es schien, als versetzte dieses Schweigen Frau Johanna in Unruhe. Plötzlich stand sie auf, ging dann langsam fort. Ich sah ihr nach, wieder überrascht. Sie ging den Damm entlang, gegen die Stadt zurück. Sie bewegte sich aber in einer zögernden, träumerischen Weise, wie wenn sie das, was sie gehört, still bedenken wollte. Als ich mich wieder zu Hamann wendete, sah ich eine gewisse Röthe auf seinem bleichen Gesicht, und eine Unruhe, die er zu verbergen suchte. Mit aufgerissenen Augen starrte er ihr nach. Er schien sich zu fragen, ob sie mit ihm unzufrieden sei, ob sie aus Unwillen fortgehe. Ein heller Klang kam darauf herüber: sie war auf einen der großen eisernen Ringe getreten, die hier und da an den Granitblöcken des Damms befestigt sind. Bei diesem Klang fuhr der Professor leicht zusammen. Er öffnete die Lippen, fuhr sich mit einer Hand über die Stirn, und ging Frau Johanna nach.

Sonderbar! hörte ich hinter mir Herrn von Barnow murmeln. Es war das erste Wort, das gesprochen wurde. Johanna's Freundin, Frau Bertha, die noch auf der Steinbank saß, verfolgte die Beiden mit ihren hellen Augen; dann versuchte sie endlich, etwas Harmloses zu sagen. Ich bin noch wie betäubt, fing sie an, wie um das allgemeine Schweigen zu rechtfertigen; all diese phantastischen Erfindungen haben mich „benommen". Was alles in so einem Denkerkopfe steckt! — — Armer Hesperus!

Herr von Barnow murmelte etwas, das ich nicht verstand.

Noch zu guter Letzt der „fliegende Holländer" des Aethers, mit den unzähligen Sternschnuppen! fuhr Frau Bertha fort. Ist denn das auch nur eine Erfindung des Professors, daß die Kometen nichts als solche Sternschnuppen-Schwärme sind, oder ist das wirklich?

Einer der Herren nickte: Es soll sich wirklich so verhalten, gnädige Frau. Die Astronomen wollen es entdeckt haben; erst vor kurzer Zeit. In einer Zeitung hab' ich davon gelesen ... Ja, Sie haben Recht: das Ganze war eine wunderbare, tolle Phantasie!

Eine Taktlosigkeit war's! sagte Herr von Barnow.

Die hübsche Blondine sah ihn sehr erschrocken an.

Jawohl, gnädige Frau; eine Taktlosigkeit! — Sie wollen mir durch Ihren Blick sagen, der Taktlose sei jetzt ich; aber warum soll ich denn der Wahrheit nicht die Ehre geben. Professor Hamann erzählt da eine Geschichte, die mit all ihren astronomischen Umhüllungen so durchsichtig ist, daß noch lange nicht der Geist einer Frau Johanna dazu gehört, um bis auf den Kern zu sehn; und er bringt diese edle Frau so außer Fassung, daß sie — —

Er deutete mit dem Kopf dorthin, wo sie ging, als wollte er sagen: daß sie fliehen muß.

In diesem Augenblick aber bewegte sich Frau Bertha an ihm vorbei — sie war aufgestanden — und so im Vorübergehen sagte sie rasch und leise, aber ich hörte es:

Schweigen Sie doch! Haben Sie denn nicht gesehn, daß Johanna weinte?

Herr von Barnow schüttelte ganz verwirrt den Kopf. Er gerieth in eine merkwürdige Bestürzung; sein schönes, bräunliches Gesicht wechselte mehrmals die Farbe, zwischen Blaß und Roth. Barnow hatte eine so offene, stolztreuherzige Art, zu sein, daß man ihn in Momenten der Aufregung leicht durchschauen konnte. Nachdem er eine Weile geschwiegen und den beiden Vorausgegangenen nachgesehen hatte, sagte er mit leidlicher Fassung, doch indem die unruhigen Brauen sich noch bewegten: Uebrigens ist es Frau Johanna's Sache, wie sie es aufnehmen will . . . Hat ihr die Geschichte vom Hesperus gefallen, so kann sie auch mir gefallen. Ich für meine Person würde nur nie — — nie in dieser Weise — — Ich habe freilich auch nicht das Talent, Märchen zu erfinden . . . Gehn wir also auch? Der Mond wird bald da sein: unsre große Laterne für die Rückfahrt. Es wird hier kühl für die Damen. Gehn wir?

Eine Unruhe schien ihn dem Professor und Johanna nach zu ziehn, die jetzt, nicht weit vor uns her, mit einander gingen. Frau Bertha erwiderte nichts, sie nahm aber seinen Arm, und unsre Gesellschaft setzte sich in Bewegung. Nicht weit vom Ende des Hafendamms befindet sich die „Spindel" (oder das „Spill"), wonach man mißbräuchlicher Weise den ganzen Ausläufer des Damms benennt. Sie dient dazu, Taue aufzuwinden, mit denen man Schiffe, die sich in der Mündung festgefahren haben, allmählich wieder flott macht. Neben dieser Spindel standen jetzt Hamann und Johanna, als wir vorüberkamen. Er schien etwas schüchtern, aber eindringlich zu sprechen, sich zu entschuldigen. Johanna sah in einer wehmüthig weichen Rührung vor sich nieder, ohne auf uns zu achten.

Ja, sagte sie, als dann seine leise Stimme schwieg; wunderbar haben Sie's gemischt — aus Wahrheit und Dichtung . . .

Ich war so bewegt, darum ging ich fort, setzte sie leiser hinzu. Wie kamen Sie zu dieser wundersamen Geschichte — —

Ich trug sie schon lange in mir, sagte der Professor. Und wie nun heute der Abendstern erschien — —

Mehr hörte ich nicht, denn wir gingen weiter. Frau Bertha zog den zögernden Barnow mit sich fort. Seine Unruhe schien zu wachsen; ich sah, daß er seinen Bart biß und auch einen seiner Finger zwischen die Zähne brachte. Wir kamen endlich auf das feste Land und bis an die Stelle, wo der Dampfer im „Strom" lag. Der Kapitän und seine Leute waren eben beschäftigt, Lampions aus farbigem Papier an beiden Seiten des Schiffs auf Stricken entlang zu ziehn, sodaß sie über dem Bord hin und wider schwankten. Jenseits des andern Hafendamms stieg der Mond, mit fast noch gefüllter Scheibe, groß, röthlich und langsam über dem fernen, flachen Meeresufer herauf. Es war so still um uns her, daß ich von einem Boot, das weit aufwärts über den schmalen Strom hinüberfuhr, den Ruderschlag hörte. In unsrer Nähe am Ufer standen nur einige alte Lootsen, die uns und den „Vorwärts" schweigend betrachteten.

Ein frischer, kühler Hauch kam aus dem Strom herauf und von der See herüber; er bewegte uns aber nicht einmal die Haare, die Luft schien zu schlafen.

Sie gehen wieder zurück, sagte Frau Bertha leise.

Ich wendete mich um. In der noch immer sanft leuchtenden Dämmerung konnte man in der That die beiden Gestalten, Hamann und Johanna, sich langsam bewegen sehn, wieder auf das Spill zu. Der Mond begann seinen Lichtschleier um sie her zu weben. Gott weiß, wie es kam, aber während ich hinsah, war mir, als hörte ich Frau Johanna's Stimme, die vorhin auf dem Schiff so weich zu mir gesagt hatte: „Darum sollten wir einander wenigstens so gut sein, wie wir irgend können . . . Und den andern Einsamen recht viel Freude machen — uns zum Opfer bringen" . . . Auch was sie über Hamann gesagt hatte, fiel mir wieder ein. Die Beiden schienen nun, neben der hölzernen Bake des Spills, wieder stillzustehn. Es kam auch über mich eine Unruhe, ich wußte nicht recht, warum. Ich dachte an „den guten, den edlen Menschen", wie sie ihn genannt hatte; und daß er einer von Denen sei, „denen man so viel Liebes thun sollte, wie man irgend könne" . . .

Unterdessen schien die Gesellschaft ungeduldig zu werden; Frau Bertha setzte sich auf eine Bank, die in der Allee nahe am Ufer stand, und fing an zu gähnen. Barnow, dessen Arm sie losgelassen hatte, starrte noch eine Weile den Hafendamm hinunter; dann schritt er auf den Dampfer zu, trat über den Landungssteg und ging auf dem Verdeck ruhelos auf und ab. Der Mond stieg in die Höhe und schwamm nun wie blasses Gold in der fast farblosen Luft. Endlich bewegten sich vom Spill her wieder die beiden Gestalten. Langsam, fast unmerklich — es stimmte ganz zu dieser feierlichen, träumerischen Stille — kamen sie heran. Erst als sie sich näherten, sah ich, daß sie Arm in Arm gingen. Die schmächtige Erscheinung des Professors, die der Mond nun hell beleuchtete, nahm sich seltsam aus neben der vollen, fast üppigen Gestalt der schönen Frau. Sie lächelte aber, als sie an seinem Arm auf mich zu trat. Es war ein Lächeln, das ich nicht vergesse. Das sind Stella und Hesperus! dachte ich auf einmal.

Lieber Freund! sagte sie zu mir, während er nur die Lippen bewegte, als könne er nicht sprechen. Sehen Sie — — wir sind einig!

Sie sagte weiter nichts; und sie sagte es so weich und leise, daß ich im ersten Augenblick noch nicht ganz verstand, was sie damit meinte. Barnow aber, der jetzt zwischen den Lampions am Schiffsbord stand und herübersah, schien es desto besser zu verstehn, obwol er die Worte kaum hatte hören können. Er machte eine eigenthümlich zuckende Bewegung, und schien wieder die Farbe zu verändern; indessen da er im Schatten stand, konnte ich mich täuschen. Ich hatte ihn aber grade vor den Augen, und nahm wenigstens wahr, daß etwas in ihm vorging, und daß er nach Fassung rang. Nach Allem, was ich bisher an ihm gesehen hatte, war es auch nicht überraschend.

Dies war übrigens das Letzte, was ich noch bemerkte; denn ich gestehe, mir selber nahm es die Fassung, unsre Frau Johanna und den „schwarzen Christus" so „einig", fürs Leben einig zu sehn. Es überfiel mich ein Schreck, den ich in der ersten dumpfen Verwunderung nicht empfunden hatte. Professor Hamann lächelte so sonderbar; so mystisch-verklärt . . . Ich weiß nicht mehr, was sich

dann begab. Ob ich einen Glückwunsch hervorbrachte, oder was ich sagte, hab' ich ganz vergessen. Ich weiß nur, daß nach und nach Alle auf das Schiff stiegen; daß ich es ablehnte, mitzufahren; und daß endlich der „Vorwärts" abstieß. Die Lampions waren mittlerweile angezündet worden; mit den bunten Farben mischte sich das bleiche Mondlicht; vom Vorderdeck stiegen Raketen in die Höhe. Am Ufer hatte sich allerlei Volk versammelt. Ich sah noch Johanna und Hamann zwischen zwei Lampions neben einander stehn; sie war röthlich, er bläulich angeleuchtet. Sie standen Hand in Hand. Mir war's wie ein Traum . . . Der Dampfer rauschte stromauf; seine farbigen Laternen leuchteten noch lange, bis er hinter den letzten Häusern von Warnemünde verschwand.

IV.

Nach diesem verhängnißvollen Abend habe ich Frau Johanna mehr als anderthalb Jahre lang nicht gesehn; erst im Mai des zweiten Jahres danach sollte ich ihr wieder begegnen. Inzwischen hatte ich gehört, daß sie Frau Hamann geworden, daß sie heiter und, wie es schien, ganz zufrieden lebe. Er nenne sie lieber Stella als Johanna, sei ihr dankbar und überaus ergeben, und arbeite an einem großen, etwas mystischen, astronomisch-theosophischen Werk. Er war Professor an einer norddeutschen Universität, wo aber seine „poetisirende", nicht rein wissenschaftliche Richtung viel bespöttelt wurde. Hierüber hörte ich zuweilen Dies und Das. Wie man sich an Alles gewöhnt, so gewöhnte ich mich nach und nach auch an den Gedanken, daß eine Frau, die einen so feurigen und emporstrebenden Geist hatte, sich an diesem bescheidenen Opfer-Glück genüge: denn für etwas Anderes konnte ich's nicht halten. Wie oft sieht man Frauen von bedeutenden Eigenschaften, die zuletzt die Krone ihres Lebens darin finden, einem liebebedürftigen, guten, unbedeutenden Gatten das zu sein, was die Sonne der Erde ist. Schön wäre es freilich, könnten sich immer Zwillingssterne finden, die sich gegenseitig Licht und Wärme zustrahlen; wenn man aber dieses höchste, seltenste Glück lange vergebens gesucht hat, mag man es freilich würdiger und begehrenswerther finden, ein kleines Gestirn zu wärmen, als in's Nichts zu strahlen. Und so leuchtet nun diese edle, schöne Stella ihrem Hesperus, dacht' ich . . .

Es blieb aber doch im Grunde meiner Seele ein widerstrebendes, ablehnendes Gefühl.

Im Anfang des Winters hatte sie sich vermählt; den nächsten Sommer verlebte sie, wie ich erfuhr, wieder in Warnemünde, mit ihm. Ich kam aber erst im zweiten Jahr wieder in die Heimat; diesmal früh, im Mai; im sogenannten „Wonnemonat", den man aber noch nicht an unserm rauhen nordischen Meer zuzubringen pflegt. Es war sogar Anfang Mai; nur der Postdampfer fuhr täglich, Nachmittags, von Rostock nach Warnemünde, und früh Morgens zurück. An einem sonnigen Nachmittag, bei frischem Ostwind, ging ich im Rostocker Hafen auf und ab; die Wintergeschwader der großen Zwei- und Dreimaster waren schon stark gelichtet und die letzten rüsteten zur Ausfahrt. Mich überkam ein Verlangen, auch ans Meer zu gehn. Ich stieg auf den „Kurier",

den Postdampfer, dessen Glocke eben läutete. Auf dem Vorderdeck saßen alte und junge Warnemünderinnen, die ihre Fische in der Stadt verkauft hatten und müde in ihre leeren Körbe oder in die Luft starrten. Sonst war das Schiff fast leer. Ich ging auf das Hinterdeck und genoß die belebende Frische der Wasserluft und die Wärme der Sonne. Endlich schäumte der Fluß unter den Rädern auf, und wir fuhren abwärts.

Nach einer Weile hörte ich eine leise, wohlklingende, aber sonderbare Stimme, die mich anzureden schien. Auf einer der Bänke erhob sich eine schmale, unbedeutende Gestalt, die ich bisher nicht beachtet hatte, und kam auf mich zu. Als ich sie ansah, erstaunte ich. Es war Hamann. Seine „Chaldäer"-Augen blickten etwas von unten zu mir auf, da er den Kopf vorneigte; er begrüßte mich mit seinem überverbindlichen Lächeln. Kommen Sie, uns das Vergnügen Ihres Besuchs zu schenken? fragte er.

Ich gestand, daß ich von seiner Anwesenheit in Rostock oder Warnemünde bisher nichts gewußt hatte. Und wie kommen Sie um diese Zeit an die See? fragte ich zurück.

Er lächelte melancholisch; legte die schmale, stubenbleiche Hand an seinen schwarzen Kinnbart, der sich in unzähligen Löckchen kräuselte, und stieß einen resignirt sanften Seufzer aus. Es liege an *ihr*, sagte er. Seine Frau sei leidend. Nicht eigentlich krank; aber auch nicht gesund. Sie habe durchaus, sobald der Frühling gekommen sei, aus der Stadt gewollt; und, da das Meer „ihre Liebe" sei, ans Meer. Und da man ja immer den Willen der Frauen thue, sei es auch geschehn. Seit acht Tagen sei sie in Warnemünde; mit ihrer Dienerin, sonst ganz allein; Einsamkeit sei es grade, was sie suche. Ich diene einer *andern* Pflicht, setzte er in seiner geschmückten Redeweise hinzu: der Pflicht, den Studenten etwas zu sagen, das sie noch nicht wissen. Ich kann meine Frau nur von Zeit zu Zeit besuchen; dies ist mein erster Besuch.

Er setzte hinzu, er rechne auch auf den *meinigen*; es werde seiner Frau eine Freude sein. Selbstverständlich war ich entschlossen, Frau Johanna zu sehn. Warum ist sie leidend? dachte ich. Sie, die immer gesund war? — — Als wir in Warnemünde ans Land stiegen, trennten wir uns zunächst; Hamann ging zur „Seestraße", wo Johanna wohnte, ich weiter den Strom hinab und ans Spill, wo mich die alte See in ihrer alten Sprache „lautaufrauschend" begrüßte. Jugendgefühle aus halbvergessenen Zeiten wachten wieder auf. Zwischen den Menschen meiner Jugendzeit, die aus der Brandung heraufzusteigen schienen, tauchte aber immer wieder der „Chaldäer" auf; der schmalstirnige, schmalbrüstige, zartlächelnde Mensch, der „Gast vom Abendstern" mit dem „fernen" Blick. Er war mir noch fremder als damals, an dem ersten Abend. Ich fühlte fast eine Scheu, die Frau wiederzusehen, die ihn geheirathet hatte . . . Endlich machte ich mich auf und ging zurück, und am Leuchtthurm vorüber auf die Seestraße zu. Noch waren hier alle Häuser wie im Winterschlaf, nur an einem waren die großen Schiebfenster der Vorhalle und des Balcons gelüftet, und grünende Gewächse sichtbar. Es war das Haus, in dem Frau Johanna wohnte. Ich stieg die Treppe hinauf, denn sie wohnte im ersten Stock. Schon in der Thür kam sie mir entgegen, in einem dunkeln, winterlichen Kleid. Sie gab mir eine

kühle, beinahe kalte Hand, aber sie begrüßte mich in ihrer liebenswürdig warmen, freudestrahlenden Weise.

Ich sah sie etwas befremdet an, sie war sehr viel magerer geworden und hatte dunkle, bläuliche Ringe um die Augen. Beides stand ihr gut, aber es fiel mir doch auf. Aus einer Nebenthür kam „Hesperus"; er lächelte wieder ebenso verbindlich, wie bei der ersten Begrüßung, verfiel dann aber bald in ein vor sich hin träumendes Schweigen. Frau Johanna erschien mir desto aufgeregter. Sie fragte viel und erzählte viel; dabei vermied sie es fast, den Professor mit ins Gespräch zu ziehn, und überließ ihn seinen eigenen Gedanken. Von den Menschen kam sie bald auf Literatur, Politik, auf Alles, was ihren lebhaften Geist interessirte und beschäftigte. Sie hatte eine Menge von Büchern mitgebracht, die alle Tische bedeckten. Sie sprach aber von Büchern, Menschen und Ereignissen nicht so wohlwollend wie sonst; ihre gebleichten Wangen rötheten sich leicht, Manches, über das sie sonst zu lächeln gewohnt war, erregte ihren Unwillen. Ein gewisser cholerischer Eifer verzog ihr dann die Lippen; einmal stieß sie sogar mit der Hand heftig gegen den Tisch, sodaß ein Buch auf die Erde fiel. Als ich es aufhob, wollte sie dafür danken; aber sie seufzte nur. Sie brach dann ab und trat auf den geöffneten Balcon. Als sie wieder zurückkam, lag wieder ein liebenswürdiger, weicher Ausdruck auf dem edlen Gesicht; aber ich entdeckte auch ein leises Frösteln an ihr, das ich schon mehrmals bemerkt hatte und das mich verwunderte, denn die Luft war nicht heiß, aber auch nicht kühl.

Sind Sie erkältet? fragte ich.

O nein! sagte sie, und mit einem trüben Lächeln schüttelte sie den Kopf.

Professor Hamann begann jetzt ein gleichgültiges Gespräch; nach einiger Zeit unterbrach er sich mitten in der Rede und sah mich wie um Entschuldigung bittend an. Verzeihen Sie, sagte er; schelten Sie mich nicht unhöflich, wenn ich mich diesem schönen Beisammensein für eine Weile entziehe und in meine Arbeitszelle gehe. Ich habe — er lächelte — ich habe ein Gelübde gethan, den ersten Theil meines Werkes noch in diesem Monat zu vollenden. Diese Art von Gelübde lassen Sie ja wol gelten! Ich hoffe bestimmt, Sie noch zu finden, wenn ich wiederkomme. Eine gewisse Idee — er legte zwei seiner schmalen Finger an die Stirn — macht mir „Denkerweh", wenn Sie den Ausdruck gestatten. Und gewisse Berechnungen . . . Sie verzeihn!

Ich bitte sehr! sagte ich.

Er verneigte sich, als hätte ich etwas besonders Gutes und Dankenswerthes gesagt, und ging aus der Thür.

Wo ist diese Arbeitszelle? fragte ich.

Dort! sagte sie und deutete nach oben. Da ist noch eine Kammer, die er gleich entdeckt hat, als er vorhin kam und draußen stand, um unser Haus zu suchen. Da will er arbeiten, wenn er mich besucht. Nicht wahr, Sie entschuldigen ihn; Arbeit ist das Beste, — das Einzige, was er hat. Wenn man ihn denken und schreiben läßt, ist er ganz zufrieden. Und Zufriedenheit — — was will man mehr auf der Welt!

Ich erwiderte nichts.

Sie sah mich plötzlich an, und in den groß aufgeschlagenen, braunen, tiefblickenden Augen lag eine solche Fülle und Energie der Traurigkeit, daß es mich verwirrte. Lieber Freund! sagte sie langsam. Sie wollte fortfahren und stockte. Mehrere Male bewegte sie die Lippen und hob das Kinn; zuletzt aber schwieg sie doch. Sie nahm ein Buch in die Hand und blätterte. Ich war gleichfalls still, denn etwas Gleichgültiges wollte ich nicht sagen. Das Buch fiel endlich aus ihrer Hand auf den Tisch, und sie setzte sich.

Ueber Einiges muß ich doch mit Ihnen reden, fing sie möglichst ruhig und gelassen an; denn es widersteht mir, daß zwischen uns gewisse Dinge unberührt bleiben sollen; und warum könnten so gute Freunde wie wir nicht offen davon sprechen . . . Zum Beispiel, daß ich mich damals, dort auf dem Spill, so plötzlich entschloß, wieder zu heirathen . . .

Und zwar *ihn* zu heirathen, setzte sie nach einer Weile hinzu.

Ich glaube, ich sagte etwas, oder *begann* vielmehr etwas zu sagen. Sie unterbrach mich sogleich. Ein so plötzlicher Entschluß mußte Sie überraschen, sagte sie; er hat ja auch *alle Welt* überrascht . . . Wenn Sie aber bedenken, wie sehr ich an jenem Abend all die Leiden fühlte, die ich dem armen Hamann in meinen Mädchenjahren zugefügt hatte; und wie sein stiller, noch immer nicht abgestorbener Kummer, seine rührende Treue mir zu Herzen ging! — Ich war in einer so weichen, aufgelösten Verfassung; ich fühlte mich überhaupt so zwecklos auf der Welt; hatte ein so inniges Verlangen, noch irgend einen Menschen recht, recht glücklich zu machen . . . Da kam seine Erzählung. Sie ahnen wol nicht, wie sie mich ergriff . . . Alles, was der Arme einst mit mir erlebt hatte, war darin so wunderbar treu und wahr geschildert, und doch so ganz mit dem Märchen vom „Abendstern" verschmolzen, daß Augenblicke kamen, wo ich selber dachte: hab' ich wirklich diesen Hesperus gekannt? Wo hört denn die Wirklichkeit auf, wo fängt denn das Märchen an? — Ja, lächeln Sie nur; es *ist* so. Ich war in einem so träumerischen, nachtwandlerischen, aufgeregten Zustand . . . Und die ganze phantastische Erfindung, dieses Hinüber und Herüber von Stern zu Stern, diese Leiden des ewig fremden, armen Hesperus — das alles wirkte so poetisch auf mich — bewegte mich . . .

Doch darum *heirathet* man freilich noch nicht, sagte sie plötzlich in einem andern Ton; und ein leiser Seufzer folgte diesen Worten. Aber wenn Sie sich recht in die Seele einer Frau versenken — — — Auch mein *Gewissen* schlug. Mir war, als hätte ich gegen diesen Mann etwas gut zu machen. Ich hatte ihm zwar nie geflissentlich weh gethan; meine Schuld war es nicht, daß er mich damals so wehrlos und so hoffnungslos — — nun ja, daß er mich liebte, und ich ihn nicht. Aber in meiner Weichheit sagte ich mir nun: hab' ich nicht vielleicht doch mit ihm *gespielt*? Hätt' ich ihn nicht früher von mir entfernen müssen? Fühlte ich nicht recht gut, daß er zu sehr an mir hing? Und soll das ganze Lebensglück dieses armen „Fremdlings auf der Erde" — denn das war er wol — und das ist er wol — —

Sie stutzte und erschrak, als ihr diese letzten Worte so unwillkürlich entschlüpft waren. Sie wurde roth und sah flüchtig zu mir hinüber. Ich bemühte

mich, keine Miene zu verziehn, um ihre Verlegenheit nicht zu vermehren. Sie stand aber doch auf.

Nun, und ich will ja auch nicht vor Ihnen heucheln, sagte sie nach einem Schweigen, das nur ihre langsamen Schritte zum Fenster hin unterbrochen hatten. Jedenfalls wär' es auch thöricht, nutzlos; was Sie heute nicht sehn, würden Sie morgen sehn; — und ich hab' es immer so lächerlich, so unwürdig gefunden, seinen Kopf wie der Vogel Strauß in den Sand zu stecken. Ja, — er ist nicht ein Mensch wie die andern Menschen. Er wußte es ja sehr gut, er schilderte es ja selbst, als er das Märchen vom Hesperus erzählte. Ich aber dachte bei mir: du sollst nicht länger über „Stella" klagen; du sollst auf dieser Erde doch noch glücklich werden — —

Sie brach wieder ab. Sie legte eine Weile die Stirn gegen eine Fensterscheibe. Als sie mir dann aber ihr edles, blasses Gesicht wieder zuwandte, sah sie mich so erwartend, fragend, fast bittend an, drückte sich so lebhaft ihr Verlangen aus, mich etwas sagen zu hören, daß ich meine Abneigung, zu sprechen, überwand.

Kurz, sagte ich, Sie haben es damals so gemacht, liebste Frau Johanna, wie edle Frauen es zu machen pflegen. Sie haben Ihr reines Gewissen mit Gewalt beunruhigt, um ganz Mitleid zu werden; und weil Sie sich opfern wollten, haben Sie's auch gethan.

Als ich das Wort „opfern" auszusprechen wagte, fuhr es leicht durch sie hin. Sie blickte mir ins Gesicht, dann zum Fenster hinaus. Ein schwermüthiges Lächeln stand einen Augenblick auf ihren Lippen. Ich fühlte mehr, als ich wußte; aber ich fühlte ein beklemmendes Mitleid.

Jedenfalls haben Sie's erreicht, fing ich wieder an: Sie haben Jemand glücklich gemacht. Diesem „Fremdling", wie Sie sagten, ist es noch gut geworden auf der Erde! Er hat durch seine Erzählung vom „Abendstern" die Frau gewonnen, die es ihm angethan hatte, — und um die er ganz gewiß zu beneiden ist. Sie haben seine Lebenslust, seinen Schaffenstrieb wieder angefeuert —

Ja! sagte sie mit einem eigenthümlichen Auflachen und blickte nach oben: nach der Kammer, wo er jetzt saß und schrieb. Doch wie um sich zu verbessern, ward sie dann sogleich wieder ernst und schüttelte sanft den Kopf. Denken Sie nicht zu groß von seinem Glück, sprach sie so vor sich hin. Wir sind immer nur Zwei . . . Ein Kind, das ihn recht ans Leben fesseln könnte, ist uns nicht geworden. Und ich — ich bin leidend. Sehen Sie mein Winterkleid an, bei dem milden Wetter. Ich fröstele so oft — — und weiß nicht, warum. Was hat man an so einer Frau, die schon im Mai davongeht, um für ihre Gesundheit zu leben? — Ich sollte auch lieber zu Hause bleiben, werden Sie denken; sollte für meinen Mann leben, statt für mein liebes Ich. Aber — — wenn Sie wüßten — — glauben Sie mir, lieber Freund, er entbehrt mich nicht. Er studirt, er arbeitet. Er lebt wirklich im „Universum", nicht auf unsrer Erde. O, Sie kennen ihn nicht . . . Sie versuchte zu lächeln und zu scherzen. Sehen Sie, fuhr sie fort: Sie sagen, mit diesem poetischen Märchen hat er mich gewonnen . . . Es ist ihm damit gegangen, wie

den Singvögeln im Frühling: sie singen, bis sie sich den Minnelohn ersungen und ein Hauswesen gegründet haben; dann werden sie still. Er ist auch — ganz still. Er lebt nun wieder „zwischen Himmel und Erde", seinen Lebenstraum . . . Aber ich rede so viel von ihm und mir; und was red' ich alles; — was werden Sie denken. So ein Wiedersehn nach langer Zeit ist gefährlich, lieber Freund; man wird viel zu redselig; — und wenn man obendrein einsam ist wie ich — —

Nun genug von uns! Fürs ganze Leben genug! — — Damit ging sie an die offene Thür, die zu ihrem Balcon führte, und trat hinaus.

Es hatte sich mittlerweile am Himmel Merkwürdiges begeben: ein starker Nebel war plötzlich hereingebrochen, ich glaube von Norden her — einer von diesen späten Nebeln, die zuweilen der Mai noch bringt — und er schien das Meer gleichsam zu verschlingen. Die Sonne, die gegen Nordwesten sank, war nur noch eine rothglühende Scheibe, wie im Winternebel. Eine feuchte Kühle zog von der See herüber, die, kaum hundert Schritte entfernt, grade vor uns lag. Frau Johanna schüttelte sich fröstelnd. Aber sie blieb stehn.

Wollen Sie nicht hineingehn? fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

Ich ging in das Zimmer zurück, holte ein wollenes Tuch, das auf dem Sofa lag, und legte es ihr über die Schultern. Sie dankte leise. Die ungeheure Oede, die uns so nebelgrau anstarrte, das einsame Ufer — es war nirgends ein Mensch zu sehn — der nackte, sandbleiche Strand, an dem die Wellen sich brachen, wirkten nach diesem Gespräch sonderbar beklemmend. Das rothe Auge der Sonne schien die schöne Frau neben mir melancholisch-mitleidig zu betrachten. Wie weiße Lichter flogen nur einige Möven dicht über dem Wasser hin; bis sie meerwärts zogen und der heranwachsende Nebel sie verschluckte.

Dann erschien aber eine dunkle Gestalt auf dem Ufersand, die von der kleinen Anhöhe des Leuchtthurms herkam. Es war die Gestalt eines Mannes, groß, in ein joppenartig hängendes Gewand gekleidet. Der Mann stand bald wieder still und blickte ins Meer hinaus. Als ich schärfer hinsah, glaubte ich ihn zu erkennen. Ich bemerkte nun, daß auch Johanna's Kopf sich nach ihm gewandt hatte, und daß sie eine unwillkürliche Bewegung machte.

Das ist ja Herr von Barnow! sagte ich verwundert.

Ja, antwortete sie.

Wie kommt er um diese Zeit nach Warnemünde? — Lebt er denn nicht mehr in Doberan?

Doch, sagte sie. Aber dieser gute Mensch — sowie er hörte, daß ich wieder käme, ist er auch gekommen. Das ist auch ein wahrer Freund; ein treuer, anhänglicher Mensch . . . Als wir im vorigen Sommer hier so lange lebten, war er unsre beste Gesellschaft; er blieb ebenso lange wie wir. Sein gesunder, mecklenburgischer Humor wirkt auf mich so erfrischend; und dabei fühlt er so zart . . . Eben hat er herauf gegrüßt. Er kommt heute Abend, bei uns sein Glas Wein zu trinken. Kommen Sie nicht auch? Oder Sie bleiben gleich hier?

Ich mußte verneinen, denn ich war nicht frei. Ich sollte den Abend, und

dann die Nacht, bei alten Freunden bleiben, die Sommer und Winter in Warnemünde lebten. Die sinkende Sonnenscheibe erinnerte mich an das Versprechen, das ich diesen „Gastfreunden" ein für allemal gegeben hatte, nicht zu spät zu kommen. Ich muß schon fort! sagte ich. Leben Sie denn wohl!

Und wann kommen Sie wieder? fragte sie. Bald? Oder nie?

Ich lächelte. Wie können Sie fragen . . . Bald!

Ich bin Ihnen nicht verleidet, seit ich so — — so müde und leidend, mein' ich — — seit ich nicht mehr die Alte bin? — Fürchten Sie nicht, daß ich wieder klagen, wieder von so unfruchtbaren Dingen sprechen werde. Ich bin nun auch — ganz still . . . Also gute Nacht!

Ich drückte ihr stumm die Hand; sie war nicht mehr kalt. Fast vergaß ich, einen Abschiedsgruß für Hamann zu hinterlassen. Sie nickte still. Ich ging fort.

Auf der Straße kam Barnow mir entgegen. Der feuchte Nebel hatte seine lockigen blonden Haare aufgelöst, einige Tropfen hingen in seinem Bart. Die schöne Gestalt war unruhig; er bewegte die Schultern, auch zuckte es ihm zuweilen um die Lippen. Sowie er mich erreicht hatte, nahm er meine Hand, ohne etwas zu sagen, wandte sich und kehrte mit mir um. Nun? sagte er, so im Weitergehn. Sie waren bei dieser Frau?

Ja; ich komme von ihr —

Ich weiß es; ich habe Sie gesehn . . . Nun? Was sagen Sie?

Ich blickte ihn etwas verwundert an. Es war so ein aufgeregter, schmerzlicher Klang in seiner Stimme. Ich finde, sagte ich, daß sie ein recht trauriger Anblick ist —

Das glaub' ich! erwiderte er. Wenn man diese Frau so lange nicht gesehn hat, wie Sie, muß man das wol finden . . . Da hat sich viel verändert, lieber Doctor; mehr, als Sie wissen. Denn sie zeigt es nicht. Aber ich seh's. Denn ich hab' ja Augen. Und ich sage Ihnen, mein ganzer Humor geht dabei zum Teufel . . .

Er blieb stehn und sah mir mit seinen feurigen blauen Augen (die etwas geschwollen waren) treuherzig-offen, wie immer, ins Gesicht. Sie sind ja auch ihr Freund . . . Da geht viel zu Grunde, Doctor. — — Lieber Doctor, es geht da zu viel zu Grunde . . . So eine Frau!

Ich weiß nicht mehr, was ich darauf sagte. Er mochte unterdessen in meinen Augen etwas lesen, das ihn nachdenklich machte; denn er fiel mir ins Wort. Indem er meinen Arm ergriff und ihn drückte, sagte er mit gedämpfter Stimme, — obwol wir ganz allein auf der Straße waren: Glauben Sie mir, es ist nicht gemeiner Egoismus — oder so was dergleichen . . . Aber all diese Unnatur — denn Sie sehn das ja auch wie ich — diese ganze unmögliche Existenz geht mir sehr zu Herzen. Die Leiden dieser Frau gehn mir sehr zu Herzen . . . Ich soll jetzt hinaufgehn. Ich mag nicht. Ich mag diese Frau nicht leiden sehn. Ich mag ihn nicht sehn. Ich werde ja doch hinaufgehn, denn ich hab's versprochen; — — aber es ist schwer!

Sie sehn es vielleicht doch tragischer, als es ist, erwiderte ich, um etwas

zu sagen. So ein einziges Mißverhältniß ist ja nicht das Leben; und wer allerlei in sich hat, weiß sich auch zu helfen . . .

Ja, ja! murmelte er. Er sah mich von der Seite an, nahm dann meinen Arm und ging noch eine Strecke, bis zu dem Platz vor dem Leuchtthurm, mit mir weiter. Er richtete einige gleichgültige Fragen an mich; zeigte dann auf den Nebel und auf die Windkugeln beim Leuchtthurm, die sich jetzt hastiger drehten. Ja, ja, ja! sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte: so ist es. Wie Sie sagen, Doctor (ich hatte nichts gesagt): eine herrliche Frau . . . Ich hab' sie im vorigen Sommer kennen gelernt; wirklich kennen gelernt; so eine Frau muß man verehren, Doctor! — — Wenn ich nun dann an ihn denke — den sogenannten „Mann", mein' ich — — Das erste Lächeln flog wieder über sein Gesicht. Sie waren ja damals dabei, als er uns die Abendstern-Geschichte, die Geschichte von dem herübergeflogenen Hesperus erzählte . . . Ich sage Ihnen, die Geschichte ist wahr! Ich hab' hier diesen Mann drei Monate lang gesehn: er ist wirklich vom Abendstern gekommen; er ist Keiner von uns. Sehn Sie doch nur in seine verschleierten, schwarzen Stern- und Ferngucker-Augen . . . Stundenlang saß er da, auf dem Spill oder irgendwo, und „wirkte in die Ferne"; er war gar nicht mehr in sich, er war mindestens eine gute Million Meilen von hier entfernt, bei den „Schattenpflanzen" seiner Heimat. Darum lebt er nur halb . . . Er hat etwas Menschenähnliches, das bestreit' ich ja nicht; er ist sogar der Versuch zu einem schönen Mann, der schmalgewordene Schatten eines edlen Christus. Auf der „Venus" mag er einer von den Schönsten sein! Aber ein Schatten ist er; Alles, was er sagt, Alles, was er thut, Alles nur ein Schatten. Sehen Sie doch sein Lächeln; so lächelt kein wirklicher Mensch, das reden Sie mir nicht ein. Er ist vom Abendstern gekommen — und da hätte er bleiben sollen . . . Der aber hat diese Frau! — — Gute Nacht!

Er zog seinen Arm aus dem meinen, drückte mir die Hand, lächelte mir liebenswürdig-melancholisch zu, und kehrte um.

V.

Früh am andern Morgen fuhr ich nach Rostock zurück. Hier blieb ich aber noch längere Zeit, tief in den Juni hinein; und mindestens einmal wöchentlich kam ich nach Warnemünde. Der Mai war milde, nicht so regnerisch wie gewöhnlich; es gab eine Reihe wundervoller Tage; Frau Johanna aber war glücklich, wenn man kam, so einen Tag mit ihr zu verleben. Sie war dann fast mehr auf dem Wasser, als zu Lande; stundenlang ruderte sie, oder ließ das Boot auf den Wellen treiben, oder segelte weit hinaus und nach „Stolteraa" oder zur „Rostocker Heide" hin, wo man dann im Waldesschatten lagerte und träumte. Sie schien bei diesem Leben gesünder zu werden, etwas aufzublühen. Das krankhafte Fröfteln verlor sich nach und nach. Als im Juni das Meer sich hinlänglich erwärmt hatte, daß sie baden konnte, war es ihre Leidenschaft, weit hinauszuschwimmen, auch bei Wellenschlag, der ihre kühne Seele reizte, ihre Verwegenheit weckte. Es war, als sei sie dazu geboren, mit der See zu kämpfen; auch wenn sie gegen die Wellen ruderte oder segelte, kam eine gewisse Wild-

heit der Freude über sie, und eine Furchtlosigkeit, die keine Gefahr mehr zu kennen schien. Sie war dann bezaubernd, fast erschreckend schön; — was liegt denn am Leben, schien ihr glühendes, ganz von Leben erfülltes Angesicht zu sagen. Sie sang in die Wellen, und lachte . . , Kamen wir dann heim, so überfiel sie freilich wieder stärkere Traurigkeit, oder Leblosigkeit. Zuweilen, wenn ich unerwartet erschien, fand ich sie in Thränen. Sie erröthete dann vor Scham, daß ich sie so schwach gesehen hatte. Ihre starke Seele wollte nicht zeigen, daß sie litt; auch daß sie kämpfte, sollte man nicht sehn. Aber an ihrer Ruhelosigkeit sah man, daß sie immer kämpfte. Es war ein tief wühlender, heldenmüthiger Kampf, dessen Anblick mir oft die Brust beklemmte; von dem ich kein anderes Ende sah, als ein tragisches: denn ihre Leidenschaftlichkeit wuchs mit ihren Kräften, und ich sah eine neue Leidenschaft heranwachsen, die ihr edles Herz ergriffen hatte und im Kampf verzehrte.

Mit der Zeit begann sich der stille Ort mit Frühsommergästen zu füllen; Johanna aber wich jeder Anknüpfung aus, sie wollte nur mit den Freunden leben, also mit mir, wenn ich kam, und mit Barnow, der nicht mehr fortging. Er hatte nicht weit von ihr eine kleine Wohnung gemiethet und lebte da, oft einsiedlerisch, seinen Studien. Er war einer von den Menschen, die nie vom Arbeiten sprechen, aber sehr ernsthaft arbeiten; einen bestimmten Beruf hatte er aber nicht gewählt, Dies und Das schwebte ihm als wünschenswerth vor, und ich glaube, daß er — da ihn sein Vermögen unabhängig machte — zu vielerlei betrieb, um sich ganz für Eines zu entscheiden. Nun kam die Neigung hinzu, die ihn so unglückselig zu Johanna zog; von der er ebenso wenig sprach, wie von seinen Arbeiten, die aber seine offene Seele nicht verbergen konnte, dieß durch ihn hindurchleuchtete, wie der Wein durch ein schwach gefärbtes Glas: sie hatte wol die Farbe des Mitleids angenommen, aber die Natur des feurigen Elements verleugnete sich nicht. Nur der „Fernseher" sah, wie es schien, nicht vor alledem ... Er kam von Zeit zu Zeit, und so oft er konnte. Er blieb dann so lange, als es irgend anging, zumal in der Pfingstzeit, die den Mai beschloß. Immer war er der Gleiche, zuvorkommend, rücksichtsvoll, verbindlich, in seiner Art wirklich liebenswürdig; er zog sich aber bald mit einem elegischen Lächeln in seine „Dachkammer" zurück, um ungesehen zu grübeln oder zu schreiben, und Johanna sich selbst oder den Freunden zu überlassen.

Ich muß hier bemerken: eine Frau von reinerem Pflichtgefühl als Frau Johanna hab' ich nie gekannt; ich glaube sogar, daß der Stolz, ihre Pflicht zu thun, und der Opfersinn die beiden stärksten Kräfte ihrer Seele waren, die sich bis zum letzten Tag so in ihr bewährten. Es war aber auch ein Feuer in ihr, das nach Glück verlangte; das mit der Entsagung kämpfte, wie das Feuer mit dem Wasser kämpft; ein glühendes, zärtliches Verlangen nach Entfaltung und Ausstrahlung aller ihrer Kräfte, nach vollkommener Hingebung ihres ganzen Herzens, auf die Gefahr, alles zu verlieren. Nun sah sie täglich, stündlich die unwandelbare, stumme, fast ehrfurchtsvoll verschwiegene Zuneigung Barnow's, eines Menschen, an dem auch die Schwächen liebenswürdig waren, und der ebenso sehr ein wahrer, ganzer, echter Erdenmensch war, wie Hamann das Gegentheil zu sein schien. Zwischen diese Beiden gestellt, gerieth sie in eine

wachsende Unruhe; ihr Geist floh von einem Gegenstand zum andern, um sich abzulenken, nur so konnte sie sich in einer Art von Gleichgewicht erhalten. Noch mehr als sonst suchte sie sich für Alles zu interessiren, was sie umgab: von den Menschen an, ihren Lootsenfahrten, ihrem Ballasttragen, ihren Heringsfischereien mit den großen Netzen, bis zu den Milliarden winziger, ausgetrockneter Schneckchen, die, wie der Same auf der Rückseite des Farnkrauts, an den herangeschwemmten Seegrasblättern klebten. Alles beobachtete sie mit liebevollem Auge; an Alles suchte sie gleichsam eine Faser ihrer Seele zu heften, — als ringe sie doppelt leidenschaftlich danach, an die Erde anzuwachsen, da sie mit diesem „Erdenfremdling" zusammengekettet war. Es war seltsam und herzbewegend, alledem zuzusehen, und sich im Stillen zu fragen: was wird daraus werden?

Ich erinnere mich eines Abends, — Hamann war in Warnemünde, aber auf seinem Zimmer, Barnow war für einige Stunden nach Rostock gefahren, ich mit Johanna allein. Ich fand sie am Meer, wo sie im Sande lag; ein so zufriedenes Lächeln, wie man selten an ihr sah, verklärte ihr Gesicht, während die Augen sich schlossen. Was ist Ihnen so Gutes geschehen, fragte ich, daß Sie so glücklich aussehn? — Was soll mir geschehn? fragte sie zurück. Ich horche nur... Woher kommt das, daß, wenn man so im Ufersand liegt und das Wasser rauscht, man das absolute Gefühl hat, als rausche das Wasser rings um Einen her? Ein schönes Gefühl... Ach, wie gut das wäre, wenn man wirklich so daläge: rings von einem märchenhaften Meer umflossen, das uns still und geduldig auf seinem Rücken trüge, so lange es uns gefällt! Von der Erde und all den Erdensorgen wüßte man nichts mehr... Endlich, wenn man dieses Glück ausgenossen hätte und müde würde, sänke man langsam einer . . .

Warum schweigen Sie? fragte sie nach einer Weile und öffnete die Augen.

Was soll ich sagen? gab ich ihr zur Antwort.

Sie murmelte etwas, suchte zu lächeln und richtete sich auf. Wir gingen in dem feuchten Sand neben dem Wasser hin. Es war windstill, die Abendsonne schien; die seichte Brandung warf nur schwache Wellen, die einen schmalen Ufersaum bedeckten und dann wieder zurückflossen, bis die nächste heranschäumte. Wir beobachteten die unzähligen winzigen Insecten, die sich auf diesem überflutheten Ufersaum wie ein schwärzliches Band hinzogen, die hier lebten und starben, als hätten sie auch gelebt. Ein schwarzer, langgehörnter Käfer fiel uns auf, der mit unbegreiflicher Unermüdlichkeit den brandenden Wellen entgegenwanderte, von jeder ergriffen, scheinbar ersäuft und zurückgeworfen wurde, immer wieder sich aufraffte und vorwärts ging, ohne je etwas Anderes als einen neuen Wassersturz zu erreichen. Ob der nicht wahnsinnig ist? sagte ich endlich scherzend.

Ja — in unsern Augen, antwortete sie. Machen wir es anders? Immer wandern wir auch auf die Brandung zu; die aber spielt mit uns; wir kämpfen einen nutzlosen, unsinnigen Kampf, den wir in unsern großen Worten „heroisch", „tragisch" nennen . . . Sie fing an, tief und schwer zu athmen, als käme

wieder dieser Geist des Kampfes über sie; sie biß die Zähne zusammen, die Nasenflügel öffneten sich weit, die Augen glühten.

Ihre Füße werden naß, sagte ich; Sie stehn zu nahe am Wasser. Wollen wir nicht auf die Düne gehn?

Sie erwiderte nichts. Wir gingen quer über den festen Sand, dann über lose Sandwehen, dem langen, niedrigen Uferrücken zu, den das Meer im Laufe der Zeiten aufgebaut hat. Man hatte ihn jetzt durch allerlei sandfesselndes Geflecht gegen die Zerstörungswuth der Sturmfluthen zu schützen gesucht; allmählich ging diese unfruchtbare Düne landeinwärts in gemischteres Erdreich über, wo schon allerlei genügsame Pflanzen sich in Scharen angesiedelt hatten. Auch wilde Stiefmütterchen blühten; blaßviolette Schnecken krochen über den bleichen Grund. Von den Wiesen her, die auf dieses Uebergangsgebiet folgten, aus unsichtbaren Gräben und Teichen quakten die Frösche durch die Abendstille. Ein kleiner Friedhof, neu angelegt, offenbar noch fast unbewohnt, lag zwischen den Wiesen und uns, an ein junges Birken- oder Erlenwäldchen angelehnt, in schweigender Einsamkeit. Die Sonne, die bereits in die See hinabging, beschien uns noch, aber nicht den hinter der Düne versteckten Friedhof; er lag tief im Schatten.

Das wäre wol ein Platz für mich! sagte Johanna leise.

Was?

Sie deutete mit dem Gesicht, auf dem eben die Sonne starb, auf den Friedhof hin. Lieber da liegen, murmelte sie, als den Verstand verlieren . . .

Sie werden ihn nicht verlieren, Frau Johanna, erwiderte ich. Sie werden immer gesunder werden, und ihn nicht verlieren. Wenn Sie vorhin sagten, daß wir einen nutzlosen und unsinnigen Kampf kämpfen: Frieden zu haben, sind wir nicht auf die Welt gekommen. Leben heißt ja kämpfen. Und starke Seelen wie die Ihre werden stärker im Kampf. Glück werden Sie das nicht nennen, aber Ihr Ruhm wird es sein!

Ich kann nicht ewig so kämpfen, lieber Freund, entgegnete sie leise. Ich werde nicht stärker . . . Schwächer werd' ich, setzte sie fast unhörbar hinzu. Ich kann so nicht leben . . .

Der Abendstern! sagte sie auf einmal etwas lauter. Ueber der blaßgrauen Meeresfläche, hinter der die Sonne weggeschmolzen war, funkelte jetzt der goldene „Hesperus". Sein Licht zitterte stark.

Wir sahen ihn schweigend an. Ein dumpfer Druck lag mir auf der Brust.

Wie nannten Sie ihn doch damals? sagte ich endlich unwillkürlich, ohne nachzudenken. „Schönster aller Sterne" —

Hab' ich das je gesagt? fiel sie mir ins Wort. Ein wildes Lächeln flog über ihr Gesicht. So werden Sie mich das wol nie mehr sagen hören . . . Ich hasse ihn. Schrecklich ist mir sein Anblick. Hätt' ich ihn nie gesehn . . . Ich bin aber toll, daß ich Ihnen das sage. Warum sieht er mir auch gerade heute so ins Gesicht? — Kommen Sie, gehn wir; ich darf heute nichts mehr reden. Mir ist — — Ich weiß nicht. Lassen Sie uns gehn! — —

Aber nicht diesen Weg! sagte sie plötzlich, als wir uns gewendet hatten, auf den Rückweg zu. Nicht sehr weit von uns, da wo die Düne in die öffent-

lichen „Anlagen" von Warnemünde überging, saß ein Mann im Sand, zwischen dem Dünengras, den Johanna früher erkannt hatte als ich. Es war Hamann. Er saß mit dem Gesicht gegen den Abendstern, den er unverrückt zu betrachten schien. Uns sah er offenbar nicht. Seine zusammengesunkene, unbewegliche Gestalt machte mir den Eindruck — — wie soll ich sagen; „Weltentfremdung" wäre vielleicht wirklich das zutreffendste Wort. Er kam mir in diesem Augenblick wie der Hesperus seines Märchens vor; ich mußte an Barnow's wild humoristischen Ausbruch denken. Auch die letzten Worte Barnow's fielen mir wieder ein: „Der aber hat diese Frau!"

Kommen Sie! sagte Johanna etwas ruhiger und hängte sich in meinen Arm, wieder an den Strand hinunter und von da nach Haus! — Stören wir ihn nicht. Er ist ja lieber allein . . . Verlassen nur Sie mich nicht; bleiben Sie heute da, — und morgen auch; morgen auch, wenn es möglich ist. Mein Kopf ist so heiß . . . Man hat zuweilen Zeiten, wo man Hülfe braucht; wo Einen die guten Freunde nicht verlassen dürfen. Und nun aber nach Haus!

Wir gingen dem Wasser zu, und im Sand zurück. Ich warf noch einmal einen verstohlenen Blick auf den „Hesperus"; doch erst aus der Ferne. Er saß immer noch auf der Düne, auf derselben Stelle. Er schien aber sein Taschenbuch hervorzuziehn und darin zu schreiben. Dann richtete sich wieder sein Gesicht auf den Abendstern, der ins Meer versank.

VI.

Auf diesen Abend folgte der Tag, den ich so lange kommen gesehn und gefürchtet hatte; der die angesammelte Schwüle entlud und zu verhängnißvoller Klarheit führte.

Was sich zunächst begab, hab' ich nicht selber erlebt, erst nachher erfahren. Ich war in Warnemünde geblieben, aber am Morgen mit meinen alten Freunden über den Strom gefahren, um in die „Haide" zu gehn. Unterdessen arbeitete Hamann (der Abends abreisen wollte) oben in seiner Zelle; und der zurückgekommene Barnow erschien bei Johanna und forderte sie zu einer Segelfahrt auf. Sie sträubte sich eine Weile, was sie noch nie gethan hatte; sie war blaß und aufgeregt. Da er ihr aber die schönen, schäumenden Wellen zeigte, die das Meer bedeckten, gab sie nach und ging. Sie hatten ein gutes, festes Boot, einen vortrefflichen Segler. Als sie aus dem Strom ins offene Wasser kamen, merkten sie jedoch, daß die See noch unruhiger war, als sie vom Fenster aus gesehen hatten, daß der scharfe Wind immer höhere Wellen warf und zuweilen plötzlich hin und her sprang. Barnow wollte umkehren, oder wenigstens den Mast niederlegen und zu den Rudern greifen. Johanna aber schüttelte den Kopf. Ein gewisser wilder Trotz gegen die Gefahr kam wieder über sie. Sie fragte ihn, ob er sich fürchte, und segelte gleichgültig in die hohe See hinein. Die Wellen bespritzten sie, daß sie fast durchnäßt wurde; das Boot lag so schief, daß der Rand beinahe ins Wasser schnitt. Endlich kam ein Windstoß, der so in das Segel schlug, daß das Boot in die See tauchte und Barnow sich wunderte, daß es nicht völlig umgeschlagen war. Er war blaß geworden, weniger an sich als an Johanna denkend. Auf ihrem erregten, glühenden Gesicht aber änderte sich

nichts; nur eine flüchtige Zuckung fuhr darüber hin. Ja sie schien zu lächeln. Ohne ihn anzusehn, den Blick aufs Wasser gerichtet, die losen Schläfenhaare im Wind, steuerte sie gegen Norden weiter, schräg durch die Wellen.

Sie sind unvernünftig, sagte Barnow, den eine plötzliche Angst um sie befiel. Sie sind toll, wenn Sie mir erlauben das zu sagen. Bitte, machen Sie das Segel los; hören wir auf!

Warum? fragte sie.

Weil ich nicht will, daß Sie untergehn . . . Wenn Sie auf meine Bitte nicht achten, werde ich Gewalt brauchen. Sie sollen nicht weitersegeln; ich will es nicht, Frau Johanna. Ich duld' es nicht, daß Sie so muthwillig in die Gefahr hineinstürmen —

Und warum denn nicht?

Weil ich Sie liebe, gab er ihr zur Antwort. Darum nicht . . .

Er erschrak, als er es gesagt hatte, als ihm der Klang dieser Worte vor den Ohren schwebte. So viele Wochen hatte er sie nicht über die Lippen gelassen . . . Er ward glühend roth. Sie sah es, und sah daran, wie er es meinte, was er für sie fühlte.

Steht es wirklich so? sagte sie mit einem Ton der Stimme, der ihn erschütterte. Dann will ich mit Ihnen sterben . . .

Sie ließ das Segeltau etwas lockerer, daß der pfeifende Wind sich noch mächtiger in das Segel werfen und das Fahrzeug niederbeugen konnte, und fing an, das Boot quer vor die Wellen zu legen.

Jetzt sprang Barnow auf; das Boot schlug fast um Er kam bis zu Johanna's Bank am Steuerruder, riß die Schote los, kämpfte mit dem Wind, der ihm das flatternde Segel ins Gesicht schlug, und warf das Steuer, das Johanna noch festhielt, mit Gewalt herum. Das taumelnde Fahrzeug gewann wieder seinen Curs gegen die Wellen an. Barnow rollte das Segel ein, so schnell er konnte; dann setzte er sich hart neben Johanna auf den schmalen Sitz und führte das Steuer, das ihre Hand zitternd fahren ließ. Nun? fragte er. Wollen Sie jetzt rudern? Oder versprechen Sie mir, so zu steuern, wie ich es verlange, während ich rudere?

Thun Sie denn, was Sie wollen, sagte sie, blaß wie der Tod. Ich gehorche Ihnen.

Also wenden Sie, nach dem Lande zu!

Er ergriff die Ruder, und während sie steuerte, wie er es gebot, kamen sie in guter Wendung herum und hielten dann auf das Ufer zu. Eine Weile ruderte er so fort; Beide waren stumm. Sie sah ihn zuweilen heimlich an, und er bemühte sich, es nicht zu bemerken. Das Herz schlug ihm aber übermäßig. Endlich fragte er: Frau Johanna! Warum wollten Sie mit mir sterben?

Sie antwortete nicht.

Hören Sie mich wenigstens an . . . Ich habe lange geschwiegen, nun ist es heraus . . . Ich habe Sie immer verehrt, — ohne an Erwiderung und an Glück zu denken; Sie standen mir immer so hoch; über mir: denn wer bin ich, dacht' ich, gegen diese Frau . . . Als Sie dann aber ihm Ihre Hand gaben — diesem Mann — — Verzeihen Sie mir, Frau Johanna: nie

bis auf diesen Tag hab' ich es begriffen. Und wenn ich noch hundert Jahre lebe, ich werde es nie begreifen . . . Ich werde aber, Gott sei Dank, nicht hundert Jahre leben; — denn ich weiß, daß Sie unglücklich sind — so unglücklich wie ich — ja, so unglücklich wie ich — — und das ist genug!

Sie erwiderte nichts, aber ihre Thränen fingen an zu fließen.

Glauben Sie mir, fing er wieder an, meine Liebe zu Ihnen war immer rein und voll Ehrerbietung . . . Gern hätt' ich mich für sie aufgeopfert . . . Sagen Sie mir nur — —

Er brach wieder ab, da er bemerkte, daß er die Ruder in der Hand hielt, ohne sie zu bewegen, und daß sie wieder Gefahr liefen, in die Gewalt der Wellen zu gerathen. Mit verdoppelter Anstrengung trieb er das Boot weiter, gegen die Einfahrt zu, bis sie in ruhigeres Wasser kamen. Langsam fuhr er dann in den „Strom" hinein. Einen Blick auf das Spill werfend, wo sich ihr Schicksal damals entschieden hatte, und nach einem tiefen Seufzer wiederholte er: Sagen Sie mir nur —! Theuerste Frau Johanna! Hab' ich Sie nicht umsonst geliebt? — Sind Sie mir gut?

Sie war eine Weile still. Endlich sagte sie: Hätt' ich denn sonst mit Ihnen sterben wollen?

Die Worte verwirrten ihn; erst ein Blick aus ihren Augen sagte ihm Alles, was sie meinten. Blaß vor unerwartetem Glück, ließ er die Ruder sinken; und während sie so dahintrieben, athmete er still. Sie schloß die Augen und bewegte sich nicht. Endlich fuhr sie zusammen, als er sagte: Frau Johanna! — Johanna! — Ich war nie so glücklich; so unendlich glücklich . . . Warum wollten Sie sterben? Wenn es also wirklich wahr ist, was Sie mir da sagten — warum sollten wir nicht leben — womit haben wir uns denn den Tod verdient? Was Sie da gethan haben — damals, auf diesem Spill — war ein Irrthum Ihres edlen Herzens; fast bis zum Sterben haben Sie dran gelitten; — ist er denn unheilbar? Ich beschwöre Sie, hören Sie mich ruhig an: hat man die Ehen denn unlösbar gemacht? Warum sollten zwei unglückliche Menschen wie wir nicht noch glücklich werden — —

Johanna zitterte so sehr, daß er von selber verstummte. Ihre Thränen flossen unaufhörlich. Sie sah, daß auf dem Hafendamm, neben dem sie hintrieben, Menschen näher kamen; seien Sie still! bat sie leise. O mein Gott, was ist uns geschehn; nun kann ich auf Erden nie mehr ruhig werden . . . Sagen Sie jetzt nichts mehr. Mein Kopf faßt nichts mehr; ich verstünde doch nicht . . . Lassen Sie mich hier aussteigen; bleiben Sie im Boot.

Johanna! sagte er leise, ehe er zu der Landungsstelle lenkte, ich thue ja, was Sie wollen; ich gehorche Ihnen. Sagen Sie mir nur — —

Ich kann nicht, unterbrach sie ihn, eine Hand am Kopf. Heut will ich Sie nicht mehr sehn; kommen Sie heute nicht mehr. Ich beschwöre Sie. Morgen . . . Morgen!

Sie stieg aus, seine Hülfe ablehnend. Auf einen letzten, bittenden Blick von ihr blieb er im Boot zurück. Sie sah ihn voll Liebe an, ein erster unbestimmter Strahl der Hoffnung schien in ihren Augen aufzuleuchten. Morgen also! flüsterte sie noch einmal.

In all seinem Glück behielt er doch etwas Fassung; er sah Häuser, Menschen, und Johanna's thränennasses Gesicht. Sie hatte nach ihrer Art vergessen, sich die Thränen zu trocknen. Durch eine Bewegung, einen Blick deutete er darauf hin. Sie nahm ihr Taschentuch und mechanisch trocknete sie das ernste Gesicht und die großen Augen. Dann schwankte sie hinweg.

VII.

Ich war mittlerweile von der „Haide" schon zurückgekehrt und saß, Frau Johanna erwartend, auf der Esplanade, einem aufgehöhten Damm, der sich zwischen der Seestraße und der See entlang zieht. Es war wol Mittag geworden. Johanna kam langsam vom Leuchtthurm her; sie stand zuweilen still, sah vor sich hin und hob eine Hand zum Kopf. Ich bemerkte, daß sie auffallend erregt war; die Ursache freilich ahnte ich noch nicht. Als sie mich sah, richtete sie sich fester auf und kam auf mich zu.

Haben Sie — Hamann schon gesehn? fragte sie, nachdem wir uns begrüßt hatten.

Ich schüttelte den Kopf.

Sie setzte sich auf die Bank, von der ich aufgestanden war, und nach einigen Worten ohne Bedeutung schloß sie wie ermattet die Augen. Ich hatte das oft an ihr gesehn; es befremdete mich nicht. Ich blieb vor ihr stehn, und schwieg. Indessen mochte ich doch wol eine Bewegung machen, die sie falsch verstand; denn sie hob einen Arm, ohne die Augen zu öffnen, und sagte bittend: Gehn Sie nicht fort. Gehn Sie nicht fort!

Gewiß nicht, antwortete ich.

Die See war unruhig, sagte sie nach einer Weile, offenbar um etwas zu sagen.

Ich *seh'* es ja, erwiderte ich und lächelte.

Ja richtig: Sie sehn es ja. — Und Sie *hören* es auch. — Ich war wieder zerstreut; bitte um Vergebung! — Nehmen Sie mir auch nicht übel, daß ich die Augen schließe, während der Wind mich so anbläst. Nur dann thut mir's gut . . .

Wie war doch das, was Sie uns neulich von den Birmanen erzählten? fuhr sie gleich darauf fort.

Von ihrer Ehescheidung?

Ja.

Ich stutzte einen Augenblick. So unbefangen wie möglich sagte ich dann: Wenn in Birma Mann und Frau sich zu trennen wünschen, so schließen sie sich in ihrer Hütte ein, zünden zwei Lichter an, setzen sich und warten. Der, dessen Licht zuerst niederbrennt und ausgeht, steht auf und verläßt das Haus. Nur die Kleider, die er am Leibe trägt, darf er mit sich fortnehmen; alles Andre behält der Andre.

Dann aber sind sie frei!

Ja.

Wie einfach das ist . . .

Sie öffnete die Lippen, athmete und seufzte. Eine Weile saß sie noch so da, zurückgelehnt und den Kopf im Nacken. Es gingen allerlei schmerzliche, leise Bewegungen über ihr Gesicht. Dann drückte sie die knirrenden Zähne wie zu einem Entschluß zusammen. Die braunen Augen aufschlagend, die sich gefeuchtet hatten, fragte sie mit weicher Stimme: Wollen Sie mich für eine kurze Zeit entschuldigen, lieber Freund? Ich will nur einmal zu — Hamann hinauf . . . Ich komme wieder. Thun Sie mir aber die Liebe, gehn Sie mir nicht fort!

Wie sollte ich fortgehn, antwortete ich.

Sie stand mit einiger Anstrengung auf, ging dann etwas unsicher ihrem Hause zu, das uns grade gegenüber lag. Ich setzte mich auf die Bank und wartete. Damals wußte ich nicht, was sie bei Hamann wollte; jetzt aber glaube ich, daß sie in seine Kammer hinaufging, um ihm Alles zu sagen, und ihn zu fragen, ob er sich von ihr trennen könne . . . Ich wartete lange, sie kam nicht zurück. Ein Herr, den ich kannte, ging an mir vorüber und redete mich an. Er war eben von Rostock gekommen. Zufällig sagte er mir, auf einem andern Dampfer, der nach Rostock fuhr und ihm begegnete, habe er den Professor Hamann gesehn. Ich war erstaunt . . . Als ich wieder allein war, stand ich auf. Nicht daß Hamann nach Rostock fuhr, befremdete mich; er hatte das schon öfter gethan, wenn ihm plötzlich einfiel, daß er dies oder jenes Buch für seine Arbeit brauchte. Aber wenn er nun also nicht zu Hause war, weshalb kam Johanna nicht zurück? — Ich stand noch unschlüssig und wartete; endlich ging ich ins Haus und die beiden Treppen hinauf.

Als ich in Hamann's Zimmer eintrat, sah ich Johanna am Tisch auf dem Sofa sitzen; ein beschriebenes Heft lag aufgeschlagen vor ihr. Sie hatte die Arme aufgestützt, den Kopf in die Hände gelegt, und weinte laut.

Ich fragte, was geschehen sei. Ohne etwas zu sagen, nahm sie das Buch in die Hand, das vor ihr lag, deutete hinein, und hielt mir's hin. Ich sah eine Reihe von Blättern, klein und eng beschrieben; es war Hamann's Handschrift. „Der Gast vom Abendstern" stand auf dem ersten Blatt. Die ganze Erzählung war in diesem Heft zu Papier gebracht, wie ich im Blättern sah. Lesen Sie das Letzte! sagte Johanna, mit halbgeschlossenen Augen zu mir aufblickend. O lesen Sie das, lieber, lieber Freund!

Nach dem Schluß der Erzählung, auf dem nächsten Blatt, stand mit anderer Tinte geschrieben: „Hesperus' Abschiedsworte an den Abendstern". Das Datum stand obenan; das des gestrigen Tages, oder vielmehr der Nacht nach diesem Tag. Es waren offenbar die Gedanken Hamann's, als er am Abend auf der Düne saß und den Abendstern ansah; vielleicht dieselben Gedanken, die er — zunächst — in sein Taschenbuch schrieb, als ich im Weggehn zurückblickte.

Es klang hier und da wie Verse; doch es waren keine. In einer eigenthümlichen, lyrisch-melancholischen Steigerung des Ausdrucks (den Wortlaut kann ich nicht geben, ich besitz' ihn nicht) wendete sich Hamann als „Hesperus" an den Abendstern, wie in einem Epilog zu dem Sternen-Märchen. „Und nun nehm' ich von dir Abschied, schöner, geliebter Stern! hieß es ungefähr. Ewigen Abschied nimmt Hesperus von dir; nie kommt er zurück; heimisch geworden ist er auf der

fremden Erde, durch Stella, sein Glück. Ja, sie ist noch sein Glück! — Aber schweigend und einsam sitzt er auf der Düne; — armer Hesperus! Du hast nur vor den Sternen Muth, nicht vor den Menschen; hast das Herz nicht mehr, Stella zu sagen, daß sie dich glücklich macht. Du fühlst so sehr, armer Hesperus, deine Mängel, deine Seltsamkeit; fühlst, daß es dir nicht gelang, Stella glücklich zu machen; daß ihr mildes Auge nun fremd und kalt auf dich niederblickt . . .

Doch lebe wohl, schöner Abendstern! Nie kommt er zu dir zurück. Leben und sterben will er auf der Erde! Mit Stella will er leben oder sterben; denn ohne sie kann er nicht mehr sein. Wird sie sich ganz von ihm abwenden? Ach! Wird sie ihn verlassen? Wird er zum zweiten Mal durch sie elend werden? Dann ist Alles aus . . . Dann gibt es keine Venus und keine Erde mehr; dann gibt es nur noch den Tod!

Dunkel ist es oft um ihn, schöner Abendstern. Aber du, leb wohl. Da sinkst du hin . . . Gute Nacht!" — —

Ich hatte diese sonderbaren „Abschiedsworte" gelesen, blickte auf Johanna und schwieg. Sie lag in der Ecke des Sofa's, starrte gegen die Decke, legte sich dann die Hände vor die Augen. Da wir so still waren, las ich es noch einmal, und mein Schmerz um Johanna wuchs. Ich fühlte sehr wohl, was sie fühlte, — auch ohne daß ich wußte, was geschehen war. In einer dumpfen, hoffnungslosen Empfindung legte ich das Heft endlich auf den Tisch.

Sehen Sie, es ist aus, sagte sie, wie durch dieses Geräusch erweckt. Ich hab's also nicht geahnt, wie es in ihm aussah . . . Er kann nicht ohne mich leben — will nicht ohne mich leben. Ich kann ihn also nicht verlassen! Ewig nicht! Es ist aus!

Sie richtete sich auf, und ich erschrak über den offenen, grenzenlosen Jammer in ihrem Gesicht. Sie erzählte mir, was sie mit Barnow heute Morgen erlebt hatte. Es brach aus ihr hervor. Ihre Liebe, ihre Hoffnungen lagen hinter jedem ihrer Worte, ohne daß irgend eines davon sprach; sie sprach nicht davon, als verstünde es sich von selbst. Alle Wünsche des Lebens lagen ihr in den Augen, auf den geschwellten, halbgeöffneten Lippen, wie ich es nie an ihr gesehen hatte. Sie ging durch das Zimmer hin, zum Fenster, wieder zurück, wie eine Gefangene in ihrer Zelle. Sie sah mit einem hülflosen, irren Blick auf mich, dann aufs Meer hinaus. Dann stand sie wieder vor dem offen daliegenden Blatt mit den „Abschiedsworten", starrte es an und schüttelte den Kopf. Es ist aus, wiederholte sie. O, wie gut, wie wahr hat er das geschildert, in dem Märchen da: wie Hesperus verzweifelt, als er Stella verliert, wie er fort will, nach seiner Heimat, von der Erde fort; aber sie läßt ihn nicht los, er kann nicht, er ist gefangen! So bin ich gefangen . . . Ich gab ihm mein Wort, und ich muß es halten! Ich kann ihm nicht sagen: ich will dich verlassen! Dieser unglückliche Mensch — so schuldlos — so gut — er kann seine Stella nicht zum zweiten Mal verlieren; ich seh' es ja ein, es ist ja unmöglich. Will er „mit Stella leben oder sterben", so muß auch sie mit ihm leben oder sterben. Ich bin ja nicht schlecht . . . Es ist aus!

Plötzlich faßte sie sich; strich sich die verwirrten Haare aus der Stirn, nahm

das Heft vom Tisch, und trug es still wieder auf den Platz, auf dem sie's gefunden hatte: auf Hamann's Schreibtisch am Fenster, neben seiner Mappe. Sie glättete es mit denselben Händen, die es etwas verbogen und zerknittert hatten, sah es noch einmal an, und nickte fast unmerklich darauf hinab. Dann kam sie zu mir zurück. Mit einem Blick, den ich ebenso wenig vergesse wie ihr Lächeln damals, als sie als Hamann's Verlobte an seinem Arm auf mich zu trat, sagte sie, ohne jedes Pathos: Dies ist nun abgemacht. Ich bleibe also bei ihm, — bis ich daran sterbe. Er soll aber nie erfahren — — Schwören Sie mir das. Ich schwöre hier vor Ihnen, daß ich ihn nicht betrügen werde. Kommen Sie; gehn wir nun hinunter!

VIII.

Am Nachmittag kam Hamann aus der Stadt zurück. In Johanna's Wohnzimmer hatte er vor der Abfahrt einen Zettel zurückgelassen, auf dem er ihr mittheilte, daß er fortgehe, und warum, und wie lange. Sie hatte diesen Zettel erst gefunden als sie aus seinem Zimmer in das ihre kam. Ich war über Mittag dort geblieben, weil sie es verlangte; wir hatten gegessen, ohne viel zu sprechen. Dann zog sie sich in ihr Schlafgemach zurück, und ich blieb allein, mit einem Buch, bis Hamann erschien. Er war von dem Sturm zerzaus't, der sich mittlerweile erhoben hatte und donnernde Wellen gegen das Ufer warf; und nachdem eine gewisse Wind- und Wetter-Röthe von seinen schmalen Wangen verflogen war, erschien er mir geisterhaft bleich. Zum ersten Mal fiel mir auf, daß er mit einiger Unsicherheit oder Befangenheit nach Barnow fragte; und daß er etwas unruhig wurde, als er hörte, seine Frau wünsche allein zu sein. Ich sagte mir aber, daß ich vielleicht diese Bemerkungen nur deshalb machte, weil ich seine Selbstbekenntnisse gelesen hatte; diese Bekenntnisse, die mich überraschten, die mich fast beschämten, weil sie Vorgänge in ihm enthüllten, die uns allen fremd waren. Ich betrachtete ihn heimlich mit einem neuen, melancholischen Interesse. Mitfühlender als sonst beobachtete ich die weichliche, aber nicht unedle, vielmehr ideale Traurigkeit, die diesen sonderbaren Christuskopf verklärte. Er sprach herzlich zu mir, und legte mir sogar einmal eine Hand auf die Schulter. Von Zeit zu Zeit ging er leise an Johanna's Thür und horchte; dann kam er ebenso leise mit wehmüthiger Resignation zurück. Johanna rührte sich nicht. Seltsam, fast unheimlich contrastirte zu dieser Stille in den Zimmern das Getöse der Brandung draußen und das Geheul des Windes, der die Häuser schüttelte und die jungen Bäume an der Straße bog. Unter einem grauen, wolkenschweren Himmel lag das Meer, aus dem unzählige weiße Wellenköpfe aufstiegen, wie eine drohende, schäumende, brodelnde Masse da. Irgend etwas Unmenschliches, Ungeheuerliches schien sich heranzuwälzen . . . Ich ward unruhig auf meinem Stuhl; mir war übel ums Herz. Ich hatte kein Vorgefühl, keine Ahnung von dem, was geschehen sollte; ich fürchtete eher alles Andre als das, was geschah; aber die Zukunft dieser Menschen, ihre Gegenwart, ihre Vergangenheit, Alles lag auf mir, und die Wildheit der Elemente, diese sinnlose, empfindungslose Wuth, nahm mir fast die Besinnung.

Endlich sagte Hamann: Mir wird das Zimmer zu eng . . . Der Wind ist zwar toll; aber ich gehe hinaus. Bitte, sagen Sie meiner Frau — falls sie nach mir fragte — ich sei auf das Spill gegangen, den Wellenschlag noch zu sehn, eh' ich wieder abreise. In einer halben Stunde komme ich zurück. Dann hab' ich bis zur Abfahrt noch eine Stunde Zeit. Sie bleiben so lange hier?

Ja, sagte ich. Er ging. Er wollte, wie gewöhnlich, mit dem letzten Schiff nach Rostock hinauf fahren, und dann mit dem Abendzug weiter. Draußen nahm er einen Ueberrock, den er bis oben zuknöpfte, um seine zarte Gestalt gegen den Wind zu schützen; so sah ich ihn vom Fenster aus die Straße hinuntergehn, nach dem Leuchtthurm zu.

Er war noch nicht lange fort, als Johanna eintrat. Sie schien nicht geruht zu haben, ihre Augen waren offenbar nicht vom Schlaf gerötheт. Eine vornehme Fassung lag aber in ihrem Ausdruck, in ihren Bewegungen. Sie erinnerte mich an ihre Erscheinung bei unserm Wiedersehn, damals im September, auf dem Dampfschiff: etwas ähnlich Weltfremdes, Entsagendes, ja ich möchte sagen: Wittwenhaftes, hatte sich über die schönen Linien ausgebreitet. Wo ist mein Mann? fragte sie ruhig. Ich sagte ihr, was er für sie hinterlassen hatte. Als sie hörte, zum Spill sei er gegangen, schien sie ein besonderer Gedanke zu ergreifen. Sie sann vor sich hin. Ich werde ihm nachgehn, murmelte sie endlich. Ja — ich werde ihm nachgehn . . . Sie verzeihen mir wohl, daß ich Sie heute schon zum dritten Mal verlasse —

Liebe Frau Johanna —! sagte ich.

Sie nickte mir herzlich, in stiller Bewegung, zu — es war das Letzte von ihr, das ich sehen sollte — und mit einem Tuch, das sie um den Kopf wand, ging sie langsam hinaus.

Sie ging die Straße entlang — was nun noch folgte, hab' ich nicht mehr gesehn — und am Leuchtthurm vorbei auf den Hafendamm, den das „Spill" beschließt. Es war ein harter Kampf, den sie mit dem Wind zu kämpfen hatte; einzelne Wellen schlugen schon über den Damm hinüber; an der Schutzmauer des Spills spritzte der Schaum hoch in die Luft hinauf. Sie ging aber darauf zu, um ihren Mann zu suchen; der mittlerweile am Spill gestanden oder gesessen hatte, jetzt auf den Steg hinaustrat, welcher vom Rücken des gewölbten Damms bis an die Strom-Mündung vorspringt, und von hier auf die langen Wogen niedersah, die sich mit tiefen Thälern in den Fluß hineinwälzten. Als er aber bis an den äußersten Rand vorgegangen war, wo er nun gleichsam in der Luft über dem Wasser schwebte, und der heulende Wind ihn schüttelte, die wellengepeitschten Pfähle unter ihm zu zittern schienen, der weiße Schaum so unheimlich heraufzüngelte — so verließ ihn die Fassung. Ein Schwindel überfiel ihn. Er sah plötzlich Wasser um sich her, an seinen Füßen, das eine riesige Woge heraufgespritzt hatte. In demselben Augenblick entdeckte er Johanna, deren unerwartete Gestalt wie ein Geist in diesem Sturm daherkam. Von einem sinnlosen Schreck ergriffen, vom Bewußtsein verlassen, glitt er auf den überschwemmten Brettern aus und sank in den Strom hinab.

Johanna sah es; mit einem Schrei stürzte sie vorwärts, warf sich dann, wie es scheint, über den Damm hinunter in die Wellen, um ihren Mann, der

nicht schwimmen konnte, zu retten. Sie ergriff ihn auch, als er wieder auftauchte; von den heranrollenden Wasserbergen fortgezogen, schwamm sie mit ihm bis zu dem hölzernen Aufbau, der die „Spindel" trägt und den Damm überbrückt, und es gelang ihr, sich hier festzuhalten. Als Hamann mit wachem Geist aus einem dieser Wasserberge auftauchte, die die Beiden überflutheten, sah er sich an die Bretterwand unter der Spindel gelehnt, noch bis an die Hüften im Wasser; vor sich Johanna, die ihm mit fast erstickter Stimme zurief: Lehn' dich dort an! Halt' dich fest! — Der abschüssige Damm unter seinen Füßen schien ihm wegzusinken; den Rücken gegen die Holzwand stemmend kam er aber langsam aufwärts, und auch Johanna begann die Böschung hinanzuklettern. Die steigenden und sinkenden Fluten sogen an ihren Kleidern, zogen sie zurück. Eine mächtige Woge, höher als die andern, kam in ihrem Rücken heran, stieg an ihr hinauf, überschlug sich schäumend über ihrem Haupt, und riß sie dann mit sich in den Strom hinab. Wie in ihr Grab sah er sie versinken. Noch einmal erschien ihr Gesicht in dem Wellenschaum; einen letzten Blick warf sie ihm noch zu, dann zogen die langen, wasserschweren Kleider sie hinunter. Vielleicht versuchte sie auch nicht mehr, um ihr Leben zu kämpfen. . .

Der verzweifelnde Hamann wollte sich ihr nachstürzen; doch ihn hielt der Gedanke zurück, sie sei noch zu retten. Er schrie Hülfe! Hülfe! Er schob sich an seiner Schutzwand weiter, bis er oben war, stand nun auf dem Damm, schwenkte sein Taschentuch — da er Menschen sah — und schrie immer von neuem in den Sturm hinein. Von den Häusern her eilten Leute herbei, Lootsen, Fischer, Knaben, Alles was ihn hörte. Man stieg in die Boote, die am Ufer lagen, man ruderte gegen die Wellen an, rief nach Johanna, hoffte sie noch irgendwo wieder auftauchen zu sehn. Es war längst zu spät. Sie erschien nicht wieder. Erst nach langen Stunden, als der düstere Tag schon zu Ende ging, gelang es den Hunderten, die sich versammelt hatten, wenigstens die Todte zu finden und heraufzuziehn, und man trug sie nach Haus.

Ein wunderbarer Anblick war es, diese edle Gestalt so still, so entfremdet und so furchtbar friedlich in demselben Zimmer daliegen zu sehn, in dem sie so viel gekämpft und gelitten hatte . . . Es dämmerte schon, und in diesem ungewissen Zwielicht, das allmählich schwand, schien sie wieder in eine Art von Leben zu erwachen; zu einem Leben, das nicht Leben war und auch nicht Tod; Bewußtsein und Schlaf. Etwas Kühnes, Stolzes war in ihren Zügen; und ein Ausdruck der Zufriedenheit wie nach harter Arbeit. Ihr Gesicht schien zu fragen: hab' ich meine Pflicht gethan? — Es schien aber auch zu sagen: Und nun bin ich frei . . .

Ich mußte mich abwenden.

Hinter mir stand Hamann, immer noch fassungslos, obgleich er still war und sich kaum bewegte. Zuweilen zitterte er, und seine Augen sahen wie verglast auf Johanna hin. Unglücklicher, dachte ich: weißt du, wie wohl ihr ist? — — Was ist das für eine dämonische Kraft, mußte ich auch denken, die zuweilen in unscheinbaren, schwach scheinenden Menschen steckt, daß sie Andere, Stärkere in ihre Welt und in ihr Schicksal hineinziehn . . .

Lange sah Hamann wie der Welt entrückt, wie ein Todter, der aufrecht steht, auf die blasse Frau. Dann warf er sich über sie hin und weinte laut; sonderbar, wie ich noch nie einen Mann hatte weinen hören: jedes Aus- und Eingehen des Athems begleitete ein klagender, schluchzender Ton seiner Stimme. Dennoch war es erschütternd, ihn zu hören. Ich ging endlich hinaus.

In tiefer, weltscheuer Einsamkeit hat „Hesperus" noch fast ein Jahr gelebt, eh' er seiner „Stella" folgte. Sein großes, mystisches Werk hat er nicht mehr vollendet; nach einem langsamen Hinsiechen gab er das Leben auf, das sie ihm gerettet hatte.

Barnow ging ins Ausland, und ist ganz verschollen.

Mir aber ist es immer ein seltsames, schwer zu beschreibendes Gefühl, wenn ich den „Abendstern" sehe . . . Ich sehe ihn nicht mehr gerne.

Prinz Albert.

Von

F. Heinr. Geffcken.

The life of H. R. H. the Prince Consort by Theod. Martin. 5 vols. London, Smith, Elder & Co. 1880.[1])

Erst mit einem starken fünften Bande hat Th. Martin die Lebensbeschreibung des Prinzen Albert vollendet, welche er ursprünglich auf drei Bände angelegt hatte. Wir haben dies nicht zu beklagen, da das Werk uns die reichhaltigsten Belehrungen über die neuere Zeitgeschichte gibt; nur scheint uns der Verfasser daneben oft zu sehr in das Gebiet des Chronisten zu gerathen, der gewissenhaft alle Bewegungen des Hofes und jede Beschäftigung oder Meinungsäußerung des Prinzen verzeichnet. So vielseitig und umfassend die Thätigkeit desselben war, so kann doch der Leser allen diesen einzelnen Grundsteinlegungen, Einweihungen, Toasten bei Zweckessen schwerlich mit gleichem Interesse folgen und ebensowenig läßt sich behaupten, daß durch diese Aufzählung von Einzelheiten seines unermüdeten Wirkens das Gesammtbild des Prinzen gewinnt.

Wir haben den Charakter und die Stellung desselben nach Erscheinen des ersten und zweiten Bandes eingehend gewürdigt (D. Rundsch. Bd. XI, S. 84 ff. 1877); wir sahen, wie er sich durch Takt und Festigkeit die ihm zukommende Position erobert und schließlich dieselbe, als erster und dauernder Berather der Krone, nicht mehr bestritten ward. Nur vorübergehend flackerte noch einmal die thörichte Eifersucht auf fremden Einfluß in dem Roebuck'schen Comité während des Krimkrieges auf; die Minister selbst anerkannten, wie richtig oft die Rathschläge und die Kritik ihrer Maßregeln seitens des Prinzen waren, auch Lord Palmerston, dessen Antagonismus zu demselben anfangs scharf hervortrat, mußte, je mehr er als Premier mit Prinz Albert verkehrte, seine Bedeutung zugeben. Dabei verfuhr das königliche Paar durchaus constitutionell; im Gegensatz zu

[1]) Eine deutsche Uebersetzung unter folgendem Titel: Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England, von Theodore Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. Band I—IV. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1876—1880.

Napoleon, der hinter dem Rücken seiner Minister mit fremden Gesandten sprach, mit Souveränen und Staatsmännern correspondirte, unterbreitete die Königin jeden Brief, den sie von auswärtigen Fürsten empfing oder den sie an solche richtete, ihren Ministern; aber sie verlangte ebenso entschieden von allen Maßregeln des Cabinets in Kenntniß gesetzt zu werden und ließ es sich nicht nehmen, ihre Ansichten über das, was geschehen müsse, in sehr bestimmter Weise auszusprechen. Zahlreich sind die durchgängig von Prinz Albert entworfenen Briefe und Memoranden, in welchen sie ihren Wünschen und Ansichten deutlichen Ausdruck gibt, und durchgängig wird man sagen müssen, daß beide weiter sahen, als die so oft in Parteirücksichten befangenen Minister, und daß ihr Einfluß auf die Verwaltung im hohen Grade wohlthätig war.

Wie in den beiden ersten Bänden, so empfingen wir auch in den folgenden die erquicklichsten Eindrücke von dem ungetrübten häuslichen Glück des königlichen Familienlebens, innige Liebe verbindet die Gatten wie Eltern und Kinder untereinander, jeder Erfolg, jede Anerkennung des Prinzen wird von der Königin als ihre eigene Ehre gefeiert und glücklich ist sie, als sie 1857 dem geliebten Manne durch den Titel Prince Consort seine richtige officielle Stellung geben kann. Und wie wird diese Neigung vom Prinzen erwidert, der keinen Tag von seiner Gemahlin getrennt sein kann, ohne ihr über alles die genaueste Rechenschaft zu geben!

Das wichtigste Ereigniß in dem wachsenden Familienkreise war die Verlobung und Vermählung der Prinzeß Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, unserem heutigen Kronprinzen. So glücklich beide Eltern über die Verbindung waren, welche trotz eines giftigen Artikels der „Times", rasch sehr populär ward, so mußte ihnen doch die Trennung von der in erster Jugendblüthe stehenden Tochter schwer werden. „Mein Herz war schwer," schreibt der Prinz derselben am Tage nach ihrer Abreise, „als Du gestern die Stirn an meine Brust lehntest, um Deinen Thränen freien Lauf zu lassen. Ich bin nicht demonstrativ in meinem Wesen, Du kannst daher kaum wissen, wie theuer Du mir stets gewesen bist und was für eine Lücke Du in meiner Seele zurückgelassen hast: doch nein, nicht in meinem Herzen, denn darin wirst Du sicherlich auch in Zukunft wohnen, wie Du es bisher gethan, sondern in meinem täglichen Leben, das mein Herz immerdar an Deine Abwesenheit erinnert."

Mit der lebhaftesten Spannung und Freude begleiteten die Eltern die Fortschritte des jungen Paares, ein eifriger Briefwechsel hielt sie von allem, was demselben begegnete, unterrichtet und die Briefe des Prinzen zeigen, wie unablässig er bemüht ist, die junge Frau gut zu berathen. „Du hast jetzt Dein neues Heim erreicht," schreibt er am 11. Februar, „und bist von allen Seiten mit der größten Freundschaft und Herzlichkeit bewillkommnet worden. Dies freundliche und vertrauensvolle Entgegenkommen eines ganzen Volkes einer völlig Fremden gegenüber muß in Dir den Entschluß erzeugt und befestigt haben, Dich solcher Gefühle in jeder Weise würdig zu erzeigen und sie durch den festen Entschluß zu erwidern und zu lohnen, daß Du Deine ganze Lebenskraft diesem Volk Deiner neuen Heimath widmen willst." Einen noch festeren Ton schlägt ein Brief am 17. Februar an. „Deine Festzeit, die Tage Deiner Flitterwochen gehen heute zu Ende und ich erlaube mir, Dir dazu Glück zu wünschen, so gefühllos dies auch

klingen mag. Ich ersehne jetzt für Dich die nöthige Zeit und Ruhe, um die vielen Eindrücke zu bewältigen, welche Du empfangen hast und welche sonst gleich einem wilden Traum zuerst berauschen und dann betäuben, nur eine dumpfe, empfindungslose Erschöpfung zurücklassend. Deine Anstrengungen und die an Dich gestellten Ansprüche sind ganz gewaltig gewesen, Du hast Dein Bestes gethan und hast die Herzen Aller, oder was man die Herzen zu nennen pflegt, gewonnen. Der Natur der Sache nach müssen wir jetzt eine kleine Reaction erwarten. Das Publicum wird, gerade weil es bis jetzt entzückt und begeistert war, nun peinlich kritisch werden und Dich anatomisch zerlegen. Dies muß im Auge gehalten werden, obgleich es Dir keine Unruhe zu bereiten braucht, denn Du bist Deiner natürlichen Neigung gefolgt und hast nichts äußerlich „affichirt", was der Wahrheit Deiner inneren Natur nicht entspräche. Nur der, welcher der Welt ein künstliches Wesen zeigt, muß fürchten, entlarvt zu werden."

Mehr zwischen als in den Zeilen des Martin'schen Buches läßt sich lesen, daß die junge Fürstin trotz ihres häuslichen Glückes in dem neuen Kreise mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die ihr wol Seufzer des Heimwehs entlockten. Auf eine Aeußerung dieser Art scheint der folgende Brief des Prinzen vom 28. April zu gehen: „Was Du jetzt durchlebst, beobachtest und thust, das sind die wichtigsten Erfahrungen, Eindrücke und Handlungen Deines Lebens, denn es sind die ersten eines unabhängigen und nur sich selbst verantwortlichen Lebens; daß neben und in naher Nachbarschaft mit Deinem wahren und beruhigenden Glück mit unserem lieben Fritz Dein Lebenspfad kein völlig ebener ist, betrachte ich als einen höchst günstigen Umstand für Dich, da derselbe Dich nöthigt Deine Geisteskräfte anzuwenden und zu stärken. Nur halte strenge Wache über Dich und laß Dich nicht zur Billigung dessen verleiten, was die Vernunft, so lange es Dir fremd gewesen, weder als gut noch als zweckmäßig anerkennen konnte. Darin besteht der Unterschied zwischen einer schwachen und einer starken Seele, daß, während jene sich zum Sclaven der Umstände machen läßt, die letztere sich ihnen aus Vernunftgründen anpaßt und ihr Urtheil unbefangen erhält. — Ich freue mich herzlich aus Deinem Brief vom 24. zu erfahren, daß Du ernsthaft über Dein Budget nachdenkst und ich werde es mit Vergnügen durchsehen, wenn Du es mir schickst; es ist dies die einzige Art, sich selbst eine deutliche Vorstellung davon zu machen, wie viel man hat, wie viel man ausgibt und wie viel man ausgeben sollte. Da es ein Geschäft ist, in welchem ich eine reiche Erfahrung erworben habe, will ich Dir eine Regel zu Deiner Leitung darin geben, es ist die, eine gewisse Summe bei Seite zu setzen: pour l'imprévu. Dieser Herr ist der kostspieligste Gast im Leben und es wird sehr kahl um uns aussehen, wenn wir ihm nichts vorzusetzen haben."

Neben diesem fortwährenden Austausch aber wurden bald Pläne zum Wiedersehen gemacht und ausgeführt, in Potsdam wie in Coburg begegneten sich Eltern mit Tochter und Schwiegersohn, zwischen denen bereits die ersten Sprossen neuen Familienglückes ausgeschlagen waren. Diese Besuche brachten denn auch ein Wiedersehen mit dem alten Freunde Stockmar, der sich seit 1857 die Reise nach England nicht mehr zumuthen durfte. „In diesem Jahre," schrieb er damals, „werde ich 70 Jahre alt und bin weder körperlich noch geistig länger

im Stande, das mühsam und erschöpfende Amt eines väterlichen Freundes und Vertrauten zu verwalten. Ich muß Lebewohl sagen und diesmal auf immer, so will es der Lauf der Natur. Wohl mir, daß ich es mit reinem Gewissen thun kann, ich habe gewirkt, so lange ich Kraft dazu hatte und für einen Zweck, den Niemand mißbilligen kann. Dies Bewußtsein ist mein Lohn, der einzige, nach dem ich gestrebt habe."

Brieflich blieb der edle und tüchtige alte Mann der treue Berather des Prinzen bis zu dessen Ende, und dieser stattete ihm genauen Bericht ab über alle großen und kleinen Ereignisse seines Lebens.

Wenden wir uns nun zu der politischen Seite des Werkes, so dürfen wir wol den Krimkrieg, welcher den dritten Band füllt, übergehen, da die kürzlich in der Rundschau veröffentlichten Mittheilungen über denselben jene Quelle bereits so ausgiebig benutzt haben.

Die Zeit vom Friedensschluß bis Mitte 1857 verging ziemlich ruhig, der von Palmerston wegen der Besetzung Herats mit Persien höchst unverständig begonnene Krieg war durch den Pariser Frieden beendet, der Prinz konnte sich ungestört seinen Bemühungen für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classe hingeben. Arbeiterwohnungen wurden gegründet, Erholungslocale eingerichtet, welche Stätten gesunder und sittlicher Erfrischung boten; die Lastträger und Auflader des Londoner Hafens entzog der Prinz dem Elend durch die Abschaffung des Truck-Systems, das dort noch herrschte; allen Leidenden stand sein warmes Herz und sein klarer Kopf zu Gebote. Besonderes Interesse verwandte er auf die im Frühling 1857 eröffnete Ausstellung aller in England vorhandenen Kunstschätze in Manchester und auf eine verbesserte Anordnung der Galerien und Museen Londons. Aber schon im Frühsommer kamen die ersten düsteren Nachrichten von dem drohenden Aufstand aus Indien. Der Prinz und die Königin hatten auf's äußerste das Verlangen bekämpft, das sich im Parlament kund gab, die während des Krimkrieges mühsam aufgebaute Militärmacht Englands sofort wieder so zu reducieren, daß keine Hilfsquellen für unvorhergesehene Fälle blieben. Lord Palmerston hatte wol ein Gefühl, daß dieser Widerstand richtig und mahnte das Parlament, daß für ein großes und reiches Land es das schlechteste Mittel den Frieden zu bewahren sei, wenn man es der Vertheidigungsmittel beraube; aber er hatte nicht den Muth sich entschlossen der Strömung entgegenzustellen, welche vor Allem Verringerung der Ausgaben und Herabsetzung der Einkommensteuer forderte und stimmte einer Reduction der Armee zu, die er wenige Monate darauf bitter bereuen mußte. „If we had not reduced in such a hurry this spring, we should now have all the men wanted" schrieb die Königin mit Recht ihrem Minister, als die ersten Unglücksnachrichten kamen, aber auch dann konnte sich das Ministerium nicht zu der Energie aufraffen, welche die Lage forderte; es leugnete die Größe der Gefahr und begnügte sich damit, langsam kleine Truppenabtheilungen nach Indien zu senden. Der Prinz und die Königin, welche sofort die Gefahr erkannten, waren durchaus nicht einverstanden mit diesem „Schritt vor Schritt Verfahren" und die letztere richtete ein energisches Schreiben an das Ministerium, in dem sie forderte 1) daß Indien nicht wieder ohne hinreichende europäische Armee gelassen werde, 2) daß die europäische Armee

Indiens unmittelbar unter die Krone gestellt werde. Beides wurde nach harten Kämpfen durchgesetzt. Aber erst nach langem Drängen wurden im Juli die entsprechenden Streitkräfte nach Indien gesendet und dem tüchtigen Sir Colin Campbell der Oberbefehl übertragen, und erst am 20. Sept. wurde durch die Einnahme Delhi's dem sich bis dahin stets ausbreitenden Aufstande ein erster Dämpfer aufgesetzt. Neun Monate hielten sich die Aufrührer in Luknow, bis endlich im April 1858 Campbell die Einnahme gelang, welche die Königin ihm mit dem Peers-Titel belohnte. Vorzüglich schön ist der Brief derselben, in dem sie ihren tapfern General für seine Siege lobt und ihn sanft tadelt, daß er sein kostbares Leben zu sehr aussetze (IV p. 148). Bereits im Herbst 1857 hatte Palmerston den Entwurf einer neuen Ordnung der Dinge gemacht, durch welche die Herrschaft über Indien aus den Händen der Handelsgesellschaft in die der Krone übergehen sollte. Sein Sturz Anfang 1858 hinderte die Durchführung seines Planes und das Ministerium Derby hatte die Sache weiterzuführen; es schien in gewisser Weise besonders hierzu berufen, da sein Führer im Unterhause, Disraeli, schon bei Ausbruch des Aufstandes verlangt, daß die Beziehungen zwischen der Bevölkerung von Indien und der Krone enger gezogen werden müßten. Aber das Ungeschick des Ministers für Indien, Lord Ellenborough's, verfuhr die Sache gründlich: Palmerston's Bill legte durchaus zweckmäßig die Regierung Indiens in einen Rath, der von der Krone frei aus solchen ernannt wurde, die mindestens eine zehnjährige Erfahrung im Indischen Dienste hatten. Ellenborough dagegen machte den unglücklichen Vorschlag, daß vier Mitglieder des Rathes von den Inhabern Indischer Fonds und von Civil- und Militärbeamten gewählt werden sollten, welche mindestens 10 Jahre im Indischen Dienste gewesen, fünf weitere Mitglieder sollten von den im Indischen Handel beschäftigten Kaufleuten London's, Manchester's, Liverpool's, Glasgow's und Belfast's gewählt werden. Die Königin erhob den entschiedensten Widerspruch gegen das ganze Wahlprincip, besonders gegen die willkürliche Begünstigung jener fünf Städte; aber Lord Ellenborough bestand auf seinem Sinn und zog dadurch der Regierung eine entscheidende Niederlage im Parlamente zu, welches die ganze Idee der Wahl beseitigte. Und damit nicht genug, brachte Lord Ellenborough bald nachher die Regierung in eine durchaus schiefe Lage, indem er eine Proclamation des General-Statthalters von Indien, Lord Canning, der sich während des ganzen Aufstandes mit ebenso großer Energie als Umsicht benommen, in einer ohne Wissen seiner Collegen veröffentlichten Depesche einer herben Kritik unterwarf. Dies schlug dem Fasse den Boden aus und der ungeschickte Minister mußte zurücktreten. Die Opposition wollte die Verantwortlichkeit des Cabinets für diesen Mißgriff benutzen, um dasselbe zu stürzen, es gelang ihr jedoch bei ihrer innern Zersplitterung nicht und dasselbe führte nunmehr die India-Bill im Wege von Resolutionen des Hauses durch. Im Juni konnte Disraeli der Königin melden, daß das Gelingen der Bill gesichert sei; „aber sie ist nur das Vorzimmer eines kaiserlichen Palastes und Ew. Maj. würden wohl thun, wenn Sie geruhen wollten die Schritte in Erwägung zu ziehen, welche jetzt nothwendig sind, die Meinungen der Indischen Bevölkerung zu beeinflussen und auf ihre Einbildungskraft zu wirken. Der Name Ew. Maj. sollte dem Leben der

Eingeborenen eingeprägt werden." — Ein deutliches Zeichen, daß der Verfasser des „Tancred" schon damals seine Idee des Indischen Kaisertitels durchzuführen bestrebt war. Wie die Königin die Uebernahme ihrer neuen Würde auffaßte, zeigt ihre Instruction an Lord Derby für die Proclamation an die Eingeborenen. Er möge sie mit dem Gedanken abfassen, daß eine Frau als Herrscherin zu mehr als hundert Millionen Asiaten bei Uebernahme der unmittelbaren Herrschaft nach einem blutigen Bürgerkriege rede und diesen die Grundsätze ihrer Regierung verkünde. Ein solches Document muß die Gefühle des Edelmuths, des Wohlwollens und der religiösen Bildung athmen und den Eingeborenen die Vortheile auseinandersetzen, welche die Indier durch ihre Gleichstellung „mit den Unterthanen der britischen Krone erlangen, nicht minder auch die Schwächen, welche im Gefolge der Civilisation sind. J. M. wünscht, daß ihren Gefühlen des Schreckens und Bedauerns über den blutigen Bürgerkrieg, ihrer Dankbarkeit über dessen nahe Beendigung Ausdruck gegeben werde und ist der Ansicht, daß die Proclamation mit einer Anrufung der Vorsehung schließen sollte, ein großes Werk zu einem großen und guten Zwecke zu segnen."

Ueber die verschiedenen Reformbills jener Jahre können wir hinweggehen, da sie obwol von tactisch-parlamentarischem Einfluß, doch sämmtlich todtgeboren waren und lediglich persönlicher Parteipolitik ihren Ursprung verdanken, während die Bevölkerung sich durchaus gleichgültig dazu verhielt. Wir wenden uns vielmehr zu dem Verhältniß Englands mit Frankreich, das für diese Jahre namentlich durch die italienische Frage von der entscheidensten Bedeutung ward und über das die beiden Bände Martin's sehr merkwürdige Aufschlüsse geben.

Der Krimkrieg war beendet, aber weder England noch Frankreich waren durch die Früchte ihres Sieges wahrhaft befriedigt. England war der Frieden überhaupt zu früh gekommen; der Kaiser hatte denselben durchgesetzt, weil sein Verbündeter nicht auf seine weiteren Pläne hinsichtlich Polens eingehen wollte. Die Allianz aber beruhte stets mehr auf den persönlichen Gefühlen und Interessen Napoleons III. als auf einem wirklichen Einverständniß der beiden Nationen und sie mußte schwächer werden, als die ruhelose Phantasie des Kaisers neue Allianzen und Umwälzungen der Karte Europa's verfolgte und Rußland mit allen Mitteln der Schmeichelei denselben zu umgarnen suchte. Die erste Mißhelligkeit entstand bei Constituirung der Donaufürstenthümer. Dem Kaiser war die Unabhängigkeit der Türkei, für die er das Schwert geführt, ganz gleichgültig geworden[1]); er war, nachdem sein Plan gescheitert, die Fürstenthümer Oesterreich gegen die an Sardinien abzutretende Lombardei zu geben, unter rumänischem Einfluß zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Fürstenthümer am zweckmäßigsten unter einem auswärtigen Fürsten vereinigt würden, welcher die Oberhoheit der Pforte anzuerkennen hätte. Rußland war ebenso für die Vereinigung, aber unter

[1]) Auf die Frage, welche Prinz Albert ihm in Osborne stellte, ob er wirklich noch für die Erhaltung der Integrität der Pforte, welche England mit aller Energie aufrecht zu halten entschlossen sei, einstehen wolle? erwiderte der Kaiser, daß persönlich ihm dieselbe gleichgültig sei und er keine Sympathie für eine so traurige Nation wie die Türken haben könne; aber wenn er ihn als Politiker frage, so sei das etwas Anderes und er sei natürlich nicht geneigt, den ursprünglichen Zweck der Allianz aufzugeben, für den Frankreich so große Opfer gebracht habe.

einem einheimischen Fürsten, was den russischen Intriguen Thor und Thür geöffnet hätte. Sardinien und Preußen neigten sich gleichfalls der Einigung zu, die Oesterreich und die Pforte entschlossen bekämpften. England war ihr anfangs geneigt gewesen, hatte sich dann aber überzeugt, daß das Project zur Schwächung der Türkei ausschlagen müsse. Die Wahlen für den Moldauischen Divan, welche dem Pariser Frieden gemäß ausgeschrieben waren, um die Wünsche der Bevölkerung hinsichtlich der Verfassung kundzugeben, führten zur Ernennung solcher Mitglieder, von denen die französischen Agenten wußten, daß sie einer Verschmelzung beider Provinzen unter einem Oberhaupt der Mehrzahl nach abhold waren. Frankreich klagte daher die Pforte parteiischer Beeinflußung der Wahlen und anderer unredlicher Manipulationen an, forderte Cassirung der vollzogenen und Ausschreibung neuer Wahlen. In Constantinopel weigerte man sich dessen, wie Napoleon behauptete lediglich auf Lord Stratfords Betrieb; Frankreich, Rußland und Sardinien drohten mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Die so hoch gediehene Spannung ward einigermaßen gelöst durch einen Besuch des Kaiserpaares in Osborne (Aug. 1857), ein Gedanke, den Palmerston lebhaft aufgriff, „da Prinz Albert dem Kaiser manches sagen kann, was wir nicht sagen können". Dies that denn der Prinz auch in rückhaltlosester Weise; er stellte Napoleon vor, daß er durch seine Politik in den Fürstenthümern Rußlands Spiel spiele, dessen Ziel stets bleibe die Türkei aufzulösen und das sich über seinen Streit mit England die Hände reibe. Der Kaiser leugnete dies: wenn jene beiden Länder befriedigt und unter einem auswärtigen Fürsten vereinigt seien, so würden sie eine wirkliche Schranke gegen Rußland bilden, während ihr jetziger unbefriedigender Zustand demselben stets Gelegenheit zur Einmischung gebe. Er warf England seine Verbindung mit Oesterreich vor, von dessen Doppelzüngigkeit er noch kürzlich durch Rußland neue Beweise erhalten habe; während es den Westmächten betheuert, daß es die Fürstenthümer besetze um die Russen aus denselben herauszuhalten, habe es Rußland versichert, daß es nur so handle, um die russische Armee frei zu machen, gegen die Verbündeten zu operiren (IV. p. 107). Prinz Albert erwiderte, dies wundere ihn durchaus nicht, aber wenn Oesterreich unaufrichtig sei, sei Rußland es noch zehnmal mehr, übrigens habe England kein Bündniß mit Oesterreich, sondern treffe nur in der Behandlung dieser Frage mit demselben zusammen. Unter Betheiligung der beiderseitigen Staatsmänner, der Lords Palmerston und Clarendon, Walewski's und Persigny's wurde dann ein Uebereinkommen getroffen, daß die moldauischen Wahlen annullirt und neue Wahllisten unter der Aufsicht der europäischen Commission aufgestellt werden sollten, daß dagegen der Plan der Vereinigung der Fürstenthümer aufgegeben werde. Als Palmerston auf Anregung des Prinzen den Inhalt dieser Verhandlung in ein Memorandum zusammenfaßte und dies Walewski vorlegte, anerkannte derselbe zwar dessen Correctheit, aber weigerte es zu unterzeichnen, oder es als officielles Document zu betrachten, da die Regierung wünschen müsse, die vom Sultan zu erhaltende Genugthuung von dem Arrangement hinsichtlich der Fürstenthümer getrennt zu halten, und es nicht so aussehen dürfe, als ob Frankreich durch letzteres ersteres erkauft habe. Walewski's

spätere Haltung zeigte, daß für seine Weigerung noch andere Gründe maßgebend waren; denn bereits im nächsten Jahre kam Napoleon auf die Vereinigung der Fürstenthümer mit der Behauptung zurück, daß er nicht auf diese selbst, sondern nur auf die Einsetzung eines auswärtigen Fürsten verzichtet habe, während englischerseits in Osborne nur eine administrative, nicht eine politische Verbindung zugestanden war. Noch einmal kam es zu einem Ausgleich durch die von der Pariser Conferenz im Aug. 1858 vereinbarte Verfassung der Fürstenthümer, welche gleiche Institutionen in beiden Ländern ausführte, aber durch Errichtung eines Ministeriums und einer Legislative für jedes die politische Trennung aufrecht hielt. Indeß beide Provinzen vereitelten dieselbe, indem sie dieselbe Person, den Major Couza zum Hospodaren wählten, und von da an ging die Unification unaufhaltsam vorwärts. Man darf wol bezweifeln, ob die Politik Englands und Prinz Albert's in dieser Beziehung eine glückliche war, alles kam darauf an, die Fürstenthümer Rußlands Einfluß zu entziehen. Da die wirksamste Weise dies zu thun, die Einverleibung in Oesterreich, gescheitert war, so war es gewiß angezeigt, den Ländern möglichste Unabhängigkeit zu sichern und eben deshalb widerstrebte Rußland der Einsetzung eines auswärtigen Fürsten. Erst mit dem Fürsten Karl hat Rumänien Selbständigkeit gewonnen, wogegen das gezwungene Bündniß von 1877 in keiner Weise spricht; denn daß ein kleiner Staat, der von allen übrigen Großmächten im Stich gelassen wird, nicht im Stande ist, den Conflict der beiden großen Nachbarn zu hindern, liegt auf der Hand.

Bedeutsamer noch als der Austausch über diese Frage war die allgemeine politische Unterhaltung des Prinzen mit dem Kaiser. Er verschwieg diesem nicht, daß das Werben Rußlands um Frankreichs Gunst in England mit Mißtrauen betrachtet werde, und daß dies Mißtrauen durch Napoleon's projectirte Begegnung mit dem Kaiser Alexander in Stuttgart neue Nahrung finden werde. Der Kaiser versicherte, dies sei unbegründet; er habe das vielfache Entgegenkommen Rußlands so kühl hingenommen, daß dieses über die Aufnahme seiner bono procédés wol verletzt sein könne, im Gegentheil aber habe der Kaiser Alexander auf einen Aussöhnungsantrag Oesterreichs geantwortet, daß obwol er keine Rancune fühle, doch eine Verständigung nicht gegen Frankreich gerichtet sein dürfe, welches er als seinen Freund betrachte, c'était il faut le dire très bien de la part de l'Empereur. Der Prinz erwiderte nur, er möge bei seiner Begegnung mit dem Kaiser bedenken, wie alt die Verbindung der nordischen Höfe sei und daß denselben sicher alles, was er in Stuttgart sagen werde, bekannt werden würde. Oesterreich könne, wenn es seine Interessen gefährdet sähe, binnen drei Tagen Frieden mit Rußland schließen, der Kaiser habe also alle Ursache Oesterreich zu schonen. Diese Gefahr der Erneuerung des Bündnisses der Nordmächte gegen Frankreich brachte den Kaiser auf seinen eigentlichen Plan, die nach seiner Ansicht nothwendige Revision der Verträge von 1815, welche ein Denkmal der Coalition Europa's gegen Frankreich seien. Der Prinz sprach sich auf das entschiedenste hiegegen aus; die Verträge seien das Ergebniß eines Krieges, der fünfundzwanzig Jahre lang Europa verwüstet. Sie seien nicht unantastbar, wie das Beispiel Belgiens, Neuenburgs und seine eigene Erhebung auf den Kaiserthron

zeigten; aber eine allgemeine Revision derselben müsse alle bösen Leidenschaften entfesseln und könne nur zum Krieg führen, denn Jeder werde mit entgegengesetztem Verlangen auftreten. Keine der europäischen Mächte werde die Gefahr laufen wollen, den gegenwärtigen Zustand des Festlandes zu ändern, außer wenn ihr dadurch ein erheblicher Vortheil erwachsen solle. Wenn nun aber Jeder Vortheile erlangen wolle, woher sollten diese genommen werden, ohne daß es mit einem Kriege Aller gegen Alle ende? Der Kaiser gab die Schwierigkeiten zu und bemerkte, daß der Kaiser Alexander, den er deshalb durch Graf Morny habe sondiren lassen, es mit Bezug auf die Unterhaltungen seines Vaters mit Sir Hamilton Seymour abgelehnt habe, auf den Gegenstand einzugehen, doch sei er überzeugt, es lasse sich manches machen. So sei z. B. der Herzog von Braunschweig ohne Erben, die Skandinavische Union sei der Wunsch des Nordens; wenn Dänemark mit Schweden vereinigt und England nicht eifersüchtig auf die Erwerbung Kiels sei, so könne Holstein an Preußen kommen. Der Prinz erwiderte, Braunschweig falle rechtlich an Hannover, gegen eine Stärkung Preußens fühle England keine Eifersucht, aber die Holsteiner wollten nicht preußisch werden, sie gehörten bereits zu Deutschland und forderten, daß ihre Verbindung mit Schleswig aufrecht erhalten werde. Der Kaiser bemerkte, diese Frage sei sehr complicirt, er glaube auch, daß außerhalb Europa's bessere Mittel zu finden seien „pour rendre de grands bienfaits au monde", so z. B. in Afrika; er wolle das mittelländische Meer nicht zu einem französischen, aber zu einem europäischen See machen. Spanien könne Marocco bekommen, Sardinien einen Theil von Tripolis, England Egypten, Oesterreich einen Theil Syriens — et que sais je? alles das seien herrliche Länder, die durch ihre abscheulichen Regierungen für die Civilisation unfruchtbar gemacht würden, auch Frankreich brauche einen Abzug für seine unruhigen Geister. Der Prinz fühlte sich erleichtert, als der Kaiser auf verhältnißmäßig phantastische Pläne kam und bemerkte nur, daß der Besitz Algeriens nicht für die Wirksamkeit eines solchen Abzugs spreche und schwerlich die unruhigen Geister von Paris absorbirt habe; die Franzosen hätten eben kein Talent zur Colonisation, was der Kaiser nicht zugeben wollte. — Im Ganzen aber diente der Besuch zur Wiederbefestigung der Beziehungen und der Kaiser schrieb der Königin in wärmster Weise über den Prinzen, auch verhielt er sich bei der Begegnung in Stuttgart den Russen gegenüber kühl und zeigte sich durchaus unzugänglich für ihre Bemühungen, die englische Allianz zu lockern, so daß das „Nous sommes très contents", welches Fürst Gortschakoff stets wiederholte, erheblich nach sauern Trauben schmeckte. Um so mehr betonte der Kanzler bei der Begegnung seines Gebieters mit dem Kaiser von Oesterreich, daß dieselbe nur auf des Letztern ausdrücklichen Wunsch zugestanden sei, „Pour faire bien comprendre à l'Empereur d'Autriche que désormais ce traité (de Paris) est lettre morte!" (IV. p. 133.)

Von dem entschiedensten Einfluß auf die napoleonische Politik wurde das Orsini'sche Attentat, welches auf eine Zeit das ruhige Urtheil und die Selbstbeherrschung des Kaisers auf das Tiefste erschütterte und ihn unheilvollen Rathschlägen Gehör geben ließ; drohende Forderungen wurden an Sardinien, die Schweiz und Belgien gerichtet. — Gegen England wagte man zwar nicht in

ähnlicher Weise aufzutreten, aber Walewski richtete doch eine Depesche an Persigny, französischen Botschafter in London, die sich in starken Ausdrücken darüber beklagte, daß das englische Asylrecht den Plänen von Mördern zu Gute komme und die bestimmte Erwartung aussprach, daß die britische Regierung gegen die Wiederholung solcher verbrecherischer Unternehmungen Bürgschaften geben werde, welche kein Staat andern befreundeten Nachbarn weigern könne. Lord Palmerston kam diesem Verlangen entgegen und brachte eine Bill ein, welche Complott zum Morde als Verbrechen qualificirte, das mit 3—5 Jahren schwerer Zwangsarbeit zu strafen sei. Die Bill ward in erster Lesung mit 299 gegen 99 Stimmen angenommen; aber die Veröffentlichung der England offen befeindenden Adressen der französischen Obersten im „Moniteur" rief einen großen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervor, die annahm, die Regierung sei vor Drohungen zurückgewichen und obwol der Kaiser sein Bedauern über jene Veröffentlichung aussprechen ließ, blieb sie bei der zweiten Lesung in der Minorität. Lord Derby übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums, er ließ die Complott-Bill fallen und wies die Anklagen der Walewski'schen Depesche in würdiger Weise zurück. So tief dies den Kaiser verdroß, so mußte er sich doch überzeugen, daß kein Ministerium jene gewünschten Maßregeln durchsetzen könne und suchte daher gute Miene zum bösen Spiel zu machen; als Persigny sich von seinem Posten zurückzog, ersetzte er ihn durch den Herzog v. Malakoff, der die militärischen Bravaden offen getadelt und bei der Freisprechung Bernard's, des Mitschuldigen Orsini's, dem Prinzen sagte: „il faut rester impassible pour ces sortes de choses et laisser couler l'eau sous le pont."

Aber der Eindruck des Attentats haftete tief beim Kaiser; der Appell Orsini's, er möge der Befreier Italiens werden, hatte großen Eindruck auf ihn gemacht und gerne hätte er denselben begnadigt. Fortan stand er, wie der Prinz-Regent es später treffend bezeichnete, unter dem Druck des „la guerre ou le poignard". Diese Disposition wußte Cavour zu benutzen und in einer geheimen Zusammenkunft in Plombières wurde zwischen beiden, ohne daß die französischen Minister eine Ahnung davon hatten, ein Abkommen getroffen, daß Frankreich im gegebenen Falle die Errichtung eines norditalienischen Königreiches unterstützen und zu diesem Zwecke Sardinien bei einem Kriege gegen Oesterreich zu Hilfe kommen solle. Als Kampfpreis wurde dem Kaiser dafür Savoyen und Nizza in Aussicht gestellt, eine Heirath zwischen dem Prinzen Napoleon und der Tochter Victor Emanuel's sollte dies Bündniß besiegeln, dem der Kaiser ein erhöhtes Gewicht beilegte, da der Czar ihm in Stuttgart gesagt, in Bezug auf Italien möge er thun, was ihm gut dünke, er seinerseits werde sich keinesfalls darein mischen. Von dieser folgenschweren Begegnung verlautete damals nichts; aber als kurz darauf die Königin und der Prinz einer dringenden Einladung Napoleon's nach Cherbourg folgten, fanden sie trotz aller Höflichkeit und aller Versicherungen, daß er an der Allianz festhalten werde, seine Haltung doch gezwungen. Der Pact, den er soeben geschlossen, und den, wie er wußte, die Königin und der Prinz mißbilligen mußten, war ein Bann, der die alte Offenheit hemmte. Zuerst gab der Kaiser über seine Absichten einige Andeutungen

in einer Unterhaltung, die er mit dem englischen Botschafter Lord Cowley bei Gelegenheit heftiger Artikel der Londoner Presse über seine Rüstungen hatte; er bemerkte, daß diese Polemik Angesichts seiner freundschaftlichen Absichten die Fortdauer der Allianz unmöglich machen könne. Er habe keine ehrgeizigen Absichten; aber wenn andre Länder etwas gewännen, könne Frankreich nicht zurückbleiben. Er sei bei dem Kriege mit Rußland der Ueberzeugung gewesen, daß kein Friede ohne die Herstellung Polens befriedigend sein könne und sei Oesterreich in der Hoffnung entgegengekommen, daß es ihm bei diesem großen Werke helfen werde. „Es ließ mich im Stich und daher beschäftigte ich mich nach dem Frieden mit der Verbesserung Italiens, weshalb ich mich Rußland näherte." Auf eine Frage Cowley's mußte der Kaiser zugeben, daß letzteres ihm positiven Beistand nicht versprochen habe[1]), und wie die Ereignisse bald zeigten, war Rußland entschlossen, ruhig zuzusehen, sich an Oesterreichs Verlegenheit zu weiden und es fühlen zu lassen, wie viel es an seiner Freundschaft verloren; aber es hütete sich wohl, der auf die Gründung eines italienischen Königreichs gerichteten Politik, geschweige den auf das linke Rheinufer gerichteten französischen Gelüsten, seine Unterstützung zu leihen. Während der Minister Lord Malmesbury noch nicht geneigt war, diese Symptome ernst zu nehmen, war der Prinz überzeugt, daß der Kaiser Krieg beabsichtige, um so mehr als er erfuhr, daß derselbe bei einem Besuch Palmerston's mit diesem die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien erörtert habe. Es folgte in dem Neujahrsbriefe die Ankündigung der Heirath des Prinzen Napoleon, unmittelbar darauf die seltsame Begrüßung des Baron Hübner und die Thronrede Victor Emanuel's. Es will uns bedünken, daß die Politik Englands und auch des Prinzen in diesem Stadium der italienischen Frage keine besonders glückliche gewesen ist. Daß die Lage in Italien auf die Dauer unhaltbar war, schien klar. „Oesterreich," schrieb Stockmar, „ist in meinen Augen nur eine geographisch-politische Nothwendigkeit der Verträge von 1814/15. Kann bei dem Wechsel, dem alle menschlichen Dinge unterliegen, diese Nothwendigkeit für immer bestehen bleiben?" Ebenso klar aber war der Entschluß Napoleons einzugreifen[2]). Hier gab es für England nur eine Alternative: entweder ihn gewähren zu lassen, wenn auch nur in gewissen Grenzen und unter bestimmten Bedingungen; oder ihm in Ansehung der Gefahren, welche ein solcher Krieg bringen konnte, entschlossen entgegenzutreten, wofür man der Unterstützung Preußens sicher war. England that keines von beiden; es erschöpfte sich in Ermahnungen an Napoleon von seinem unheilvollen Vorhaben abzustehen, es sprach laut für die Heiligkeit der Verträge, die es doch nicht entschlossen war, mit den

[1]) Später (20. Jan. 1859) sagte er Cowley, Rußland habe versprochen, im Kriegsfalle eine Armee an seiner Grenze aufzustellen, die Oesterreich und Preußen im Schach halten würde. Der russische Gesandte in Berlin, Baron Budberg, bestätigte dies auf eine Frage von Schleinitz; da Rußland nie leiden könne, daß Oesterreich aus einem Kriege mit Frankreich siegreich hervorgehe, weil es sich niemals mit demselben über die türkischen Angelegenheiten verständigen könne (IV, 426). Die Versuche Rußlands, für diese Unterstützung später diejenige Frankreichs für seine orientalischen Pläne zu gewinnen, blieben erfolglos (V, p. 14).

[2]) Der französische Gesandte in Turin, Prinz Latour d'Auvergne, erklärte im Februar: „Non seulement nous prendrons la première occasion pour faire la guerre, mais nous chercherons un prétexte." (Sir J. Hudson an Malmesbury Febr. 28.)

Waffen aufrecht zu halten, es versuchte eine Vermittelung durch die Sendung Lord Cowley's nach Wien, die scheitern mußte, weil sie die eigentliche schwebende Frage ganz ungelöst ließ[1]) und erreichte so nichts als Oesterreich zu hemmen und Napoleon gründlich zu verstimmen, dessen Argwohn darauf verfiel, daß der Prinz mit dem König der Belgier und dem Herzog von Coburg ein geheimes Gegenbündniß Englands, Oesterreichs und Preußens gegen ihn betriebe. Er beklagte sich, daß England, stets egoistisch, ihn verleumde und auf alle Weise mißhandele, beantwortete ein bezügliches Schreiben der Königin in gewundener und gereizter Weise über die feindlichen Elemente, die unter Berufung auf die Verträge Frankreichs legitimen Einfluß in Europa verkümmern wollten. Nicht glücklicher scheint uns Prinz Albert bei seiner Berathung Preußens gewesen zu sein; von Frankreich gedrängt, sich neutral zu erklären, hatte der Prinz-Regent den Grafen Perponcher nach London gesandt, um sich für gewisse Eventualitäten mit England zu verständigen und zu erfahren, was dasselbe in solchen thun werde? Der Prinz erwiderte, daß eine Unterstützung Frankreichs außer Frage sei, übrigens aber England sich nie auf derartige bindende Erklärungen für mögliche Fälle einlasse. Preußen möge rüsten, auf die Organisation der Bundeskriegsmacht dringen und so Gewehr beim Fuß die Ereignisse abwarten, die gewöhnlich anders kämen, als man erwarte. Die wahre Stärke und Sicherheit der Regierungen liege heute in der öffentlichen Meinung, die durch freie Discussion gebildet und erleuchtet sei. In ihr sei der Leitstern und zugleich die Bürgschaft für die Handlungen der Regierung zu suchen. Daß Preußens Stimme laut und fest sei, sei die Hauptbedingung seiner Sicherheit und Stärke. „Mein Rath ist also, rufen Sie diese Macht in's Spiel; sie ist es, die Frankreich und Rußland im Zaume halten, Deutschland einigen und die endgültige Entscheidung in Ihre Hände legen wird."

Diese Rathschläge bewährten sich im Fortgang der Ereignisse sehr wenig. Was half es, daß, wie der Prinz es gewünscht, Baron Schleinitz Preußens Stellung in dem bevorstehenden Conflict in der angegebenen Weise mit lebhafter Betonung der deutschen Aufgabe der Regierung darlegte, da letztere nicht entschlossen war zu handeln? Für Preußen konnte es sich, sobald der Entschluß Napoleons in Italien einzugreifen feststand, nur darum handeln, ihm entweder entschieden entgegenzutreten oder ihn gewähren zu lassen und die Frage der Herzogthümer unter seiner Connivenz in die Hand zu nehmen; indem es sich zu keinem von beiden entschloß, setzte es sich zwischen zwei Stühle, erbitterte das im Stich gelassene Oesterreich und seine Anhänger und führte durch seine unklare Politik der bewaffneten Vermittelung den halbschlächtigen Frieden von Villafranca herbei. Der Prinz gestand selbst im Herbst, daß Preußen ganz discreditirt sei und doch war es nur seinen Rathschlägen gefolgt; er vertraute hier offenbar zu sehr blos auf die Macht liberaler Principien, während diese für die auswärtige Politik ohne entschlossenes Handeln unfruchtbar bleiben. Die fortwährenden Vermittelungsversuche Englands, die Rußland dann im Einverständ-

[2]) „Ne vous offensez pas, ceci n'aboutira à rien," sagte Napoleon dem sardinischen Gesandten.

niß mit Napoleon durch den Vorschlag eines Congresses, der alles in Verwirrung bringen mußte[1]), kreuzte, ließen den Kaiser nur Zeit für seine Rüstungen gewinnen und erleichterten sein Spiel, die Lage für Oesterreich so unerträglich zu machen, daß es sein Ultimatum stellte. Welche Wirkung konnte es in solcher Lage haben, daß die Königin die Kaiserin-Regentin beschwor, der Kaiser möge doch den Krieg nicht über Sardinien hinaus verfolgen und sich damit begnügen, dasselbe von der österreichischen Invasion zu befreien? Die Stellung Englands ward noch kritischer dadurch, daß die Führer der Opposition, Russell und Palmerston, welche durchaus italienisch gesinnt waren, wenn auch der erstere das Vertrauen des letzteren auf Napoleon keineswegs theilte, das Ministerium Derby stürzten und nun eine durchaus andere Haltung einschlugen, indem sie die vollständige Vertreibung Oesterreichs aus Italien zu ihrem Programm machten und sich über Villafranca, das die Hoffnungen der Italiener so enttäuscht, sehr erbittert zeigten. Noch schärfer trat diese Mißstimmung hervor nach der Flugschrift „le Pape et le Congrès" und der Annexion Nizza's und Savoyens. Der Kaiser war über den Widerstand Englands gegen letztere so erbittert, daß er versuchte, den Lord Cowley bei einem Empfang persönlich anzugreifen, indem er ihm in Gegenwart des russischen Gesandten Vorwürfe über die Haltung seiner Regierung machte, was sich aber der Botschafter nicht gefallen ließ, indem er dem Kaiser bemerkte, er sei zu jeder Erörterung bereit, aber es sei gegen seine Würde zu hören, daß der Kaiser seine Regierung gegen den russischen Gesandten kritisire, so daß er es hören müsse oder dies gegen ihn selbst so thue, daß der russische Gesandte es hören müsse. Indeß da England auch hinsichtlich Savoyens nicht entschlossen war zu handeln, so half sein Mißmuth nichts; der Kaiser nöthigte Cavour durch die Drohung, Bologna und Florenz zu besetzen, nachzugeben und erst vier Monate nach der Abtretung ward die Komödie der Abstimmung in's Werk gesetzt, nachdem die französischen Agenten Zeit gehabt, die Wähler zu bearbeiten. Cavour aber, nachdem er die bittre Pille hatte schlucken müssen, sagte zu Benedetti nach der Unterzeichnung mit Recht „et maintenant vous voilà nos complices", Frankreich konnte den Italienern nicht mehr entgegentreten. Für England wie für Deutschland war der savoyesche Präcedenzfall so bedrohlich, weil er die erste Verwirklichung der Theorie der natürlichen Grenzen sur le versant des Alpes war und man in Frankreich offen von der Fortführung derselben auf die Rheingrenze sprach. Aber es hatte schwerlich irgend welche Aussicht auf Erfolg, daß der Prinz, um die Einigung Deutschlands zu befördern, Russell rieth, daß England suchen solle, den kleinen Höfen Vertrauen auf Preußen beizubringen, welches ihnen allein Schutz gewähren könne. Jene Höfe wußten zu wohl, daß jede Einigung nur auf Kosten ihrer Souveränetätsrechte zu Stande kommen könne und eben deshalb war dieselbe nur durch Blut und Eisen möglich.

Am 1. Juni brachte der „Moniteur" ein Manifest Napoleon's, dessen Zweck war, das erschütterte Vertrauen in Frankreichs Friedfertigkeit herzustellen; allein,

[1]) „Die Folge," sagte Napoleon, „muß der Krieg oder eine glänzende Genugthuung für mich sein."

wie Prinz Albert sagte, ist es nicht Jedermann gegeben, einmal Verlorenes wieder zu erwerben. Unter dem Vorgeben die Besorgnisse Deutschlands zu zerstreuen, lud der Kaiser den Prinz-Regenten zu einer Begegnung in Baden-Baden ein; man vermuthete damals, die wahre Absicht sei ihm die Rheingrenze gegen eine Vergrößerung Preußens in Deutschland plausibel zu machen, aber erst später erfuhr der Prinz Albert zuverlässig, daß der Kaiser seinen Plan einer Vergrößerung Frankreichs auf eine neue Territorialveränderung im Orient begründete, nämlich die Abtretung der Donaufürstenthümer an Oesterreich, ohne daß er an den nothwendigen Widerspruch Rußlands dachte, welches naturgemäß ein entschiedenes Veto einlegte. Der Prinz-Regent in richtiger Erkenntniß der Lage vereitelte jedes Mißtrauen der deutschen Fürsten gegen die Begegnung, indem er ihre Betheiligung an derselben veranlaßte, so blieb dem Kaiser nur übrig die nachdrücklichsten Friedensversicherungen zu geben, da ihm nichts ferner liege, als deutsches Gebiet in Frankreich einverleiben zu wollen; er leugnete jede Theilhaberschaft an der Flugschrift „L'Empereur et la Prusse", welche die Rheingrenze forderte und bedauerte ihr Erscheinen, von dem man gleichwol wußte, daß es unter Connivenz der Regierung stattgefunden, die öffentliche Meinung Deutschlands sei aber so parteiisch aufgeregt, daß er nicht wisse, was er thun solle um sie zu beruhigen. Nichts sei leichter als das, war die Antwort des Prinz-Regenten, er möge nur allen in Baden anwesenden Fürsten dieselben friedlichen Erklärungen geben, so würden seine Absichten allgemein genug bekannt werden.

Diese kluge und würdige Politik Preußens fand natürlich lebhaften Beifall in England. Man sah, daß der Kaiser sich wenigstens für dieses Jahr genöthigt fühle Frieden zu halten; aber das Vertrauen auf ihn wurde damit nicht hergestellt. Im Gegentheil wurden die Arbeiten für die Vertheidigung Englands eifrig fortgesetzt, das Parlament votirte 9 Mill. £., wovon 2 Mill. für das laufende Jahr, um Befestigungswerke und Vertheidigungsmittel aller Art auf einen der Würde und Sicherheit des Landes entsprechenden Fuß zu bringen. Die Begeisterung der Nation für diese Unternehmung war so groß, daß bereits im Juni 1860 130,000 Freiwillige abtheilungsweise auf ihre eigenen Kosten nach London kamen, um in Gegenwart der Königin Proben ihrer Waffenfertigkeit abzulegen. Der Prinz betrieb diese Bewegung mit allen Kräften, da er zuerst erkannt hatte, wie groß die Mängel der Organisation des englischen Heeres und der Flotte waren; mehrere wesentliche Verbesserungsvorschläge, besonders für die letztere, gingen von ihm aus und wurden durch die mit überraschender Sachkenntniß gearbeiteten Denkschriften von seiner Hand in's Leben geführt. Den Manchestermännern Bright und Cobden, welche die Sicherheit Englands allein auf den mit Frankreich geschlossenen Handelsvertrag gründen wollten und die kostspieligen Anstalten als eine Herausforderung angriffen, erwiderte Palmerston unter lautem Beifall des Hauses, daß diese Werke die einzige Grundlage für ein wirklich freundschaftliches Verhältniß mit Frankreich bildeten. „So lange wir verwundbar sind, bieten wir eine Versuchung zum Angriff. Machen wir diesen nicht nur gefährlich, sondern hoffnungslos, so wird er nie versucht werden."

Den Fortgang der italienischen Bewegung, welcher einen großen Platz im 5. Bande einnimmt, brauchen wir hier nicht zu verfolgen. Lord Russell schwankte zwischen seinen italienischen Sympathieen, die ihn trieben noch viel weiter zu gehen als Napoleon, und dem Mißtrauen gegen letztern. Als zu Folge der reißend fortschreitenden Vergrößerung der jungen apenninischen Macht das Gerücht entstand, Frankreich fordere ein neues Aequivalent in der Insel Sardinien, erklärte der englische Gesandte in Turin, daß seine Regierung diese Abtretung, die übrigens nie beabsichtigt war, als Kriegsfall betrachten werde. Die Idee dagegen, welche Napoleon Anfang 1861 Lord Cowley nahe legte, Oesterreich möge Venetien an Italien verkaufen und für die Hälfte der Summe Bosnien und Herzogewina von der Pforte erwerben, billigten die beiden englischen Italianissimi-Minister, (our two old Italian masters nannte sie Lady William Russell) lebhaft, und beklagten es in naiver Weise sehr, als die österreichische Regierung den Plan als gänzlich indiscutabel zurückwies.

Anscheinend wohl war der Prinz nach einem irischen Ausfluge von Balmoral nach Windsor im October 1861 zurückgekehrt; der Tod der Herzogin von Kent hatte ihn wie die Königin tief erschüttert, sonst aber gestaltete sich das Leben seines häuslichen Kreises so schön wie möglich. Die Prinzessin Alice war die glückliche Braut des Prinzen Ludwig von Hessen, der Prinz von Wales war von einer Reise nach Canada und den Vereinigten Staaten, wo er eine begeisterte Aufnahme gefunden hatte, zurückgekehrt und hatte die Universität Cambridge bezogen, Prinz Alfred hatte nach wohl bestandener Prüfung seine Uebungsfahrten angetreten. Aber die Gesundheit des Prinzen Albert war schon länger erschüttert; gar manchmal hatte er über fiebriges Unwohlsein zu klagen und diese Anfälle zehrten um so mehr an seiner Kraft, als er nicht gewohnt war sich zu schonen, vielmehr trotz alledem sein regelmäßiges Tagewerk fortsetzte und aller Geselligkeit beiwohnte, so schwer ihm dies oft ward. Der plötzliche Tod des Königs Pedro von Portugal, den er wie einen Sohn liebte, erschütterte ihn auf das Tiefste. „Das schreckliche Ereigniß kommt mir nicht aus den Augen," schrieb er seiner Tochter in Deutschland zu ihrem 21. Geburtstag. „Schone Dich, ohne Gesundheit ist es unmöglich etwas Dauerhaftes zu Stande zu bringen." Es war das letzte Zeichen, das die Prinzessin von der Hand ihres Vaters erhielt, eine Durchnässung bei einem Besuch in Sandwich brachte ihm heftige rheumatische Schmerzen, von einem Ausflug nach Cambridge zu seinem Sohne kam er noch kränker zurück. Noch wehrte er sich mit aller Kraft gegen den andringenden Feind. Die Trent-Affaire mit den Vereinigten Staaten erfaßte er in ihrer ganzen Wichtigkeit und er widmete ihr sein letztes treffliches Memorandum, welches wesentlich beitrug die schwierige und gefahrdrohende Frage in das Bette eines möglichen Ausgleichs zu leiten; aber seine Kraft war erschöpft, das Fieber nahm zu. Lord Palmerston, der ihn am 3. December sah, war erschreckt über sein Aussehen und verlangte, daß andere Aerzte zugezogen würden. Es kamen bessere Tage, wo der Prinz sich aus Walter Scott vorlesen ließ, aber am 11. trat eine entschiedene Verschlimmerung ein, die Lunge war in Mitleidenschaft gezogen, der Kranke begann zu phantasiren. In einem lichten Augenblick erkannte er noch einmal die Königin und nannte sie sein „gutes Frauchen"; am Abend des 14. trat

das Ende ein. Die Königin, am Bette knieend, hielt seine linke Hand, die schon erkaltete, auf der andern Seite war Prinzeß Alice, zu den Füßen knieten der Prinz von Wales und die Prinzessin Helena, gegen 11 Uhr entschlummerte er. Unerforschlich sind die Wege der Vorsehung; in kurzer Frist waren nach einander zwei Männer abgerufen, welche nach menschlicher Berechnung für ihr Vaterland und Europa fast unentbehrlich schienen, Cavour und Prinz Albert. Ein reiches Leben war hier früh geschlossen, verwaist standen die Kinder, denen seine Leitung so wichtig war, gebrochen war die hohe Frau, deren Gatte, Freund, Rathgeber und Führer er mehr als 20 Jahre lang gewesen war. Alle Staatsmänner, die mit ihm in ernstere Berührung gekommen waren, erkannten, daß England, in dessen Dienst er seine Kraft verzehrt, ihm unendlich viel verdankte und in ihm einen unersetzlichen Verlust erlitten hatte; die Stimmen des Neides waren verstummt, die ganze Nation trauerte mit ihrer Königin um Albert den Guten. Vielfach erhebt sich in England in Stein und Erz sein Bild; aber das beste Denkmal hat die Königin ihrem entschlafenen Gemahl gesetzt, indem sie die Anregung zu der Lebensbeschreibung Martin's gab, welche durch ihre Mitwirkung ein so reiches und fesselndes Bild des edeln Staatsmannes am Throne gibt, den England wie Deutschland stets mit Stolz den ihren nennen werden.

Eine russische geheime Denkschrift,

betreffend den türkisch-griechischen Streit von 1868/69.

Umfang und Tragweite der großen Veränderungen, welche sich während der letzten Jahre in der politischen Lage unseres Welttheils vollzogen haben, können deutlicher nicht illustrirt werden, als durch einen Vergleich zwischen den Verhältnissen, welche die gegenwärtig zum Austrag kommenden griechisch-türkischen Grenzstreitigkeiten begleiten, und den für die europäische Conferenz vom Winter 1868/69 maßgebend gewesenen Umständen. — Damals wie heute handelte es sich um die Lösung des Problems, das Bedürfniß nach Erhaltung des Friedens im Orient mit den Aspirationen griechischen Ehrgeizes und mit den Forderungen des sog. Nationalitätsprincips in einen gewissen Einklang zu bringen; ähnlich wie vor elf Jahren laufen den Wirren im europäischen Südosten auch dieses Mal Friedensgefahren für den Westen parallel, deren Abwendung das vornehmste Ziel der deutschen Politik bildet. Auch in dem Verhältniß Rußlands zu dem hellenischen Königreich hat sich trotz der inzwischen erfolgten Zuspitzung der Gegensätze zwischen panhellenischen und panslavistischen Bestrebungen Wesentliches nicht verändert; gerade wie zur Zeit des Candioten-Aufstandes sieht das Petersburger Cabinet sich auch gegenwärtig genöthigt, den ihm sonst so antipathischen Bestrebungen des Hellenenthums einen gewissen Vorschub zu leisten und seine Wünsche für Erweiterung slawischen Einflusses auf die Balkanverhältnisse in das Gewand großmüthiger Gönnerschaft für seine sämmtlichen Glaubensgenossen zu kleiden. An der Spitze der Mächte, welche der Erhaltung des orientalischen Status-quo ihre Sorge widmen, steht auch dieses Mal der österreichische Kaiserstaat, während Frankreichs gegenwärtiges Verhalten der Hauptsache nach als neue Auflage der im J. 1868 befolgten Politik des dritten Napoleon bezeichnet werden kann; in beiden Fällen ist Frankreich durch west- und centraleuropäische Rücksichten veranlaßt worden, die anfänglich von ihm beschützte griechische Sache just in dem entscheidenden Augenblick aufzugeben und aus einer treibenden zu einer hemmenden Macht zu werden. Und trotz dieser Aehnlichkeiten bietet die heutige Weltlage ein von derjenigen des Jahres 1869 so total verschiedenes Bild, daß die großen Veränderungen der letzten Jahre nicht deutlicher, als durch einen Vergleich zwischen Damals und Jetzt zur Anschauung gebracht werden können.

Diese Verschiedenheit ist auf zwei Umstände zurückzuführen, die nicht nur nicht in innerem Zusammenhang stehen, sondern einen geradezu gegensätzlichen Charakter tragen. An der Spitze derselben Whigpartei, welche vor elf Jahren die Aufrechterhaltung der alten Traditionen britischer Orientpolitik für selbstverständlich ansah, steht seit dem April d. J. ein Staatsmann, dessen überschwengliche Phantasie sich zu dem Wahnglauben an die Möglichkeit einer den englischen und den europäischen Interessen entsprechenden slavischen Regeneration der Balkanhalbinsel verirrt hat. Im Bunde mit der Macht, welche seit 150 Jahren consequent dem Ziele nachgeht, durch die Besitznahme Constantinopels zur Weltherrscherin zu werden, gedenkt Mr. Gladstone das heutige türkische Reich in eine „freie", von Rußland und Oesterreich gleich unabhängige Conföderation christlicher Balkanstaaten zu verwandeln, auf solche Weise die orientalische Frage definitiv zu lösen und die Gefahr einer slavischen Ueberfluthung Mitteleuropa's abzuwenden. Es braucht dieses Unternehmen nur um einen thatsächlichen Schritt weiter gefördert zu werden, damit die Unvereinbarkeit desselben mit den wahren Interessen Englands (geschweige denjenigen des europäischen Festlandes) auch Denen verständlich werde, die sich aus Rücksichten innerer britischer Politik in die Gefolgschaft des heutigen Premierministers der Königin Victoria begeben haben. Mit solcher Erkenntniß der wahren Lage der Dinge wird zugleich das Geschick der Abenteuer-Politik entschieden sein, die jenseit des Canals ihr Wesen treibt und allein durch die sprichwörtliche Unkenntniß continentaler Dinge erklärt werden kann, an welcher die Masse englischer Wähler laborirt. Englands Rückkehr zu den wahren Traditionen seiner Politik ist als bloße Frage der Zeit anzusehen und wesentlich dadurch erleichtert, daß sich dieser Politik seit dem Herbst des Jahres 1879 Stützpunkte dargeboten haben, wie sie kaum jemals früher in gleich ausreichender Weise vorhanden gewesen sind. Am Vorabende jenes britischen Systemwechsels, der zu der Anomalie russisch-englischen Zusammengehens in der orientalischen Frage geführt hat, war Mitteleuropa zum Schauplatz einer Veränderung geworden, welche ein Jahrzehnte lang gestört gewesenes Verhältniß wiederhergestellt, dem Frieden und der Sicherheit Europa's einen Dienst von unermeßlicher Tragweite erwiesen hatte: die Aussöhnung und der Zusammenschluß Oesterreichs und des deutschen Reichs waren zur vollendeten Thatsache geworden! Mit dieser Thatsache wird jede diesen Namen verdienende britische Politik hinfort in erster Reihe zu rechnen haben.

Der Bedeutung gerecht zu werden, welche die österreichisch-deutsche Alliance für unser Verhältniß zu Frankreich und zu Rußland hat, ist hier nicht der Ort. Da das Actenstück, das zu den vorliegenden Bemerkungen die Veranlassung gegeben, ausschließlich auf den Orient Bezug hat, beschränken wir uns auf eine Erinnerung daran, daß erst die Verständigung zwischen den beiden Reichen der europäischen Mitte unserem Volke die Möglichkeit geboten hat, auf eine von heterogenen Rücksichten unabhängige, unsern bleibenden Interessen entsprechende Lösung der orientalischen Frage, d. h. darauf hinzuwirken, daß die Erbschaft der Türkei in einem andern, als dem panslavistischen Sinne regulirt werde. Einem mit uns versöhnten, uns verbündeten Oesterreich dürfen und müssen wir die

Mittel bieten, auf eine seinen Interessen entsprechende Gestaltung der Balkanzustände bestimmend einzuwirken und dadurch die Gefahr abzuwenden, welche unsere gesammte Race bedrohen würde, wenn eine vom Weißen Meer bis zum Bosporus, dem Gelände des adriatischen Meeres und dem Donauufer reichende slavische Kette den Leib des Germanenthums umspannte. Auf dieses Ziel ist die deutsche Politik seit dem October 1879 gerichtet gewesen, diese Absicht ist von dem Fürsten Bismarck auf der Conferenz vom Sommer d. J. und nach Abschluß derselben verfolgt worden, während der türkisch-griechische Streit vom Jahre 1868—1869 uns an der Seite Rußlands und in der Reihe der Gegner Oesterreichs und des westlichen Europa gefunden hatte. Wir waren damals zu einer Zurückhaltung genöthigt, deren letzten Grund die widerspruchsvolle Eigenthümlichkeit unserer Lage bildete: nach unseren bleibenden Interessen im Orient zu fragen, waren wir gar nicht in der Lage, solange unser nächstes Interesse uns gebieterisch nöthigte, an der Seite Rußlands gegen die Feindseligkeiten Frankreichs und Oesterreichs Stellung und Sicherheit zu gewinnen.

Die Geschichte jener ersten die sog. griechische Frage betreffenden Conferenz, zu welcher der kandiotische Aufstand des Jahres 1866—1868 die Veranlassung gegeben hatte, ist ihren Hauptzügen nach längst bekannt. Zu ihrer Kenntniß im Einzelnen glauben wir durch die Veröffentlichung der bisher geheim gehaltenen vertraulichen Note, welche das St. Petersburger Cabinet unmittelbar nach getroffener Entscheidung und noch vor Schluß der Conferenz an seine auswärtigen Vertreter richtete, einen nicht unwichtigen Beitrag liefern zu können. — Die Verhältnisse, welche jene Conferenz begleiteten, dürfen der Hauptsache nach als bekannt vorausgesetzt werden — sie sind in dem vorliegenden Actenstück außerdem so eingehend erörtert, daß es weiteren Ausführungen über dieselben nicht bedarf. Nur daran wird noch erinnert werden müssen, daß die Miene der Unschuld, welche das russische Cabinet in dieser Note annimmt, indem es alle Schuld an der türkisch-griechischen Verwickelung auf den Minister Bulgaris häuft, zu den bekannten Thatsachen in Widerspruch steht, daß der Candiotenaufstand von St. Petersburg aus längere Zeit hindurch direct ermuthigt worden war (den zur Auffüllung der Insurgentenkasse in der russischen Hauptstadt veranstalteten öffentlichen Ball hatte die kaiserliche Familie besucht) und daß der damalige Botschafter in Constantinopel, General Ignatiew, die Thatenlust des Hellenenthums durch Vermittelung seiner fanariotischen Freunde eifrig geschürt und in der ihm eigenthümlichen zweideutigen Weise den großgriechischen Agitatoren russische Unterstützungen in Aussicht gestellt hatte. — Danach werden die a. a. O. enthaltenen Angaben über die Schwere der österreichischen Verschuldung und über Rußlands unverbrüchlich neutrales Verhalten zu corrigiren sein.

Der Vollständigkeit wegen sei schließlich noch erwähnt, daß Griechenland der Conferenzentscheidung nach einigen Zögerungen allerdings Folge leistete (das Ministerium Bulgaris war durch den Ausfall der im Januar 1869 vorgenommenen Wahlen zum Rücktritt genöthigt und durch eine von Zaimis gebildete Regierung ersetzt worden), daß in den Herzen der Hellenen indessen eine lebhafte Verstimmung gegen Rußland zurückblieb, dem man Schuld gab, durch die anfängliche Ermuthigung und spätere Preisgebung der großgriechisch-candiotischen Aspirationen

dem Hellenenthum absichtlich eine Demüthigung zugefügt zu haben. Diese Feindseligkeit wurde durch den in die folgenden Jahre fallenden bulgarischen Kirchenstreit und Rußlands Parteinahme gegen das ökumenische Patriarchat noch gesteigert und die alte, auf die „orthodoxe" Glaubensgemeinschaft gegründete russisch-griechische Freundschaft im Jahre 1874 anscheinend für immer dem modernen Nationalitäts-Princip und der Theilnahme Rußlands für die kirchlichen Emancipationsbestrebungen der Bulgaren geopfert. Daß das St. Petersburger Cabinet den griechischen Ansprüchen gegenwärtig die lebhafteste Unterstützung zu Theil werden läßt, ist zum einen Theil auf den engen Zusammenhang zwischen den hellenischen und den montenegrinischen Grenzansprüchen, zum andern Theil aber auf die Absicht zurückzuführen, die peinliche Enttäuschung vom Jahre 1869 in Athen vergessen zu machen.

Die Echtheit unserer „confidentiellen Note" wird durch den Inhalt derselben so unwidersprechlich bescheinigt, daß wir der nachstehend mitgetheilten genauen Uebersetzung derselben Nichts weiter hinzuzufügen brauchen.

St. Petersburg, d. 15. Jan. 1869.

„In den ersten vierzehn Tagen des November (1868) schien das Wiener Cabinet Rumänien zum Haupttummelplatz seiner aufgeregten und aufregenden Politik gewählt zu haben. Wie bereits die letzte geheime Denkschrift vom 10. Nov. constatirt hat, erschöpfte Graf Beust sich in Versuchen, die vermeintlichen Umtriebe Preußens und Rußlands in der Moldau-Walachei vor den occidentalen Cabineten zu enthüllen. In einer, der Militär-Commission des Reichsraths gehaltenen Rede, suchte der k. k. Reichskanzler sodann die Nothwendigkeit eines auf 800,000 Mann bezifferten Effectiv-Bestandes der österreichischen Armee nachzuweisen, und mit den Gefahren des „rumänischen Arsenals" zu motiviren; eine bald darauf veröffentlichte Sammlung officieller Documente erging sich in den schwersten Beschuldigungen gegen den Minister Bratiano.

Diese durch eine fortwährende Bearbeitung der öffentlichen Meinung verstärkten Umtriebe blieben nicht ohne Erfolg. In Paris wie in London, besonders aber in Constantinopel fing man an sich zu beunruhigen und von der Nothwendigkeit einer Repression in Rumänien zu reden. Das Berliner Cabinet wußte diese Intrigue sehr geschickt zu pariren, indem es dem Fürsten Karl von Hohenzollern den Minister Bratiano zu verabschieden und seine Mäßigung und Nachgiebigkeit gegen die Pforte zu verdoppeln rieth.

Graf Beust, dem dringend daran gelegen war, Complicationen im Orient hervorzurufen und Ungarn gegen Preußen anzustiften, war jetzt zu einer veränderten Aufstellung seiner Batterien genöthigt — ein Unternehmen, zu welchem die Ungeschicklichkeiten der griechischen Regierung ihm eine außerordentlich günstige Gelegenheit darboten. Das Ministerium Bulgaris, das Fehler über Fehler begangen, sich zu der nationalen Bewegung in Gegensatz gebracht und eine dem Candiotenaufstande geradezu feindliche Stellung beobachtet hatte, fühlte sich bedroht und nahm, um sich dadurch in der Macht zu erhalten, eine ebenso brüske wie unüberlegte Frontveränderung vor. Herr Bulgaris wollte seine verloren gegangene Popularität durchaus wiedergewinnen; in dieser Absicht ging er von

einem Extrem zum andern über, indem er eine Demonstration zu Gunsten der Candioten ins Werk setzte, welche geradezu als Herausforderung der Pforte angesehen werden mußte.

Der Minister des Auswärtigen, Herr Delyanis, erklärte von der öffentlichen Tribüne herab, daß die Annexion Candia's ein anerkanntes Ziel seiner Politik sei. Gleichzeitig duldete und erleichterte die hellenische Regierung die Bildung von Freiwilligen-Banden. Eine dieser Banden, diejenige, an deren Spitze Herr Petropaolis stand, marschirte bei Trommelschlag und mit entfalteten Fahnen durch die Straßen von Athen, um die ottomanische Gesandtschaft zu beleidigen.

Das war nur nöthig gewesen, um den durch die lange Dauer des candiotischen Aufstandes erbitterten Sultan aufs Höchste aufzubringen und dem Wiener Cabinet den geeignetesten Vorwand zu einer Complication zu liefern. — Dem Anschein nach war diese Regierung aber nicht die einzige, welche eine Trübung der orientalischen Wasser wünschte. Ob die Absicht, eine auswärtige Diversion aus den ihn umgebenden inneren Schwierigkeiten zu finden, oder ob der Wunsch, uns von Preußen zu trennen, dabei maßgebend gewesen, mag dahin gestellt bleiben: genug daß Kaiser Napoleon die Umtriebe des Grafen Beust und seines Botschafters in Constantinopel zu begünstigen schien und daß der französische Botschafter sich dem k. k. Internuntius zugesellte, als dieser die Pforte zu einem diplomatischen Bruch mit Griechenland und zu einer Reihe höchst gewaltsamer Maßregeln anzustiften suchte. Diese unseligen Rathschläge wurden von der Pforte befolgt und mit einer Eile in Ausführung gebracht, welche deutlich die Absicht verrieth, etwaigen Vorstellungen der übrigen europäischen Mächte durch vollendete Thatsachen zuvorzukommen.

Ein fünf Punkte umfassendes Ultimatum, welches in peremptorischen Ausdrücken Auflösung der Banden, Sistirung der Freiwilligenzüge nach Candia, die Entwaffnung dreier der Verproviantirung Kretas angeschuldigter Schiffe, Genugthuung für angeblich beleidigte türkische Officiere und das Versprechen künftiger Innehaltung der Verträge verlangte, wurde der hellenischen Regierung überreicht und dem türkischen Minister in Athen gleichzeitig der Auftrag ertheilt, alle diplomatischen Verbindungen abzubrechen und seine Pässe zu verlangen, wenn diesen Forderungen nicht innerhalb achttägiger Frist vollständig entsprochen worden.

Ohne auch nur den Ablauf dieser Frist abzuwarten, ergriff die Pforte sodann die folgenden Maßregeln:

Ein von Hobart-Pascha geführtes Flottengeschwader wurde eiligst in die griechischen Gewässer abgefertigt und mit dem Auftrage versehen, sich aller Fahrzeuge zu bemächtigen, welche die candiotische Insurrection verproviantirten. Gleichzeitig wurde eine bereits zuvor in Epirus concentrirte 40,000 bis 50,000 Mann starke Truppenabtheilung unter den Befehl Omer-Paschas gestellt, um an der griechischen Grenze eine drohende Aufstellung zu nehmen. In Voraussicht einer griechischen Ablehnung kündigte die Pforte endlich eine allen völkerrechtlichen Grundsätzen zuwider laufende Vertreibung sämmtlicher in der Türkei angesessener

hellenischen Unterthanen, sowie die Sperrung der türkischen Häfen gegen die hellenische Flagge an.

Sobald die Nachricht von der Ergreifung dieser Maßregeln dem kaiserl. Cabinet durch unsern Botschafter in Constantinopel telegraphisch mitgetheilt war, stellte dasselbe sich — den Befehlen Sr. Maj. entsprechend — auf den Standpunkt der strictesten Neutralität, indem es sich zugleich unverzüglich anschickte, einem Conflict zuvorzukommen, der eine unberechenbare Tragweite hätte annehmen können. Umgehend wurde der griechische Minister in St. Petersburg aufgefordert, dringende Ermahnungen zur Mäßigung telegraphisch nach Athen zu senden und in freundschaftlicher Weise mitzutheilen, daß man sich in Griechenland schweren Enttäuschungen aussetzen würde, wenn man darauf rechnete, uns von den Bahnen abziehen zu können, die uns durch unsere Interessen und durch die entschiedene Absicht, den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten, vorgeschrieben worden seien. Weiter wurde Graf Metaxa ersucht, seinem Hof die Erfüllung derjenigen türkischen Forderungen anzurathen, welche mit der Verfassung des Landes in Einklang gebracht werden könnten und durch das Völkerrecht gerechtfertigt erschienen.

Aehnlich war die Sprache, welche wir dem türkischen Geschäftsträger gegenüber führten. „Wir bestreiten nicht," — so wurde ihm gesagt — „daß Ihrer Regierung das Recht zusteht, ihrem Belieben gemäß die diplomatischen Beziehungen zu andern Regierungen abzubrechen, wir bedauern aber, daß die Türkei sich — indem sie zu dergleichen Maßregeln gegenwärtig ihre Zuflucht nimmt — inneren Verlegenheiten aussetzt, deren Tragweite sich nicht vorausberechnen läßt. Es wird Ihrerseits nicht wol bestritten werden können, daß unter der christlichen Bevölkerung des Orients eine beinahe allgemeine Erregung besteht: sollte es dem gegenüber weise sein, in diese entzündbaren Elemente einen Feuerfunken zu werfen?"

Als der General-Adjutant Ignatjew uns einige Zeit darauf berichtete, daß die hellenische Regierung ihre Nationalen unter den Schutz unserer Gesandtschaft stellen wolle, wurde er telegraphisch angewiesen, eine solche Schutznahme zu vermeiden und dieselbe erforderlichen Falls abzulehnen.

Die ersten den türkisch-griechischen Streitfall betreffenden Nachrichten waren in Paris eingetroffen, während unser Botschafter als Gast bei dem Hoflager von Compiègne verweilte. Kaiser Napoleon nahm diese Kunde mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf; als Graf Stackelberg ihn dringend ersuchte, französischer Seits in Constantinopel wie in Athen auf eine maßvolle Handlungsweise hinwirken zu lassen, vermied der Kaiser, sich auszusprechen, indem er sich lediglich auf die Stipulationen von 1856 berief.

Diese scheinbare Ruhe war indessen von nur kurzer Dauer. Herr von Moustier wandte sich in dringendster Weise an uns, sobald er in Erfahrung gebracht hatte, daß man in London wie in Berlin und Florenz die Erhaltung des Friedens um jeden Preis wünsche. Am 29. November sagte er dem Grafen Stackelberg, „daß die Unterzeichner der Verträge von 1856 sich über die zu führende Sprache verständigen und gemeinsame Schritte zur Vorbeugung eines Conflicts unternehmen müßten." Vier Tage später kam er in bestimmten

Ausdrücken darauf zurück, indem er den außerordentlichen Ernst der Lage anerkannte und den Grafen Stackelberg beauftragte, dem Fürsten Gortschakow den dringenden Wunsch nach einer Verständigung mit Rußland auszusprechen, damit ein in Athen und in Constantinopel gleich annehmbares Programm aufgesucht würde. Er fügte hinzu, daß allein eine intime Verständigung (entente) zwischen Rußland und Frankreich, schweren Complicationen vorzubeugen im Stande sein würde.

Obgleich dieses Entgegenkommen zu dem Verhalten des französischen Botschafters in Constantinopel und zu der von diesem bekundeten Absicht, die Türkei in gewaltsame Bahnen zu drängen, in zu ausgesprochenem Gegensatze stand, als daß dasselbe uns allzuviel Vertrauen hätte einflößen können, gaben wir dem Grafen Stackelberg auf telegraphischem Wege zur Antwort, „daß wir gern bereit seien, im Interesse des Friedens mit Frankreich zusammen zu wirken, daß es aber, wenn den bezüglichen Dispositionen eine praktische Bedeutung gesichert werden solle, einer gewissen Zeit bedürfe, um innerhalb derselben ein gemeinsames, für beide Theile annehmbares Programm zu vereinbaren; Allem zuvor werde darum Herrn Bourée die peremptorische, jede Zweideutigkeit und jeden Ungehorsam ausschließende Weisung ertheilt werden müssen, die Pforte zu keinerlei extremen Schritten anzustiften."

Während der Dauer dieser Verhandlungen mit dem Tuilerien-Cabinet hatten wir nicht verabsäumt, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um uns mit Preußen und Italien zu verständigen und um das Cabinet von St. James von der Aufrichtigkeit unserer Wünsche für Erhaltung des Friedens und für billige Ausgleichung der türkisch-griechischen Differenz zu überzeugen.

Die Berliner Regierung hatte seit Beginn dieser Differenz ziemlich befriedigende Dispositionen gezeigt und uns bis zu einem gewissen Grade ihre Unterstützung geliehen. Insbesondere hatte diese Regierung keinen Anstand genommen, die österreichischen Umtriebe in London und an anderen Orten aufzudecken. Ein analoges Verfahren war seitens der Regierung von Florenz beobachtet worden; General Menabrea hatte uns auf telegraphischem Wege die besten Zusicherungen ertheilt.

Nicht ganz so war von Seiten Englands verfahren worden. Lord Clarendon hatte sich von den Traditionen der Palmerston'schen Politik beeinflussen lassen, alle Schuld an dem Vorgefallenen auf Griechenland geschoben und den österreichisch-französischen Captivirungsversuchen einen nur schwachen Widerstand geleistet.

So lagen die Dinge, als ein vom 4. December datirtes Telegramm die Mittheilung brachte, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen Griechenland und der Türkei wirklich abgebrochen worden seien, daß die Minister beider Mächte ihre Pässe erhalten hätten, daß das Geschwader Hobart-Pascha's innerhalb der griechischen Gewässer auf die „Enosis" geschossen habe, daß die griechischen Unterthanen binnen zwölftägiger Frist aus der Türkei vertrieben werden sollten, und daß die Pforte den Vicekönig von Aegypten, den Fürsten von Rumänien und die serbische Regentschaft aufgefordert habe, in entsprechender Weise gegen die in diesen Staaten lebenden Griechen vorzugehen. — Vierundzwanzig

Stunden nach Eingang dieser Nachrichten richtete das kaiserliche Cabinet eine vom 5. December datirte Depesche an unsern Botschafter in London (der zwei Tage darauf eine andere Depesche folgte), in welcher wir die dringende Aufforderung zu einer Verständigung und gemeinsamen Action der Großmächte aussprachen, um auf solche Weise einem Ausbruch im Orient zuvorzukommen. In dieser Depesche hieß es u. A. wie folgt:

„Alle Wünsche und alle Bedürfnisse sind auf Erhaltung des Friedens gerichtet. Dieser Frieden wird ebenso durch die privaten Interessen, wie durch die öffentliche Meinung verlangt, weil er Allen zu Gute kommt. Einzelberechnungen zu Liebe dürfen die Cabinette diese Forderung nicht überhören. Sie haben demgemäß das Recht und die Pflicht, den geheimen Einflüssen nachzuspüren, welche im Gegensatz zu den allgemeinen Bemühungen um Erhaltung des Friedens, diesen durch unaufhörliche Krisen zu stören versuchen. Vor Allem werden die Regierungen aber das Recht und die Pflicht haben, die Mittel zur Beendigung dieser Agitationen und zur Befestigung des Friedens aufzusuchen, der sie sich gewidmet haben."

Noch nachdrücklicher war der Vorschlag, eine gemeinsame Action der Großmächte herbeizuführen, in der zweiten, vom 7. December datirten Depesche zum Ausdruck gebracht worden. Dieselbe enthielt u. A. nachstehende Sätze:

„Nach Meinung Sr. Majestät des Kaisers haben die Großmächte die Pflicht und das Interesse, derart diplomatisch einzuschreiten, daß die Pforte auf dem Wege, den sie beschritten hat, aufgehalten und daß die Entwickelung einer Krisis verhindert werde, welche den allgemeinen Frieden bedrohen würde. Sie werden die Regierung, bei welcher Sie accreditirt sind, darum darauf aufmerksam zu machen haben, in wie hohem Grade eine Verständigung und eine sofortige Action durch den Ernst des Augenblicks gefordert werden."

Gleichlautende Mittheilungen wurden an dem nämlichen Tage an die Cabinette von Berlin, Florenz, Paris und Wien gerichtet.

Während das kaiserl. Cabinet auf solche Weise die erste Initiative zu einem gemeinsamen Vorgehen sämmtlicher Großmächte ergriff, brachte der britische Botschafter in St. Petersburg eine telegraphische Botschaft Lord Clarendon's zu unserer Kenntniß, in welcher „ein auf den Wortlaut des türkischen Ultimatums gegründetes Einverständniß der drei Schutzmächte" vorgeschlagen wurde, durch welches der erste Staatssecretär Ihrer Großbritannischen Majestät der von ihm als „unqualificirbar" bezeichneten Aufführung des griechischen Cabinets ein Ende machen wolle („un accord destinée à mettre un terme à ce que le principal Secretair d'État de S. M. Britannique croyait devoir appeler l'inqualifiable conduite du Gouvernement Grec").

Für uns galt es jetzt — ohne Gefährdung des von uns verfolgten Friedenswerkes — die Falle zu vermeiden, welche in einem Vorschlage solcher Art enthalten und kaum mehr verborgen zu nennen war: hatte derselbe doch offenbar eine vollständige Verurtheilung Griechenlands und die Absicht zur Voraussetzung, uns von einer englisch-französischen Verständigung abhängig zu machen.

Ein sofort an unsern Londoner Botschafter gerichtetes Telegramm benachrichtigte denselben davon, daß der Kaiser eine der weiteren Entwickelung des

türkisch-griechischen Conflicts zuvorkommende europäische Verständigung für dringend geboten halte, daß diese Verständigung aber nicht auf die Garantiemächte beschränkt werden dürfe, sondern auf Oesterreich, Preußen und Italien ausgedehnt werden müsse, und daß die drei Schutzmächte ihren Repräsentanten in Athen und Constantinopel ein Schiedsgericht sämmtlicher Großmächte ankündigen, die Pforte zur Zurücknahme der von ihr angeordneten extremen Maßregeln, Griechenland zur Enthaltung von jedem weiteren Vorgehen einladen sollten.

Ein von demselben Tage (7. Dec.) datirtes, an den Baron Brunnow gerichtetes Schreiben führte den Gedanken des kaiserl. Cabinets näher aus. Mit besonderem Nachdruck wurde auf die Nothwendigkeit hingewiesen, beiden in Betracht kommenden Theilen die Erhaltung des Status-quo-ante zur Pflicht zu machen, d. h. dieselbe Maßregel zu ergreifen, welche einen Monat später von der ersten Conferenzsitzung angeordnet wurde. Dann hieß es weiter:

„Grade im Sinne der Billigkeit vermögen wir das von Lord Clarendon im Voraus gefällte Verdammungsurtheil, welches die Aufführung Griechenlands für „unqualificirbar" erklärt — nicht zu unterschreiben; das Vertrauen beider in Betracht kommender Theile wird sich nicht wol erwerben lassen, wenn man sich vor stattgehabter Prüfung gegen einen derselben ausspricht."

Während dieser Verhandlungen hatte die Pforte den Regierungen von Serbien und Rumänien Noten zugehen lassen, in welchen sie die Ausweisung der Consuln und griechischen Unterthanen verlangte. Unser General-Consul in Bucharest machte uns davon telegraphische Mittheilung, indem er um Instructionen bat. Da es ebenso darauf ankam, dergleichen schwere Eingriffe in die Unabhängigkeit der genannten Staaten nicht zu dulden, wie jeden Anschein eines excitatorischen Verfahrens zu vermeiden, erhielt Baron Offenberg ein in die folgenden Ausdrücke gefaßtes Telegramm:

„Wir haben keinen Anstand genommen, die Austreibung der Hellenen öffentlich als eine den Gewohnheiten aller civilisirten Völker zuwiderlaufende äußerste Gewaltmaßregel zu kennzeichnen. Werden Sie darnach gefragt, so dürfen Sie sagen, daß dieses die Meinung des kaiserlichen Cabinets sei." Dieselbe Sprache wurde in Belgrad geführt; die Folge davon war, daß die Pforte durch die feste und maßvolle Haltung der beiden Regierungen veranlaßt wurde, ihre Noten zurückzuziehen, und daß sie in der Folge den Versuch machte, die Existenz derselben zu leugnen.

Auf diesen Culminationspunkt war die Krisis gelangt, als Kaiser Napoleon die Entlassung des Marquis de Moustier und dessen Ersetzung durch Herrn von Lavalette für nothwendig hielt. Diese Veränderung ist zum einen Theil auf die Rechnung localer Intriguen und des beständigen zunehmenden Einflusses, den Herr Rouher übte, zu setzen, zum andern Theil aber unzweifelhaft aus der durch die Friedlichkeit der übrigen Mächte bedingten Nothwendigkeit zu erklären, eine Politik abzuleugnen, welche sich durch die Intriguen Oesterreichs hatte zu Abenteuern drängen lassen.

Auf telegraphischem Wege meldete Graf Stackelberg, der preußische Geschäftsträger habe ihm am Tage von Herrn von Lavalette's Amtsantritt eine zu Paris abzuhaltende Conferenz vorgeschlagen, an welcher die Signatarmächte des Ver-

trages von 1856 Theil nehmen sollten. — Diese Nachricht wich wesentlich von einer gleichzeitig (am 8. December) einlaufenden telegraphischen Meldung unseres Ministers in Berlin ab, in welcher es hieß, daß Preußen eine „ad hoc abzuhaltende Conferenz der sechs Höfe" in Paris beantragt habe. Diese letzte Version wurde dadurch bestätigt, daß Baron Oubril uns zwei Tage später (11. December) telegraphirte, Lord Clarendon habe im Princip der Conferenz zugestimmt, indessen das Programm derselben kennen zu lernen gewünscht, weil er an den Transactionen von 1856 nicht gerüttelt sehen wollte. Diesem Telegramm war die folgende Mittheilung hinzugefügt:

„Herr von Lavalette wünscht, daß Preußen die formelle Initiative ergreife. Herr von Bismarck erkennt des Fürsten Gortschakow Priorität in dieser Combination an, er glaubt indessen, daß Preußen ganz besonders geeignet sein werde, namentlich in England eine Conferenz vorzuschlagen. Haben Ew. Excellenz keine Einwendungen zu machen, so wird er (sc. Herr von Bismarck) Frankreich in aller Form auffordern, die Conferenz nach Paris zu berufen. Allein zuvor wünscht er sich Ihrer Zustimmung zu dieser Maßregel zu versichern."

An demselben Tage berichtete Baron Brunnow aus London, daß Lord Clarendon, obgleich er eine Conferenz zu Dritt' vorgezogen haben würde, aus Zuvorkommenheit gegen die Meinung unseres erhabenen Gebieters dem Project eines europäischen Schiedsgerichts und einer zu Paris abzuhaltenden Conferenz zugestimmt habe. Es sei ihm indessen daran gelegen, den Gegenstand der Berathung abgegrenzt und die Grundlage derselben genau bestimmt zu sehen; behufs Erreichung dieser Absicht glaube er, daß man sich auf die Discussion der fünf Punkte des türkischen Ultimatums zu beschränken und darauf zu richten haben werde, daß dieselben gemildert und mit der griechischen Verfassung vereinbar gemacht würden.

Graf Stackelberg berichtete, daß auch der Kaiser Napoleon dem Conferenzproject zustimmen und daß Herr von Lavalette Ali Pascha telegraphirt und denselben „als alter Freund" ersucht habe, alle Acte der Strenge und Feindseligkeit gegen Griechenland zu suspendiren.

So wenig sich leugnen ließ, daß das Princip der beabsichtigten europäischen Vereinigung sich in einer — vielleicht absichtlich gewollten — Unbestimmtheit bewegte, so war die Griechenland drohende Gefahr doch eine so eminente, daß es vor Allem darauf ankam, den Zusammentritt der Conferenz nach Möglichkeit zu beschleunigen und eine spätere Feststellung der constitutiven Grundlagen derselben vorzubehalten. Ohne Zeitverlust wurde darum das Folgende nach Berlin geantwortet:

„Geschäftliche Angelegenheiten werden bei uns ohne Eigenliebe betrieben. Der Kaiser erkennt Preußen die Initiative zum Vorschlage einer nach Paris einzuberufenden Conferenz der Großmächte zu. Es wäre indessen gut, wenn Herr von Bismarck schon bei Beantragung der Conferenz auf die Nothwendigkeit einer durch telegraphische Sommation zu bewirkenden Einstellung aller feindseligen Maßregeln hinwiese, da andernfalls das Friedenswerk durch die Ereignisse gestört werden könnte."

Nachdem auf solche Weise und mit der nöthigen Beschleunigung unsere Zu-

stimmung zur Conferenz auf telegraphischem Wege ausgesprochen, auch mit dem erforderlichen Nachdruck geltend gemacht worden war, daß der Status-quo durch eine Sommation und nicht durch freundschaftliche Aufforderungen aufrecht erhalten werden müsse, schickte das kaiserliche Cabinet sich an, den Inconvenienzen zuvorzukommen, welche aus einer Bezugnahme auf die Verträge von 1856 hätten hervorgehen können. Es wurde zu diesem Behufe das Folgende nach Paris, London und Berlin telegraphirt:

„Die Absicht der Conferenz geht dahin, das türkische Ultimatum durch einen nach genauer Prüfung durch die Großmächte zu erlassenden Schiedsspruch zu ersetzen. Unserer Meinung nach sollte die Conferenz aus Oesterreich, England, Frankreich, Italien, Preußen und Rußland bestehen. Will man außerdem noch die Türkei zulassen, so muß in gleicher Weise Griechenland zugelassen werden. Da die Conferenz ein Schiedsgericht sein soll, würde es aller Billigkeit zuwiderlaufen, wenn nur *eine* der beiden betheiligten Parteien zugelassen würde. Will man beide ausschließen, so mag das geschehen — wird dagegen *eine* Partei zugelassen, so muß die *andere* des gleichen Vorzuges theilhaftig werden."

Um jede erdenkliche Vorsicht zu üben, wurde noch ein zweites, wie folgt gefaßtes Telegramm nach Paris gesendet:

„Macht Herr von Bismarck in Paris den formellen Congreßvorschlag, so müßten unserer Meinung nach die Namen der sechs einzuladenden Höfe genannt, nicht die Bezeichnung „die Signatarmächte von 1856" gebraucht werden, da solchen Falls die Türkei mit eingeschlossen wäre."

Eine Klarstellung dieser Hauptpunkte erschien um so dringender geboten, als das Tuilerien-Cabinet sich bereits auf die bei ihm herkömmlichen krummen Wege zu begeben angeschickt, und als Graf Stackelberg uns berichtet hatte, Herr v. Lavalette habe einige Stunden zuvor erklärt, „daß die Türkei sich den Conferenzbeschlüssen nur fügen werde, wenn sie in ihrer Eigenschaft als Unterzeichnerin des Vertrages von 1856 mitzugelassen werde." Unser Botschafter gab Herrn v. Lavalette zur Antwort, „daß solchen Falls in gleicher Weise Griechenland zum Mindesten mit berathender Stimme zugelassen werden müsse".

Diese Phrase suchte das Tuilerien-Cabinet eifrig auszubeuten und den griechischen Repräsentanten lediglich in consultativer Eigenschaft zuzulassen. Trotz wiederholter und dringender Vorstellungen von Seiten unseres Botschafters blieb das Tuilerien-Cabinet dabei, diese Ungleichheit in der Stellung der Repräsentanten der beiden in Betracht kommenden Staaten als conditio sine qua non zu behandeln; es wurde sogar geltend gemacht, daß, wenn dem nicht zugestimmt würde, die Consequenz davon sein könne, daß die Pforte die candiotischen Kriegsgefangenen erschießen lasse.

Gleichzeitig benützte Herr v. Lavalette den Telegraphen dazu, dem formellen preußischen Antrage zuvorzukommen und in Berlin zu versichern, wir hätten einer Zusammenkunft der Vertragsmächte von 1856 unsererseits bereits zugestimmt; es geschah das, um uns glauben zu machen, daß auch die übrigen Höfe der Meinung seien, es dürfe der griechische Bevollmächtigte lediglich mit berathender Stimme zugelassen werden.

Obgleich das kaiserliche Cabinet diesen Kunstgriff vollständig durchschaute

und demselben nach Möglichkeit zu begegnen suchte, durften wir die Conferenz nicht scheitern lassen, weil die Lage im Orient von Tag zu Tage gespannter wurde und weil Alles darauf ankam, einem Zusammenstoß zuvorzukommen und die für unsere nationalen Interessen zu einer absoluten Nothwendigkeit gewordene Erhaltung des Friedens zu sichern.

Da die Conferenz ursprünglich auf den 25. December / 2. Januar einberufen worden war, mußte unser Bevollmächtigter so rasch wie möglich mit genauen Instructionen versehen werden. Diese Instructionen wurden am 14. December abgesendet und enthielten außer einer Feststellung über die Grundsätze, welche wir geltend machen wollten, eine eingehende Analyse der türkischen Forderungen. Es war diese letztere Auseinandersetzung auf den Fall berechnet, daß die Conferenzmächte daran festhalten sollten, diese Forderungen zur Grundlage ihrer Berathungen zu machen, und demgemäß genau angegeben, welche Punkte auf Billigkeit und Völkerrecht gegründet seien. „Die Großmächte," so hieß es, „sind nicht in der Absicht, die Mittel zur Ausführung der türkischen Forderungen zu berathen, sondern zum Behuf der Fällung eines Schiedsspruches zusammengetreten, durch welchen eine obschwebende Streitigkeit im Interesse der allgemeinen Ruhe ausgeglichen werden soll. Demgemäß würde es würdiger und billiger sein, wenn man sich überhaupt nicht auf den engen Boden der von einer Seite gestellten Forderungen begeben wollte."

Für den — allerdings kaum zu hoffenden — Fall, daß dieser Wunsch erfüllt, d. h. daß die Candia-Frage selbst (die letzte Ursache des türkisch-griechischen Streits) in Erwägung gezogen werden sollte, war unser Bevollmächtigter mit einer genauen Richtschnur ausgerüstet worden.

Während diese Instructionen dem Grafen Stackelberg durch einen Courier zugesendet und Sr. Majestät Repräsentanten in London, Berlin und Florenz die entsprechende Mittheilung gemacht wurde, versuchte das kaiserl. Cabinet auf telegraphischem Wege darauf hinzuwirken, daß der griechische Bevollmächtigte in dem türkischen Repräsentanten paritätischer Eigenschaft zugelassen werde. Ein vom 14. December datirtes neues Telegramm besagte darüber das Folgende:

„Die Conferenz ist ein Tribunal, dazu bestimmt, einen Streit zu entscheiden, den selbst England mit dem Pariser Vertrage nicht zusammengeworfen zu sehen wünscht. Nach den elementarsten Grundsätzen der Billigkeit müßten beide Parteien vor diesem Tribunal die nämliche Stellung haben. Fahren Sie darum fort, auf diesem Punkt zu bestehen. Sollte indessen wider Erwarten alle Gerechtigkeit mit Füßen getreten, oder aber der Zusammentritt der Conferenz gefährdet werden, so geben Sie sich mit einer consultativen Position für Griechenland zufrieden, nachdem Sie zuvor alle Argumente erschöpft haben."

Trotz wiederholter dringender Bemühungen unseres Botschafters blieb das Tuilerien-Cabinet in diesem Punkte unbeugsam. Für diese offenbare Rechtsverweigerung wußte Herr v. Lavalette schließlich kein besseres Argument anzuführen, als daß er sagte, der Repräsentant Griechenlands, Herr Rangabe, sei ein vorzüglicher Redner und an und für sich Djemil Pascha gegenüber im Vortheil, da dieser nicht zu reden verstehe.

Gegenüber einer so definitiv gefaßten Entschließung und Angesichts der

ungenügenden Unterstützung, welche die Vertreter Preußens und Italiens unserem Pariser Botschafter gewährten, blieb uns Nichts übrig, als nachzugeben und uns etwa eine protokollarische Feststellung darüber vorzubehalten, daß wir allein das Princip der Gleichheit geltend gemacht hätten — oder aber unsere Zustimmung zur Conferenz zurückzuziehen. Eine Entscheidung im letzteren Sinne wäre in Constantinopel wie in Wien mit der größten Freude aufgenommen worden, da man hier wie dort den Zusammentritt der Conferenz mit nur schlecht verhehltem Mißtrauen aufgenommen hatte. Die Pforte brannte förmlich vor Begier, gegen Griechenland einen schweren Schlag zu führen; trotz der freundschaftlichen Ermahnungen Lavalette's bestand sie auf der Ausführung der den griechischen Unterthanen angedrohten Maßregeln und blockirte Hobart Pascha den Hafen von Syra, indem er sehnlich nach der Gelegenheit zu einem Gewaltstreich ausschaute.

Aber auch davon abgesehen, daß wir das höchste Interesse an der Beseitigung eines Conflictes hatten, den unsere Gegner geradezu herbeiwünschten, hätte unser Rücktritt von der Conferenz (zumal, wenn die übrigen Mächte zu verhandeln fortfuhren) einen schweren Uebelstand im Gefolge gehabt: die griechische Sache wäre dem übeln Willen einer für die Türkei durchaus parteiischen Mehrheit überlassen geblieben. — Daß just in diesem Augenblick die höchst unwillkommene Unterwerfung der candiotischen Insurrection, die Uebergabe der Bande Petropolachi's und die Gefangennehmung der Glieder der provisorischen Regierung der Insel erfolgten, machte den Zusammentritt der Conferenz noch dringender nothwendig, als er bereits an und für sich gewesen war. Das kaiserliche Cabinet sah darum von weiteren Anstrengungen ab und antwortete durch eine Annahme der formellen Einladung, deren Uebermittelung der französische Botschafter am 22. December übernahm.

So lagen die Dinge, als der Zusammentritt der Conferenz am 28. December / 2. Januar stattfand. Der griechische Bevollmächtigte, Herr Rangabe, war zu derselben mündlich eingeladen worden, ohne daß eine Bezeichnung der Stellung stattgefunden hatte, die er annehmen sollte. Bis zum Abend des 7. Jan. schien er sich, unter der Angabe, daß er von seinem Hofe keine Instruction erhalten habe, in die Stellung eines blos berathenden Mitgliedes zu schicken — im Augenblick der Conferenzeröffnung aber erklärte Herr Rangabe dem Marquis de Lavalette, daß er den bestimmten Auftrag erhalten habe, eine paritätische Stellung zu beanspruchen und im Falle der Nichtgewährung derselben die Conferenz zu verlassen. Diese in eine Note niedergelegte Erklärung, welche Herr Rangabe persönlich verlas, ehe er sich aus der Conferenz entfernte, rief einen wahren Sturm hervor. Herr v. Lavalette sprach seine Unzufriedenheit in den bittersten Ausdrücken aus, Fürst Metternich machte den Vorschlag, über den griechischen Protest zur Tagesordnung überzugehen und im Protokoll den Tadel (le blâme) der Conferenz auszusprechen — ein Vorschlag, den der englische Bevollmächtigte unterstützte, und den die Herren Graf Solms und Ritter Nigra nur höchst matt (très-mollement) bekämpften. Djemil Pascha trat dem natürlich bei und fügte hinzu, daß er den Auftrag erhalten habe, sich seinerseits zurückzuziehen, wenn der griechische Bevollmächtigte mit beschließender Stimme zugelassen werden sollte.

So war der Botschafter Sr. Majestät seit Eröffnung der Conferenz in der Lage, einer Griechenland ungünstigen Mehrheit ganz allein die Spitze bieten zu müssen. Er that das mit Tact und Energie. Obgleich er den verspäteten griechischen Protest seiner Form wegen mißbilligen mußte, machte er den gerechten und billigen Kern derselben nach Möglichkeit geltend. Indem er den Vorschlag des österreichischen Bevollmächtigten nachdrücklich bekämpfte, hob Graf Stackelberg hervor, daß das kaiserliche Cabinet seit Beginn der Einberufung der Conferenz immer wieder auf einer paritätischen Stellung der beiden in Betracht kommenden Parteien bestanden habe. — Nach sehr heftigen Debatten einigte man sich endlich darüber, statt des vom Fürsten Metternich vorgeschlagenen Wortes „Tadel" die vom Grafen Stackelberg empfohlenen Worte „Bedauern und Ueberraschung" in das Protokoll aufzunehmen. Gleichzeitig erkannte die Conferenz die Dringlichkeit der Maßregeln an, welche wir behufs Vorbeugung eines Conflictes bereits einen Monat früher empfohlen hatten: sie entschloß sich, nach Athen und Constantinopel das folgende Telegramm zu richten:

„Die Bevollmächtigten derjenigen Höfe, welche den Pariser Vertrag von 1856 unterzeichnet und sich in der Absicht versammelt haben, Mittel zur Beilegung des zwischen Griechenland und der Türkei entstandenen Conflictes aufzusuchen, sehen es als ihre erste Pflicht an, beiden betheiligten Parteien von dem heute erfolgten Zusammentritt der Conferenz Mittheilung zu machen. Der Prüfung dieser Conferenz sind gegenwärtig die Forderungen unterbreitet, welche das von dem türkischen Gesandten in Athen dem griechischen Minister des Auswärtigen übergebene Ultimatum enthält. Die vereinigten Mächte sind überzeugt, daß die Regierungen Sr. Majestät des Sultans und Sr. Majestät des Königs der Hellenen sorgfältig Alles vermeiden werden, was den Status quo beeinträchtigen oder die von der Conferenz übernommene Aufgabe erschweren könnte. Die vereinigten Mächte nehmen darum keinen Anstand, an die Mäßigung der hohen Pforte zu appelliren und dieselbe darum zu ersuchen, daß sie bis zum Schluß der Conferenzarbeiten die Ausführung derjenigen Drohmaßregeln beanstanden möge, welche in dem Ultimatum vom 11. December enthalten sind. Ebenso glauben die Mächte die hellenische Regierung dazu auffordern zu müssen, daß sie alle Maßregeln ergreife, welche zur Verhinderung feindseliger Kundgebungen innerhalb Landes, sowie zur Verhütung aller Expeditionen zu Lande und zu Wasser erforderlich sind, durch welche ein Zusammenstoß mit den türkischen Behörden herbeigeführt werden könnte."

Sobald die Ergebnisse dieser ersten Sitzung dem kaiserlichen Cabinet telegraphisch mitgetheilt worden waren, erhielt Graf Stackelberg die nachstehende Antwort:

„Unserm Wunsch gemäß hat der hiesige griechische Minister gestern auf telegraphischem Wege in Athen den Rath ertheilt, auf der Parität nicht länger zu bestehen. Nichtsdestoweniger finden wir, daß die griechische Forderung auf den elementarsten Grundsätzen der Billigkeit beruht. Machen Sie darum nochmals darauf aufmerksam, daß ein Tribunal, welches die betheiligten Parteien in ungleiche Position versetzt, den gerechten Tadel der öffentlichen Meinung herausfordert. Ziehen Sie den Kürzeren oder erhält Rangabe nochmals den Auftrag,

der Conferenz fern zu bleiben, so muß im Interesse des Friedens darüber zur Tagesordnung übergegangen werden. Unsere Lage und Ihre Rolle würden durch die Abwesenheit Rangabe's wesentlich erschwert werden, da in solchem Falle die Aufgabe, Griechenland innerhalb der Grenzen des Möglichen zu vertheidigen, wesentlich Ihnen zufallen würde."

Diese Aufgabe wurde in der That immer schwieriger, da die übrigen Mitglieder der Conferenz im Voraus entschlossen schienen, Griechenland durch die caudinischen Engpässe des türkischen Ultimatums gehen zu lassen. Behufs Erreichung dieser Absicht legte Herr v. Lavalette den Entwurf einer Erklärung vor, in welcher gesagt war, „daß Griechenland die Gesetze der Neutralität nicht beobachtet habe, — daß dergleichen flagrante Verletzungen des Völkerrechtes nicht geduldet werden dürften, und daß die Mächte (ohne sich weiter auf eine Prüfung der localen Einrichtungen einzulassen) Griechenland aufforderten, Maßregeln zu ergreifen, welche die Erneuerung solcher Dinge verhinderten."

Diese in außerordentlich strengen Ausdrücken abgefaßte Erklärung belegte Griechenland mit einem uneingeschränkten Tadel, der weder die Würde seines Herrschers, noch das Selbstgefühl und die Empfindung des hellenischen Volkes schonte. Graf Stackelberg war darum entschlossen, sich dieser Erklärung auf das Energischste zu widersetzen. In richtiger Würdigung der Schwierigkeit einer Discussion, welche innerhalb einer Conferenz gepflogen werden sollte, deren sämmtliche Mitglieder die Meinung unserer Gegner unterstützten, und die ihn genöthigt hätte, eine gehaltene und maßvolle Sprache zu führen, entschloß der Botschafter sich, die Sache persönlich mit Herrn v. Lavalette auszufechten.

Nachdem ihm am Vorabend der entscheidenden Sitzung eine Unterredung bewilligt worden war, machte Graf Stackelberg damit den Anfang, Herrn v. Lavalette auf das Nachdrücklichste zu erklären, daß er niemals eine Declaration unterzeichnen werde, durch welche Griechenland „a priori" und auf Grund von Thatsachen verurtheilt werden sollte, deren Richtigkeit die griechische Regierung bestreite, und die von der Conferenz nicht hätten festgestellt werden können. Dann fuhr er fort: „Ein Recht darauf, daß Dingen ein Ende gemacht werde, deren Fortsetzung zu einem für Griechenland unglücklichen, für Europa schädlichen Kriege führen könnte, haben die Türken in der That. Zur Erreichung dieses Zieles würde es angemessen sein, gewisse, für alle Mächte verbindliche Grundsätze aufzustellen; die Zustimmung Griechenlands zu diesen Grundsätzen würde dazu ausreichen, die auf die beiden ersten Punkte bezüglichen Schwierigkeiten zu beseitigen; — rücksichtlich der übrigen Punkte mache die griechische Regierung überhaupt keine ernsthaften Einwendungen. Ihre Aufstellung führt aber in der Consequenz dazu, daß Sie allein Griechenland und nicht allen Cabinetten Verpflichtungen auferlegen wollen. Auch bezüglich dieses Punktes kann ich nicht mit Ihnen übereinstimmen."

Marquis de Lavalette gab zur Antwort, daß er bereit sei, seinem Erklärungsentwurf hinzuzufügen, daß die in demselben erwähnten Verbindlichkeiten für alle Mächte die nämlichen seien — anlangend die Würdigung der geschehenen Dinge könne er dagegen nicht nachgeben, weil diese Würdigung das einzige Mittel zur Rechtfertigung der türkischen Forderungen sei. „Was wir Alle wünschen," sagte

er, „ist, Griechenland eine Schädigung zu ersparen und den Frieden des Orients durch einen ehrenvollen Compromiß sicher zu stellen. Es wird das vielleicht nicht mehr als ein Pflaster auf die Wunde sein (un replâtrage) — zum Wenigsten den dringendsten Bedürfnissen des Augenblickes werden wir dadurch aber entsprochen, sozusagen den Fuß auf die brennende Lunte gesetzt haben: in einem Zeitabschnitt wie dem jetzigen kann mehr als das nicht verlangt werden."

„Nein," gab Graf Stackelberg zur Antwort, „auf solche Weise werden Sie die drohende Feuersbrunst nicht aufhalten. Wenn Sie dem König Georg Dinge auferlegen, welche der Verfassung zuwiderlaufen und deren Verantwortung kein Ministerium auf sich nehmen könnte, so treiben Sie diesen jungen Fürsten zu Entschließungen, deren Tragweite Sie selbst nicht voraus zu berechnen vermögen. Dankt König Georg ab, so finden Sie keinen Fürsten mehr, der diese Dornenkrone aufzusetzen Lust hätte, und Griechenland würde zur Republik: eine griechische Republik aber wäre mit der Stellung der orientalischen Frage gleichbedeutend. Daß Griechenland schwach ist und daß es keine Vertheidigungsmittel besitzt, will ich nicht bestreiten: dafür besitzt es elf Millionen Religionsgenossen in der Türkei, und wenn Sie diese latenten Kräfte in Bewegung bringen, so stecken Sie ganz Europa in Brand."

„Sie meinen also," rief Herr v. Lavalette jetzt aus, „daß die Türkei sich Alles gefallen lassen müsse, weil die griechische Verfassung Nichts taugt, und weil diese Verfassung kein Mittel zur Unterdrückung von Ausschreitungen bietet, welche von der ganzen Welt verurtheilt werden. Nachdem sie drei Jahre lang Geduld geübt hat, ist die Pforte zornig geworden, und wir werden sie nur dann zu beruhigen vermögen, wenn wir ihr Bürgschaft dafür bieten, daß die Dinge endlich aufhören, über welche sie Klage führt, und die nirgends in der Welt geduldet werden würden."

„Meiner Wahrnehmung nach," erwiderte Graf Stackelberg, „tragen dergleichen Dinge sich allenthalben zu. Seit zwanzig Jahren schleichen türkische Schiffe sich, unsern Kreuzern zum Trotz, an das tscherkessische Ufer, ohne daß wir jemals in Constantinopel Klage darüber geführt hätten, daß diese Schiffe die Blockade brechen, indem sie die Tscherkessen mit Pulver und Blei versorgen. Ebenso wurden während des letzten polnischen Aufstandes in Galizien und Posen fortwährend Banden gebildet, ohne daß wir jemals in Wien oder in Berlin darüber Beschwerde geführt hätten. Allein dadurch, daß wir die Zahl unserer mobilen Colonnen verdoppelten, sind wir des Aufstandes Herr geworden. Ihr Vorschlag geht dahin, Griechenland neue Grundsätze aufzuzwingen; einer Empfehlung derselben an die griechische Regierung werde ich nur dann zustimmen, wenn diese Grundsätze als für alle Welt verbindlich verkündet werden."

„Wir sind nicht dazu berufen," erwiderte Herr v. Lavalette, „Dinge zu beurtheilen, die sich zu anderen Zeiten zugetragen haben — unsere Aufgabe beschränkt sich vielmehr darauf, den griechisch-türkischen Streitfall zu prüfen und diejenigen Ursachen desselben zu beseitigen, welche zur Verlängerung oder Wiederkehr desselben führen könnten. Soll der Krieg verhindert werden, so bedarf es der in Rede stehenden Garantien — eines Bekenntnisses zu den Gesetzen der

Neutralität und einer Feststellung darüber, daß das hellenische Cabinet diese Gesetze bis jetzt nicht beobachtet hat."

Graf Stackelberg gab darauf das Folgende zur Antwort: „Zu der letzten Behauptung werde ich mich niemals bestimmen lassen, da dieselbe nicht bewiesen werden kann. Wie sollten wir Griechenland mit einem Tadel für Handlungen belegen dürfen, die anderswo allgemein gebilligt worden sind? Oder ist etwa die Verwandlung Piemonts in das Königreich Italien etwas Anderes gewesen als eine fortgesetzte Kette von Verletzungen des Neutralitätsgesetzes? Als Graf Cavour Garibaldi's Expedition von Marsala mit zahlreichen Gewehren und einer Million Francs ausrüstete, fanden Sie das ganz vortrefflich (charmant), weil Sie die Bourbonen verabscheuten — heute wollen Sie Griechenland wegen weit geringfügigeren Contraventionen verurtheilen, weil diese Contraventionen die Ruhe der von Ihnen beschützten Türkei stören. Da es zweierlei Maß und Gewicht einmal nicht gibt, so wäre es am passendsten, offen einzugestehen, daß in Ihren Augen alle Mal der Schwächere Unrecht hat, und daß Sie die Absicht hegen, denselben durch caudinische Engpässe zu treiben."

„Und Sie," erwiderte Herr v. Lavalette, „sollten an Stelle des Versuches, das Unrecht der Hellenen abzuleugnen, die öffentliche Erklärung abgeben, daß Sie jedes den Griechen unangenehme Abkommen verwerfen. Es würde das dem Versuch gleichkommen, die Conferenz scheitern zu machen."

„Sie können das um so weniger sagen," gab Graf Stackelberg zur Antwort, „als es mein Souverän gewesen ist, der diese Conferenz zuerst vorgeschlagen, der im Sinne der Versöhnlichkeit bezüglich der Paritätsfrage nachgegeben und schließlich seine Zustimmung dazu gegeben hat, daß ich trotz der Abwesenheit des griechischen Repräsentanten an den Conferenzverhandlungen theilgenommen habe."

Einer Reihe mit großer Schärfe gegebenen Ausführungen darüber, daß dem Kaiser Napoleon wesentlich daran gelegen sei, zum Behuf der Verzierung seiner dem Corps législatif zu haltenden Thronrede einen einstimmigen Conferenzbeschluß herbeizuführen, fügte der Botschafter Sr. Majestät sodann das Folgende hinzu:

„Sie wollen mich zum Nachgeben zwingen, weil Sie selbst nicht frei und in die Nothwendigkeit versetzt sind, in der am 18. d. M. zu haltenden Rede ein Resultat anzukündigen. Wohl denn! Auch *wir* haben Rücksichten zu nehmen, und *Sie* müssen die eigenthümliche Lage in Betracht ziehen, in welcher wir uns einer glaubensverwandten Nation gegenüber befinden, die bei uns lebhafter Sympathien genießt, und deren Souverän der kaiserlichen Familie verwandt ist. Wollen Sie eine lebhafte Discussion in der Conferenz vermeiden und sich mit mir vorläufig verständigen, nun, so gilt es einen Handel (c'est un marché). Geben wir *Beide* nach." — Indem Graf Stackelberg sodann den Gegenvorschlag zu einer Erklärung vorlegte, welche in einem den Interessen und der Würde Griechenlands durchaus günstigen Sinne abgefaßt war, bezeichnete er diesen Gegenvorschlag als das nec plus ultra derjenigen Zugeständnisse, die er überhaupt machen dürfe.

Als Herr v. Lavalette dieses Actenstück gelesen hatte, konnte er seinen Aerger kaum verbeißen und rief er laut aus: „Europa solle erfahren, daß Rußland einen Mißerfolg der Conferenz verschuldet hat."

Nach Zurückweisung dieser Aufstellung entfernte der Botschafter Sr. Majestät sich. Auf einen neuen, im Schoß der Conferenz auszufechtenden Streit gerüstet, war er entschlossen, seinen Namen *nicht* unter die Declaration zu setzen, die Herr v. Lavalette aufrecht erhalten zu wollen schien.

Glücklicher Weise konnte er sich wenig später davon überzeugen, daß das Ergebniß der stattgehabten Unterredung ein durchaus befriedigendes gewesen sei. Die am 2./14. Januar abgehaltene Sitzung wurde von Herrn v. Lavalette mit der Verlesung eines neuen, dem Gegenentwurfe unseres Botschafters in allen Punkten entsprechenden Entwurfs eingeleitet, der wie folgt lautete:

„Mit den Gefahren beschäftigt, welche die Abbrechung der Beziehungen zwischen Griechenland und der Türkei zur Folge haben könnte, haben die Signatarmächte des Vertrages von 1856 sich über eine Beilegung des zwischen den beiden genannten Staaten ausgebrochenen Streites verständigt und zu diesem Behuf ihre bei Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen accreditirten Gesandten ermächtigt, zu einer Conferenz zusammenzutreten.

„Nach genauer Prüfung der zwischen den beiden Regierungen gewechselten Schriftstücke haben die Bevollmächtigten ihr Bedauern darüber aussprechen müssen, daß Griechenland, einer patriotischen Ueberstürzung nachgebend, sich zu denjenigen Ausschreitungen hat drängen lassen, welche in dem Ultimatum enthalten sind, das die ottomanische Pforte dem hellenischen Minister des Auswärtigen am 11. December 1868 hat überreichen lassen. Nach den Principien des Völkerrechts steht fest, daß Griechenland, wie jede andere Nation, dazu verpflichtet war, nicht zu dulden, daß auf seinem Gebiet Banden gebildet und in seinen Häfen Schiffe ausgerüstet wurden, welche zu Angriffen auf einen Nachbarstaat bestimmt waren. Im Uebrigen davon überzeugt, daß das Cabinet von Athen den Gedanken nicht mißverstehen wird, welcher diesem Urtheil der drei Schutzmächte und der übrigen Unterzeichner des Vertrages von 1856 zu Grunde liegt, erklärt die Conferenz, daß die griechische Regierung gehalten sei, in ihren Beziehungen zur Türkei diejenigen Regeln zu beobachten, welche für alle Regierungen verbindlich sind, daß sie auf solche Weise den auf die Vergangenheit bezüglichen Reclamationen der hohen Pforte zu entsprechen und dadurch zugleich Sicherheiten für die Zukunft zu bieten haben wird.

„Demgemäß wird Griechenland sich in Zukunft davon enthalten müssen:

1. Auf seinem Gebiet die Bildung solcher Banden zu dulden oder zu begünstigen, welche Angriffe gegen die Türkei beabsichtigen.
2. In seinen Häfen die Ausrüstung von Fahrzeugen zu dulden oder zu begünstigen, die irgend welche Unterstützung in den Besitzungen Sr. Majestät des Sultans ausgebrochenen Aufstände beabsichtigen.

„Anlangend die von der Pforte geforderte Rückwanderung der auf hellenisches Gebiet ausgewanderten Candioten nimmt die Conferenz von den seitens des Athenischen Cabinets abgegebenen Erklärungen Act, indem sie überzeugt ist, daß dasselbe, soweit an ihm ist, die Abreise solcher candiotischen Familien erleichtern werde, welche in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen.

„Anlangend die von türkischen Unterthanen geforderten Privatentschädigungen bestreitet die hellenische Regierung der türkischen nicht das Recht, etwa gerecht-

fertigte Schadloshaltungs-Forderungen auf gerichtlichem Wege zu verfolgen. Von türkischer Seite wird die bezügliche Zuständigkeit der griechischen Gerichte anerkannt, und glauben die Bevollmächtigten demgemäß, von einer Prüfung der bezüglichen Thatsachen absehen zu dürfen, indem sie der Ueberzeugung sind, daß das Cabinet von Athen kein legales Mittel unbenutzt lassen werde, damit das Werk der Gerechtigkeit den gehörigen Gang nehme.

„Die Conferenz bezweifelt nicht, daß die hellenische Regierung gegenüber der einstimmigen Meinungsäußerung der Bevollmächtigten über die ihnen unterbreiteten Fragen sich angelegen sein lassen werde, seine Handlungsweise den vorstehend verkündeten Grundsätzen anzupassen, und daß die in dem Ultimatum der Pforte aufgeführten Ausschreitungen auf solche Weise allendlich beseitigt sein werden.

„Innerhalb gegebener Frist soll diese Erklärung zur Kenntniß des Cabinets von Athen gebracht werden. Es sind die Bevollmächtigten der Meinung, daß die hohe Pforte auf die als Folgen des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen bezeichneten Maßregeln verzichten werde, wenn die hellenische Regierung der Meinung der Conferenz entspricht und Solches zur Kenntniß derselben bringt.

„Indem die Bevollmächtigten an dieselben friedlichen und versöhnlichen Absichten appelliren, welche die von ihnen vertretenen Höfe beseelen, geben sie der Hoffnung Ausdruck, daß die beiden in Betracht kommenden Regierungen ihre früheren Beziehungen erneuern und in dem gemeinsamen Interesse ihrer Unterthanen auf solche Weise jede Spur des Conflicts verwischen werden, der zu dem Zusammentritt der Conferenz Veranlassung gegeben hatte."

Zieht man das Uebelwollen fast sämmtlicher europäischer Cabinette gegen die hellenische Regierung, die Notorietät der derselben zur Last gelegten Thatsachen und die bei dem Beginn der Conferenz bezeugten Absichten in Betracht, so wird man den Werth der durch die Anstrengungen des kaiserlichen Cabinets erzielten Resultate gehörig zu würdigen wissen.

Griechenland ist der unmittelbaren Gefahr eines vernichtenden Kampfes mit einem sehr überlegenen Gegner entrückt worden. Die Regierung König Georg's, welche nur zwischen der erniedrigenden Nothwendigkeit einer Unterwerfung unter das türkische Ultimatum oder neuen abenteuerlichen und verderblichen Complicationen die Wahl zu haben schien, — hat sich lediglich nach einer Erklärung von Principien zu richten gebraucht, welche allen Mächten gemein sind. Die gerechtfertigte Empfindlichkeit der griechischen Nation ist geschont und seitens der Conferenz ausdrücklich von der Hitze (entrainements) des hellenischen Patriotismus Act genommen worden. Griechenland wurde lediglich eingeladen, sich der Bildung von Banden auf seinem Grund und Boden und der Ausrüstung von Schiffen in seinen Häfen zu enthalten, soweit dieselben der Türkei feindselig waren. Es hat sich demgemäß um zwei Acte gehandelt, die unter dem Gesichtspunkt der Billigkeit, wie demjenigen des Völkerrechts nicht zu vertheidigen waren und überdies seit dem Aufhören der kandiotischen Insurrection jeden Sinn verloren hatten. Endlich wurde die Türkei zur Zurücknahme aller derjenigen Maßregeln genöthigt, welche die hellenischen Interessen gefährdeten. —

Nachdem diese Erklärung ihrem ganzen Umfange nach telegraphisch mitgetheilt worden war, wurde der Botschafter Sr. Majestät zu sofortiger Unterzeichnung derselben ermächtigt, gleichzeitig aber das nachstehende Telegramm an unsern in Athen accreditirten Geschäftsträger gerichtet:

„Unser erhabener Gebieter rechnet mit Sicherheit darauf, daß der König keinen Anstand nehmen werde, die einstimmig von den Großmächten gefällten Entscheidungen anzunehmen, welche die ihm vorzulegende Erklärung enthält. Se. Majestät hat den Grafen Stackelberg zur Unterzeichnung dieser Erklärung erst ermächtigt, nachdem der telegraphisch anher mitgetheilte Wortlaut derselben geprüft worden war. Die Würde der griechischen Regierung wird durch die einstimmige Meinung der Großmächte gesichert. Ueber die Energie, welche der Kaiser hat anwenden müssen, um die vorliegenden Bedingungen durchzusetzen, wird Se. Majestät der König durch ihren Bevollmächtigten unterrichtet worden sein."

Die Conferenz trat noch zweimal zusammen, um die Mittel zur Mittheilung ihrer Entscheidung an die interessirten Parteien und um die Wiederanknüpfung diplomatischer Beziehungen zwischen denselben zu berathen. Nachdem die Pforte allen gefaßten Beschlüssen telegraphisch zugestimmt hatte, richtete der Vorsitzende der Conferenz eine in passende Ausdrücke gefaßte Depesche an den Minister des Auswärtigen Sr. hellenischen Majestät, um die Zustimmung Griechenlands nachzusuchen. Zur Stunde ist diese Zustimmung noch nicht erfolgt: die letzten aus Athen eingegangenen Nachrichten reden von einer Ueberreizung des öffentlichen Geistes. Das kaiserliche Cabinet hält indessen an der Hoffnung fest, es werde der König die Dringlichkeit einer Entschließung im Sinne des Friedens und einer Rückkehr zu minder bedenklichen Wegen abzusehen wissen."

Adolf Erik Nordenskiöld

und die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt.

Von

Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

Der Name Adolf Erik Nordenskiöld tönt fast überall wieder. Nicht blos in Schweden etwa, in der Heimath Nordenskiöld's und seiner Expedition, oder in Rußland, dem in erster Linie das durch ihn Gewonnene zu Gute kommt: es ist in England, Frankreich, Deutschland und Oesterreich nicht anders. Eine förmliche Literatur hat sich schon jetzt um ihn gebildet, da er und die Seinen kaum ihre ersten, übersichtlichen Nachrichten mitgetheilt haben; in einem wahren Triumphzug ist Nordenskiöld und seine Begleiter durch Europa nach Hause zurückgekehrt.

Aber haben nicht auch andere Entdecker, sei es am Pol oder am Aequator, das Gleiche geleistet, ja in Dulden und Entbehren mehr noch als Nordenskiöld? Und ferner, haben nicht die verschiedensten Nationen ihre Nordpolfahrten ausziehen und wieder heimkehren sehen — warum gerade Nordenskiöld und den Seinen diese so besonderen Ehren? Es sind dies Fragen, welche hervorgerufen und doch im Gegensatz zu jener Literatur, zu jenen Ehrenbezeugungen laut werden, ja berechtigt sind, und auf welche genauer einzugehen wissenschaftliche Pflicht des Fachmannes und zu gleicher Zeit im hohen Maße lohnend ist. Was hat die Nordenskiöld'sche Expedition gewonnen und geleistet? Läßt sich dies jetzt schon, wenn auch nur annähernd, nur im Ueberschlag beurtheilen, ehe noch irgend eine der wissenschaftlichen Veröffentlichungen, welche Leiter und Mitglieder der Expedition verheißen haben, wirklich erschienen ist?

In großen Zügen geben uns die bis jetzt zugänglichen Mittheilungen so viel Material, daß wir uns auch heute schon ein orientirendes Urtheil über Werth und Tragweite des Geleisteten wol bilden können. Die Arbeiten, auf welche die nachfolgende Besprechung sich stützt, sind zunächst die Berichte und Abhandlungen in Petermanns Mittheilungen von 1878 an, in welchen alle irgend wichtigen Originalberichte schwedischer Zeitungen aufgenommen sind; ferner die Lettres de A. E. Nordenskiöld, avec une préface par M. Daubrée (Paris,

Dreyfous 1880), sodann das Werk von Al. Leslin, die Nordpolarreisen Ad. Er. Nordenskiöld's in englischer und deutscher (Brockhaus, 1880) Ausgabe; der Bericht des Lieut. Palander, des Commandirenden der Vega, in Blackwoods Edinburgh Magazine (The North-East Passage, 1880, März) und eine Reihe anderer Veröffentlichungen von minderer Bedeutung. Die genannten Werke und Abhandlungen, obwol fast alle auf die Originalberichte Nordenskiöld's an den Gothenburger Großhändler Dr. Osc. Dickson basirt, sind keineswegs identisch: man muß sie, um die Expedition ganz zu verfolgen, einander ergänzen lassen.

I.

Schon die älteste Menschheit, so weit wir sie zurückverfolgen können, zeigt gemeinschaftliche Ideenkreise, Anschauungen, Auffassungen der Dinge, Einrichtungen des Lebens, deren Gleichförmigkeit den heutigen Betrachter im höchsten Maße frappirt, weil man in denselben weithin über den Erdball geistige Gleichheit auch da anerkennen muß, wo uns bei der geographischen Getrenntheit der Völker verwandtschaftliche Einheit völlig unnachweislich ist. Diese Uebereinstimmungen beruhen auf der Gleichheit der menschlichen Anlagen, des ganzen menschlichen Wesens und der Gleichheit der mächtigsten Factoren des äußeren Lebens, welche auf die Menschheit einwirkten. Auffallender und schwieriger zu erklären ist es, wenn wir auch in der heutigen civilisirten Menschheit Gedankenkreise, auch wissenschaftliche, und Lebensauffassungen auftreten sehen, welche in ihren ersten Anfängen unbemerkt, scheinbar plötzlich die sämmtlichen Culturnationen beherrschen. Sie sind um so beachtenswerther, als sie zu Zeiten das einzige, zu jeder Zeit ein sehr wichtiges Band sind, welches die Einheit der civilisirten Menschheit darstellt. Was gibt nun diesen Ideen ihre Verbreitung, ihre Herrschaft? Wie kommen sie auf? Sie sind, so scheint es, auf einmal da, kein Mensch weiß, woher.

Doch dem ist nicht so. Es ist ein bekannter Satz, daß große Ereignisse ihre Schatten lange vor sich herwerfen, bis sie selber in's Leben treten. Dasselbe gilt auch von großen, weltbewegenden Ideen. Hierin liegt der Schlüssel für das psychologische Verständniß derselben. Das, was von neuen Ideen aufkommt, was von neuen Thatsachen entdeckt wird, steht in einem sehr bestimmten Zusammenhang mit dem ganzen Entwickelungszustand der Menschheit, und zugleich wieder mit der Einwirkung der Außenwelt auf den gerade erreichten Entwickelungsgrad, wenn auch einzelne besonders hoch und historisch früh entwickelte Menschen solche neuen Ideen früher aussprechen, lange bevor sie sich zu weltbeherrschender Macht aufschwingen, oft noch schief, mit Unhaltbarem gemischt, aber im Kern gesund und richtig.

Zweierlei ist hierbei wohl zu beachten. Einmal, daß keines von solchen zu früh ausgesprochenen Worten verloren geht: die Menschheit bewahrt sie wie der Acker die Saat, und zur guten Zeit entwickeln sie sich. Zweitens, die Menschheit ist sich selbst ein höchst strenges Correctiv ihrer Ideen. Natürlich nimmt sie nicht auf das Individuum, welches diese oder jene zuerst aussprach, irgend welche Rücksicht; der Einzelne gilt hier ebensowenig, wie überhaupt in der Ent-

wickelung des Ganzen als Ganzes; die Geltung und Bedeutung des Individuums liegt nur in der ethischen Kraft, mit der es sich selber aufrecht hält. Aber jede falsche Hülle, jede falsche Zeitbeimischung irgend eines wahren, fruchtbringenden Gedankens streift die Menschheit in unaufhörlicher Weiterbearbeitung desselben allmälig ab, bis das Werthvolle und Richtige desselben in eigenem freien Lichte leuchtend heraustritt. So konnte Newton die längst bearbeitete und theilweise schon vor ihm ausgesprochene Idee der Gravitation reif wie jener Apfel vom Baum in den Schoß fallen. Denn auch der Menschheit wird, ebensowenig wie dem Einzelnen, durch plötzliche geniale Aperçüs etwas dauernd Großes geschenkt; das wirklich Bleibende und Bedeutende will in harter, mühevoller, langer, prosaischer Arbeit errungen werden. Auch das scheinbar plötzlich vom Himmel Gefallene ist ein irdisch mühevoll Errungenes, ein allmälig Gewordenes; nur daß sich auch hier der Proceß des Werdens unsern Augen gern entrückt.

Solche Erwägungen hinsichtlich der Entwickelung des geistigen Besitzes und Lebens der Menschheit liegen nahe, wenn man in frischem Eindruck einer neuen ähnlichen Errungenschaft steht. Eine solche aber ist Nordenskiöld's Umsegelung des nördlichen Asiens. Auch sie ist zunächst der Abschluß einer Reihe von Bemühungen und Versuchen, welche seit dem ersten Aufkommen des Gedankens, seit mehr als drei Jahrhunderten die Menschheit bewegt — ein Engländer, angeregt von einem Italiener, begann die Ausführung, Holländer, Russen setzten sie fort, einem Schweden ist sie gelungen. Die Fesseln nationaler Abgeschlossenheit sind also hier gesprengt: diesem Ziele gegenüber fühlt sich die Menschheit als eine einheitliche mit gemeinsamen Aufgaben und Zwecken. Schon hieraus erkennt man die volle Bedeutung des erreichten Zieles.

Nordenskiöld und Palander geben uns die wichtigsten Punkte der Geschichte der nordöstlichen Durchfahrt selber an, und daß sie es thun, ist für ihr ganzes Verfahren höchst charakteristisch. Der große venetianische Meereskenner Seb. Cabot gab als Vorsteher der englischen Company of Merchant Adventurers, welche sich späterhin Muscovy- oder Russia-Society nannte, die Anregung zur Ausrüstung dreier Schiffe, welche 1553 zur Aufsuchung eines nordöstlichen Seeweges nach China unter Sir Hugh Willoughby, Rich. Chancelor und Cap. Durforth absegelte. Sie kamen bis Kola, von wo sie, nachdem Sir Hugh und der größte Theil seiner Begleiter während der Ueberwinterung gestorben waren, nur in dürftigen Trümmern nach Hause kehrten — sie, die mit Jubel und unter großen Festlichkeiten ihre Fahrt angetreten hatten. Eine ganze Reihe von Expeditionen rüstete die Russia-Company ferner aus, so 1555, 1556, 1580, alle ohne den gewünschten Erfolg und nur für die genauere Kenntniß Novaja-Semlja's von Bedeutung. Dann schickten die Holländer, denen es bei den ewigen Kriegen mit Spanien und Portugal sehr auf einen neuen sicheren Seeweg zu ihren ostindischen Besitzungen ankam, ihre berühmten drei Expeditionen unter Barents' Schiffsleitung aus, dessen Namen ja gerade jetzt durch neue holländische Unternehmungen so hoch gefeiert wird. Barents setzte durch seine Ueberwinterung auf der Nordspitze Novaja Semlja's die ganze damalige Welt in höchstes Erstaunen, aber das erstrebte Ziel erreichte auch er nicht, er starb während jener Ueberwinterung, nachdem er nicht weiter als in die Anfänge des karischen Meeres vorgedrungen war.

Dann übernahm der Seefahrer die schwere Aufgabe, „der besser als alle Zeitgenossen das Seewesen verstand, dessen Muth bei allen Begebenheiten bewährt, dessen Fleiß unermüdet war": Henry Hudson fuhr 1607 im Dienste der Russia-Company direct nach Norden, bis zum 82. Grad, 1608 nach Nordosten bis nach Novaja Semlja, wo ihn das Eis weiter vorzudringen hinderte; 1609 im Auftrag der holländisch-ostindischen Compagnie wollte er abermals durch das karische Meer nordöstlich vordringen, allein die völlige Vereisung desselben ließ ihm diesen Weg so unmöglich erscheinen, daß er im folgenden Jahr, wieder in englischen Diensten, die nordwestliche Durchfahrt aufzufinden suchte, bei welchem Unternehmen er seinen tragischen Tod fand.

Auch die ferneren Expeditionen der Holländer unter Cornelis May (aus Horn) und Cornelis Bosmann (1611 und 1625), bei welchen sie mit der besseren Einsicht ihrer Zeit die früheren englischen Fehler vermeiden wollten, blieben ohne Erfolg; aber man sieht, mit welcher Festigkeit sie ihr Ziel erstrebten. Dennoch trat jetzt eine längere Pause ein. Der Nächste aber, welcher sich auf Nordosten wandte, John Woods 1676, stützte sich wieder auf Barents — auch er hatte historisch und naturwissenschaftlich seine Aufgabe zum Voraus studirt und gibt eine Reihe Gründe für die Möglichkeit derselben an, nach den Kenntnissen seiner Zeit. Allein da er an Novaja Semlja Schiffbruch litt, so hatte auch seine Reise keinen Erfolg.

Man gab nun die Versuche nach Nordost vorzudringen auf, und namentlich das karische Meer kam in den schlimmsten Ruf, als berühmte russische Seefahrer und Gelehrte, unter ihnen Admiral Lütke und K. E. von Bär, dasselbe unzugänglich fanden und für durchaus vereist erklärt hatten. Dennoch aber blieb auch das karische Meer praktisch immer im Gebrauch. Holländische Wallroßjäger des 17. und 18. Jahrhunderts, russische Fischer befuhren es zu wiederholten Malen und auch in unserem Jahrhundert verödete es nicht; in den letzten Jahrzehnten drangen namentlich Norweger des Fischfanges wegen in dasselbe ein.

Die älteren Nachrichten über Küstenschiffahrten östlich von der Nordhalbinsel Asiens zur Lenamündung, zur Behringsstraße sind dürftiger. Hier handelt es sich um zahlreiche, aber oft kaum aufgezeichnete Fahrten der Promyschleniks von der Kolymamündung um die Ostspitze von Asien; dann um wissenschaftliche Reisen russischer Forscher. Ueber beide gibt Nordenskiöld selber manche interessante Nachrichten. Ausführlicheres findet man in einem schönen Aufsatz von Lindeman in Petermann's Mittheilungen 1879, S. 161 f. Alle diese letzteren Fahrten und Reisen sind nicht, wie jene zuerst erwähnten, auf das große Problem der nordöstlichen Durchfahrt gerichtet; sie sind nur local, zu Stande gekommen theils aus Handelsinteressen, theils aus vorzugsweise politisch-statistischen Gründen, um Sibirien nach Umfang und Producten kennen zu lernen.

Auch diese Localfahrten beweisen das Bedürfniß des nordöstlichen Seeweges sehr wohl; mit endlichem Gelingen fand ihn an der Spitze einer schwedischen Expedition Adolf Erik Nordenskiöld auf, der, aus schwedischem Geschlecht in Finland geboren, weil man ihm in Rußland das Leben politisch verleidet hatte, nach Schweden übergesiedelt war.

Er und die Seinen haben ein Ziel erreicht, welches von drei bedeutenden

Völkern, den zwei mächtigsten seefahrenden Nationen und der nächstbetheiligten Landmacht, mit stets erneutem Interesse mehr als dreihundert Jahre lang verfolgt wurde. Der hohe Werth, welcher der großen Aufgabe gleichsam instinctiv von so zahlreichen und so verschiedenen Generationen beigelegt ist, zeigt die Wichtigkeit ihrer Lösung im klarsten Licht.

Aber auch die Art und Weise, wie Nordenskiöld diese Lösung zu Stande gebracht, ist von höchster Bedeutung. Sein Erfolg ist ein Triumph der Wissenschaft, kaum geringer, als die Vorherberechnung des Neptun und dessen Auffindung durch Leverrier und Galle. Nordenskiöld ist der erste, welcher durch allseitiges und streng methodisches Verfahren zeigt, wie die moderne Erdwissenschaft arbeiten soll und was sie leisten kann.

Wie die Holländer des 17. Jahrhunderts sich ihres vermehrten Wissens zu bedienen strebten, wie John Wood eine Reihe von theoretischen Gesichtspunkten für die Ausführbarkeit seines Planes zusammenstellte, so hat auch Nordenskiöld, natürlich als Sohn unserer Zeit mit ganz anderen Kenntnissen und Hilfsmitteln, sich durch lange Studien zur Lösung seiner Hauptaufgabe vorbereitet, um alle Kraft der Geographie für dieselbe anwenden zu können. Zunächst ist er praktisch bemüht, streng wissenschaftlich an dem Object seiner Studien, an der Erde und zwar der arktischen Erde, zu lernen, an ihrem Körper unmittelbar zu operiren. So finden wir ihn, den 26jährigen Geologen, 1858 als Torells Begleiter, 1861 neben Torell als Mitführer der Expedition, 1864 an der Spitze derselben in Spitzbergen; 1868 bringt er mit einer neuen Expedition, deren zweiter Officier Palander war, über Spitzbergen hinaus bis zu 81° 42′ vor; 1870 studirt er in Grönland die Gletscher und zugleich auch das Eisen von Ovifak; 1872 finden wir ihn — Palander ist jetzt Commandant des Schiffes — abermals in Spitzbergen, wo er überwintert. Nun wendet er sich dem Osten zu: 1875 führt er eine wissenschaftliche Expedition von Novaja Semlja durch das karische Meer bis zur Jenisseimündung und gleich im folgenden Jahr, 1876, wiederholt er diesen Zug mit gleichem Erfolg.

Man sieht, er ist nicht müßig gewesen. Und was er auf seinen so mühevollen Reisen am Object, an Ort und Stelle selbst beobachtete, das arbeitete er in wissenschaftlicher Verwerthung aus. Zunächst sind seine Reiseberichte zu nennen; dann eine Reihe speciell fachwissenschaftlicher Arbeiten geographischen, geognostischen, meteorologischen Inhalts, seine Karte von Spitzbergen, seine astronomischen Ortsbestimmungen, seine Erklärung der sog. Meteoriten zu Ovifak, die er als tellurisch-vulkanische Massen kennen lehrte, seine Arbeiten über den kosmischen Staub, über die fossile Flora des Nordens.

Alle diese Studien ergänzt nun die Fahrt nach dem Osten, die wissenschaftliche Erschließung des nordsibirischen Meeres auf das Wesentlichste und vielen der wichtigsten Fragen läßt sich jetzt erst überhaupt nahe treten. Die Specialarbeiten der Gelehrten, welche Nordenskiöld begleiteten, werden das beweisen. Aber auch der große Reiz, den die ganze Expedition auf uns ausübt, beruht auf diesen Studien. Denn was uns so besonders anzieht, ist — wenn man so sagen darf — die Eleganz der ganzen Fahrt. Da wird eins der schwierigsten Probleme unternommen, seine Möglichkeit theoretisch dargethan, das Re-

sultat bis ins Einzelne vorhergesagt; es wird ein Schiff streng für die Erfordernisse der Reise gebaut, wie man zu einem physikalischen Versuch einen Apparat construirt, der leisten muß, was man verlangt; dann geht die Reise vor sich, fast auch wie ein physikalisches Experiment, Punkt für Punkt so, wie sie vorhergesagt, mit allen Erfolgen, welche erwartet waren. Und was war nicht alles bei diesem Experiment mit in Rechnung zu ziehen! Wenn man die Geographie als die Wissenschaft von der Wechselwirkung der tellurischen Kräfte bezeichnen kann, so mußte der Complex dieser Kräfte zur Vorberechnung herangezogen werden, Luft, Wasser, Bildung der Continente, Flußlauf, Vertheilung der Wärme u. s. w. Alles dies hat Nordenskiöld wohl beachtet. „Es handelt sich nicht bloß darum," sagt er in einem seiner Briefe, „in einer noch unbekannten Gegend die Anwesenheit einer größeren oder geringeren Anzahl von Pflanzen und Thierformen nachzuweisen, oder die allgemeine Anordnung des geologischen Aufbaues zu bestimmen, vielmehr boten sich wissenschaftliche Probleme einer sehr viel höheren Ordnung der Forschung dar." Er weist nur darauf hin, daß die Behringsstraße als schmaler, leicht überschreitbarer Kanal die alte und die neue Welt von einander trenne, daß sie zugleich die einzige Verbindung zwischen zwei Oceanen sei. „Diese eigenthümlichen Umstände geben der ethnographischen, geologischen, zoologischen, botanischen und hydrographischen Forschung in dieser Gegend ein ganz besonderes Gewicht. Sind die Länder der Behringsstraße Ueberreste einer alten Landbrücke zwischen beiden Continenten oder will sich jetzt erst eine solche bilden? Ist das sibirische Eismeer ein altes Binnenmeer, das sich erst neuerdings geöffnet hat oder ein alter Golf des stillen Oceans, welcher jetzt im Begriff ist, sich zum Binnenmeer abzuschließen? Die Behringsstraße selber, scheidet sie zwei verschiedene Regionen des Pflanzen- und Thierlebens? In welchem Continent ist das Bildungs-Centrum der divergirenden Pflanzen- und Thiergruppen? Welche dieser Gruppen sind von der alten in die neue oder von der neuen in die alte Welt gewandert?" Diese für die Erdgeschichte und also für unsere Kenntniß des Wesens der Erde höchst wichtigen Fragen sind es, für welche Nordenskiöld Material sammeln wollte. Ob sie so oder so zu beantworten sind, ist gleichgültig; der Geist, in welchem sie von Nordenskiöld gestellt wurden, ist von höchster Bedeutung. Er ist zugleich der Geist der ganzen Expedition. Von ihm ist auch der Plan der Expedition, wie ihn Nordenskiöld behufs Ausrüstung derselben entwarf, in seinen praktischen sowol als seinen wissenschaftlichen Theilen durchdrungen. Denn die Entdeckungen der „Vega", welche für Schiffahrt und Handel die größte Wichtigkeit haben, sind nicht minder wichtig für die wissenschaftliche Erforschung der Erde, wiewol aus leicht begreiflichen Gründen Nordenskiöld bei seinen Berichten das praktisch Erreichbare in die erste Linie gestellt hat.

Wenn der rationelle Plan des Unternehmens mit zu dessen Gelingen beitrug, so konnte den vollen Sieg doch nur ein Charakter wie derjenige Nordenskiöld's erringen. Fest und ausschließlich auf das eine Ziel gerichtet, besonnen und weitblickend in den Voranschlägen, sicher, unablässig, muthvoll, aufopferungsfähig, völlig selbstlos, dabei klar und energisch im Handeln, Wagen und Ertragen, so steht er vor uns, ausgerüstet wie wenige und zugleich gehoben durch jenen idealen Sinn, der alles hingibt für das Ziel seiner Begeisterung. Mit

dem strengen kraftvollen Ernst des strebenden Mannes eint sich in ihm eine Liebenswürdigkeit, Ruhe und Bescheidenheit, ja ein gewisser zarter Sinn, der sich in allen seinen Berichten äußert und uns zu seinen großen Leistungen mit besonderem Interesse hinzieht.

Nicht wenig endlich haben sich um den Erfolg verdient gemacht die übrigen Mitglieder der Expedition, die vortreffliche Schiffsführung Palander's, der Eifer, die bedeutenden Leistungen der Officiere, der Gelehrten der „Vega", die Hingabe der Mannschaft, welche nur Freiwillige zählte, neunzehn im Ganzen, auserlesen aus den Vielen, die sich gemeldet hatten. Außer dem Commandirenden der „Vega", Lieutenant Palander, bestand die Mannschaft aus dem zweiten Commandirenden, Lieutenant F. Brusewitz, aus dem Maschinisten F. A. Pettersson, dem Steuermann R. Nilson, drei Heizern, deren einer als zweiter Maschinist functionirte, vier geübten und vier Leichtmatrosen, sieben Bootsmännern und einem Zimmermann. Dazu kamen die Gelehrten und sonstigen Freiwilligen der Expedition, Nordenskiöld selbst, dann Lieutenant A. Hovgaard von der dänischen, Lieutenant G. Bove von der italienischen Marine, letzterer zugleich Hydrograph; Dr. R. Kjellmann, Botaniker, Dr. A. Stuxberg, Zoolog, Dr. S. Almquist, Schiffsarzt und Botaniker, Lieutenant O. Nordquist, von den russischen Scharfschützen, Zoolog und zugleich Dolmetscher der Expedition. Das Schiff, die „Vega", war 1872—1873 in Bremen für den Walfischfang, also für die Polarmeere gebaut; ihr Gehalt ist 500 Tonnen, die Länge des Oberdeckes beträgt 150, die des Kiels 130, die größte Breite 29, die Tiefe des Kielraums 16 brem. Fuß. Die Maschine, von 60 Pferdekraft, gibt 7 Knoten Geschwindigkeit; der Kohlenverbrauch war 3 cwt. pro h.; die Flagge die des königlich schwedischen Yacht-Clubs. —

Aber haben wir nicht übertrieben? ist denn die Expedition so ganz glatt zu Ende gekommen? ist sie nicht, nahe ihrem Ziele, eingefroren, stecken geblieben? Gewiß ist sie das. Aber was liegt daran? Dies Einfrieren ist so wenig ein Mißlingen der Expedition, daß man dasselbe vielmehr als eine Art Glücksfall anzusehen hat. Sehr begreiflich ist, daß es allen Fahrtgenossen einige schwere Tage der Enttäuschung, der Sorge bereitete. Aber wissenschaftlich ist die Fahrt das, was sie ist, wesentlich mit durch diese Verzögerung geworden, denn durch sie erst wurden die so wichtigen Gegenden Nordost-Asiens mit in den Kreis der Untersuchung gezogen, der größte Theil der ethnologischen Studien erst ermöglicht, die zoo- und phyto-geographischen Arbeiten auf das Lehrreichste ergänzt — kurz, wissenschaftlich ist diese Verzögerung als wahrer Segen zu betrachten. Praktisch aber hat sie, wenn man ihr nicht den Werth einer Warnung beilegen will, Nordenskiöld's Unternehmung nicht für allzuleicht anzusehen, keine weitere Bedeutung und namentlich gibt sie nicht die mindeste Veranlassung zu irgend welchen Bedenklichkeiten. Nordenskiöld hatte sich überall auf seiner Fahrt zu wissenschaftlichen Arbeiten länger aufgehalten; kam er drei, vier Tage früher, was leicht zu bewerkstelligen war, so fand er den Weg noch frei. Handelsschiffe aber halten sich auf ihrer Fahrt nicht auf; auch werden sie in den meisten Fällen nur einen kleineren Theil des Wegs unternehmen, den Nordenskiöld und die Seinen durchliefen.

Dieser Unfall, besser gesagt dieser (auch schon im Voraus berechnete) Aufent-

halt hat die Freude vom Erfolg nirgends getrübt, ja die Festlichkeiten des Empfangs eher noch erhöht. Der Glanz solcher Feste erlischt nur allzurasch. Das Geleistete aber bleibt: wollen wir also diese „Helden des Nordens" mit unverwelklichen Kränzen schmücken, so können wir das nur, wenn wir von den Blumen nehmen, welche sie selbst gepflückt haben, wenn wir uns klar machen, worin ihre Erfolge bestehen.

II.

Zuerst nun ist unsere Kenntniß von der Gestalt und Vertheilung der Continente und Meere, die Topographie der Erde, die Geographie im engeren und eigentlichen Sinne durch Nordenskiöld sehr bedeutend gefördert worden. Es ist erstaunlich zu sehen, welche Wandelungen die Küste von Nordasien noch in den letzten zwanzig Jahren auf unseren Karten durchzumachen hatte. Man vergleiche nur die Gestalt derselben in unserem Deutschen Normal-Atlas von Stieler, wie sie die Ausgabe etwa von 1858, dann von 1876 und die jetzige von 1880 bieten, letztere nach Nordenskiöld und Palander. So ist, um im Westen zu beginnen, die Insel Taimyr 1858 noch jene lange, spitz hervorragende Halbinsel, wie man sie auf Middendorff's Karte (ethnogr. Karte des Reg.-Bez. Turuchansk, Atlas zu Middendorff's großem Reisewerk) angegeben findet, trotzdem Middendorff selber die Vermuthung hegte, diese Spitze sei eine Insel. Geographisch ist überhaupt die Middendorff'sche Karte heute schon ganz veraltet. Allerdings finden wir diese Insel 1873 auf Petermann's Karte von Nordasien, allein noch war die Sache nicht entschieden, so daß z. B. H. Kiepert 1875 noch die alte Zeichnung als Halbinsel bewahrt. Die Expedition Nordenskiöld's hat nun ein für allemal entschieden, indem Palander und Hovgaard den allerdings nur schmalen Sund, welcher die Insel vom Festland trennt und am Westende so eng, seicht und felsig ist, daß ihn die „Vega" nicht passiren konnte, mit einer Dampfbarkasse vollständig durchfahren haben. Merkwürdig ist die starke Strömung (3—5 Knoten in der Stunde), welche den Kanal nach West durchfließt. Auch die Küste südlich der Insel ist berichtigt; sie ist namentlich durch eine Bucht im Osten der Insel nicht uninteressant. Ebenso entdeckte Nordenskiöld eine Reihe kleiner Holme und Eilande um die Taimyrinsel, welche bis jetzt auf allen Karten fehlen, und besonders beachtenswerth ist seine Vermuthung, die Insel sei durch einen abermaligen ganz schmalen Sund in zwei Theile zerlegt. Solche Bildungen, ein solches Zerfallen scheinbar einheitlicher Inseln in ein Inselsystem finden wir in den großen Inselgegenden der Erde auch sonst wiederkehren, wie die Holländer sie erst ganz vor Kurzem in Timorlaut (Malaisien) entdeckt haben, wie die Aru-, Kei- und andere Inseln ebenda dieselbe Erscheinung zeigen. Besonders häufig ist sie in den arktischen Archipelen und die Analogie z. B. von Novaja Semlja so wie vieler arktisch-amerikanischer Inseln zu dieser Bildung des Taimyreilandes sehr beachtenswerth. Wie die Bildung zu erklären, darüber läßt sich Endgültiges noch nicht sagen, denn die großen arktischen Expeditionen bringen zunächst nur das Beobachtungsmaterial zusammen. Auch die Frage nach Hebung oder Senkung der sibirischen Küstengegenden ist noch eine ganz offene; doch scheint es, als ob man eher eine Hebung des Festlandes anzunehmen habe.

Zu den Glanzpunkten dessen, was Nordenskiöld und die Seinen geleistet haben, gehört namentlich die Untersuchung der Nordspitze der alten Welt, der merkwürdigen drei Nordhalbinseln Asiens, deren wahre Gestalt — auf Einzelnheiten, welche noch der Ergänzung harren, kommt es nicht an — zuerst durch die Gelehrten der „Vega" erforscht worden ist. Von den drei Nordhalbinseln war die westlichste bisher (man vergleiche Petermanns Karten bei Stieler bis 1876 mit der von 1880, v. Middendorffs schon genannte Karte und den Aufsatz von E. Behm in Peterm. Mittheil. 1879, 11 f.) um 5° zu weit nach Osten zurückgedrängt, sodaß sie ihren Charakter als vorgewölbte Halbinsel ganz verlor. Nordenskiöld und Palander haben ihr denselben jetzt hergestellt. Getrennt von ihr durch die Taimyrbucht, den Taimyrfluß mit seiner gewaltigen Mündung und den merkwürdigen Taimyrsee folgt nun der östliche Theil des Taimyrlandes, der selbst wieder in zwei Halbinseln zerfällt, eine schmälere, weit nach Norden vorspringende und eine zweite, welche breit nach Osten vorgewölbt ist. Diese letztere fehlt bei Middendorff (und den Darstellungen, welche sich auf ihn stützen) ganz und gar, die Küste verläuft vom Nordkap Asiens, dem Kap Tscheljuskin, wie wir es heute nach seinem Entdecker, oder dem Nordostkap (Sjewerow Wostotschnyi Nos) wie Tscheljuskin selbst es nannte (1742), nur wenig ostwärts vortretend bis zur Chatangabucht. Was aber bei diesen Darstellungen zu wenig war, das wird plötzlich, von 1873, von Petermanns neuer Karte an, die nach Sokolows 1851 veröffentlichter Karte gezeichnet ist (Behm a. a. O.), ein unförmliches Zuviel. Die nördliche Halbinsel bleibt ganz klein und schmal, die östliche dagegen tritt in kolossaler Ausbauchung nach Osten vor, etwa 12°, bis über 117° östl. L. v. Gr.! Ich gestehe, daß mir diese Bildung immer fremdartig, unnatürlich, unorganisch erschienen ist. Alle Formen unserer Erdoberfläche zeigen eine gewisse Uebereinstimmung, d. h. sie gehen über gewisse Umrißlinien nicht hinaus und der Geograph bekommt wie der Zoolog oder Botaniker einen bestimmten Formensinn, der ihm dies oder jenes Ueberlieferte sofort als zweifelhaft, ja als unmöglich erscheinen läßt; ein jeder von uns würde Gebilde, wie sie z. B. Scaparelli's Marskarte zeigt, sofort als unserer Erde durchaus fremdartig fühlen. So stand auch jene übermächtige Anschwellung des Ost-Taimyrlandes ganz isolirt da, sie hatte weder in den Polarländern noch überhaupt auf Erden ihres Gleichen: Nordenskiöld's Expedition, Palander's Küstenzeichnung gibt uns für diese Unform eine durchaus natürliche, im Norden sich mehrfach wiederholende Bildung. Wol aber konnten die Reisenden berichten, daß sie auf weite Strecken Landes der bisherigen Karten zu Schiff gefahren, im Westen, daß sie auf den Meeren derselben zu Fuß gegangen seien. Dazu kommen eine Reihe von Einzelnberichtigungen der Küste im Westen, welche vermuthen lassen, daß auch im Osten noch manches im Einzelnen festzulegen sein wird. Es bleibt also auch für die Zukunft noch Arbeit übrig.

Eine genaue Küstenaufnahme, ja in manchen (östlichen) Gegenden überhaupt ein Annähern an die Küste war unmöglich, weil wegen großer Seichtigkeit des Ufers und vieler Sandbänke das Schiff sich auf hohem Meere halten mußte. Dies führt uns zu einer neuen Entdeckung der Expedition, welche ebenso wichtig für die Wissenschaft als unbequem für die Schiffahrt ist. Wie im Osten Sandbänke,

so liegen im Westen von der Jenisseimündung bis zur Taimyrinsel kleine Eilande und Holme in langer Kette schärenartig der Küste des Festlands vor, welche auf unseren bisherigen Karten sogut wie ganz fehlen. So ist gleich die große Insel, welche den von Nordenskiöld benannten Dicksonhafen bildet, mit den Nachbarinseln, die sie rings umgeben, von Nordenskiöld theils auf früheren Fahrten, theils jetzt genau bestimmt worden; die Kammenyje-Inseln am Piasinagolf waren bekannt, die übrigen unentdeckten Eilande schildert Palander als Schärenbildungen, welche zum Theil aus Granitblöcken bestehen und sich 30 Meilen (engl.) nordwärts von der Taimyrinsel erstrecken. Auch ostwärts von der Nord- und Osthalbinsel liegen solche Holme vor, aber nur in einzelnen Gruppen, nicht reihenweise. Und überall, weit in die See hinaus, ist die Küste außerordentlich flach; an Sandbänken fehlt es nirgends.

Was für ein Bild hat man sich nun landschaftlich von diesem äußersten Polarpunkt der Continente zu machen? Im Ganzen ein sehr eintöniges; von den prachtvollen Landschaften Grönlands oder Spitzbergens ist hier keine Spur. Dazu sind Alles einhüllende Nebel ebenso häufig als lästig; doch fehlt es auch nicht an hellen Ausblicken. So gibt Lieutenant Hovgaard eine Schilderung aus dem Norden von Cap Sterlegow, westlich von der Taimyrinsel: „es war eine unvergleichliche Fahrt; im Süden stand das Taimyrland feuerroth in der Mitternachtsonne, welche von der Refraction hoch über dem nördlichen Horizont gehoben wurde, während das Eis sich in den Lüften spiegelte und phantastische Formen annahm. Ueber die spiegelblanke Fläche glitten die Schiffe weiter, mehrere kleine Holme passirend, an deren Küsten noch Eis lag." Mit der größten Spannung erwartete man den Anblick des Nordcaps. „Wir gingen den ganzen Tag," so heißt es in einem Brief des Dr. Stuxberg, „auf dem Deck auf und nieder, neugierig nach Nordosten spähend, um nicht des ersten möglichen Anblicks von Cap Tscheljuskin verlustig zu gehen, dem Ziel unserer geistigen Träume, dem Gegenstand unserer täglichen Unterredungen und Studien." Nordenskiöld theilte die Spannung. „Der Nebel," sagt er, „verhinderte die Fernsicht und ich befürchtete schon, die nördlichste Spitze Asiens sei so von Eis umgeben, daß wir auf derselben nicht landen könnten. Bald schimmerte jedoch eine eisfreie Spitze im Nordosten durch. Eine kleine, gegen Norden offene, zur Zeit eisfreie Bucht schnitt hier in's Land hinein. In dieser warf das Fahrzeug am 19. Aug. 6 Uhr Nachmittags unter Flaggen und Salutschüssen Anker. Wir hatten das erste Ziel unserer Expedition erreicht, die nördlichste Spitze der alten Welt." Cap Tscheljuskin wird von einer niederen Landzunge gebildet, welche durch jene Bucht in zwei Vorsprünge getheilt ist. Die Spitze der westlichen hat 77° 36′ 37″ n. Br. und 103° 25′ 30″ ö. L. v. Gr.; die des östlichen 77° 41′ n. Br. und 104° 1′ ö. L. nach Nordenskiöld, während Palander in einem Brief an Capitän Edelfelt (Pet. Mitth. 1879, S. 19) die Breite auf 77° 43′ angibt. Die Bucht zwischen beiden Vorsprüngen ist also 35′ 35″ breit, was zu Tscheljuskin's Darstellung durchaus nicht, allerdings auch nicht ganz zu Palander's Karte (Pet. Mitth. eb. Taf. 2) paßt, auf der die Entfernung der beiden Nordpunkte gerade 1° beträgt. Den nördlichsten derselben, Nordost-

spitze von Tscheljuskin im Gegensatz zu dem zweiten, westlicheren Cap genannt, umsegelte die Vega am 20. August 1878.

Vom Nordostcap zieht eine Berghöhe, die sehr allmälig zum Ufer abfällt, parallel mit der Ostküste nach Süden; „über das Küstenflachland hin, weiter ins Land hinein, scheint der Bergrücken sich bis zu einer Höhe von 1000 Fuß zu erheben. Sowol diese Höhe als das Flachland waren fast schneefrei. Nur hier und da sah man große weiße Schneefelder auf den Vertiefungen oder in der einen oder der anderen tieferen schmalen Kluft auf der Ebene. Am Strande selbst lag jedoch das Eis noch in den meisten Stellen fest. — Der Boden des Flachlandes besteht aus Thonfeldern, welche zum Theil kahl und in mehr oder weniger sechsseitige Stücke aufgesprungen waren." Ganz ähnlich fand Wetzstein die sonnenglühenden Lavafelder des arabischen Hauran in polygone Flächen in Folge der Hitze, der Trockenheit, zersprungen, wie hier Trockenheit und Kälte den Thon geformt hatte. „Die Gebirgsart war jedoch hier nicht Granit, sondern aufrechtstehende, keine Versteinerungen führende Schieferlager, reich an Schwefelkieskrystallen, an der äußersten Spitze des Vorgebirges von mächtigen Quarzgängen durchschnitten. Von Phanerogamen konnte Dr. Kjellmann nur 24 Arten entdecken"; auch die niedere Vegetation war einförmig, obwol reich entwickelt. „Es schien fast" — und diese Stelle ist eine sehr merkwürdige — „als ob die Pflanzen der Halbinsel Tscheljuskin versucht hätten, weiter nach Norden zu wandern, als ob sie aber, an der Meeresküste angekommen, auf der äußersten Spitze Halt gemacht hätten. Hier fand man nämlich auf einem sehr kleinen Umkreise fast alle Pflanzen, sowol Phanerogamen als Kryptogamen, welche das Land darzubieten hat und manche von ihnen suchte man vergebens weiter ins Land hinein." Jedenfalls ist es hier die Nähe des Meeres und die in Folge derselben großen Gunst der Umstände für Keimen und Gedeihen, welche diese reichere Entwickelung veranlaßt hat. — Das Thierleben war von gleicher Eintönigkeit; nur Ringelgänse und Schwimmschnepfen waren zahlreich. Landsäugethiere gab es gar nicht, auch Meersäugethiere nur wenige, dagegen Fische und niedere Seethiere in Menge. Auch größere Meeralgen fanden sich „und dies war insofern von Interesse, als dadurch ein weiterer Beweis für das Verkehrte der lange herrschenden Ansicht geliefert wurde, als entbehre das sibirische Eismeer die höheren Algen." Und die Schilderung, die Dr. Stuxberg von dem verschiedenartigen Eifer der rasch gelandeten Mannschaft gibt, wie ist sie heiter und charakteristisch! „Hier war einer mit Quecksilberhorizont und Sextant beschäftigt, die geographische Lage der Landspitze genau zu bestimmen; dort ein Anderer, sein Inclinatorium aufzustellen, um Inclination, Declination und Intensität der Magnetnadel zu erforschen. Hier sah man Jemanden mit Meißel und Hammer in der Hand fleißig aus Steinen Stücke herausarbeiten; dort einen Anderen, mit einer großen Botanisirbüchse auf dem Rücken, Alles nehmend, was an phanerogamen Pflanzen zu nehmen war; hier ging Jemand mit einem halben Dutzend spritgefüllter Flaschen vorsichtig die Steine wendend und nach Staphylinen (Käfern) u. s. w. suchend; dort am Strande ein Anderer mit der Büchse in der Hand, um einen Sandläufer oder andere Vögel zu schießen, und dort hinten auf einem aufgethürmten Eisblock sah man endlich einen mit

gierigen Blicken nach einem fortgelaufenen Bären spähen. Und gleichzeitig besorgte ein Theil der Mannschaft die Schleppnetzzüge aus der See, um womöglich die Algo- oder Zoologen mit einem oder dem anderen guten Fund zu überraschen."

Die Ostküste der Osthalbinsel, an welcher „Vega" und „Lena" hersegelten, schildert uns Nordenskiöld als von etwas reicherer Bodenbeschaffenheit. „Das Wetter hatte sich geklärt. Eine Nordwestbrise führte das Fahrzeug rasch über die vollständig glatte See. Die Höhen am Strande nahmen bald zu und zeigten jene eigenthümlichen, in pyramidenähnliche Spitzen zerrissenen Formen, welche dem östlichen Strande des unteren Jenissei eigen sind. Etwas weiter landeinwärts zeigten sich tüchtige Berge von wenigstens 2000—3000 Fuß Höhe. Wie der Strand, so waren Abhänge, Spitzen und Kronen der Berge eisfrei, wenige kleine Eisanhäufungen in den Klüften der Berge ausgenommen. Auch einige kleine Gletscher schienen vorhanden zu sein, die jedoch auf einer Höhe von etwa 800—1000 Fuß über dem Meere endeten." In die tiefeinschneidende Chatangabucht drang die Expedition nicht ein; dagegen besuchte sie die Insel Preobraschenski, Palanders Chatanga-Island. Sie besteht aus horizontalen Kalk- und Sandsteinschichten, deren ganz spärliche Versteinerungen sie in silurische Zeit verweisen; nach Nordosten zu erhebt sie sich jäh 300 Fuß hoch aus dem Meere, nur mit einem schmalen Vorstrand, der durch Verwitterungsproducte der Insel gebildet und mit zahllosen Seevögeln, Alken, Möven, Teisten belebt war; die grasbewachsenen südlichen Abhänge entwickelten eine sehr üppige, artenreiche Vegetation. Auch an Insekten fehlte es nicht, eine Staphylinusart, eine Chrysomele wurden gefunden (Käfer); außerdem Mücken, Spinnen und Poduren.

Gehen wir nun von diesem so fesselnden Punkt weiter nach Osten, so ist hier auf eine lange Strecke weit weniger zu berichten, denn die schon erwähnte Beschaffenheit des Meeres hielt die Reisenden ab, sich der Küste und andererseits den sibirischen Inseln zu nähern, welche letzten sie vorzugsweise gern besucht hätten. Sie bestätigen nur das Vorhandensein der Preobraschenski-Halbinsel und der Nordwik-Bucht, welche in sie eindringt, von der Beschaffenheit der Strecke aber, um welche durch die Westverschiebung des Taimyrlandes die Küste zwischen dem Nordwik und der Anabaramündung verlängert werden muß, sagen sie nichts. Auf keinen Fall bietet dieselbe irgend eine auffallende Erscheinung.

Dagegen ward östlich von der Tschaunbai die Fahrt durch die Eisverhältnisse des Meeres wieder dicht an die Küste herangedrängt, und so ist diese letztere bis zum Ueberwinterungspunkt der „Vega" vom Lieut. Bove aufgenommen. Seine Aufnahme, deren Resultate wir der schönen Karte B. Hassenstein's entnehmen, welche als Taf. 17 in Petermanns Mittheil. 1879 die Berichte der schwed. Expedition begleitet, zeigt ebenfalls beträchtliche Abweichungen von der bisherigen kartographischen Darstellung. Die wichtigste Neuerung betrifft die Koliutschinbai, welche mehr nach Osten gerückt und die sog. Tschuktschen-Halbinsel, welche nicht unbedeutend verkleinert ist. Oestlich von der Tschaunbai ist die Küste bis etwa zu 179° 10′ ö. L. südlicher gelegt, von da aber über das Nordkap hin — für welchen heute nichts mehr bedeutenden Namen Cooks Nordenskiöld sehr passend den einheimischen Namen Irkaipi vorschlägt — also,

über das Kap Irkaipi hin bis zum scharf rechtwinkeligen Eingang in die Koliutschinbai (Cap Onman) sehr stark nach Norden vorgerückt, auch die Umrisse ganz anders gezeichnet, als wir sie kennen. Die nördliche Küste der Tschuktschen-Halbinsel ist wieder südlicher, dabei aber das Cap Serdze-Kamen viel weiter westlicher und nördlicher gelegt. Mag auch hier manche Einzelheit noch der Bestätigung bedürfen, die Hauptpunkte jener Abänderung sind gewiß richtig, so namentlich die Lage und Gestalt der Koliutschinbai. Wie über das Taimyrland, so berichtet Nordenskiöld auch über die bisher wenig bekannte physische Beschaffenheit der östlichsten Halbinsel Asiens: sie bildet in der Nähe der Ueberwinterungsstelle des Schiffes, also von der Nordküste aus, eine weite, wellige Ebene, die fern im Süden in langsam ansteigende Hügel, weiter landeinwärts aber, nach den Aussagen der Eingebornen in ansehnliche Berge übergeht. Und wirklich fand Nordquist auf einer Reise in das Innere Berge von etwa 1000′ Höhe. Die Ebene ist vielfach durch weite Lagunen unterbrochen, welche vom Meer durch Eisbänke und hohe Dünen getrennt sind. Auch hier, wie am Cap Tscheljuskin war die Flora in der Nähe des Strandes viel reichlicher, als landeinwärts, bis dieselbe an den Gebirgshöhen sich wieder vermehrte und hier — verhältnißmäßig — wirklich reich wurde. Ende September, als die Vega einfror, war auch der Boden des Festlands gefroren, aber noch schneefrei.

Auch sonst glich diese Gegend den Taimyrgegenden. Gletscher fehlen gänzlich, vom weißen Meer bis zur Behringsstraße. Die östliche Küste der Halbinsel war, wie die Nordhalbinsel Asiens, mit jener ruinenartigen Klippenbildung versehen, deren oft hohe Felsen aus der Ferne wie verfallene Städte, zertrümmerte Tempel und Paläste aussehen. Auch hier ist das höhere Thierleben schwach vertreten, die Vögel deshalb selten, weil es bei der fehlenden Schären- und Holmbildung an der Küste an geeigneten Brutplätzen fehlt. Dagegen flogen im Frühling große Vogelschwärme nördlich über das Meer hin und sehr mit Recht zieht aus dieser scheinbar so unbedeutenden Thatsache Nordenskiöld den wichtigen Schluß, daß zwischen Wrangel-Land und den Polarinseln Amerika's große Landstrecken mit hohen Bergen, Thälern voll Gletschern und Felsen sich finden müßten.

III.

Wie sehr diese höchst bedeutenden Berichtigungen der Continentalgrenze ein Gewinn für unsere Kenntniß der Erdoberfläche sind, leuchtet ohne Weiteres ein; ihre Wichtigkeit rückt aber erst dann in das rechte Licht, wenn man die Bedeutung, welche der Polargrenze des Festlandes als solche zukommt, eingehender erwägt.

Die Entstehungs- und Formgesetze der Continente und ihrer Gliederung gehören bis jetzt noch zu den schwierigsten Problemen der Erdkunde, mag man dieselbe nun Geologie oder Geographie nennen. Unser Planet zeigt, ganz abweichend von der Bildung des einzigen Planeten, den wir außer der Erde noch etwas näher kennen, des Mars, die vielbesprochene Eigenthümlichkeit, daß die Continente nach Süden zu schmal und spitz, nach Norden dagegen breit ausladen, wodurch beide Polarkarten (die wir den Leser zur Hand zu nehmen bitten,

etwa in Stielers Atlas; ein guter Globus ist noch lehrreicher) ein so eigenthümliches, wesentlich verschiedenes Gepräge zeigen. Dabei gliedern sich beide Continentalmassen, Europa-Asien und Amerika nach Norden zu in so ganz auffallend entsprechender Weise, daß wir für diese gleichen Erscheinungsformen bestimmte, wenn auch noch unbekannte Gesetze anzunehmen durchaus gezwungen sind. So hat z. B. die Halbinsel Kola ihr Analogon in der östlichen Taimyrhalbinsel, wie sie jetzt in ihrer wahren Gestalt erkannt ist; ebenso in der Nordosthalbinsel Asiens und die westliche Taimyrhalbinsel scheint der Anfang einer ähnlichen Bildung zu sein. Kanin wiederholt sich in der Preobraschenski-Halbinsel.

Sehr auffallend ist es ferner, wie sich in Nordasien alles, Insel und Halbinsel, nach Osten wendet, nach Osten öffnet; in Nordamerika aber streichen die Küsten, öffnen sich die Buchten alle in westlicher Richtung. Am reichsten gegliedert, am reichsten mit Inseln umlagert ist die Ostküste Nordamerika's, im Westen ist sie kahl und einfach; kahl und einfach ist Asien im Osten, um sich nach Westen hin immer reicher zu gliedern. Und diese nördliche Vorlagerung der zahlreichen und höchst merkwürdigen Inselbilde gehört ferner zu den Uebereinstimmungen der arktischen Bildungen. Die Inseln selbst sind durch verhältnißmäßig schmale Straßen (innerhalb denen die nordwestliche und nordöstliche Durchfahrt verläuft) polwärts von den Continenten abgegrenzt. Die Inselwelt über Amerika ist mit Ausnahme ihrer noch ganz unbekannten Polargrenze in Folge des großen Eifers für die Aufsuchung der Nordwest-Durchfahrt schon ziemlich eingehend erforscht; die über Asien, da sie ärmer entwickelt und erst in höheren Breiten zu beginnen scheint, ist uns bis jetzt noch völlig fremd. Nordenskiöld (und er nicht zuerst) macht folgenden sehr wichtigen Schluß: wenn die winterliche Eisdecke der sibirischen Küsten im Sommer aufgegangen ist, so wird sie nicht selten von Südwinden ins Meer hinausgetrieben, nie aber so weit, daß sie nicht, wenn ein paar Tage lang Nordwind weht, wieder zurückkehre. Hieraus ergibt sich, und ich wüßte nicht, was man einwenden könnte, „das Vorhandensein einer Reihe von Inseln, welche das sibirische Festland vom eigentlichen Polarmeer abschneiden und von denen wir nur Wrangelsland und Neusibirien kennen". Auch Franz Joseph's Land würden wir zu diesem nordasiatischen Archipel zu rechnen haben, dessen übrige Inseln sich zwischen dem genannten Lande, den sibirischen Inseln und Wrangelsland finden müßten. An das von der Tschuktschen-Halbinsel nördlich gelegene Land, nach welchem Nordenskiöld die Vögel fliegen sah, mag hier nochmals erinnert werden. Der Gedanke es mit Wrangelsland zu verbinden, liegt nahe.

Auch die Eigenthümlichkeiten der uns bis jetzt bekannten arktischen Inseln sind sehr groß und stimmen genau untereinander überein. Das Zerschnittensein derselben durch einzelne ganz schmale Sunde erwähnten wir schon, wir sahen es bei vielen polar-amerikanischen Inseln (z. B. Baffinsland) bei Novaja Semlja, vermuthlich bei der Taimyrinsel. Ganz anders geartet, aber ebenfalls unter sich übereinstimmend sind die schmalen Nord-Süd-Canäle zwischen diesen Inseln, z. B. Smith Sund und zahlloses Aehnliche im polaren Amerika, die Hinloopenstraße und Aehnliches in Spitzbergen, in Franz Josephland, vielleicht die Ostküste des

Wrangellandes. Von anderen merkwürdigen Bildungen reden wir hier nicht; will man aber irgend welche Analogien zu Sciaparelli's Marskarte finden, so kann das nur in dieser polaren Inselwelt geschehen, welche vor den übrigen Inselbildungen der Erde ganz bestimmte Eigenthümlichkeiten voraus hat.

Natürlich sind für diesen Kreis von Betrachtungen auch die geologischen Befunde, welche Nordenskiöld und die Seinen gemacht haben, von Wichtigkeit, obwol sie der Natur der Sache nicht sehr zahlreich sein konnten. So haben wir die Angabe, daß die Umgegend vom Cap Tscheljuskin aus Schiefer, die Insel Preobraschenski aus silurischen Ablagerungen (jenen Schiefern wol gleichaltrig) bestehe, durch welche Angaben frühere Forschungen bestätigt werden, daß ferner in den Gegenden östlich von der Tschaunbai das Tiefland aus Sand- und Thonlagern gebildet ist, welche augenscheinlich in sehr junger Zeit über das Meer emporgehoben sind; auf ihnen fehlen die erratischen Blöcke, welche im Norden Asiens und Europas so häufig sind, auffallender Weise vollständig, und dies scheint anzudeuten, „daß Eisbewegungen in den letzten geologischen Epochen hier keine Rolle gespielt haben". Auch vulkanisches Gestein fehlt nicht, es herrscht an Cap und Bucht Irkaipi überall vor, ist aber durch Kälte und Temperaturwechsel in eckige Blöcke zerfallen, welche die ganze Oberfläche des Gesteins bedecken — auch hier also dieselbe Erscheinung, welche Wetzstein in Folge der Hitze und Strahlung auf den Lavafeldern des Hauran beobachtete. Sehr merkwürdig ist die Erklärung, welche Nordenskiöld von einem auffallenden Fund mikroskopisch kleiner Kryställchen gibt, die er beim Suchen nach dem kosmischen Staub, den er anderwärts im hohen Norden gefunden hatte, bei Westtaimyr auf einer Meereis-Scholle entdeckte. Er identificirt diese Krystalle keineswegs mit dem von ihm benannten Kryokonit, dem merkwürdigen trachytisch-vulkanischen Staub der Gletscher Grönlands, über dessen Herkunft nichts Sicheres bekannt ist, sondern glaubt in ihm ein neues Mineral gefunden zu haben, „welches am Grunde des Meeres in Folge der Kälte aus dem Wasser herauskrystallisirt". Diese Erklärung bedarf natürlich sehr der weiteren Ausführung und Begründung und müssen wir über sie wie über so vieles Andere die speciellen Arbeiten der Expeditionsmitglieder abwarten.

Auch die hydrologischen Untersuchungen derselben gehören in so weit direct zu den Untersuchungen über die Erdgestaltung, als sie sich auf die Tiefe des Meeres beziehen. Ueberall fanden Nordenskiöld und sein Begleiter dasselbe seicht, selbst noch in großen Entfernungen von den Küsten. Die Polarmeere scheinen im Allgemeinen nicht tief zu sein, wie dies die arktischen Fahrten bis jetzt überall dargethan haben. Von den antarktischen scheint das Gleiche zu gelten. Ueber sie wird Lieutenant Bove hoffentlich in Bälde die werthvollsten Resultate gewinnen. Denn wir wünschen auf das Lebhafteste und haben für diesen Wunsch gewiß die Zustimmung aller unserer Leser, daß die Südpolarfahrt, für welche er seit seiner Rückkehr von der Vegaexpedition arbeitet, zu Stande kommt. Ist sie doch eines der dringendsten Bedürfnisse der geographischen Wissenschaft! Zeigen aber wirklich, wie es den Anschein hat, die Kugelkappen der Erde übereinstimmend eine nur geringe Tiefe der Meeresbecken, so würde dies eine sehr wichtige Thatsache sein. Die schwierige Untersuchung über Hebung und Senkung, Bildung

und Umbildung der Küsten und Continente muß gerade sie besonders berücksichtigen. Sie hat überhaupt, nach allem was wir schon gesehen, eins ihrer wichtigsten Felder in den arktischen Gegenden — wenn nicht überhaupt im Norden der Erde der Schlüssel zu ihrer Lösung zu finden ist. Der Hauptschwerpunkt der bisherigen Mittheilungen, welche wir von Nordenskiöld und der Expedition haben, liegt ohne Zweifel in den vielen neuen Nachrichten über diese Küsten-, Festlands- und Bodenverhältnisse des hohen Nordens.

Die zahllosen anderen hydrologischen Untersuchungen, über Salzgehalt, Strömungen, Gezeiten u. s. w., die über Meteorologie, über Magnetismus und Nordlicht übergehen wir, weil gerade über sie die Specialuntersuchungen abzuwarten sind. So interessant und wesentlich die einzelnen schon jetzt gegebenen Notizen sind, z. B. das über die Bildung der mächtigen Spalten Gesagte, die mehr oder weniger breit und lang sich in dem Eis, welches die „Vega" gefangen hielt, bildeten, die Untersuchungen über den Salzgehalt des Eises, welchen die Expedition in jungem Eis noch ziemlich stark und erst in altem geschwunden fand — sie stehen jetzt noch vereinzelt und erhalten ihre ganze wissenschaftliche Bedeutung nur durch den Zusammenhang mit allem Zusammengehörigen. Praktisch am wichtigsten ist die Erforschung der Masse und Stärke des Eises in den arktischen Meeren. Es ist bekannt, wie Nordenskiöld die Sachlage gefunden hat. Die Jugor- und karische Straße hafenlos und leicht versperrt durch Eis, die Matotschkinstraße aber als die für die Passage günstigste, freilich erst vom Anfang August an. 1875 hatte er die Jugorstraße zum Eingang in das karische Meer gewählt. Dasselbe war in seinen südlichen Theilen, trotz heftiger Nordwinde, welche längere Zeit geweht hatten, gänzlich eisfrei und erst unter 75° 55′ n. Br. traf er unpassirbare Eisfelder; schon am 15. Aug. war er im Dickson-Hafen gelandet. Härter war der Kampf mit dem Eis 1876, in welchem Jahre Nordenskiöld durch die Matotschkinstraße in das karische Meer eingetreten war: doch glückte es ihm auch bei dieser Fahrt, auf welcher er die Insel Sibiriakow entdeckte, abermals am 15. Aug. in Dickson-Hafen einzulaufen. Die Rückfahrt (vom 2.—22. Sept.) nach Tromsoe war durchaus günstig. In demselben Jahre wurden auch andere Fahrten durch das karische Meer von und nach Nordeuropa glücklich vollendet. Die Eisverhältnisse des Jahres 1878 schildert Nordenskiöld folgendermaßen: „zwischen Norwegen und Jugorschar kein Eis; zwischen Jugorschar und dem Jenissei (31. Juli bis 6. August) unbedeutendes Eis; zwischen dem Jenissei und den Bäreninseln (3. Sept.) längs der Küste fast kein Eis; östlich von den Bäreninseln Eis, welches, je weiter man nach Osten kam, dichter und dichter ward, bis dasselbe in Verbindung mit neu gebildetem Eis unser Fahrzeug an der Grenze des stets eisfreien Westens des stillen Meeres in Fesseln schlug" (27. Sept.). Dies Einfrieren so nahe am Ziel kann wunderbar erscheinen, denn man hatte — wir lassen nun Nordenskiöld selbst reden — „wol Ursache, anzunehmen, daß die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bei der Ankunft an der Lena überwunden sein würden. Schon vor Abgang der Expedition sprach ich jedoch die Befürchtung aus, daß die Schwierigkeiten eigentlich östlich der Kolyma beginnen würden, da hier nur unbedeutende Flüsse sich ins Meer ergießen und man daher nicht darauf rechnen könne, hier dem warmen

Küstenstrom zu begegnen, welcher westlich im Spätsommer ein verhältnißmäßig eisfreies Meer bewirkt. Die Befürchtung hat sich leider, obgleich wir sie einige Tage während des ersten Theiles unserer Reise, der so sehr vom Glück begünstigt war, außer Acht ließen, als vollständig begründet gezeigt."

Es liegt auf der Hand, daß diese Darstellung der Eisverhältnisse namentlich des karischen, sodann des sibirischen Meeres einen hohen wissenschaftlichen Werth hat. Resultirt doch das Werden, Bleiben und Schwinden, das Kommen und Gehen des Eises aus den meteorologischen Zuständen der ganzen Gegend und zugleich aus der Configuration von Land und Meer, so weit wir dieselbe kennen oder vermuthen, ja das Kommen und Gehen des Eises bildete für Nordenskiöld einen Hauptgrund zur Annahme nördlicher bis jetzt noch nicht gesehener Landmassen.

Das reiche ethnologische Material, welches in den bisherigen Berichten vorliegt, ist zugleich von nicht geringer praktischer Bedeutung, zunächst für den Verkehr mit den berührten Völkern, Samojeden und Tschuktschen, für den Handel mit ihnen — auf die von den Tschuktschen meist begehrten Gegenstände geht Nordenskiöld im Interesse späterer Reisenden ausführlich ein — dann aber auch für die Beurtheilung und eventuelle Benutzung der kulturellen Leistungsfähigkeit der noch so unbekannten Tschuktschen, welche für die Entwickelung eines festen Handelsweges um Nordasien wichtig genug sein dürfte. Dem Ethnologen vom Fach bieten die vorliegenden Mittheilungen zwar manchen interessanten und neuen Zug und namentlich ist auch für ihn das Gesammtbild von Interesse, welches von der geistigen Art und Begabung der asiatischen Tschuktschen sich aus den Berichten entwickelt. Allein bis jetzt ist in denselben nur was das äußere Leben, der kurze, unterbrochene Verkehr ergab, geschildert und dazu wird nirgend scharf genug zwischen den asiatischen, den sog. Rennthier-Tschuktschen und den erst später über die Behringsstraße in Asien eingewanderten amerikanischen Tschuktschen, den sog. Namollo geschieden. Unzweifelhaft sind nach allem über sie Gesagten die Bewohner von Jintlen, einem Zelt-Dorfe bei der Ueberwinterungsstelle der „Vega", asiatische, Rennthier-Tschuktschen; die amerikanischen, die Namollo traf die Expedition erst südlich vom Ostcap. Vielleicht auch, daß jener aus der Gegend von Jintlen vertriebene Stamm der Onkilon zu den Namollo gehörte, doch läßt sich hierüber, wenigstens nach den bisherigen Veröffentlichungen der Expedition, durchaus nichts Sicheres behaupten. Wenn Nordenskiöld die Ichthyophagen Nearchs von der Küste Beludschistans zur Vergleichung mit seinen Tschuktschen heranzieht, so beweist die Aehnlichkeit in der Lebensweise beider Völker nicht mehr, als daß uncultivirte Stämme, die nur auf das Meer, bei höchst ungünstigen Landverhältnissen, angewiesen sind, auf gleicher und sehr tiefer Stufe der Entwickelung zurückgehalten werden. Auch wird kein Ethnolog Nordenskiöld's Vermuthung beistimmen, nach welcher die Sitte der Tschuktschen, in ihren (überhitzten) Zelten oder Hütten fast nackt zu gehen, daher sich erklärt, daß sie ursprünglich in warmer Zone lebend immer nackt gegangen seien.

Lieutenant Nordquist hat nun während des Winteraufenthaltes der „Vega" möglichst eingehende linguistische Forschungen unter den Tschuktschen angestellt,

Wortverzeichnisse angelegt, die Grammatik der Sprache von Jintlen und Umgebung studirt und wird die Früchte seiner Studien hoffentlich recht bald und in aller Reichhaltigkeit veröffentlichen. Sie werden zu den wichtigsten der Expedition gehören, da sie über ein bisher noch ziemlich unbekanntes Volk berichten und jedenfalls über die ethnologische Stellung desselben und über viele mit derselben zusammenhängende Fragen grundlegend entscheiden werden.

Auch hinsichtlich der zoologischen und botanischen Ergebnisse der Expedition muß man die ausführlichen Arbeiten der Specialgelehrten abwarten, um den Gewinn der Reise wirklich schätzen zu können. Praktisch wird derselbe von keiner großen oder doch nur von negativer Bedeutung sein, indem sich zunächst eine große Armuth an Thieren und Pflanzen für das Festland, dann aber auch an großen Seesäugethieren für das nordsibirische Meer ergibt. Um so wichtiger aber werden die Ergebnisse für die Wissenschaft sein, zunächst für die Zoologie und Botanik selbst, da eine große Anzahl wie es scheint ganz neuer Arten aufgefunden sind, allerdings nur aus dem Kreise der niederen Lebensstufen; für die Botanik wol nur aus der Welt der Flechten und Algen. Den Hauptgewinn aber trägt auch hier wieder die Geographie davon, und zwar diejenige Disciplin derselben, welche man Geographie der Organismen nennen mag. Hier ist namentlich der Reichthum der arktischen Meere an Lebensformen sehr wichtig, wie ihn die Schleppnetze der „Vega" fast überall auffanden, ferner die merkwürdige gruppenweise Vertheilung bestimmter Organismen des karischen Meeres und vor allen Dingen das Verhältniß der Lebensformen (Thiere und Meerpflanzen) des karisch-sibirischen Meeres zunächst zu den übrigen arktischen Meerestheilen, dann aber zum atlantischen und stillen Ocean. Die Untersuchungen, welche Lieut. Bove jetzt plant, werden dann auch die hochwichtigen antarktischen Meeresformen zur Vergleichung herbeibringen, durch welche der Ring des tellurischen Lebens erst geschlossen wird. Ob sich nun aus Vertheilung und Entwickelung der Organismen Schlüsse auf die geologische Entwickelung der arktischen Meeresbecken ergeben, vielleicht auch auf ihre Gliederung zum Pol hin, die wir jetzt noch gar nicht kennen, das ist aus den bisherigen Mittheilungen, so wahrscheinlich es auch an und für sich erscheint, nicht ersichtlich. Ganz Aehnliches wird für die Landbildungen die Betrachtung der Phanerogamen lehren. Hier sind einige Gegenden von besonderer Wichtigkeit: zunächst Ostasien neben Westamerika, dann Ostasien neben dem Taimyrland sowie den Ufern des karischen Meeres und ferner die Inseln. Schon jetzt, aus den vorläufigen Mittheilungen, kann man manches wichtige Resultat entnehmen, auf welches wir hier jedoch nicht weiter eingehen.

IV.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der eigentlich praktischen Bedeutung der Expedition, ihre Erfolge für Handel und Verkehr, so glauben wir, daß dieselben nicht hoch genug geschätzt werden können.

Zwar Nordenskiöld selbst drückt sich in dieser Hinsicht sehr bescheiden aus; er hält es für unmöglich, jetzt schon zu entscheiden, ob die Reise der Vega jedes

Jahr wiederholt werden könne; er glaubt, daß der Seeweg vom atlantischen bis zum stillen Meere längs der Nordküste Sibiriens von einem tüchtigen Fahrzeug wol öfters in wenigen Wochen zurückgelegt, daß er aber kaum von wirklicher Bedeutung für den Handel werden dürfte; daß dagegen dem Handelsweg Jenissei-Europa keine Schwierigkeiten entgegenständen; daß auch der Seeweg zwischen Lena und Jenissei und Lena und Europa als Handelsweg gebraucht werden kann, wenn auch letzterer hin und zurück nicht in einem Sommer; und schließlich daß der Weg Lena-Behringsstraße als Handelsweg aller Wahrscheinlichkeit nach immer zu verwenden ist.

Man ist sehr geneigt, ein so großes Ereigniß, als die Eröffnung Sibiriens für ausgedehnten Seehandel, mit Enthusiasmus zu begrüßen, ja in der Freude des ersten Erreichens eines so lange von der Menschheit erstrebten Zieles zu überschätzen. Der kritische Gelehrte darf sich dieser Begeisterung, welche für die Geschichte der Leistungen des Menschengeschlechtes so hohe Bedeutung hat, wol freuen, aber nicht hingeben; und so hebt auch Nordenskiöld, wie wir eben sehen, manches Bedenken hinsichtlich seiner Erfolge selbst hervor: er, als echter Forscher, überschätzt durchaus nicht, was er erreicht hat. Bedürften wir noch einen Beweis für die wissenschaftliche Größe Nordenskiöld's, so haben wir ihn hier. — Daß zunächst das Einfrieren der „Vega" keinen irgend gewichtigen Einwand gegen den Handelsweg zwischen Lena und Pacific geben kann, haben wir schon oben ausgesprochen. Nordenskiöld hat eine ganze Reihe Zeugnisse über die Eisverhältnisse der nordostasiatischen Küste aus dem Munde der Tschuktschen gesammelt, welche in der That glaubwürdig erscheinen und die alle dahin lauten, daß die Bahn im Sommer, vom Mai oder Juni bis zur zweiten Hälfte des September oder zum Beginn des October eisfrei zu sein pflegt, und das ist allerdings ausreichende Zeit, um vom Ocean bis zur Lena und von da wieder durch die Behringsstraße zurückzukommen.

Aber freilich wird auch hier der Wechsel der Jahre immer sich sehr fühlbar machen. Ebenso im karischen Meer, wo gleich im Jahre unmittelbar nach Nordenskiöld's Expeditionen mehrere gut geplante und gut geleitete Fahrten in Folge der Eisverhältnisse nicht bis zu den sibirischen Strömen durchdringen konnten. Dabei darf man auch die ganz besonders vorzügliche Ausrüstung der „Vega" nicht außer Acht lassen: nicht jede Handelsfahrt kann mit solchen Schiffen gemacht werden, und ob mit anderen, ob ferner eine wirklich geregelte Schiffahrt einzurichten sein wird, ist fraglich. Nur eine solche aber hat für den Handel Werth; ein einmaliges Glücken, einzelne ab und zu unternommene Fahrten bedeuten wenig. Ueber die Fahrt um Cap Tscheljuskin läßt sich, da wir noch keine Kenntnisse über das nordsibirische Meer haben, noch gar nichts sagen, als daß sie in Ansehung der einmal gut geglückten Umsegelung allerdings auch fernerhin möglich scheint. Ungefährlich ist sie auf keinen Fall und da diese ganze Nordgegend Asiens so gut wie keinen mercantilischen Werth hat, da ferner im Innern des Landes Wasserverbindungen zwischen Jenissei und Lena herzustellen sind, so können wir wegen seiner geringeren Wichtigkeit von diesem Theil der Bahn Nordenskiöld's ganz absehen.

Allerdings werden die beiden mercantilisch wichtigsten Theile dieser Bahn, der Handelsweg von Europa nach Nordwestsibirien und der von Nordamerika nach Nordostsibirien immer ihre Schwierigkeiten behalten. Dennoch aber bin ich keineswegs mit Bernhard von Struve einverstanden, welcher in seinem Aufsatz über die Möglichkeit eines inneren Handelswegs durch Sibirien (Peterm. Mitth. 1880) ausruft: „Die Schiffahrt über's karische Meer ist und bleibt für den gewöhnlichen Schiffer eine Frage des Zufalls. Bei den Mitteln, die dem Professor Nordenskiöld zu Gebote standen, waren seine glücklichen Reisen nur Ausnahme von der Regel." Namentlich die letztere Behauptung erscheint übertrieben. Jedenfalls haben wir Folgendes zu erwägen: Nordenskiöld's Fahrten sind der erste, wiederholte Versuch, das karische Meer zu bewältigen und gleich dieser ist gelungen. Dabei war von irgend welchen durchgreifenden Hilfsmitteln, wie sie eine langjährige Kenntniß eines Meeres, ein andauerndes Studium der meteorologischen Verhältnisse, wie sie ferner ein geregelter Küstenverkehr, Telegraph, bequeme Hafenbauten u. s. w. bieten, gar nicht die Rede. Ebenso wenig natürlich im Osten. Soll aber Sibirien von Norden her dem Handel dauernd erschlossen werden, so sind eine Menge Vorarbeiten natürlich ganz dringend nothwendig, wie sich dieselben an anderen Küsten sehr allmälig entwickelt haben. Zunächst einmal und vor allen Dingen meteorologische Stationen, zu deren Bedienung sicher auch die einheimisch-asiatischen Völker bei guter Behandlung und Belohnung sich anlernen ließen. Diese Stationen auf Küsten und Inseln mit dem nöthigen Telegraphendienst verbunden würden namentlich über die Winde zu berichten haben, von deren treibender Thätigkeit Kommen und Gehen des Eises abhängt. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß sich hiernach eine völlig geregelte Sommerschiffahrt einrichten ließe, nur daß dieselbe keineswegs immer denselben Weg zu fahren hätte; sie würde nach den jedesmaligen Eisverhältnissen ihre Bahnen für jeden Sommer wählen. Die Schiffahrt selber müßte sich den geographischen Verhältnissen anpassen, sich in Handelsflotten mit besonders gebauten Schiffen zur bestimmten Zeit über das Meer bewegen; wenn sich hier auch kein Handelsverkehr entwickeln kann, wie man ihn in leicht zugänglichen Meeren kennt, so ist doch Ausfuhr und Einfuhr aus und nach Sibirien möglich, und das ungeheuere und so außerordentlich reiche Land kann von Norden her zur See dem Welthandel erschlossen werden. Allerdings sind zu diesem gewaltigen Erfolg alle Mittel unserer Technik und Wissenschaft in Anwendung zu bringen: daß mit denselben aber auch jene nördlichen Meere zu bezwingen sind, das eben hat ja Nordenskiöld's Fahrt so glänzend bewiesen. Diese Bezwingung der arktischen Schwierigkeiten, diese Erschließung Nordsibiriens wird langsam von Statten gehen, sie wird nicht gleich in den nächsten Jahren vollendet sein. Aber ihre Möglichkeit und zugleich ihre Vortheile werden sich immer mehr und mehr herausstellen, je genauer man die betreffenden arktischen Meere kennen lernt. Daß hierbei auch der Lauf der großen Ströme Asiens und seine Correction von höchster Bedeutung ist, liegt auf der Hand. Namentlich die Lena verlangt strenge Arbeit in Folge ihres Deltas; allein diese Arbeit wird trotz allen Schwierigkeiten, trotz allem Kostenaufwand eine höchst lohnende sein, nur darf man den Lohn nicht unmittelbar erwarten.

Rußland ist natürlich hierbei in erster Linie interessirt. Sein unablässiges Bemühen ist schon seit Jahrzehnten darauf gerichtet, brauchbare Handelswege im Innern Sibiriens herzustellen; mehrere derselben schildert B. v. Struve in Petermann's Mittheilungen von diesem Jahre, und zwar im Gegensatz zu den durch Nordenskiöld neuerschlossenen Seewegen. Nun ist gar kein Zweifel, daß jedes Land guter innerer Communicationswege auch neben allen Seeverkehr bedarf, um seine Reichthümer zu verwerthen, Fehlendes allwärts hinzubringen und sich allseitig zu entwickeln. Aber je mehr es solcher Verbindungs- und Verkehrswege hat, um so rascher und reicher entwickelt es sich. Schon deswegen sind die neuen Seewege für Sibirien unschätzbar. Dazu kommt, daß die Wege im Innern keineswegs gefahrlos, ja kaum gefahrloser sind, als jene so schwierigen Seeverbindungen; daß die Kosten ihrer Herstellung sich noch viel höher belaufen, als alles Das, was für die Erschließung der Seewege gethan werden muß. Die Wasserverbindung z. B., welche v. Struve vorschlägt und welche das weiße (d. h. das „murmanische" Meer nach Nordenskiöld's Erneuerung eines alten Namens, das Meer zwischen Nordeuropa und Nowaja Semlja) und das stille Meer verbinden soll, geht zunächst durch die Petschora, dann durch ein ganzes System von Nebenflüssen über den Ural hin zum Ob, von diesem abermals durch Canalverbindung der Nebenflüsse zum Tas, dann ebenso zum Jenissei, von letzterem durch die Angara zur Lena, von der Lena durch Aldan und Maja zum Stanowoigebirge, um endlich über dieses auf einem Landweg nach Ajan zu kommen. Natürlich ist dieser Weg durch seine ungeheure Länge, sodann durch den eingeschalteten Landtransport, sowie ferner durch die verschiedene Größe und Wasserkraft, namentlich aber durch die verschiedene Richtung der benutzten Ströme — bald würden die Schiffe mit, bald gegen das oft sehr reißende Wasser fahren — im hohen Maße zeitraubend und schwierig. Dabei ist doch auch er nur im Sommer zu gebrauchen und auch dann noch, bei der eigenthümlichen Grundeisbildung der sibirischen Ströme, wie sie v. Middendorff schildert, wol öfters gefährdet, ja gehemmt. Was auf dem Seeweg durch directes Seeunglück oder in einem und dem anderen Jahre durch völliges Verschlossensein der Seebahnen — zugegeben, daß ein solches eintrete; nachgewiesen ist es nicht — von Schädigungen des Handels statt haben kann, das wird eher weniger als mehr sein im Vergleich zu den Schädigungen und Verlusten, welche der so weitläufige und so höchst unbequeme Binnenlandtransport mit sich bringen muß. Um sich von den Herstellungskosten der eben beschriebenen Bahn desselben einen Begriff zu machen, denke man nur an die höchst bedeutenden und stets weiter zu führenden Correctionen dieser so verschiedenen, mächtigen und reißenden, bis jetzt noch völlig im Naturzustande befindlichen Ströme. Und dabei sehen wir davon ab, was der Transport bei seiner Länge selbst kosten muß, wobei natürlich keineswegs stets an ein Durchlaufen des ganzen Weges zu denken ist. Unmöglich können diese Binnenwege den Seeverkehr weder für den Import noch für den Export ersetzen. Auch etwaige Eisenbahnanlagen oder Karawanenzüge nicht. Letztere, für unsere heutigen Handelsbedürfnisse überhaupt wenig brauchbar, können nun gar da, wo die Holz- und Mineralschätze eines so ungeheuern Landes

wie Sibiriens dem Welthandel eröffnet werden sollen, gar nicht in Betracht kommen; ebenso wenig da, wo ein bevölkertes oder immer mehr sich bevölkerndes Land einer reichlichen Einfuhr bedarf, um durch dieselbe sich für die stets bedeutender werdende Ausfuhr zu kräftigen.

Der unschätzbare Werth der neuen, wenn auch schwierigen Meeresverbindungen für Sibirien bleibt daher unanfechtbar. Die Riesenflüsse Sibiriens mit ihren weitverzweigten Wassersystemen, aber auch kleinere Flüsse, wie Tas, Kolyma u. a., kommen durch sie erst zu ihrer wahren Geltung für den Wohlstand des Landes. Sie werden früher als das Meer schiffbar, sie schließen sich erst später; auf ihnen also können die Waaren schon zu den Seestapelplätzen hingeschafft sein, wenn die arktische Schiffahrt angeht; sie können dann noch in demselben Herbst weit in das Innere hinein die Waaren stromaufwärts führen. Dann erst, wenn auf diese Weise die natürlichen Wasserbahnen benutzt sind, können die inneren Verkehrs- und Verbindungswege in ihre wahre Wirksamkeit treten.

Für Rußland ist eine der größten Schwierigkeiten seine allzu continentale Lage, seine Absperrung von den Meeren, den großen intercontinentalen tellurischen Verkehrsbahnen. Daher strebt es mit aller Kraft stets nach neuen Verbindungen mit dem Meer an. Jede neue Möglichkeit einer solchen ist die größte Wohlthat für das Reich; und ist es eine seltsame Verkettung der Dinge, daß der ursprünglich russische Staatsbürger, den man durch allerlei Chicanen aus seiner Heimat hinausgedrängt hatte, dem russischen Reich den so hochwichtigen Dienst der Nord-Erschließung Sibiriens geleistet hat. So sehr man nun auch Seitens der russischen Regierung diesen Dienst und seinen Werth anerkannt hat, so scheint es doch Strömungen in Rußland zu geben, welche in allzu lebhaftem Nationalgefühl diese Eröffnung ihres Landes eher mit ungünstigem Auge betrachten; welche durch dieselbe ein unbequemes Eindringen des Fremden, zunächst der nicht russischen Waaren zu befürchten scheinen.

Allerdings ist mit einer wirklichen Erschließung Sibiriens auch ein wichtiger, ja wol der wichtigste Wendepunkt in seiner Geschichte gegeben. Wird im Laufe der Jahre durch den fortgesetzten Eifer der seefahrenden Nationen wirklich jener Nordweg zum Ob und Jenissei von Westen und zur Lena von Osten her fahrbarer und reichlicher befahren, so wird sich Hand in Hand mit dieser Entwickelung des Weltverkehrs auch Sibirien mehr und mehr umgestalten. Zunächst wird das größere Bedürfniß des aufblühenden Handels eine raschere Besiedelung, eine dichtere Bevölkerung nach sich ziehen; diese Bevölkerung wird sich über das ganze Land ausbreiten, denn überall ist in diesem so reichen Land viel zu verwerthen, viel zu gewinnen. Jetzt erst werden aber auch die Schätze des Landes, die man jetzt nur stellenweise kennt, erschlossen und benutzt werden, und diese Erschließung wird ihrerseits, je reichlicher sie von Statten geht, um so stärker wieder auf die Zunahme der Bevölkerung einwirken. Auch die Urbevölkerung Sibiriens wird dadurch gewinnen. Diese Stämme, meist türkischer oder finnischer Verwandtschaft, sind hochbegabt, sind ferner der Landesbeschaffenheit, dem Klima angepaßt, sie sind zum Theil schon fast ansässig, es ist nicht zu befürchten, daß sie vor den Russen „hinschwinden“ werden, um so weniger, als die russische Cultur

des Ostens, der russischen Volksmenge der Bildungshöhe z. B. der Samojeden keineswegs allzufern steht. Nordenskiöld erzählt selbst ein ergötzliches Beispiel von einem Russen, welcher in samojedischer Umgebung trotz scheinbarer Aufgeklärtheit den religiösen Glauben oder Aberglauben der Samojeden fast vollständig angenommen hatte. Aber jedenfalls werden alle diese Völker, wie das jetzt schon massenhaft eingeleitet ist, sich immer mehr mit dem Russen mischen und schließlich mit den Einwanderern eine neue Bevölkerung bilden, in welcher, je nach den Landschaften, bald das einheimische, bald das russische Blut vorherrschen und sich im Allgemeinen eine Cultur entwickeln wird, wie sie schon heute an vielen einzelnen Plätzen Sibiriens herrscht. Diesen Gang wird die ethnologische oder historische Entwickelung Sibiriens unter allen Umständen nehmen: bilden sich aber wirklich die Bahnen Nordenskiöld's zu dauernden Handelswegen aus, so wird der Gang der Dinge ein beschleunigter werden. Ob dann in späteren Zeiten ein stark bevölkertes Sibirien wirklich mit Rußland eine staatliche Einheit bilden kann, ob eine politische Einheit von so ungeheurer Ausdehnung überhaupt und wie sie möglich ist, muß die Zukunft lehren. Daß eine wirkliche Erschließung der nordsibirischen großen Ströme politisch auch bei etwaigen asiatischen Verwickelungen Rußlands und Englands von großer Bedeutung sein könnte, ist selbstverständlich.

Es ist jedenfalls ein auffallendes Zusammenstimmen, daß während Asien zugleich von Osten her durch die Entwickelung in Japan, das Vordringen Rußlands zur Amurmündung, Frankreichs am Mekong, von Westen durch die Ereignisse in Chiva, im Inneren durch die Forschungen der Russen, Engländer und Deutschen (es genügt, v. Richthofen zu nennen) erschlossen wird, daß nun auch von Norden her durch Nordenskiöld's Fahrten eine ähnliche, ja vielleicht noch bedeutendere Erschließung stattfindet. Die gewaltigen weltgeschichtlichen Bewegungen, welche dereinst von Asien ausgehend Bildung und Schicksale der Menschheit bestimmten, wenden sich jetzt wieder zu Asien zurück; und so bereitet sich gerade in unserem Jahrhundert ein ganz neues Leben der Menschheit vor. Dazu die Erschließung Afrikas, Australiens, des westlichen Nordamerikas — es sind dies aus gleichem Grund erwachsende Ereignisse, deren Bedeutung unberechenbar, deren Ursachen und Veranlassungen wol begreiflich, darum aber nicht minder tief im innersten Wesen der Menschheit wurzeln. Man mag sie daher nicht sowol historische als anthropologische Ursachen nennen.

Als letzte und höchste Bedeutung von Nordenskiöld's Leistungen sehen wir also, wie dieselben ihren Platz einnehmen in der großen Gesammtentwickelung der Menschheit, die gerade in diesem Jahrhundert einen so merkwürdigen Schritt vorwärts thut. Damit stellen wir Nordenskiöld sehr hoch; ob nicht zu hoch?

Zu der Frage, von welcher wir ausgingen, sind wir durch den Gang unserer Betrachtungen ganz unwillkürlich zurückgeführt worden. Wir stellen Nordenskiöld nicht zu hoch. Seine Bedeutung besteht darin, daß er nicht etwa nur einen Zug einer großen Aufgabe glücklich durchgeführt, daß er vielmehr etwas Ganzes geschaffen hat. Er hat ein längst von vielen Völkern angestrebtes Ziel

wirklich erreicht; er hat ein wissenschaftlich wie praktisch gleich hochbedeutendes Problem so vollständig gelöst, als die Lösung überhaupt möglich war; er hat die Wissenschaft der Erdkunde in ihrer ganzen Bedeutung und Wichtigkeit entfaltet und gezeigt, zu welchen Resultaten dieselbe in ihren praktischen und theoretischen Leistungen zu führen vermag.

Aber er hat ferner gezeigt, daß die eigentliche, die charakteristische Waffe der Menschheit, mit welcher sie ihre Siege über die Natur und dadurch Glück und Freiheit gewinnt, nicht das Schwert, sondern geistige Kraft ist, die sich auf das Engste verbündet mit einem reinen, selbstlosen, festen Charakter. Beides, geistige Kraft und selbstlosen Charakter haben wir nicht blos an Nordenskiöld, dem Führer der Expedition, vielmehr an allen Mitgliedern derselben, gelehrten und nichtgelehrten, zu bewundern.

Aus Kaliforniens frühen Tagen.

Von

Bret Harte[1]).

Dem Chronisten, welcher die einfachsten Ereignisse der amerikanischen Besitzergreifung von Kalifornien aufzuzeichnen hätte, würde es schwer fallen, die Form und Würde, ja auch nur die pünktliche Genauigkeit des Geschichtschreibers zu wahren. Er würde in dieser aufregungsreichen und halbpoetischen Epoche eine eigenthümlich anziehende Aehnlichkeit mit der Sage vom goldenen Vließ und den Argonauten von Kolchis entdecken und versucht sein, seine Chronik in Verse zu kleiden. Der Verfasser dieser Zeilen, der weder ein Dichter noch ein Geschichtschreiber zu sein beansprucht, zieht es vor, mit der Schwierigkeit der Aufgabe ein Compromiß zu schließen; er wird bestrebt sein, alles Thatsächliche festzuhalten, dagegen in den Schilderungen sich einige Freiheit gestatten und, um bei der Erzählung von Begebenheiten, welche so jung sind, daß viele von seinen Helden noch leben, Persönlichkeiten zu vermeiden, die letzteren einfach „die Argonauten von 1849" nennen. Er hegt die Zuversicht, daß eine solche Behandlung eines Kreuzzuges — ohne Kreuz, einer Exodus — ohne Propheten nicht für unehrerbietig gehalten werden wird. Es ist zweifelhaft, ob diese Chronik irgend eine Moral hat. Sie enthält die Geschichte einer Wirklichkeit, von welcher vielleicht nichts Besseres gesagt werden kann, als daß sie nicht mehr besteht.

Es ist erforderlich, daß der Leser eine Vorstellung hat von dem Lande, welches diese Menschen neu schufen und von der Civilisation, die sie beseitigten. Mehr als drei Jahrhunderte war Kalifornien von allen christlichen Ländern das unbekannteste. Der Glanz und der Schimmer der spanischen Tradition und Entdeckung schwebte darüber. Es gab eine alte englische Landkarte, auf der es als eine Insel dargestellt war! Da war der Rio de los Reyes — eine Art prächtiger Mississippi, welcher direct in das Herz des Festlandes führte und dessen Entdeckung de Fonte für sich in Anspruch nahm. Da war die „Anianische

[1]) Obige Skizze des berühmten amerikanischen Autors ist bisher in englischer Sprache nicht erschienen und vorläufig nur zur Publication in der „Deutschen Rundschau" bestimmt.

Die Redaction.

Durchfahrt", — ein prophetischer Hinweis auf die Pacific-Eisenbahn — durch welche Moldonado zum nordatlantischen Ocean gesegelt sein wollte. Ein anderer spanischer Entdecker brachte seine lügenhafte Persönlichkeit unmittelbar vom Großen Ocean durch den Columbiafluß nach dem Ontariosee, wo er, wie ich mich freue mittheilen zu können, ein Yankeeschiff aus Boston fand, dessen Capitän ihm berichtete, daß er nur wenige Tage vor ihm vom Atlantischen Ocean heraufgekommen sei. Die lange Linie der Felsenküste entlang jagten die alten Freibeuter die furchtsamen Philippinischen Gallionen, und in ihrer größten Bucht, neben dem jetzigen Thor des Ostens, San Francisco, lag Sir Francis Drake vierzehn Tage und schabte die Entenmuscheln von seinen abenteuernden Kielen ab. Erst in dem letzten Jahrzehnt stieß eine Gesellschaft Goldgräber beim Durchsuchen des Meersandes in der Nähe von Port Umpqua auf etliche große Wachskuchen, welche eingebettet lagen in den zerbrochenen und vom Feuer zerfressenen Rippen eines alten Schiffswracks. Das kalifornische Herz stand bei dieser Entdeckung in Flammen, und in wenigen Wochen gruben, wühlten, scharrten hundert Mann und mehr nach dem verlorenen Schatz der Philippinischen Gallionen. Endlich fanden sie — ja was! ein paar Hirschfänger mit dem breiten Pfeil der Königin auf ihren Klingen! Der unternehmende und tapfere Sir Francis war vor ihnen da gewesen!

Doch das waren friedlich idyllische Tage für Kalifornien. Durch das große Mittelthal ergoß der Sacramento seine ungetrübten Fluthen in eine majestätische, von keinem Schiffskiel gekräuselte, von keiner Werfte beunruhigte Bucht. Das Läuten der Angelus-Glocke in San Bernardino und weiter von Missionsort zu Missionsort die dämmernde Küste entlang rief die guten Menschen zu Gebet und Schlaf vor neun Uhr allabendlich. Meilenweit ließ wilder Hafer — der Vorfahr der großen Weizenfelder, welche jetzt Europa's Märkte überschwemmen — das träge Haupt herabhängen auf die Hügelrücken, mächtige Herden ungezähmten Rindviehs, dessen Haut und Hörner den dürftigen Handel jener Tage ausmachten, durchzogen die unbegrenzten Ebenen, keine andere Menschengestalt kennend als die des alljährlich erscheinenden Vaquero auf seinem ungebändigten Mustang — den sie wenigstens dafür ansahen. Um die weißen Mauern der Missionsgebäude reihten sich die Hütten der indianischen Neophyten, die sich zierlich, wenn auch nicht kostspielig, in Schmutz kleideten! Presidios mit einer Besatzung von einem Dutzend roher Milizen als Dragoner hielten die weltliche Ordnung aufrecht, und in den zerstreuten Pueblos spendeten Dorf-Alcaldes den bukolischen Rechtsuchenden sprichwörtliche Weisheit und praktische Gerechtigkeit wie Sancho Pansa. Als ich einst in eine Anzahl spanischer Proceßacten einen Blick warf, stieß ich auf ein merkwürdiges Beispiel des Scharfsinnes eines Alcalden Felipe Gomez von Santa Barbara. Eine Frau hatte ihren Mann verklagt, weil er der Frau eines Andern Abendständchen bringe. Der treulose Gatte mußte sammt seiner allzu verführerischen Guitarre vor Gericht erscheinen. „Spiele," sagte der Alcalde zu dem lustigen Lothario. Der unglückliche Mann sah sich gezwungen, seine verliebte Leistung vom vorhergehenden Abend zu wiederholen. „Ich finde hier," sagte der vortreffliche Alcalde nach kurzem Besinnen, „nichts Anderes, als eine nichtswürdige Stimme und einen

abscheulichen Stil. Ich weise die Klage der Señora zurück, werde jedoch gegen den Señor wegen niederträchtiger Störung des Friedens von Santa Barbara vorgehen."

Nichtsdestoweniger waren das glückliche, ruhige Tage. Die Eigenthümer der alten „Ranchos" regierten in patriarchalischem Stil und erreichten ein patriarchalisches Alter. Auf einem Boden von halbtropischem Charakter, in einem völlig eigenartig wirkenden Klima schlief und rauchte eine weichhändige lateinische Race das halbe Jahr Sonnenschein weg und glaubte ein neues Spanien entdeckt zu haben. Sie erwachten aus ihrem Traume nur, um sich auf ihrem eigenen Boden fremd zu finden, — Fremdlinge in ihrem eigenen Lande, — unkundig selbst des Schatzes, zu dessen Hütung sie gesandt waren. Schließlich erschütterte ein politisches und sociales Erdbeben, gewaltiger als die natürlichen Convulsionen, die sie jemals kennen gelernt hatten, die Fundamente des Landes, und in den zerrissenen Schichten und klaffenden Spalten schimmerte dieser Schatz plötzlich vor ihren Augen.

Obwol die Veränderung auf einmal über sie kam, hatte doch schon eine Kette von Ereignissen darauf hingedeutet, deren logische Verknüpfung künftigen Geschichtschreibern nicht entgehen wird. Es waren nicht die paar Goldkörner, die ein Tagelöhner bei Sütters Mill gefunden hatte; schon Jahre vorher war ihnen, denen diese Entdeckung zu statten kommen sollte, der Weg nach und nach geöffnet und die Thüren aufgeschlossen worden. Die wahren Pioniere der gesetzlos irreligiösen Schar, deren Geschichte ich schreibe, waren die älteste und die jüngste der bekannten Religionen. Denken die Amerikaner wol jemals daran, daß sie ihr Recht auf Kalifornien der katholischen Kirche und der Mormonen-Genossenschaft verdanken? Und doch waren Vater Junipero Serra, als er in der heidnischen Wildniß Hoch-Kaliforniens seine Glocke läutete, und Brigham Young, als er seine halbverhungerten Legionen von Nauvoo nach dem Salzsee führte, die beiden großen Befehlshaber der Argonauten von 1849. All jene westwärts Ausgewanderten, welche vor der Entdeckung des Goldes in die Thäler von Oregon und Kalifornien eindrangen und die Küste halb amerikanisirten, würden ohne die providentielle Oase der Salzsee-Stadt auf dem Wege umgekommen sein. Die Halt machenden Züge Alkali-vergifteter Ochsen, die wegemüden und verzweifelnden Viehtreiber fanden Rast und Hilfe in der Mormonenniederlassung. Die britische Fregatte, welche einen Tag zu spät in den Hafen von Monterey einlief, sah die amerikanische Flagge vom Kreuz der Kathedrale wehen.

Machten auf unsere Freunde, die Argonauten, alle diese Fügungen irgend welchen Eindruck? Ich glaube nicht. Sie hatten für eine südliche, weichsprachige Race jene herrenmäßige Verachtung, welche ihre angelsächsische Herkunft mit sich brachte. Sie waren keiner abergläubischen Pietät ergeben, von keiner besonderen Mission erfüllt, von keinem hohen Ehrgeiz beseelt, und sie waren skeptisch selbst gegen die Existenz dieses „goldenen Vließes", bis sie es sahen. Ihrem Schicksal gewachsen nahmen sie hin, was immer es bringen mochte, mit einer Art heidnischer Philosophie. „Was willst Du denn mit den Goldwaschtrögen anfangen, wenn gar kein Gold da ist?" sagte ein kürzlich angekommener Auswanderer zu seinem Freunde. „Sie werden vortreffliche Särge geben," antwortete

dieser mit der umstandslosen Aufrichtigkeit eines Mannes, welcher alle seine Chancen berechnet hatte. Wenn sie auch ihre Fahrzeuge nicht wie Pizarro hinter sich verbrannten, so ließen sie doch das gute Schiff „Argo" abgetakelt und verfaulend an ihrem kolchischen Ankerplatz. Die Mannschaft war nur für die Hinfahrt eingeschifft. Heimzukehren erwartete Niemand, auch die nicht, welche ein Mißlingen voraussahen. Erfinderisch in Auskunftsmitteln machten sie aus dem Mißlingen selbst eine Art Erfolg. Noch kürzlich stand in San Francisco ein Haus aus jenen frühen Tagen, dessen Fundamente ganz aus Kautabak in Kisten gebaut waren. Der Verkäufer hatte den Tabaksmarkt mit Waare überschwemmt gefunden, wogegen der Preis des Fundirungsholzes enorm hoch war. Ein eben anlangender Argonaut war erstaunt, in dem Schiffer, der ihn an Land fuhr und für diese Leistung die bescheidene Summe von fünfzig Dollars von ihm verlangte, einen Oxforder Classencameraden zu erkennen. „Waren Sie nicht im Jahre 1843 Senior in Mathematik?" fragte er lebhaft. „Ja," sagte der Andere nachdrucksvoll, „aber ich war auch erster Ruderer bei der Regatta!" Wenn jahrelanges Fachstudium zuweilen ohne pecuniären Erfolg blieb, so halfen Liebhabereien, dann und wann sogar körperliche Eigenthümlichkeiten. Der Verfasser erinnert sich, wie er bei seinem ersten Frühstück in einem Restaurant auf Long Wharf während des Essens von einer schattenhaften Aehnlichkeit verfolgt wurde zwischen dem Kellner, der ihn bediente, und einem Herrn, zu welchem er in seiner Knabenzeit als dem Spiegel der Eleganz, Urbanität und gesellschaftlichen Vollkommenheit empor geblickt hatte. Aus Furcht, den Kellner, der einen Revolver trug, durch eine Andeutung solcher Erinnerungen zu beleidigen, sagte er Nichts zu ihm; eine spätere Erkundigung bei dem Wirthe bewies aber, daß er richtig vermuthet hatte. „Ist 'n geschickter Kerl," sagte der Mann, „weiß elegant mit den Gästen zu reden, wenn sie auf ihren Eierkuchen warten. Vergessen dann, daß sie nicht bedient werden." In dem ernsten Verlangen, seinem alten Freund wieder zu seiner früheren Stellung zu verhelfen, fragte der Verfasser, ob es nicht möglich sein würde, seinen Platz von einem Andern ausfüllen zu lassen. „Ich fürchte nein," sagte der Wirth, in dem ein plötzlicher Argwohn aufstieg, und bedeutsam fügte er hinzu: „ich glaube nicht, daß Sie dazu passen."

Diese merkwürdige Anpassungsfähigkeit war es, die ihnen, unterstützt vielleicht von einem Klima, welches Früchte vor der Zeit reifte, zu Erfolgen verhalf oder ihre Mißerfolge milderte. Ein jetzt angesehener Advocat von herkulischem Körperbau sah sich beim Landen ohne einen Pfennig oder vielmehr ohne die zur Beförderung seines Koffers in das Hôtel erforderlichen zwanzig Dollars. Er nimmt ihn auf die Schulter und wankt damit ab, als ein Fremder auf ihn zuschreitet, mit der Bemerkung, er habe noch keine halbe Last, seine eigene Reisetasche einfach zu dem Gepäckstück des Juristen hinzufügt, und ihm zehn Dollars in die Hand drückend und seine Adresse sagend, verschwindet, ehe noch der gesetzeskundige Herr sich von seinem Erstaunen erholen konnte. Nichtsdestoweniger wurde die Reisetasche pünktlich abgeliefert, und mehr als einmal wünschte der Advocat sich Glück zu der verhältnißmäßigen Leichtigkeit, mit welcher er sein erstes Honorar verdient hatte.

Zum großen Theil kam diese leichte Anpassungsfähigkeit auf Rechnung des

Charakters der Leute. Was das für ein Charakter war, wäre vielleicht besser, nicht zu sagen. Wenigstens würde der Verfasser es vorziehen, mit seinem Urtheil zu warten, bis er zur Ruhe die sichere Entfernung des Historikers hinzufügen könnte. Der Leser Shakespeare's wird etliche von ihren Eigenthümlichkeiten in den offenherzigen Autobiographien der beiden Herren geschildert finden, welche einen kleinen Auftrag Macbeth's ausführten, der sich auf Banquo bezog.

Fern auf dem Festland hatten sie Familien, Gläubiger, in mehreren Fällen selbst Criminalbeamte bestürzt und jammernd zurückgelassen. Da waren Ehemänner, welche ihre eigenen oder wol auch Anderer Frauen verlassen hatten, um diesen Rettungshafen aufzusuchen. Es war auch nicht möglich, aus ihrer äußeren Erscheinung oder ihrem täglichen Handel und Wandel zu erkennen, ob sie auf der Liste der Angeklagten standen oder nicht. Etliche der Besten hatten die schlimmsten Antecedentien, etliche von den Schlimmsten erfreuten sich eines makellosen puritanischen Stammbaumes. „Die Jungens haben alle zusammen ein neues Spiel angefangen," sagte Mr. John Oakhurst eines Tages mit dem sicheren Selbstgefühl eines Mannes, der sich seiner Fähigkeit bewußt ist, den Zuhörern ihr Geld abzunehmen, „und da kann man nicht wissen, ob einer Bube oder König aufdeckt." Es kommt bei dieser Anekdote in Betracht, daß Mr. John Oakhurst selber einer Familie angehörte, deren Vorfahren Hazardspiele für sündhaft hielten, weil sie nichtig und vergnüglich seien, dagegen niemals daran gedacht hatten, daß sie ein Werkzeug erfolgreicher Speculation und tragischen Ernstes werden könnten. „Ist es zu glauben," sagte Mr. John Oakhurst, als er sich eines Abends nach einer zehn Minuten langen Sitzung, einen Gewinn von fünftausend Dollars in der Tasche, erhob, „ist es zu glauben, daß es Menschen gibt, welche Kartenspielen für einen Zeitverlust halten!"

So war der Charakter, und so waren die Antecedentien der Menschen, welche dem Leben dieser Periode Ton und Farbe gaben. Gewiß, die Personalregister der antiken Argo hatten einen sauberern Bestand moralischer Gesundheit aufzuweisen, aber ebenso gewiß keinen ausgeprägteren oder originelleren Abenteurertypus. Ich möchte nicht so verstanden werden, als hätte es nicht auch eine moralisch und auch numerisch ansehnliche Classe unter ihnen — wenngleich getrennt von ihnen — gegeben. Hier aber bilden sie nur den Hintergrund für die scharfgeschnittenen, festumrissenen Argonautengestalten. Charakter war die Losung, und der stärkste war nicht immer der beste.

Ich möchte sie dem modernen europäischen Leser etwas näher bringen. Ich möchte ihm zwei Bilder von ihnen skizziren, eines von ihren Versammlungen in der Küstenstadt, das andere von ihren einsam verstreuten Hütten in den Lagern der Sierra's. Es ist der denkwürdige Winter von 1852 — der Typus eines Kalifornischen Winters; ein Winter, der mit keinem den Bewohnern Europa's bekannten die entfernteste Aehnlichkeit hat; ein Winter, aus dessen Schneenest in den Sierra's der flatternde, neugefiederte Frühling sich ohne Kampf befreite. Es ist die Jahreszeit des herabfallenden Regens und des aufsprießenden Grases; auf lange Regenschauernächte folgen Wolken- und Sonnenscheintage. Stunden gibt es da, wo die auflebende Erde unter unsern Füßen zu pulsiren scheint, und die blauen Augen des Himmels zublinken durch ihre feuchten

Wimpern. Sonnenlose Abgründe von Schnee hoch oben in den Sierra's bildeten, wenn warme Frühlingsregen sie schmelzten, die mächtigen Reservoirs, welche später die Ebenen überflutheten. Der heimwehkranke Wanderer im Flachland blickte mit ehrfurchtsvollem Schauder auf eine weit umher ergossene Wassermasse — auf einen See, so groß, daß er England sammt Schottland in seinen gelben Tiefen hätte begraben können. Aber in buntem Blumenschmuck prangten zur selben Zeit die Hügelrücken und wie im alten Märchen kam jedes Wort des holden Lenzes in Rubinen und Diamanten von seinen Lippen. Nichtsdestoweniger nannte man es eine schwere Jahreszeit und das Faß Mehl kostete fünfzig Dollars!

In San Francisco hat es vierzehn Tage unaufhörlich geregnet. Die Straßen sind beinahe unpassirbar vor Schmutz, und über einige ihrer gefährlichen Tiefen sind Bretter gelegt. Nur wenige Straßenlaternen gibt es, aber die Läden sind noch erhellt, und die Straßen sind voll von Männern in langen Bärten und langen Stiefeln, welche begierig nach irgend einer neuen Aufregung ausspähen, der einzigen Erholung vom fieberhaften Kampf des Tages, die sie kennen. Die Aufregung ist vielleicht eine vorüberfahrende Equipage — eine phänomenale Equipage — eine von dem halben Dutzend in der Stadt — welche hoffnungslos im Kothe festsitzend augenblicklich von einer Schar hilfsbereiter Hände umgeben ist, deren Besitzer überglücklich sind, durch den flüchtigen Anblick eines weiblichen Gesichtes vom Fenster aus belohnt zu werden, wenn es auch ein hageres, geschminktes oder einfach häßliches Gesicht ist. Vielleicht ist es in dem kleinen Theater, wo das Geschrei eines kleinen Kindes im Zuhörerraum das ganze Haus zu geräuschvollen Dacapo-Rufen veranlaßt. Vielleicht ist es in dem vergoldeten Wirthshaussaal, in den ein Mann, die Arme rechtwinklig ausgestreckt, hereingestürzt kommt und mit dieser einen Pantomime das Signal des großen Semophon-Telegraphen auf Telegraph-Hill wiedergibt, daß ein Seitenraddampfer eingelaufen ist und Briefe aus der Heimath da sind! Vielleicht ist es die lange Queue, welche sich eine Viertelmeile lang vom Postamt hinzieht. Vielleicht ist es der Eifrige, welcher sie eilig hinunterläuft und fünfzig, hundert, zweihundert, dreihundert, ja fünfhundert Dollars für gute Plätze in der Reihe bietet. Vielleicht ist es der hagere Mensch, welcher mit nervöser Hast seinen Brief aufreißt und nach einer kurzen, athemlosen Pause ohnmächtig wird und bewußtlos neben ihnen hinsinkt. Oder vielleicht ist es ein Auflauf und ein Schuß auf der Straße — aber im Jahre 1852 war das kaum eine Aufregung.

Der Spielsaal ist immer der Mittelpunkt des Interesses. Es sind ihrer vier, die größten öffentlichen Gebäude in der Stadt, und sie sind die ganze Nacht hindurch gedrängt voll. Kein heimlicher Weg führt zu ihnen, kein bewachter Eingang, sie liegen ganz offen an der Straße und locken überdies durch Vergoldung, Lichter, Wärme und Musik. Etwas Sittsam-Nettes umgab sie merkwürdiger Weise. Es sind die ruhigsten Säle in San Francisco. Weder getrunken wird da, noch gezankt; kaum läßt sich Freude oder Enttäuschung wahrnehmen. Menschen, welche bei der Auswanderung selbst schon Gesundheit und Vermögen eingesetzt haben, werden von dem geringern Einsatz auf Roth oder Weiß, oder der Aufdeckung einer Karte nur wenig afficirt. Geschäftsleute, die

den ganzen Tag in ihren legitimen Unternehmungen gespielt haben, finden hier Nichts, was sie sonderlich aufregen könnte. In den Pausen der Musik herrscht eine nachdenkliche Stille in der zahlreichen Versammlung — die Menschen bewegen sich geräuschlos von Tisch zu Tisch, als ob Fortuna ebenso nervös wäre, wie sie wankelmüthig ist; ein Stock, der zu Boden fällt, macht Jedermann aufblicken, lautes Lachen oder laute Bemerkungen rufen ein Erstaunen tugendhafter Entrüstung hervor. Die angesehensten Bürger konnte man Abends hier sehen, wenn sie auch nicht spielten. Alte Freunde, welche sich vielleicht an der Kirchenthür in ihrer Heimath getrennt hatten, trafen sich hier ohne Furcht und ohne Vorwurf wieder. Unter den Spielern selbst waren alle Classen und Berufsarten vertreten. Eines Abends fiel an einem Farotisch ein Spieler plötzlich todt zu Boden. Drei Aerzte, ebenfalls Spieler, erklärten nach kurzer Untersuchung ein Herzleiden für die Ursache. Der Leichenbeschauer, welcher rechts neben dem Kartengeber saß, nahm sofort das Verzeichniß der übrigen am Tische Sitzenden auf, welche, ihre Karten einen Augenblick hinlegend, dem Thatbestand gemäß ihren Spruch abgaben — und dann zu spielen fortfuhren.

Ich möchte nicht so verstanden werden, als ob unter dieser äußeren Ruhe nicht oft die allerstärksten Empfindungen sich verborgen hätten. Ein Mann aus dem Westen kam mit den paar Tausend, welche er in den Minen verdient hatte, nach San Francisco, um mit dem ostwärts segelnden Dampfer nach Hause zurückzukehren. Am Abend, bevor er sich einzuschiffen gedachte, trat er in den Arkaden-Saal, nahm an einem der Tische Platz und setzte aus purer Langeweile ein Zwanzigdollar-Goldstück. Er gewann. Er gewann wieder, ohne seinen Einsatz zurückzunehmen. Kurz, es war die alte so oft erzählte Geschichte, wie er in zwei Stunden ein Vermögen gewann, wie er eine Stunde später, ein ruinirter Mann, vom Tische aufstand. Genug, der Dampfer ging ohne ihn ab! Es war ein einfacher Mann, der wenig von der Welt wußte, und sein plötzliches Vermögen und eben so plötzlicher Verlust beraubte ihn fast des Verstandes. Er wagte es nicht, seiner Frau, die ihn erwartete, zu schreiben; er hatte nicht Energie genug, um wieder zu den Minen zurückzukehren und sein Glück von Neuem aufzubauen. Ein verhängnißvoller Zauber hielt ihn am Orte fest. Er fand eine bescheidene Beschäftigung in der Stadt und verlor regelmäßig seinen dürftigen Verdienst ebenda, wo zuvor sein Reichthum geblieben war. Seine zerlumpte Gestalt mit dem bleichen Gesichte erschien so regelmäßig, wie die Kartengeber an dem Tische. So verging ein Jahr. Aber wenn er die harrende Frau vergessen hatte, sie hatte ihn nicht vergessen. Nach unendlicher Mühe gelang es ihr endlich, die Ueberfahrt nach San Francisco zu ermöglichen, und ohne einen Pfennig landete sie mit ihrem Kinde. In ihrer bittern Noth erzählte sie ihre Geschichte einem vorübergehenden Fremden — dem letzten vielleicht, dem sie hätte begegnen sollen — Mr. John Oakhurst — einem Spieler! Er ging mit ihr in ein Hôtel und sorgte ohne Weiteres für ihre unmittelbaren Bedürfnisse. Zwei oder drei Abende darauf gewann der Mann aus dem Westen, der noch immer an demselben Tische spielte, einen kleinen Einsatz dreimal hinter einander, und es schien, als schickte Fortuna sich an, sich wieder zu ihm zu neigen. In diesem Augenblick klopfte Mr. Oakhurst ihm auf die Schulter und sagte ruhig: „Ich

will Ihnen dreitausend Dollars für Ihr nächstes Spiel geben." Der Mann war unschlüssig. „Ihre Frau ist an der Thür," fuhr Mr. Oakhurst sotto voce fort. „Wollen Sie sie nehmen, schnell!" Der Mann nahm an. Aber der Geist des Spiels war mächtig in ihm und, wie Mr. Oakhurst vielleicht mit Sicherheit vorausgesehen, er blieb, um das Ergebniß des Spieles abzuwarten. Mr. Oakhurst verlor. Mit einem dankbaren Blick wandte der Mann sich zu ihm, griff nach den dreitausend Dollars und stürzte hinaus, als fürchtete er, anderen Sinnes zu werden. „Das war ein recht dummer Streich von Dir, Jack," sagte unschuldig ein Freund, dem es entgangen war, wie der Kartengeber und Jack einander zugelächelt hatten. „Ja," sagte Jack kaltblütig, „aber ich hatte es satt, den Menschen herumstehen zu sehen." — „Aber," sagte der Freund beunruhigt, „Du willst doch nicht sagen, daß Du —" und er stockte. „Ich will sagen, mein alter Junge," erwiderte Jack, „daß das kleine Spiel eine zwischen dem Kartengeber und mir abgemachte Sache war. Es ist das erste Mal," fügte er feierlich mit einem Fluche hinzu — den der buchführende Engel ihm, denke ich, augenblicklich zu Gute schrieb — „es ist das erste Mal, daß ich ein Spiel gespielt habe, welches kein ehrliches war."

Eigenthümlich war das gesellschaftliche Leben jener Zeit. Die Herren machten Neujahrsbesuche in hohen Stiefeln und rothen Flanellhemden. Die Frau eines alten Pioniers pflegte später einen Stuhl mit einem Loch im Kissen zu zeigen; es rührte von einem Herrn her, dem, als er eines Tages zum Besuch bei ihr war und in seiner blöden Verlegenheit plötzlich Platz nahm, sein Revolver losgegangen war. Die bestgekleideten Männer waren Spieler, die bestgekleideten Damen hatten auf diese Bezeichnung kein Recht. Auf Bällen und in Gesellschaften war in Folge der unglücklichen Verwickelungen, welche aus der unverhältnißmäßigen Zahl der Tänzer zu der geringen der anwesenden Damen entstanden, der Tanz ein verbotenes Vergnügen. Die ingeniöse Auskunft, beim Contretanz jede neue Tour mit einem anderen Herrn zu tanzen, entsprang dem fruchtbaren Gehirn einer arg umworbenen Schönen aus San Francisco. Die Gattin eines Officiers erzählte einst dem Verfasser, daß es ihr nie eingefallen sei, mit derselben Begleitung nach Hause zu gehen, und daß sie nicht selten eine ganze Compagnie, wie sie sich ausdrückte, auf ihrem Wege um sich gehabt habe. „Ich habe vorher nie gewußt," sagte sie, „was sie mit dem ‚Vergnügen Ihrer Gesellschaft' meinten." In der Vielfältigkeit solcher Aufmerksamkeiten lag ohne Frage eine gewisse Sicherheit.

So war das Leben in der Stadt der Argonauten, nur daß die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten desselben durch den beständigen Zufluß aus dem Osten und dem Abfluß nach dem Innern etwas gemildert und gedämpft wurden. Da jeder neue Dampfer frische Gesichter aus dem Osten brachte, fand eine entsprechende Veränderung in dem Typus, wie in den Sitten und Manieren statt. Als elegante Kleider auf den Straßen häufiger, und Flüche im Munde der Männer seltener wurden, begannen die Leute ihre Thüren mit Schlössern zu versehen und Mobilien nicht länger des Nachts draußen zu lassen. Als schöne Häuser gebaut wurden, stieg der Werth von Grund und Boden, und die Bewohner der alten Zelte wurden aus der Nähe ihrer reicheren Brüder verdrängt.

San Francisco sah sich nackt und schämte sich. Die alte Argonautenbrüderschaft mit ihrer grimmigen Aufrichtigkeit, ihrer schrecklichen Unumwundenheit, ihrer pathetischen Einfachheit löste sich auf. Etliche von ihnen ergaben sich darein, in einem Circeischen Palast voll materieller und sinnlicher Genüsse zu bleiben, der Typus aber wanderte in die Berge, und eben dahin möchte ich jetzt den Leser führen.

Es ist eine Landschaft, keiner anderen vergleichbar. Die Natur ist hier so roh, so unangefangen und unvollendet wie das Leben selbst. Ein Jahrtausend zu früh scheinen die Menschen hierher gekommen zu sein, und ehe noch die große Wirthin zu ihrem Empfange bereit war. Die ungeheuren, stillen, feuchten Wälder mit ihrem Unterholz von gigantischen Farren gemahnen an eine weitzurückliegende Steinkohlenperiode. Die Bäume sind riesengroß, düster und von monotoner Aehnlichkeit. Alles ist neu, unfertig und fremd. Die Grashalme sind von enormer Höhe und stehen weit auseinander. Kein Teppich schmückt die Erde; die spärlichen Alpenblumen sind duftlos und bizarr. Nichts Sanftes, Zartes oder Idyllisches in der Landschaft. Die Natur strebt weniger nach dem Bukolischen, als nach dem Heroischen. Schwerlich hätte Theokrit den Reden dieser ätnäischen Hirten mit ihren Dornstrauchpfeifen und um den Rücken geschlungenen Revolvern Melodie verleihen können. Unabsehbare Reihen von Felsen und Klippen, dazwischen lange Schluchten und Cañons, und plötzliche furchtbare Abstürze. Licht und Schatten war Rembrandtisch, und von diesem Hintergrund hob der leiseste Umriß einer menschlichen Gestalt sich kräftig ab.

Anfangs lebten sie in Zelten, dann in Hütten. Das Klima war mild, und hätten sie nicht gegen den Winterregen nothdürftigen Schutz gebraucht, so hätten sie das ganze Jahr, wie Etliche auch thaten, im Freien schlafen können. Als sie anspruchsvoller wurden, wurde vielleicht ein schmaler Fleck eingehegt und bebaut, für die ersten paar Jahre jedoch betrachteten sie sich als „Pächter auf beliebige Zeit" und hüteten sich wol, Etwas anzubringen, was sie nicht wieder abnehmen konnten. Schornsteine in ihren Hütten wurden, da sie diese fehlerhafte Eigenschaft haben, lange Zeit vermieden. Noch heute sind verlassene Goldgräberlager an den einsamen Schornsteinen aus ungebrannten Ziegeln kenntlich, welche stehen blieben, während das Holzwerk der ursprünglichen Hütte an irgend einen anderen Platz verlegt wurde. Ihre Art zu wirthschaften war die allerroheste. Viele Monate bildete die Bratpfanne ihr einzig brauchbares Kochgeräth. Der wandernde Goldgräber trug sie auf seinen Rücken geschnallt, wie der Troubadour seine Guitarre. Er briet sein Brod, seine Bohnen, seinen Speck, und kochte sich gelegentlich seinen Kaffee in diesem seinem einzigen Gefäß. Hätte die Natur ihn nicht mit ihrer balsamischen Luft und ihrer stärkenden Frische unterstützt, er hätte unterliegen müssen. Zum Glück waren seine Mahlzeiten nicht häufig; zum Glück befriedigten die Erfindungen des mütterlichen Ostens seine Bedürfnisse. Sein Weg durch diese Bergeinsamkeiten war der ganzen Länge nach durch Blechbüchsen bezeichnet mit der Aufschrift: „Buchtaustern", „Shakermais", „Bäumepulver", „Bostoner Biscuit" u. dgl. Aber in der Stunde des Mißgeschicks und im Augenblick der Noth waren seine eigentliche Zuflucht Bohnen.

Sie waren das einzige Vermächtniß des spanischen Kaliforniens, Eroberer und Eroberte fraternisirten über ihnen „frijoles".

Eigenthümlich war auch die Kleidung des Argonauten. Er war mit seiner Nadel flink, wenn auch nicht geschickt und liebte es seine Sachen zu flicken, bis der ursprüngliche Stoff unter einer Wolke von Amendements verschwand. Auf seinen Mehlsack verließ er sich vor allem andern. Wenn der Inhalt desselben den inneren Menschen ernährt und erquickt hatte, so kleidete seine Hülle den äußeren Menschen. Zwei ehemals respectable Herren verloren in den etwas auffallend auf ihren Beinkleidern getragenen Etiquetten thatsächlich ihre Identität und hießen im Lager alles Ernstes: „Genesee-Mühle" und „Adler-Sorte". In den südlichen Minen wurden eine Anzahl von der Marineverwaltung ausrangirter und verauctionirter Seemannsanzüge aufgekauft. Das folgende Jahr erhellten sich die dunkeln Waldschatten von Stanislaus und Merced beim Lichte der weißen Segeltuchhosen und blauweißen Hemden dieser Landmatrosen. Seltsamerweise war das einzige bischen pittoreske Farbe an ihrer Kleidung dem Zufall und einer nachlässig trägen Gewohnheit zu verdanken. Sie knüpften nämlich bei großer Hitze die Enden ihrer rothen, blauen, grünen oder gelben Taschentücher aus grobem Bandana zu größerer Bequemlichkeit zusammen und warfen sie sich wie Shawls über die Schultern, was auf dem Olivenlaub-Hintergrunde allemal von frappanter, kaleidoskopischer Wirkung war. Der weiche breitkrämpige Filzhut — nachmals als der „kalifornische Hut" bekannt — war ihre einzige Kopfbedeckung. Ein hoher Hut war ein ausreichender Grund, dem, der ihn trug — es hätte denn ein Geistlicher oder ein Spieler sein müssen — einen Schlag zu versetzen.

Allesammt waren sie merkwürdig schöne Männer, und zwar nicht allein in Bezug auf die Entwickelung ihrer Muskulatur und jene antike Grazie, die sie der Bewegung in der frischen Luft und der unbehinderten Freiheit ihrer Glieder verdankten, sondern oft auch in der Farbe, im Ausdruck, ja selbst in der Weichheit der Linien. Meist waren es junge Männer, mit jungfräulichen, weichseidenen, lockigen Bärten. Sie hatten nicht immer Zeit, sich das Haar zu schneiden, und oft fiel es in den Liebeslocken Karl's II. auf ihre Schultern herab. Gesichter waren darunter, welche an Delaroche's Heiland hätten erinnern können; feurige Gestalten, deren kühner Blick, deren kokette Insolenz, deren chevalereske Verwegenheit das Entzücken Meissonnier's gewesen sein würden.

Nimmt man hinzu das fremde chilenische und mexikanische Element, so ergibt sich eine Combination von Form und Licht und Farbe, wie keine andere englisch redende Gesellschaft der neueren Zeit sie kennt. —

Bei Sonnenuntergang bewegt sich ein Zug mexikanischer Lastthiere auf röthlichem Bergweg langsam der Ebene zu. Unter dem Packsattel trägt jedes Thier eine buntfarbene Decke; der voranziehende Maulesel ist mit Glocken behängt und glänzend aufgezäumt. Die Treiber tragen die nationale Tracht, roth und schwarz gestreiften Serapa und von den Knien abwärts offene, mit Gold- oder Silberknöpfen besetzte Rehfellbeinkleider; an jedem Hacken haben sie einen silbernen Sporn mit Rädchen drei Zoll im Durchmesser.

So malerisch in ihrer äußern Erscheinung, waren sie nicht minder romantisch in ihrer Ausdrucksweise und in ihrem Charakter.

Ihre Gastfreundlichkeit war barbarisch, ihre Freigebigkeit spontan, ihre Schätzung des Verdienstes nahm allemal eine pecuniäre Form an, ob es nun die Schenkung einer Kirche und eines Pfarrhauses an einen beliebten Prediger galt oder den Danae-gleichen Goldregen, der sich über die hübsche Persönlichkeit einer beliebten Schauspielerin ergoß. Kein Bettler brauchte zu betteln; irgend ein mitleidiger Nachbar veranstaltete alsbald eine Sammlung in seinem Hute. Ihre Freigebigkeit war Wetteifer und Ueberbietung. Die während unseres großen Bürgerkrieges im Schatze des Gesundheitsamtes aufgehäuften Millionen hatten ihren Ursprung in einem Wirthshause von San Francisco. „Haben's schwer genug die armen Burschen, die verwundet sind," sagte ein zufällig daselbst Anwesender, „thun mir leid." — „Wie leid thun sie Ihnen?" fragte ein Spieler. „Fünfhundert Dollars," sagte der Erste herausfordernd. — „Die fünfhundert Dollars will ich sehen, und tausend dazu legen," sagte der Spieler, indem er das Geld hinlegte. In einer halben Stunde waren 15,000 Dollars von San Francisco nach Washington telegraphirt, und das große nationale Liebeswerk, das Nord und Süd in gleichem Maß zu gute kam und nachmals um drei Millionen kalifornischen Goldes verstärkt ward, trat in's Leben.

In ihrer anscheinend gedankenlosen Offenhändigkeit war doch oft eine Ader praktischen Scharfsinns. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß nach dem großen Brand in Sacramento der erste Beitrag zum Wiederaufbau der Methodistenkirche von einem berüchtigten Spieler gegeben wurde. Der gute Pastor konnte, indem er die Gabe annahm, nicht umhin, den Geber zu fragen, warum er das Geld nicht lieber behalte, um ein neues Spielhaus dafür zu errichten. „Das hieße die Dinge hier draußen etwas einförmig machen, alter Mann," antwortete der Spieler, „und Abwechselung thut vor Allem noth in einer großen Stadt." —

In ihren Freundschaften bewiesen sie die herrlichste Treue. Vielleicht lenkte der Mangel an weiblichem Umgang und häuslichen Banden den Strom ihrer Zärtlichkeit und ihres Gefühls gegen einander. Jemandes Compagnon sein, bedeutete etwas mehr als ein gewöhnliches Geld- oder Geschäftsinteresse; es hieß sein Freund sein im Guten und Bösen, im Glück wie im Mißgeschick, an ihm und an keinem Andern hangen und selbst eifersüchtig auf ihn sein. Es gab Argonauten, welche ihren Gefährten treuer waren, als sie es, fürchte ich, jemals ihren Frauen gewesen waren. Es gab Geschäftsgenossen, die auch das Grab nicht trennen konnte, welche einsam blieben und dem Gedächtniß eines todten Mannes die Treue bewahrten. Jemandes Compagnon beleidigen hieß ihn selbst beleidigen, und zwischen streitende Geschäftsgenossen treten, war nicht weniger gefährlich und unsicher, als in ehelichen Zwisten Frieden stiften wollen. Die heroischen Möglichkeiten eines Damon und Pythias waren immer vorhanden. Es waren da Männer, welche alle jene Bedingungen erfüllt hatten und, was mehr ist, ohne von ihrer Classicität etwas zu wissen oder zu glauben, ohne eine Mythologie, an welche sie sich hätten anlehnen können, ohne bewußten Hinblick auf einen späteren Glauben, dessen Symbol das Opfer ist.

In diesen Freundschaftsbündnissen kamen dieselben seltsamen Combinationen vor, wie man sie oft in Ehen wahrnimmt: ein langer und ein kurzer Mann, ein zarter, kränklicher Jüngling und ein kräftig gebauter Mann in mittleren Jahren, eine ernste, schweigsame und eine spontane, überschäumende Natur. „Mein Compagnon hat mich neulich verlassen," sagte ein untröstlicher Mississippier zu dem Verfasser, „und hat mit einem pratschigen Yankee in Gold-Hill angebunden. Nun," fügte er tiefaufseufzend hinzu, „hätte mir's denken können, er war immer wetterwendisch und in Juwelen und Kleider vernarrt!" Aber trotz derartiger Gegensätze hielten sie einander allezeit dieselbe blinde, nicht weiter überlegende Treue. Allerdings ging ihr Eifer zuweilen mit ihrer Besonnenheit durch. Man erzählt sich, wie einmal ein Fremder in San Francisco, der einige freimüthige kritische Bemerkungen über religiöse Secten hatte laut werden lassen, sich plötzlich auf allen Vieren auf dem Fußboden liegend fand, einen ergrimmten Kentuckier, den Revolver in der Hand, über sich. Als die Anwesenden eine Erklärung verlangten, steckte der Kentuckier nachdenklich den Revolver in seinen Gurt. „Ich habe nichts gehabt gegen den Fremden, aber er hat vorhin etwas gegen Quäker gesagt, und ich will ihm begreiflich machen, daß mein Genosse ein Quäker und ein — ein — friedlicher Mann ist!" —

Ich würde hier gern eine Schilderung ihres häuslichen Lebens folgen lassen; aber der Frauen waren wenige und der Familienherde und -Altäre noch weniger. Hausfrauentugenden wurden im höchsten Grade ausgenutzt, die Musterfrau hielt regelmäßig eine Pension und bediente ihres Mannes Gäste. Ja in einzelnen Fällen wusch die Frau, die „ihres Gatten Krone" war, sogar für Andere. Es war eine Frau dieser Art, welche in einem kleinen Goldgräberlager in den Sierras lebte. Ihr Mann war aus Texas, ein gutmüthiger Riese, der die Achtung des Lagers vielleicht eben so sehr durch seine liebenswürdige Schwäche, wie durch seine große physische Kraft gewonnen hatte. Sie selber stammte aus dem Osten, war, glaube ich, Schullehrerin gewesen und hatte bis zu ihrer Verheirathung und Auswanderung in Städten gelebt. Sie war persönlich vielleicht nicht anziehend, sie war nicht hübsch und sah abgearbeitet aus, und ihre wenigen persönlichen Vorzüge — einige Kenntnisse im Französischen und Italienischen, Musik, die lateinischen Pflanzennamen, Physik und Blair's Rhetorik — waren bei den männlichen Bewohnern von Ringtail Cañon nicht unmittelbar wirksam. Dennoch liebte sie Jedermann, und „Tante Ruth", so hieß sie, oder „die alte Ma'am Richards" wurde als die ideale Verklärung sämmtlicher Tanten, Mütter und Schwestern jedes Goldgräbers im Lager verehrt. Sie erwiderte das auf tausend freundliche Arten: sie besserte die Kleider aus, stand den Kranken bei und beantwortete sogar die langen Briefe, welche die Männer aus der Heimath bekamen.

Bald darauf wurde sie selbst krank. Niemand wußte genau, was mit ihr war, aber sie siechte langsam dahin. Als die Last der häuslichen Geschäfte von ihren Schultern genommen war, begann sie lange Spaziergänge zu machen; sie wanderte über die Hügel, und oft sah man sie, wenn die Sonne unterging, auf dem höchsten Kamm, die Blicke nach Osten gerichtet. Hier wurde sie eines Tages bewußtlos gefunden, wie es hieß, in Folge der übermäßigen Anstrengung,

und es wurde ihr angerathen, zu Hause zu bleiben. So blieb sie denn zu Hause und endlich auch im Bette. Eines Tages starb sie zu Jedermanns Ueberraschung. „Weißt Du, woran sie sagen, daß die alte Ma'am Richards gestorben ist?" sagte Juba Bill zu seinem Geschäftsgenossen. „Nein," war die Antwort. „Der Doctor sagt, daß sie an Nostalgie gestorben ist," sagte Bill. „Was für ein verdammtes Ding ist das, Nostalgie?" fragte der andere. „Nun es ist eine Art Sehnsucht in den Himmel zu kommen." Vielleicht hatte er Recht. —

Im Allgemeinen waren die Argonauten nicht überladen mit Gefühl und völlig frei waren sie von dessen gefährlicherer Verbündeten, der Sentimentalität. Es machte ihnen ein sardonisches Vergnügen, ihre Rede alles unechten Putzes zu entkleiden. Sie hatten eine sarkastische Art, Alles, was nicht Thatsache war, aus poetischen oder imaginativen Erzählungen zu entfernen. Wenn sie bei der schrecklichen Umstandslosigkeit der Ausdrucksweise, welche ihnen eigen war, einmal andeutende Wendungen gebrauchten, dann waren diese von ganz besonderer Grausamkeit und Schärfe. In jenen frühen Tagen bestrafte das Lynch-Gesetz Pferdediebstahl mit dem Tode. Eines Tages wurde ein Mann dieses Vergehens wegen verhaftet und verhört. Nach der Beweisaufnahme zogen die Geschwornen sich vorschriftsmäßig zurück, um über ihr Verdict zu berathen. War es die Unzulänglichkeit der Beweise, waren es Motive der Menschlichkeit, oder wiesen die Zählungslisten bereits eine beunruhigende Abnahme der männlichen Bevölkerung auf, kurz, aus irgend einem Grunde ließ die Jury Zeichen des Schwankens wahrnehmen. Die Menge draußen wurde ungeduldig. Nachdem sie eine Stunde gewartet hatten, steckte der Rädelsführer den Kopf in das Geschwornenzimmer und fragte, ob sie einen Wahrspruch gefällt hätten. „Nein," sagte der Obmann. „Na, lassen Sie sich nur Zeit, meine Herren," antwortete der Führer, „nur denken Sie daran, daß wir auf dies Zimmer hier warten, um die Leiche hinein zu legen!"

Humor verriethen sie häufig, wenn es auch kein schäumender, spontaner war, und immer barg er unter seinem sardonischen Aeußeren etliche Procente eines derben Rechts- und Moralsinnes. Scherz und Sarkasmus waren dazumal die einzigen Formen sittlicher Belehrung. Ganze Lager konnten durch ein Epigramm in Bewegung gesetzt werden, ein Witzwort konnte von Einfluß sein auf Richter Lynch's rohe Gerechtigkeit. Selbst ihr mehr oder weniger dramatisches Pathos theilte diese Eigenthümlichkeit. Der seltsame Ausdruck, das wunderliche Spiel ihrer Phantasie oder auch die grotesken Geberden, welche die Oberfläche Eures Geistes mit einem Lächeln kräuselten, ergriffen einen Augenblick darauf die Tiefen Eures Herzens mit einem Gefühl unendlicher Traurigkeit.

Mit poetischer oder bildlicher Ausdrucksweise waren sie sparsam, und nur ihre rohe und unvollkommene Form, das „Slang", gebrauchten sie. Dies aber war, ungleich den sinnleeren Schlagworten einer älteren und stumpferen Civilisation, die epigrammatisch verdichtete Illustration einer Thatsache, Phantasie oder Wahrnehmung. In der Regel hatte es irgend eine significante locale Beziehung. Die halbjährliche Trockenheit brachte die populäre Mahnung auf „dry up" (werde trocken) zur Bezeichnung des natürlichen Höhepunktes des Redeflusses. „Played out" (ausgespielt) war eine Reminiscenz des Spieltisches

und drückte jenen hoffnungslosen Stand der Dinge aus, wo selbst Glück und Zufall ihre Wirksamkeit einstellen. „To take stock“ (auf Lager nehmen) war eine pecuniäre Bezeichnung für thörichte Leichtgläubigkeit. Kaum kann man es Slang nennen, wenngleich es zuerst aus eines Spielers Munde kam, was die dereinstige Abrechnung so lebendig veranschaulicht, wie der Ausdruck „handing in your checks“ (seine Scheine einreichen).

Der Gebrauch des Slang war ein ganz allgemeiner. Keine Gelegenheit war zu feierlich oder zu heilig dazu. Thomas Starr King, ein wohlbekannter unitarischer Geistlicher in San Francisco hörte eines Sonntags, nachdem er eine apologetische Predigt gehalten hatte, folgendes Gespräch zwischen einem seiner Pfarrkinder und dessen Freund mit an. „Nun,“ sagte das enthusiastische Pfarrkind, „was denkst Du nun von King?“ „Ich denke,“ erwiderte der Freund, „er hat wahrhaftig jeden Stich genommen“.

Oft bekam die Ausdrucksweise von dem Geschäft oder der Arbeit des Sprechenden etwas Malerisches. Ein Ingenieur erzählte dem Verfasser eines Tages die näheren Umstände des Todes eines seiner Kameraden, der an der Schwindsucht gestorben war. „Der arme Gim,“ sagte er, „er lief immer langsamer und langsamer, bis er eines Tages auf seiner Achse stehen blieb!“ Was für ein Bild des hülflosen Nichtweiterkönnens in dieser müden menschlichen Maschine! Zuweilen war die Veranschaulichung der Thätigkeit des Andern entlehnt. In dem Lager eines Feldmessers war zwischen diesem selbst und einem seiner Leute ein Streit entstanden. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ sagte ein theilnehmender Fuhrmann zu dem Vermesser, „ich hätte den Kerl gepackt und zum Lager hinaus theodolitet!“ Zuweilen war das Slang nur das Echo oder die Wiederholung irgend welcher lebhaften Ausdrucksweise religiös erregter Phantasie. Zur Zeit eines „camp meeting“ (Lagergottesdienstes) in den Bergen wurde ein Fuhrmann, der über sein Vieh geflucht hatte, von einer jungen Frauensperson, welche eben von der Versammlung zurückkehrte, seiner Gottlosigkeit halber zur Rede gestellt. „Aber Fräulein,“ sagte der erstaunte Fuhrmann, „Sie werden das doch nicht fluchen nennen? Da sollten Sie erst mal Bill Jones seinen unbußfertigen Maulesel vermahnen hören!“

Bisweilen bekamen gewisse Wörter in Folge der nationalen Gewohnheit komischer Uebertreibung oder nicht minder grotesker Verkleinerung einen neuen Sinn. Der Verfasser erinnert sich, wie er die erste Nacht in Virginia City in einem kurz vorher eröffneten Hôtel zubrachte. Als er eine Weile behaglich im Bett gelegen hatte, wurde er durch ein lautes Getrampel und Geschrei aufgeschreckt, welches, von gelegentlichen Pistolenschüssen unterbrochen, von unten heraufdrang. Am Morgen ging er in die Wirthsstube und fand den Wirth hinter dem Schenktisch mit einem zerschlagenen Auge, einem Heftpflaster über Backen und Stirn, aber trotz alledem mit einem freundlichen Lächeln auf seinem Gesicht. An dieses anknüpfend sagte der Verfasser zu ihm: „Nun, Herr Wirth, es ist vergangene Nacht hier wol recht munter zugegangen?“ „Ja,“ erwiderte jener freundlich, „es ging in der That recht munter zu.“ „Haben Sie viele so muntere Nächte in Virginia City?“ fuhr der Verfasser, von der Fröhlichkeit des Andern ermuthigt, fort. „Doch nicht,“ antwortete er nachdenklich, „die Sache ist die:

wir haben eben erst eröffnet, und die vergangene Nacht war eigentlich das erste Mal, daß die Jungens wirklich recht bekannt mit einander zu werden schienen."

Der Mann, der die Theilnahme an einer Bärenjagd ablehnte, weil er „neuerdings keinen Bären verloren hätte," und der Mann, der auf die Frage des Touristen, ob in dieser Gegend kein Getreide gebaut würde, die Antwort gab: „nicht das allergeringste, wirklich kaum etwas," bieten naheliegende Beispiele jener charakteristischen Antiklimax und Uebertreibung. Oftmals verband sich ein zarter Hauch von Philosophie damit. „Natürlich möchte ich lieber keine Maulesel treiben," sagte ein Mauleseltreiber eines Tages. „Natürlich würde ich lieber eine Bank halten oder Präsident sein; aber wenn Sie so lange gelebt haben werden wie ich, mein Herr, so werden Sie finden, daß in dieser Erdenwelt ein Mann nicht allemal seine „Liebers" bekommt!"

Können wir dem Argonauten aber völlig verzeihen, daß er sein Slang ohne Weiteres permanent gemacht hat, daß er der Nachwelt, welche diese mildernden Umstände vergessen könnte, solche Titel aufdrängt, wie „One Horse Gulch", „Poker Flat", „Greaser Cañon", „Fiddletown", „Murderers Bar" und „Dead Broke"? Noch jetzt machen solche unheilige Benennungen die Karte von Kalifornien zu einer unheimlichen. Ein Tourist könnte wol zaudern „Dead Broke" über seine Briefe zu schreiben, und keinem Fremden dürfte man es verargen, wenn er eine Einladung zu „Murderers Bar" ablehnte. Dem Kalifornier jener frühen Tage scheint aber gerade der Contrast dieser Namen mit dem Wohlklang der alten spanischen Benennungen ein sardonisches Vergnügen verursacht zu haben. Bekanntlich haben die Grafschaften des Staates mit wenigen Ausnahmen noch immer in ihren Namen die weichen kastilianischen Labialen und die sanften Vocale: Tuolumne, Tulare, Yolo, Calaveras, Sonoma, Jehama, Siskigou und Mendocino, um nichts zu sagen von der glorreichen Schar der Apostel, welche den ganzen spanischen katholischen Kalender hindurch Kalifornien beständig preisen. Aber wo immer der Segen eines Heiligen ruhte, ließ sich bald auch ein Sünder mit einem Epitheton nieder. Gegensätze stießen oft hart an einander. Die Omnibusse in San Francisco fuhren von „Glücksthal" nach „Mission Dolores". Ehe man nach „Purissima" kam, mußte man „Feuer und Flammen" passiren. Die rohe Directheit solcher Namen war aber, wie mir scheint, immer noch besser als die Tombakeleganz von „Copperopolis" und „Argentinia", als polyglotte Ungeheuerlichkeiten wie „Oroville" und „Placerville" oder so erlesene Sentimentalitäten wie „Romeosburg" und „Julienstadt". Bisweilen machte sich die verbreitete Neigung zu Abkürzungen auf's Seltsamste geltend. „Jamestown" bei Sonora wurde immer „Jimtown" genannt, und „Moquelumun Hill" gar erfuhr zuerst die phonetische Tortur mit einem k geschrieben zu werden, wurde dann ausgeweidet und geviertheilt und erscheint jetzt als Mok Hill auf den Postkutschen. Etliche Namen gab es da, welche jedwede Conjectur zu Schanden machten. Die „Pionierpostwagen" wechselten die Pferde an einem Orte Namens „Paradox". Warum „Paradox", hat Niemand je gewußt. —

Ich wollte, ich könnte sagen, daß es dem Spanier in den Händen der Argonauten irgend besser erging als seiner Sprache. Sie nannten ihn „Schmierer" (Greaser) — eine salbungsvolle Reminiscenz aus dem mexikanischen Kriege,

welche irrthümlich auf den spanischen Kalifornier, der kein Mexikaner war, angewendet wurde. In seinen Adern floß reines kastilianisches Blut. Er besaß seine Ländereien bisweilen auf Grund königlicher Patente von Karl V. Er war ernst, schlicht und zutraulich. Er nahm die Ironie des Argonauten für Ernst, er ließ es geschehen, daß er sich auf seinem Besitzthum niederließ, er gab ihm seine Tochter zur Frau und fand sich nach wenigen Jahren verhöhnt, besitzlos und allein. In seiner bitteren Noth schloß er mit etlichen seiner Verfolger ein Defensivbündniß und nahm eine höchst eigenthümliche Rache. In allen auf ehemalige Landverleihungen bezüglichen Fragen galt allein sein Gedächtniß, war sein Zeugniß das einzig gesetzliche im Lande. Vielleicht durch die vielen Uebungen gestärkt, wurde seine Erinnerungskraft eine ganz außerordentliche, wurden seine Zeugenaussagen die reichhaltigsten und bestätigungslustigsten, von denen menschliche Erfahrung weiß. Er erinnerte sich an Gespräche, officielle Erlasse, Präcedenzfälle von vor fünfzig Jahren, als hätten sie gestern stattgefunden. Er brachte Schenkungen, deseños, Unterschriften und Briefe auf's Schleunigste und Pünktlichste zum Vorschein. Er holte die Beweismittel aus seinem innersten Bewußtsein heraus, und in weniger als drei Jahren gingen spanische Besitztitel in hoffnungsloser Verwirrung und einer Wolke von Zeugen verloren. Die schlauen Argonauten verwünschten die Gelehrigkeit ihres Schülers!

In geselliger Beziehung hielt er an seinen alten Gewohnheiten fest. Er hatte seinen regelmäßigen Fandango, spielte seine Guitarre und tanzte die Sembicuacua. Allsonntäglich nach der Messe hatte er seine Stiergefechte. Aber der schlaue Argonaut führte den Breakdown in den Fandango ein, vertauschte Guitarre mit Banjo und Aquadiente mit Bourbon Whisky. Er ging sogar so weit, in die Stierkämpfe einzugreifen, nicht sowol aus moralischen Bedenken als in der Absicht, „dem Stier eine Chance zu lassen". Er ließ etliche Male statt seiner einen Bären kämpfen, welcher nicht nur augenblicklich die Arena säuberte, sondern auch noch vergnüglich die beiden ersten Bankreihen wegfegte. Er lernte von dem Spanier reiten und machte sich mit dessen Vieh davon!

Bevor wir aber von dem spanischen Amerikaner Abschied nehmen, möchte ich noch eine Figur dem Leser in's Gedächtniß zurückrufen. Es ist die des früheften der kalifornischen Geschichte bekannten Pioniers. Ueber südliche Ebenen wandert er mühsam zu uns, ein alter schwacher Mann, abgezehrt, freundlos und allein. Er hat seine müden Eseltreiber und Begleiter eine Meile hinter sich gelassen und ist weiter gewandert, ohne Sack und Geldbeutel, nur ein Crucifix und eine Glocke in der Hand. Es ist ein ganz eigenartiger Boden, wie unsere Touristen ihn nicht betreten, verbrannt und kahl, vom Sturm gefegt, bis in seine Tiefen verwüstet und gedörrt und in gähnende Klüfte geborsten. Wenn die unbarmherzige Sonne untergeht, wankt der alte Mann weiter und sinkt erschöpft zu Boden. Die ganze Nacht liegt er da; gegen Morgen wird er von Indianern gefunden — einer schwachen, einfältigen Race — welche ihm in ihrer ungeschickten Freundlichkeit Speise und Trank anbieten. Aber bevor er annimmt, erhebt er sich auf seine Kniee und betet Matina und Prima und tauft sie im katholischen Glauben. Und dann erst denkt er daran, sie zu fragen, wo er ist, und er gewahrt, daß er in das unbekannte Land eingedrungen ist. Der

alte Mann war Padre Junipero Serra, und die Sonne ging an jenem Morgen über dem christlichen Kalifornien auf! Nach den üblichen Maßstäben des Erfolges gemessen, war seine Mission verfehlt. Der Heide stahl seine Vorräthe und massacrirte seine Begleiter. Es heißt, die guten Väter verwechselten selbst zuweilen Taufe und Knechtung und legten den Grund zur Sclaverei des Indianers in Kalifornien, aber in der blut- und thränenbefleckten Chronik Altkaliforniens gibt es keine heroischere Gestalt als dieser wandermüde, auf sich ruhende, selbstverleugnende Franziskanerprior. —

Wenn ich es bisher unterlassen habe, die Tugenden einer andern ebenfalls charakteristischen Gestalt zu preisen, so geschah es nur, weil sie später kam. Der heidnische Chinese („Chinee") war kein Argonaut. Aber er brachte in das neue Leben der Argonauten einen heilsamen Conservatismus, still, ruhig, fast philosophisch, niemals aufdringlich oder herausfordernd. Niemals warf er seine dreitausend Jahre Civilisation den Männern von heute in's Gesicht, und seine Mythologie, umfassender als die der Griechen und Römer, behielt er für sich und versuchte es nicht, Proselyten zu machen. Er schickte sich von Anfang an mit Würde und Selbstachtung in eine dienende Stellung. An jedem fließenden Wasser in den Goldgräberbezirken richtete er eine Waschanstalt ein und bewies den Goldsuchern, daß es gesünder und wohlfeiler sei, ihre Hemden für 10 Cent das Stück waschen, als sie wie eine zweite Haut sich abschälen zu lassen und dann neue zu kaufen. Er war ein vortrefflicher Bedienter; er verband Geräuschlosigkeit mit Fleiß, er war ruhig und intelligent, er war niemals neugierig oder unverschämt, denn er kümmerte sich in der That wenig um die Erfolge oder Privatangelegenheiten der unter ihm Stehenden — wofür alle Chinesen die Kaukasier ansahen. In allem Aeußerlichen ahmte er die kaukasische Civilisation nach, bekehrt aber oder von ihrer inneren Bedeutung berührt ward er nie. So sehr er sich auch in die Umstände schickte, in die er geworfen war, er blieb allezeit gründlich orientalisch und fremd. Geselligen Verkehr hatte er nur mit seinen Landsleuten, mit ihnen hauptsächlich trieb er Handel, er kaufte Reis von China, lebte in der Hoffnung nach China zurückzukehren und wenn er starb, hatte er dafür gesorgt, daß seine Gebeine nach dem heiligen Boden des Heimathlandes zurückgeschickt wurden. In Politik mischte er sich nicht, auch nicht zu seinem eigenen Schutze, bürgerliche Rechte beanspruchte er nicht und er verlangte keine Freiheit. Gelassen nahm er seine regelmäßigen Schläge von kaukasischen Grobianen hin und ließ sich ruhig die skandalöse Ausnutzung von Staat und Einzelnen gefallen, er ließ sich berauben und selbst tödten mit stoischer Tapferkeit. Und vielleicht war es gut so. Eine christliche Civilisation, welche sein Zeugniß für ungültig erklärte, deren Lehren zu Folge dieselben Laster bei einem Heiden schlimmer sind als bei einem Christen, welcher die Fehltritte seiner Frauen als besonders abscheulich ansah und seine eigenen Neigungen zum Spiel als etwas erbsündenmäßig Schlechtes, lehrte ihn wenigstens, wir wollen es hoffen, die christlichen Tugenden der Geduld und Ergebung.

Nicht daß er gegen diese Behandlung völlig unempfindlich gewesen wäre oder der Brutalität der Einheimischen nicht eine gewisse Verschlagenheit und orientalische Geschmeidigkeit entgegengesetzt hätte. Er war ein gewandter

Schmuggler, er hatte eine flinke Hand und verstand sich trefflich auf Ausflüchte. Er entschlüpfte vielen Schwierigkeiten um so leichter, als sein Scharfsinn und seine Intelligenz von den Kaukasiern beständig unterschätzt wurden. Die Schwächen der „höhern Race" erkannte und benutzte er schnell, und es trat diese Fähigkeit nirgends sonst so klar zu Tage wie in der wohlbekannten Geschichte von dem chinesischen Arzte in San Francisco. Dieser begann eines Tages seine Praxis in einem der belebtesten Theile der Stadt. Mit Hilfe geschickter Bundesgenossen und leichtgläubiger Opfer wurden Wunderkuren „nach chinesischer Methode" im Lande ausposaunt, bis die Leute in Scharen in sein Haus kamen. Seine Thür wurde schließlich von einem Heer von Kranken belagert. Zwei Dolmetscher hörten, gleich den Engeln in der alten Legende, Tag und Nacht die Leidensgeschichten an, welche die in den Tempel der Gesundheit sich Drängenden erzählten. Sie übersetzten die Worte der Weisheit, welche den orakelnden Lippen des schlitzäugigen Apollo entflossen. Doctor Li-po-tai, wie er genannt wurde, hatte einen außerordentlichen Erfolg. Nicht lange darauf jedoch — eine Erfahrung, die man bei jedem wirklichen Erfolge machen kann — fanden sich gefährliche Rivalen ein, chinesische Nachahmer an jeder Straßenecke. Ein Schild mit den geeigneten Einsilblern — welche oft nicht einmal den Namen des angeblichen Arztes, sondern irgend eine Sentenz, ein Sprüchwort oder ein Motto bezeichneten, — ein Zopf und ein Dolmetscher waren das einzige dazu erforderliche Betriebsmaterial. Der Chinese wußte wohl, daß Niemand sich damit aufhalten würde, darüber nachzudenken. Diesem unwissenden Heiden entging nicht, daß Niemand Betrachtungen darüber anstellen würde, worin eigentlich die Ueberlegenheit der Chinesen — deren anatomische Begriffe nur aus der Theorie flossen und durch ihren religiösen Glauben von jeder praktischen Beobachtung vom Leichnam fern gehalten wurden — über die Aerzte seines eigenen Landes bestehe. Dieser entartete alte Götzendiener wußte, daß diese klugen Christen es für Magie halten und kommen würden. Und er hatte Recht. Sie kamen. Und er gab ihnen grünen Thee gegen Lungenschwindsucht, Ingwer gegen Geschwüre, und ließ Wassersuchtkranke an brennendem Schwamm riechen. Doctor Li-po-tai hatte eine sonderbare Art mit seinen Patienten zu sprechen. Es war ein Flüstern. Es hätten Kundgebungen des Apollo sein können, doch war es oft die Ausdrucksweise des Panurge. Auf ein Mal veröffentlichte ein wohlbekannter Orientalist in einer San Franciscoer Zeitung ein Verzeichniß der Heilmittel, welche in der Chinesischen Medicinalpraxis regelmäßig zur Anwendung kamen. Es war ein unschmackhafter Katalog, etwas frei und rückhaltlos selbst für kalifornischen Journalton. Er reichte hin, um die gewöhnlichen Symptome der Seekrankheit bei den Patienten des Doctors hervorzubringen. Der Stern des himmlischen Reiches begann zu erbleichen, das Orakel hörte auf befragt zu werden. Die Sibyllen stiegen von ihrem Dreifuß, und Doctor Li-po-tai kehrte mit einer halben Million in der Tasche zu seinem heimathlichen Reis und der naiven Einfachheit seines Chinesischen Lebens zurück.

Seltsam genug — von den vielen Gestalten, welche in dieser Frühzeit kalifornischer Geschichte auf- und hervorgetreten sind, hält der bescheidene langzopfige Asiat am längsten die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gerichtet. Die

Pioniere von 1849, die Argonauten, sind vergessen, aber der Chinese bietet dem amerikanischen Staatsmann noch immer ein ernstes Problem. Politische Parteien sind auf ihn gegründet, die Zukunft des Pacific-Gestades ist in geheimnißvoller Weise mit seinem Sein oder Nichtsein verknüpft. Hat er für vergangene Kränkungen Groll gehegt, so hat er seine Rache genommen.

Aber nichtsdestoweniger ist er die zurücktretende Gestalt in diesem Vorbeizug, in dieser Heerschau der Argonauten von 1849. — Es sind Lücken allenthalben in den Reihen. Es gibt Häuser allenthalben in der Welt, in denen leere Plätze niemals ausgefüllt werden können, denn es gibt Gräber allenthalben in Kalifornien, an deren namenlosen Hügeln niemand weinen wird. Ich habe gesagt, daß es keine fröhliche Geschichte ist. Gern möchte ich sie mit dem üblichen Trompetentusch begleiten; aber die Musik ist schon voran, und der Staub der Landstraße beginnt die Argonauten unsern Blicken zu entziehen. Sie wandern hin zu ihrer Stadt am Meer — zu jenem großen Magnetberg, welchen Sindbad sah; den sie den „Kirchhof des einsamen Gebirges" nennen. Hier liegt, an seinem Fuße harrend, das gute Schiff Argo — vielleicht ein wenig abgenutzt und schadhaft. Und wenn der letzte Argonaut herein sein wird, dann wird auch sie die weißen Flügel entfalten und unbemerkt durch das goldne Thor gleiten, das in der Ferne sich öffnet und winkt.

Eine Wanderung nach Paris (1801).

Aus Karl Benedict Hase's handschriftlichen Aufzeichnungen mitgetheilt
von
O. Heine,
Director des Magdalenengymnasiums in Breslau.

II.

Paris, den 20. October 1801.

Müde saß ich den Abend meiner Ankunft, den 18., in dem Hinterstübchen der Auberge des Bürger Arnault und schrieb. Der Lärm auf den Straßen verlor sich hier in ein dumpfes Gesumme, das nur zuweilen durch das abscheuliche Geschrei einiger Pfauen in den nahen Höfen unterbrochen wurde. Die fille des Hauses brachte mir für zehn Sous mein Abendessen und eine Flasche Bier, ich schlief bald ein.

Vos bottes, vos bottes, vos bottes, monsieur! schrieen mir den andern Morgen schon die Decrotteurs entgegen, als ich um neun Uhr aus dem Hause trat. Von ihnen gereinigt drängte ich mich durch die fluthende Menge die lange Straße St. Martin hinab bis an die Seine am pont de notre dame; von da ging ich den Quais hinab durch die Tuilerien bis in die Champs Elisées: Wie soll ich Dir beschreiben, was in mir vorging, als ich zum ersten Mal hinab auf die Seine sah. Der breite Strom mit Schiffen und arbeitenden Menschen bedeckt, die stolzen Brücken eine neben der andern, und die prächtigen Gebäude, die sich in langen Perspectiven von seinen beiden Ufern erheben, alles das bildet eine Ansicht, die einzig ist.

Als ich am pont neuf vorbei ging, hüpfte mir in einem leichten bis an die Kniee aufgehobenen Mousselinkleide, das die rothseidenen Pantalons deutlich sehen ließ, eine stark geschminkte Dirne entgegen. Tiens, tiens mon ami, tu es jeune, tu es étranger, tu en auras besoin, sagte sie, drückte mir die Hand, steckte mir einen Zettel hinein und verlor sich in dem Gedränge. Ich glaubte eine Adresse bekommen zu haben, sehe das Papier an und was lese ich? — eine Ankündigung eines Arztes, der alle möglichen Krankheiten in kurzer Zeit heilen will. — — Aus dem Garten der Tuilerien ging ich hinüber nach dem Palais Royal und sah die Stelle, wo eine Revolution ausbrach, die Europa in Flammen gesetzt hat; durch die rue du Mail und rue de Clery kehrte ich wieder zu meiner Herberge zurück.

Den Nachmittag wandte ich an, nach Hanquet's Adresse die femme d'or zu suchen; aber ich glaube, ich hätte vielleicht eher einen Louisd'or in den vollgedrängten Straßen finden können, als diese femme. In zwanzig Kaufmannsladen fragte ich nach Msr. de la Marlière, marchand des gazes; kein Mensch wußte von ihm. Ich werde nach einem café allemand gewiesen, der rue des mauvais garçons sein soll. Ich gehe hinüber, und trinke in zehn Kaffeehäusern nach einander Kaffee, die Tasse für fünf Sous, ohne den café allemand zu finden. Ermüdet schleppe ich mich mit einbrechender Nacht in meine rue du vert bois zurück, ohne eine einzige Adresse ausfindig gemacht zu haben. Als die Sonne unterging und die hohe Kuppel des Palastes der Tuilerien vergoldete, saß ich in dem Garten bei dem großen Bassin und dachte über mein wunderliches Schicksal nach. Ich konnte aber nicht lange da bleiben; die Mädchen wurden gar zu zudringlich. Il est Anglais, il est Anglais hörte ich hinter mir zischeln, und das war immer das Signal zu einer Jagd, die mit sehr groben Manieren angestellt wurde.

Heute Morgen glückte es mir besser. Ich finde einen Kaufmann, der den Namen de la Marlière gehört hat und mich an einen andern weist, der ihn näher kennt. Dieser schickt mich an einen dritten in der rue St. Honoré, der seine Wohnung wissen würde. Dieser dritte schickt mich in ein Haus in der rue St. Martin, wo er ehemals einen Laden gehabt hatte. Aber er war ausgezogen, zum Glück, nachdem ich mich durch zwanzig naseweise Elegantinnen durchgeschlagen hatte, treffe ich einen Mann, der seine jetzige Wohnung wußte und mir aufschrieb. So nach vierstündigem Suchen fand ich endlich Herrn de la Marlière und seine etwas betagte Gattin im zweiten Stock des Hauses. Aber, o wehe, seine Tochter, die eigentliche femme d'or und sein Schwiegersohn Monsieur Müller waren längst von Paris weggezogen und wohnten in der Picardie. Man war sehr freundlich gegen mich, ich aß meinen Thee aus einer großen Schaale mit Löffeln, erzählte von Monsieur Hanquet, den sie übrigens fast gar nicht kannten, was ich wußte, und dann ging der Herr vom Hause aus mir ein Quartier zu suchen. Ich begleitete ihn hinüber in den faubourg St. Germain, dort mietheten wir eine Stube für drei Laubthaler — 18 Franken!!? — den Monat. Es war nicht anders zu machen. Diesen Nachmittag wandte ich an, in mein altes Logement zurückzugehen und meine Habe herüberzuschaffen.

So bin ich denn endlich in Paris ansässig. Mein Wirth ist ein Deutscher aus Luxemburg, ein Fleischer und Traiteur, eine sehr gutherzige Seele, ebenso liberal, als seine Frau, eine feine Pariserin, es nicht ist. Mein Zimmer ist recht gut; es fehlt ihm zwar an zwei Dingen, die man bei uns als wesentliche Erfordernisse einer Stube betrachten würde, es hat nämlich keinen Ofen und kein Licht; aber die Leute versichern mir, für drei Laubthaler des Monats könne man es nicht besser haben und es wohne ein junger Officier neben mir, der gleichfalls bis Morgens neun Uhr und von Nachmittags drei Uhr an Licht brennen müsse, und dieser gebe zwanzig Franken den Monat. Auf meine gehorsamste Anfrage, wie ich mich denn im Winter erwärmen solle, ist mir replicirt worden, ich könne in der cuisine bei den Leuten unten schreiben, da koste es mich noch dazu kein Licht.

Wie es nun gehen wird, weiß der allmächtige Gott. Morgen gehe ich zu dem Präfect der Polizei, zu Millin und den Buchhändlern.

Den 21. October, Abends.

Mit dem festen Entschluß bei den Buchhändlern mein Heil zu versuchen und Millin für mich in Bewegung zu setzen, gehe ich aus, durch die Cité nach dem Louvre hin. Der Gedanke kommt mir bei, einmal mitten durch das Louvre zu ziehen; ich verliere mich in den weiten Höfen und stoße auf einen Strom von Menschen, dem ich mechanisch folge, durch einige Portale hindurch, in einen kleineren Hof, wo allerlei Bildwerke neuerer Künstler standen, noch durch ein großes Thor an der Wache vorbei und — sagt Dir Dein Herz nichts? — die Geister der Griechen umwehten mich. Da stand ich in den prächtig verzierten Galerien, von den Wänden herab, wie von hohen Thronen, blickten die Götter der alten Welt auf das neue Geschlecht. Ich war in den Sälen der Antiken.

Ach wie soll ich ausdrücken, was in mir vorging; mein Herz klopfte, still setzte ich mich neben das Piedestal des Apollo von Belvedere nieder, unten am Ende der Galerie, und sah hinab und verlor mich im Genusse. Das Ganze macht einen Eindruck der unbeschreiblich ist. Die Höhe der Zimmer, die erst neulich aus Italien angekommenen Säulen von Porphyr und Verde antico, die die Säle abtheilen, das klug vertheilte Licht, das auf jede Statue wie eine Glorie des Himmels herabfällt, und die blendend weißen Gestalten von so edelm Ausdruck und so entzückender Schönheit — kurz ich war im Olymp und nicht in Paris. Wenn ich mit geschlossenen Augen gesessen hatte und sie auf einmal öffnete, um sie sogleich wieder zu schließen, da schienen mir alle Figuren in Bewegung, da schritt der Apollo über mir wirklich vorwärts, da schrieb Demosthenes mir zur Rechten in seiner Rolle, da rang Laokoon wirklich mit den Schlangen, die ihn in tausend Krümmungen umwinden; ich war in einer belebten Welt. Ich weiß, daß es unrecht ist, sich so zu täuschen, aber ich konnte es nicht lassen. Diese Wiederauferstehung der Götter war zu schön. Endlich fing ich an einzelne zu betrachten. Zweihundert und acht Bildsäulen, Büsten und Basreliefs sind es zusammen, alle antik. Das Detail aber mußt Du mir schenken; ich will Dir bald — sobald ich es auswendig kann und das wird bald sein — die Notice des statues, bustes et basreliefs de la galerie des antiques du musée central des arts schicken, ein Büchelchen von 116 Seiten, das 75 Centimen kostet.

Citoyen, s'il vous plaît, on va fermer sagte mir ein Aufseher, und ich war fast allein da, es war Nachmittags 4 Uhr. Ich flog in der Eile noch die Marmortreppen hinauf, wo in zwei Galerien die Werke der Pariser Maler für dieses Jahr (720 Stück) und in einer Galerie, die über das ganze Louvre längs der Seine hinläuft, 945 große Gemälde der italienischen Schule (Correggio, Michael Angelo, Raphael ꝛc.) stehen. Diese habe ich nur einen Augenblick gesehen, in jener war ich wohl eine halbe Stunde. In der Menge von Schlachtstücken zeigt sich die kriegerische Tendenz der Nation. Da siehst Du überall die blauen Röcke der Republikaner aus den vergoldeten Rahmen herabschimmern; zwölfmal ist der Uebergang über den Bernhard, dreimal die Eroberung des Fortes El Bardo abgebildet; hier sind Schlachten mit den Mameluken und dem

Großvezier, dort die Einschiffung nach Aegypten. Die Schlacht bei Marengo hat besonders die Künstler beschäftigt; ein ungeheueres Stück von wenigstens fünfzehn Fuß Länge und neun Fuß Höhe mit mehr als achthundert Figuren, unter denen fünfzig bis sechzig Porträts sein sollen, ist mit erstaunlicher Kraft und einer Klugheit in der Anordnung gearbeitet, die alles, was ich von dieser Art gesehen habe, weit hinter sich läßt. Wenn ich vor diesem herrlichen Bilde die französischen Soldaten truppweis stehen und sich die Stellen zeigen sah, wo sie gefochten hatten, so mußte ich an Miltiades denken, dessen einzige Belohnung für den Sieg bei Marathon war, sich in der Pökila in der Mitte des Schlachtgewühls gemalt zu erblicken.

Jetzt will ich meine notice des statues durchlesen. Schlaf wohl.

Den 22. October Abends.

Wieder ein Tag verloren. Mir wird nicht wohl bei diesem Zaudern. Um zehn Uhr Morgens fand ich Millin, einen lebhaften Franzosen, klein, blatternarbig, mit pechschwarzen krausen Haaren, in seinem prächtig decorirten Cabinete. Aber die verfluchte Sprache, die mich in solche Fesseln legt. Wir blieben uns fremd; mit meinem eigentlichen Anliegen wagte ich gar nicht herauszurücken; ich entdeckte mich nicht, Millin nahm mich für einen reichen Fremden, der ihn benutzen wollte und ich ging nach einer Stunde wieder, wie ich gekommen war, mit dem Versprechen, jeden Septidi, wo sich die Pariser Gelehrten bei Millin versammeln, wieder zu kommen und bei ihm zu Abend zu essen. Ich will es auch thun, wenn ich bis dahin nicht verhungert bin.

Es fiel mir ein von da mein Heil bei dem Bürger Gail, professeur du grec zu versuchen und ich fand ihn im College de France. Mit Gail, den ich eben bei dem Dejeuner in großer Gesellschaft traf, glückte es schon besser; denn mit dem konnte ich doch Griechisch reden, das ging bei Millin nicht. Er versprach mir leçons allemandes zu verschaffen und ich soll in einer huitaine de jours wieder nachfragen.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als ich von ihm kam; den Rest des Tages habe ich im Louvre zugebracht und dann bei Buchhändlern und in Cafés einem gewissen Neugriechischen Doctor Coray, aber vergeblich nachgespürt. Der soll mich retten.

Es geht mit mir stark auf die Neige; es gehört mein Leichtsinn dazu, um ruhig zu bleiben.

Den 23. October.

Mittags traf ich den Neugriechen Coray, einen kränklichen fünfzigjährigen Mann in seinem Zimmer am Kamin. Ich sprach offenherzig mit ihm; er erschrak über meine Lage. Unbekannt mit der Stadt und ihr fast so fremd wie ich, that er für mich, was er konnte; er schrieb mir an den Buchhändler Fuchs (die Pariser nennen ihn Füsch oder vielmehr F'sch ohne das ü hören zu lassen) ein langes Billet. Das sollte ich ihm um vier Uhr bringen. Da war er zu Tische. Ich will morgen wieder hingehen zu einer gelegeneren Zeit.

„Die Stadt ist groß, Hilfsquellen sind gewiß genug da; das Unglück ist nur, daß wir sie nicht wissen", sagt Coray auf Griechisch zu mir. Ich habe zu dem

Bürger Fuchs noch einiges Zutrauen, er ist der erste Buchhändler in der Republik und der Sprache nach mein Landsmann, ein Straßburger. Kann der mir auch nicht helfen, dann bleibt mir noch ein Zufluchtsort; es wird in einem Monat eine neue Conscription eröffnet und man nimmt Fremde. Aber wenn Du auch in Zukunft Deine Briefe in die Straße Grenelle adressiren mußtest, ich bereue nichts. Ein Blick in das Louvre und die Olympier belohnen mich.

Diese Nacht war ich sehr krank. Ich schlief erst nach zwölf Uhr ein, um zwei weckte mich eine heftige Uebelkeit. Zugleich nimmt in meinem Gesicht eine gewisse liebliche gelbe Tinte überhand, welche mein Kolorit, eben nicht zu meinem Vortheil, mit einer gelinden Häßlichkeit versehen hat. Du kennst doch Leuthofes Jenaischen Mistfinken; ich bin der Parisische.

Die hiesigen Menschen zerfallen in Rücksicht meiner in zwei Theile, in solche, die mich für einen Engländer halten und in solche, welche glauben, ich wär ein Polake, und noch dazu ein emigrirter. Gott weiß, was den Leuten zu dieser Conjectur Veranlassung gibt. Die Elegantinnen in den Cafés, die Portiers in den Hotels, selbst der erwähnte französische Officier, mein Nachbar, alle fragen mich: N'avez-vous pas servi sous les troupes polonaises du général Dombrowsky? Und wenn ich dann versichere, dem sei nicht so, heißt es: ah excusez, nous vous avons pris pour un militaire. Oder spukt mein zukünftiger Stand als Consulargardist etwa schon im voraus auf meinem Gesicht?

Den 24. October.

Erst heute war ich bei Fuchsen, der schickte mich auf die Nationalbibliothek an einen gewissen Winkler, Winkler an den Buchhändler Vogel, Vogel an einen gewissen Ferkelspecht Oberlin. Und überall blutwenig Hoffnung und Trost; doch soll ich in einigen Tagen wieder nachfragen.

Ueberhaupt ist die Lesesucht hier nicht so arg wie in Deutschland und folglich sind die Buchhändler und alles was von ihnen abhängt, nicht so geehrt und nicht so bezahlt als bei uns. Selten, daß jemand ein Honorar erhält, dazu gehört schon ausgebreiteter Ruf. Die Galerien der Buchhändler, wo alle Bücher, alte und neue, schon gebunden zu haben sind, sehen wegen der verschiedenen Farben der Einbände aus wie unsere Kramladen; der Hauptzweig ihrer Industrie ist Vertrieb der Journale. Du siehst, wie schlecht die Sachen stehen. Die leçons allemandes werden gut bezahlt, eine Stunde drei Franken; aber sie sind schwer zu bekommen.

Hier im Hause wohnt noch ein Brabanter, Mons genannt, angeblich Student der Chirurgie, ein ganz erbärmlicher Mensch, der vor einigen Wochen 150 Louisdor verthan hat, und jetzt krumm liegt. Dieser sucht auf allerlei gelinde Manier Geld von mir zu ziehen, hat auch schon von mir geborgt. Die Leute im Hause warnen mich erschrecklich vor ihm. Ueberhaupt lassen es die Pariser an gutem Rath nicht fehlen. Heute morgen frühstückte ich in dem Café des étudiants rue St. Mathurin; ich war allein, plötzlich dringt die Frau vom Hause auf mich ein, setzt sich so nahe, daß sich unsere Knie berührten und mir nach der alten Noth alles trübe vor den Augen wird, und fängt an auseinander zu setzen, wie sie meine innocence und jeunesse schon seit einigen Tagen — ich war öfter dagewesen — mit großer Freude beobachtet habe und vielen

Antheil an mir nähme; daß ich mich doch ja vor mauvaises compagnies hüten möchte, vor escroqueurs, welche den jungen Leuten das Geld abnähmen — N.B. wenn sie welches haben, dachte ich — und daß ich besonders nicht Abends spät im Palais Royal verweilen möchte; da sei schon manche Unschuld gescheitert. Als ich endlich ging, zahlte ich für eine Collation Kaffee und Gebäck sechs Sous, pour vous attirer plus souvent und werde eingeladen mit Ende des Brumaire ein Cabinet im Hause zu beziehen, das mich nur dix francs monatlich kosten soll. Dergleichen kleine Abenteuer sind mir mehrere passirt.

Man rüstet sich hier allgemein den 18 Brumaire den Frieden durch ein großes Fest zu feiern. Die Seine zwischen den pont neuf und pont national ist mit Schiffen bedeckt; dort wird mitten im Strome ein Tempel errichtet, der Tempel der Eintracht. Es ist sonderbar, daß die Eintracht hier so wenig festen Grund hat.

Den 3 Brumaire (25 Octbr.).

Ich sehe überall noch keine Hoffnung und bin völlig ohne Geld. Heute Morgens sieben Uhr höre ich meinen Nachbar, den Officier aufstehen und über den dunkeln Gang der Treppe zutappen. Madame, Madame, ruft er wol eine Viertelstunde lang. Endlich stehe ich auf und trete hinaus, da finde ich ihn eben an der Treppe, im Hemde, todtenbleich an die Wand gelehnt, einer Ohnmacht nahe. Juste ciel, j'ai crié une demi-heure et ils ne m'écoutent point sagte er und weinte. Ich brachte ihn in sein Bett zurück und lief hinunter, der Traiteur mußte ihm eine Suppe machen. La sœur du premier Consul est ma cousine sagte mir mein Kranker, als ich wieder hinauf kam und mit ihm in's Gespräch gerieth. Es kam zu Entdeckungen; er ist aus Genua und hält sich in Paris auf um bei dem Kriegsminister Alexander Berthier um eine Pension zu sollicitiren. Wie er dazu kommt, diese zu verlangen, ferner wie er mit der Schwester des Consuls verwandt ist, hat er mir weitläufig demonstrirt, ich habe es aber, da er immer dazwischen hustete, nicht verstanden. Ich deckte ihn warm zu und ging in meine concentrirte Finsterniß zurück.

Monsieur, Monsieur, hörte ich nach einer Viertelstunde wieder. Ich gehe hinüber, nach einer langen Einleitung bittet mich mein Ligurier, ihm, weil er sich une planche — ich weiß bis diese Stunde nicht, ob dies eine Platte, ein Kupferstich, Diele, Brett oder Bohle ist — kaufen wolle, vingt-quatre francs zu leihen. Ich sah, die Bitte kam ihn sauer an. Es war ein hartes Stück, in diesem Augenblick etwas herzugeben, aber er sah so entsetzlich blaß aus, sein Haar ist so schwarz, sein ganzes Gesicht Bonaparten so ähnlich, daß es Barbarei gewesen wäre, ihm etwas abzuschlagen. Ich gab ihm, was ich hatte, 2 Laubthaler und etliche Sous, die nun freilich wol nicht zur planche, sondern zu ganz andern Dingen verwendet werden mögen, die er aber doch nöthiger brauchte als ich. Er mochte lange kein Geld gesehen haben; er war wenigstens ungeheuer froh über meine Bereitwilligkeit; ich hatte eine glückliche Viertelstunde. Ob er mich betrügt, weiß ich nicht; es ist sehr leicht möglich; aber ich bin bezahlt genug.

Gegen Mittag ging der Ligurier zum Kriegsminister, ich fiel indeß einigen Buchhändlern in's Haus. Ich will ihm wünschen, daß er in seinem Gesuch

glücklicher gewesen ist, als ich in dem meinigen; ich bin durchaus ohne Hoffnung. Uebersetzungen sind schlechthin nicht zu bekommen; deutsche Stunden für den Augenblick auch nicht. Morgen will ich noch einmal zu Fuchsen gehen, um ihm meine Noth zu klagen, kann der mir nicht helfen, so seid mir gegrüßt, ihr Embleme meines neuen Standes, du o Livree oder du o Muskete.

Abends 10 Uhr.

Ich bin in eine dumpfe Apathie versunken, die mich über mein Schicksal nicht weiter nachdenken läßt und ich erwache nur zuweilen, aber diese Augenblicke sind schrecklich. Um sieben Uhr stand ich auf dem quai des théatins und genoß eines herrlichen Anblicks. Um den Tempel der Eintracht vor den 18. Brumaire zu vollenden, arbeitete man auch die Nacht hindurch. Da war der ganze Fluß vom Louvre an bis zum Collége des quatre nations herüber mit Schiffen bedeckt und in jedem Schiff brannten mehr als zwanzig Lichter. Dies und die prächtigen, wie die Sonne strahlenden Reverberen auf dem hohen pont neuf und pont de la révolution, die glänzenden Lichter aus den Fenstern des Palastes der Tuilerien, die erleuchteten Fenster im Louvre und die unendliche Häuserreihe, die sich längs den Quais hinunterzieht, alles von dem Fluß im Widerschein zurückgeworfen, gab einen herrlichen Anblick in der nebligen Nacht. Ich lehnte mich auf die Brustwehr des Quais, da schlug es im Louvre sieben Uhr und in demselben Augenblick wirbelten die Trommeln jenseits in den Tuilerien bei den Kasernen der Consulargarde, dicht neben mir, wo die 63. Halbbrigade steht und nach der Seite der Invaliden zu im Quartier der neunten leichten. Man schlug den Zapfenstreich. Ich habe nie etwas gehört, was mich so erschüttert hätte.

Den 5. Brumaire, Nachmittags.

Alles geht besser als ich dachte. Gestern Abend warf ich mich auf eine Bank im Palais Royal und saß lange da, die Boutiken wurden verschlossen um mich her, die Lichter verloschen in den Galerien; es war halb elf Uhr: Da kam zwischen den Säulen eine lange Gestalt auf mich zu mit einem schwarzen Barte; es war einer der Mameluken, die Bonaparten aus Aegypten hierher gefolgt sind. Ein langer Schwarm von Freudenmädchen lief hinter ihm her und neckte ihn, das arme Thier wußte vor Angst nicht wo hinaus. Ich grüßte ihn auf arabisch; das freute ihn, wir gingen zusammen die rue Traversière hinab nach den Tuilerien zu, wo er mit seinen Landsleuten wohnt. Er erzählte mir mancherlei; es war das erstemal, wo ich arabisch reden hörte, aber ich verstand ihn besser, als ich geglaubt hätte. Ich fragte nach seinen Bekannten und erfuhr, daß er mit der Umgebung des türkischen Gesandten hier Umgang pflege; er rieth mir zu dem Dollmetscher der Gesandtschaft zu gehen, an den er mir einen Gruß auftrug. Wir waren am Portale des Palastes und trennten uns.

Heute Morgen ging ich zu dem türkischen Dollmetscher, der Kodrikas heißt, ein Grieche und zu Athen geboren ist. Ich wurde von einigen bärtigen, in Kaftan gekleideten Kerls, von oben bis unten beschaut — das Hotel hatte mir Jussuf, der Mameluk, angegeben — und zu dem neugriechischen Manne hineingelassen. Kodrikas saß auf einem kleinen Rohrstühlchen am Kamin, das ganze

Zimmer war voll Rauch. Ich fing an Griechisch zu klittern, kurz, es gelang mir, ihn zu gewinnen. Kodrikas schrieb mir ein Billet an Villoison, den Herausgeber des Homer; Villoison nahm mich mit aller französischen Artigkeit auf, ließ mich heute Mittag bei sich essen, versprach mir Arbeiten auf der Nationalbibliothek im Copiren griechischer Manuscripte zu geben, bat mich jede Dekade einen Morgen zu ihm zu kommen, um mit ihm Neugriechisch zu reden — er war selbst sieben Jahre in Griechenland und hat einen Monat in Agias Dimitrios, drei Stunden von Ampelakia gewohnt — und fuhr am Ende mit einigen Laubthalern Vorschuß für diese griechische Stunde, wie er so human war es zu nennen, vor. Davon habe ich eine Woche meine Nahrung vorausbezahlt und bin nun ein Weilchen vor Mangel sicher; wenn ich nur nicht so entsetzlich frör. In meiner Stube ist es fast so kalt wie auf dem Tripsteine, schrecklichen Andenkens.

Es sind mir schon unterschiedliche honorable Vorschläge gethan, wie ich mein Unterkommen gewinnen könnte. Gambs, Prediger bei dem schwedischen Gesandten, wollte mich zum — Vorsänger in seiner Kapelle haben, weil ich ihm eine gute Stimme zu haben schien. Fuchs trug mir an, sein Commis zu werden; ich sollte auch einiges Geld, 400 Francs, bekommen, aber mich verpflichten, acht Jahr bei ihm zu bleiben und die Buchhandlung zu erlernen. Es saß eine ganze Reihe niedlicher Mädchen im Comptoir, während diese Verhandlung vorging; sie konnten kein Wort Deutsch und sahen mich immer mit Verwunderung an; es waren vermuthlich Fuchse's Verwandte. Ich kann nicht leugnen, die 400 Francs und die Mädchen lockten mich; aber ich habe es doch ausgeschlagen. Endlich trug mir heute der Ligurier, der mir einen Besuch machte, als ich noch im Bette lag, den Vorschlag vor, Soldat zu werden und geradezu mich bei dem Generalstab der hier liegenden Division anstellen zu lassen, für's erste nur als Schreiber. Er wollte mir selbst ein Schreiben machen und mit der famosen Cousine deshalb reden. Ehe ich mich aber durch Cousinen, sie mögen große oder kleine Köpfe haben, befördern lasse, will ich lieber verhungern.

Hole der Henker das oft erwähnte honette Ansehen, das mich nie verläßt und mir tausend Ungelegenheiten verursacht, indem mich die Leute, ich mag sagen und thun, was ich will, für einen Millionär halten. Gehe ich in's palais Égalité und verweile mich ein wenig, so rennen Mädchen auf mich zu und machen mir Anträge, fliehe ich durch die Straßen, so verfolgt mich Mons und will von mir ein Dreißigsoustück borgen, das ich nebst den zwölf Franken, die er mir schon schuldet, in drei Stunden wieder haben soll, erbietet sich auch dafür, wenn ich in einem lateinischen Buche einen schweren Ausdruck fänd, hinreichende Auskunft zu geben; rette ich mich auf meine Stube, so bringt der Wirth vom Hause herein und will ein Capital von 1200 Livres geliehen haben; bin ich bei Buchhändlern, so behandeln sie mich wie ihresgleichen, sprechen von Politik und sind so artig, daß ich vergesse, daß ich nicht weiß, wo ich diesen Mittag essen soll; kurz, ich wollte, ich sähe aus wie der ärgste Lump; ich würde es bequemer haben.

Dem Himmel sei Dank für mein erstes Verdienst. Ich hoffe es soll gehen.

ah ça ira, ça ira, ça ira
tout le peuple sans cesse répète.

Den 7. Brumaire.

Gestern war ich wieder bei Villoison, der indessen hin und her gesonnen hatte, wie er mir eine Art von Unterhalt verschaffen sollte. Venez, je m'en vais vous présenter à une dame savante, sagte er, als ich kam. Wir gingen durch den Platzregen in die rue Sorbonne in ein Hotel. Madame vient de sortir, rief uns der Portier zu. Villoison stieß einige gelinde Flüche aus und wir trennten uns; ich sollte heute wieder kommen. Um elf Uhr war ich bei ihm, er schickte mich mit einem Billet an madame ci-devant duchesse de Breteuil, deren Mann Finanzminister unter Ludwig XVI. war. Ich komme hin und warte eine halbe Stunde in dem mit Marmor getäfelten Antichambre. Madame war noch im Bett. Endlich lassen mich die Lakaien hinein, die ci-devant Herzogin empfängt mich, auf einer Ottomane liegend, mit junonischen Anstand. Es ging mit dem Sprechen über alles Erwarten gut. Wir wurden eins, ich soll ihrer Tochter täglich eine deutsche Stunde geben und damit morgen halb elf Uhr anfangen.

Darauf wurde ich in das Cabinet von mademoiselle geführt, die eben Lection auf dem Clavier hatte. Ich fand ein Mädchen, an der freilich nichts schön ist, als ein paar große brennende Augen, die ziemlich hager und bleich aussieht, die aber die ganze gelehrte Erziehung des ehemaligen französischen hohen Adels genossen hat. Sie spricht italienisch und englisch, liest latein und lernt jetzt griechisch. Ich verordnete frisch von der Leber weg die erste deutsche Grammatik, die mir einfiel, die von Gottsched. Die junge Dücheſſe schrieb den Namen — Quodechèdt nach ihrer Orthographie — auf einen Zettel und der Kammerdiener wurde nach einer librairie geschickt, das Buch zu holen. Darauf empfahl ich mich.

Ich würde ungerecht sein, wenn ich nicht die außerordentliche Schonung und Delicateſſe der Franzosen, mit der sie mich behandeln, erkennen wollte. Um eine Gelegenheit zu haben mir etwas geben zu können, ohne mich zu beschämen, gibt sich Villoison, der zwanzigmal mehr neugriechisch versteht als ich, jede Dekade einen Vormittag mit mir ab und nennt das leçons de grec, die ich ihm gebe. Hier bei Breteuils wissen sie wahrscheinlich recht gut, daß mir das Feuer auf die Nägel brennt, dem ungeachtet thut man als wenn man mir auf's höchste verbunden wäre. Vous pouvez demander tout ce que vous voulez, monsieur le professeur, sagte die Mutter; ich habe 30 Sous für die Stunde gefordert, und man bat mich, jeden Morgen zum Dejeuner eine Viertelstunde vor der leçon zu kommen pour causer un peu.

Es ist überhaupt mit den französischen Gelehrten eine ganz eigne Sache. Männer wie Villoison, dem Europa die Untersuchungen über Homer verdankt, deren leicht zu findendes Resultat Wolf's bekannte, jetzt aufgestellte Meinungen sind, findest Du des Morgens zehn Uhr in zerrissenen weißen Ueberröcken, niederhängenden Strümpfen und nacktem Halse vor dem Kamin auf der Erde hockend und

in Folianten lesend; dagegen ist in dem Cabinet um sie her alles so sauber, alles so geschmackvoll mit Spiegeln, Statuen, Basreliefs verziert, daß Du wol siehst, der Mann hat Zeit gehabt an alles zu denken, nur an sich nicht. Dabei haben sie alle die unruhige Regsamkeit der Nation; Millin konnte nicht zehn Worte mit mir sprechen, ohne mit dem soufflоir das Feuer im Kamine anzublasen oder in der Asche zu wühlen. Statt des Feuerstörers nahm Gail sein kleines Kind, hob es auf die Kniee und küßte es, wenn ich redete, beständig auf die Nasenspitze. Uebrigens kannst Du Dir kaum vorstellen, wie äußerst artig sie manche kleine Gefälligkeiten anzubringen wissen. Ich lasse bei Millin einige Worte fallen, daß ich Figuren zeichnete und auch hier mich wol an den Antiken versuchen würde; zwei Tage darauf schickt er mir ein gedrucktes Billet in's Haus, das mir zu allen Zeiten den Einlaß in die Galerie verschafft. Die Deutschen, welche hier von meinem Entschlusse und meiner Lage hörten, drückten sich mitunter ziemlich hart darüber aus: „Sie glaubten, junger Freund," sagte Fuchs, „die gebratenen Tauben würden Ihnen hier in's Maul fliegen, aber sehen Sie, sie sind noch nicht gefangen, wenigstens noch nicht gerupft." Von keinem Franzosen habe ich Aeußerungen der Art gehört. C'était une petite étourderie de vous de vous jeter dans la foule d'une ville égoïste et corrompue; mais vous y êtes actuellement et vous ne serez pas perdu war das stärkste, was mir gesagt worden ist. Es sind Gail's Worte.

Ueberhaupt, um über das Ganze zu urtheilen, verdanke ich meine Rettung hier nicht sowol dem Talent, das ich haben mag und meiner innern Kraft, als meiner Polyhistorie und dem Geschick mit Allen über Alles sprechen zu können. Die Nation ist erstaunlich leicht zu blenden. Comment? même le grec moderne? schrie jedermann, wenn ich erwähnte, daß ich neugriechisch konnte, — oui, l'Allemagne est très fertile en Hellenistes. Und bei alle dem bleibt es mir fast unbegreiflich, wie ich gerettet werden konnte. Eben weil dieses Volk so sehr nach dem Aeußern urtheilt, konnte ich, dessen stockende Sprache und daraus entspringende ewige Verlegenheit gar sehr gegen die manières dégagées und légères der Franzosen und Französinnen abstach, unmöglich unter ihnen mein Glück machen, wenn nicht außerordentliche Umstände eintraten. Mich rettete eine Sache, auf die ich nie sonderlichen Werth gelegt habe, mein Neugriechisch, und das war natürlich sehr zufällig. Jetzt habe ich das härteste überstanden; ich werde mit Mangel und Noth zu kämpfen haben diesen Winter; aber bringe ich es dahin, mich einigermaßen bequem einrichten zu können, wer ist dann glücklicher als ich? Welcher Reichthum, welche Fülle von Schätzen jeder Art, in jedem Gebiete des Wissens, welche Menge unbekannter Manuscripte, welche Hilfsquellen für jedes Studium. Ueberall sind die Bibliotheken, Galerien, Naturaliencabinete, botanischen Gärten geöffnet, überall unentgeltliche Vorlesungen, einzig in ihrer Art. Daß der ungeheure Zusammenfluß von Menschen, das unaufhörliche Reiben und Drängen einer unruhigen Menge jedem Einzelnen einen Anstrich von Cultur gibt, ist natürlich, aber die Empfänglichkeit für das Schöne und Gute, die Du auch unter dem gemeinsten Pöbel triffst, muß jeden Fremden in Erstaunen setzen.

Was ich mit dem achtzehnjährigen Mädchen anfangen soll, das ich unter

die Hände bekommen habe, weiß, im Vertrauen gesagt, monsieur le professeur selbst noch nicht. Ich werde morgen in aller Frühe ausgehen, um von irgend einem Buchhändler, den ich kenne, Quodechèdt's Grammatik zu erpressen — kaufen kann ich sie jetzt nicht — und mich dann in vollem Ernste auf meine Stunde präpariren. Leider habe ich auf der Oberlippe einen so abscheulichen Schnurrbart, daß ich verzweifeln möchte und gleichwol keinen Sous, um ihn abnehmen zu lassen. Ich muß damit warten, bis Villoison wieder vorschießt. Kodrikas war so unvorsichtig gewesen, mir kein Wort von Villoison's politischer Meinung zu sagen und ich war heute in Gefahr, durch eine Lobrede auf die Republik alles zu verderben. Er fiel mir zum Glück mit Hastigkeit in die Rede, ich merkte seine Denkungsweise und lenkte geschwind ein. Villoison ist ein wüthender Royalist, so sehr, daß er selbst in dem Cirkel der ci-devants unter dem Namen Sans-raison bekannt ist. Die Consuln sind äußerst freundlich gegen ihn; er hat eine Besoldung von 7000 Francs und ißt alle Dekadis bei Bonaparte, aber er haßt die Republik dennoch. Es geht hier das wunderliche Gerücht, der Dauphin, Ludwig's XVI. Sohn, sei nicht todt! das Kind, das 1794 im Tempel starb, sei ein untergeschobenes, fremdes gewesen. Der Dauphin sei heimlich gerettet worden, lebe noch im Verborgenen und würde seiner Zeit hervortreten. Und dies alberne Märchen glaubt Villoison. So schwach macht die Menschen der Parteigeist. Sonst hat er viel Gutherzigkeit und eine wahre Wuth, den Leuten zu dienen. Ich hoffe, wenn ich erst mehr reden kann, noch vertrauter mit ihm bekannt zu werden.

Einiges gefällt mir in Paris freilich nicht. Und zwar erstens kann man die Boten nicht los werden. Fragen muß man nach der und jener Straße; da kommt gleich das halbe Quartier in Aufregung, hunderte weisen Dich zurecht, hunderte bieten sich an, es sei fast ihr Weg, sie wollten mitgehen. Besonders sind die Mädchen mit diesem Antrage gleich bei der Hand; und wenn Du sie auch durch alle ersinnlichen Mittel Dir vom Halse hältst, so ziehen sie von ferne hinterdrein und willst Du etwa in eine unrechte Gasse einbiegen, siehe, da erschallen, oft in dem Augenblicke, wo Du Dich befreit glaubtest, aus dem Hintergrunde Stimmen, welche Dich von der Nähe dieser Ungeheuer nur zu deutlich überzeugen. Es ist manchmal um rasend zu werden. Zweitens gibt es keine Oefen in den Stuben. Das lodernde Feuer in den Kaminen blendet mir die Augen, zumal Abends und wärmt mich nicht. In meinem Zimmer ist nicht einmal ein Kamin und ich würde selbst diesen angenehmen Aufsatz nicht zu schreiben die Ehre haben, wenn ich nicht diesen Abend am Kamin des Liguriers (Jérome Cattane aus Genua) zubrächte, wo ich einigermaßen erwärmt bin. Er sitzt mir gegenüber und schreibt an einem grand plan pour l'organisation des troupes françaises proposé au premier Consul, den er drucken lassen will. Es friert hier eben so arg als in Deutschland, und ich weiß schlechterdings nicht, was diesen Winter aus mir werden soll. Doch es lebe Villoison. Kommt Zeit, kommt Rath.

Paris, den 9. Brumaire 10.

Villoison ist für mich durch die Stadt gelaufen; er hat mir bei einem Doctor der Medicin, Jauffret, der einen Deutschen bei sich haben will, mit dem

er zu Mittag essen kann, freien Mittagstisch ausgemacht. Ich habe heute zum ersten Male dort gegessen, bin noch ganz trunken von der Freundlichkeit der Leute und ihrem Wein. Es lebe Paris, es leben die Pariser.

Auch habe ich meine ersten leçons überstanden, ob mich gleich die schwarzen Augen hundertmal irre gemacht haben. Großer Gott; ich muß doch wol etwas werth sein, weil die Menschen hier so viel aus mir machen. Die Thätigkeit Aller zu meinem Besten zersprengt mir fast die Brust. Heute hatte ich nach der löblichen Manier, an die wichtigsten Sachen nicht zu denken, vergessen zu Villoison zum Dejeuner zu kommen und er läßt mich durch den Kammerdiener in meinem Loche aufsuchen und hinbringen.

Die Philologin, Mademoiselle Breteuil, war heute in die herrlichsten Faltenwürfe gekleidet. Sie hat mir ihre Zeichnungen gewiesen, sie zeichnet nach den Antiken im Louvre, hatte mich auch schon dort gesehen, ehe Villoison mich in's Haus schickte. Sie spricht englisch; ich will es auch lernen. Aber entweder traut man mir oder uns beiden nicht recht; denn während der Lection sitzt immer eine alte Kammerjungfer mit im Zimmer, die, wenn ich gehe, mit hinuntersteigt. Wenn ich nur mehr schwatzen könnte; aber so lerne ich von dem Mädchen mehr französisch als sie von mir deutsch. Und die ungeheure Freundlichkeit! — es ist doch gut, daß die alte Kammerjungfer dasitzt.

Wäre nur der Schnurrbart nicht und fing der Consularrock nicht an, an dem Ellenbogen durchzugehen, so nähme ich es mit den Olympiern selbst auf. Ich muß alle meine Kräfte zusammennehmen, um Villoison mit seinen Empfehlungen nicht stecken zu lassen, der mich in den Billets, die er, um mich zu poussiren, an Gott und alle Welt schreibt, un jeune homme, qui va être un des plus grands savants du monde littéraire nennt und die Unvernunft begeht, mich das Zeug vorher lesen zu lassen.

Den 10. Brumaire.

Ich füge noch den Auftrag bei, mir mit umgehender Post auf jeden Fall Schiller's Gedichte und womöglich auch den Wallenstein zu schicken. Mademoiselle Breteuil, die mit unglaublicher Leichtigkeit lernt, und jetzt (in der dritten Lection) Geßner's Idyllen übersetzt, hat die Kühnheit gehabt mir zu sagen: mais ce monsieur est un peu fade avec ses moutons et ses toits de paille. Warten Sie, meine Theure, wir wollen mit dem schweren Geschütz unserer Nation vorfahren. Hier kennt kein Mensch Schillern oder seine Werke; Millin, der sieben Jahre deutsch gelernt hat, spricht beständig von Utz, Hagedorn, Zacharias, Gellert als unsern besten Köpfen. Die Buchhändler selbst kennen Wieland nicht und erinnern sich blos, einige Traditionen von monsieur Schéet (Göthe) gehört zu haben; auch dauert das Verschreiben eines Buchs immer Vierteljahre. Laß uns die Ehre unsrer Nation retten.

Den 13. Brumaire.

Endlich bin ich für 30 Sous geschoren und rasirt worden; mein Kopf hat die genaue Gestalt eines echten parisischen Zierbengels. Alles ist ganz kurz geschnitten; nur hängen drei enorm lange Schwänze auf die Augen und zwei Büschel (mèches in der Kunstsprache) von den Ohren herab. Das Ganze gibt bei schwarzen Haaren ein gewaltig martialisches Ansehen, das jetzt — wo eben,

da ich dies schreibe, eine neue Conscription unter ungeheurem Zulauf des Volks unter meinen Fenstern proclamirt wird und alles von zurückgekommenen conscripts wimmelt — jeder junge Mensch zu affectiren sucht.

Ich engagire mich vielleicht für einen gewissen Bode in Berlin, der Herausgeber des Euripides werden will, Manuscripte auf der Nationalbibliothek zu collationiren, wenn er mich gut bezahlt. Villoison, den ich heute besuchte, hat mich gescholten, daß ich für meine leçons nicht mehr gefordert habe; aber er weiß nicht, daß ich sie nöthigenfalls ganz umsonst geben würde. Je crois que vous êtes content de votre écolière savante, sagte er mir — Content?!

Je divine tout, sagt mir gestern die savante écolière, vous n'avez pas vainement étudié à Jénes; vous n'êtes pas venu pour rien à Paris, vous êtes Jacobin. Ich wollte das nicht zugeben. Ça ne fait rien, je suis bien impartiale, mais — il ne faut pas dire cela à ma mère. Ich hätte das Mädchen umarmen mögen. Ainsi vous croyez qu'on nous enseigne des principes républicains à Jénes? Oui, oui; Monsieur de la Tige (ein zurückgekommener Emigrant) a raconté à ma mère, que Jénes était la vraie pépinière de la propagande allemande. Et vous avez étudié à Jénes, monsieur, ma mère le sait. Daß Jena hier in einem so guten Rufe steht, hätte ich nicht geglaubt. Uebrigens dauern die Verwechselungen mit Genua noch immer fort und machen mich fast rasend.

Soeben ist der Ligurier vorgefahren und hat mir von neuem alles Geld abgepreßt, was ich hatte. Den 25. Brumaire holt er sein Geld, wie er sagt, aber bis dahin ist es noch lange; und ich bin in beständiger Unruhe, nicht ob ich betrogen werde, sondern ob mir jemand morgen etwas leihen wird oder nicht. Man macht sich dadurch bei den Leuten verächtlich, und ich brauchte es nicht, wenn ich nicht selbst auslieh.

Den 15. Brumaire.

Gestern aß ich bei Cramern zu Mittag, Gail, der Staatsrath Duteuil, ein Deutscher und ein Pariser, die ich nicht kannte, waren von der Gesellschaft. Ich gefiel mir ganz ungeheuer daselbst; auch waren die Leute erstaunend artig.

Ich presse Geld, wo ich kann und die Leute sind auch mit den Vorschüssen gleich bei der Hand. Die ganze deutsche Landsmannschaft gibt Geld, Bücher, Landkarten um die Wette her — ich habe noch nie so schwelgerisch gelebt. Der deutschlernende Doctor Jauffret setzt mich heute Mittag hinter eine petite soupe de riz, ein bouilli ragoûté, ein petit morceau d'anguille fricassée, ein petit dessert de raisins, de bonbons etc., lauter herrliche Sachen, wovon ich aber vor Angst kaum einen Bissen habe essen können, weil ich beständig sagen sollte, wie all das Zeug, das ich in meinem Leben nicht gesehen habe, deutsch heißt. Da habe ich entsetzliche Mythen gemacht, zum Theil recht boshaft, und Doctor Jauffret lallt jetzt von gepreßten Enten und gepumpten Pasteten, daß es eine Lust ist.

Mit Bode werde ich mich nicht einlassen, er scheint nicht genug daran wenden zu wollen; vielleicht fange ich an, für Cramer zu übersetzen.

Den 16. Brumaire.

Der Landsleute ungeheure Vorschüsse haben mich in den Stand gesetzt — wer faßt mein Glück — einen Ofen zu kaufen. Als es dunkel wurde, bin ich nicht ohne gelinde Lebensgefahr die rue Dauphine hinabgeeilt, über den pont national und habe von dem Tempel, der dort gebaut wird, eine ganze Tracht Holz aufgelesen.

Den 19. Brumaire.

Ich bekomme Händel mit Madame Breteuil, denn sie sucht welche und bricht die Ursachen vom Zaune. Es ist ein garstiges, altes, adelstolzes Weib, das durch die Revolution immer unvernünftiger geworden ist. Aber die Tochter. Ich habe der Französinnen Freundlichkeit nie liebenswürdiger gesehen.

Ach das Fest, das Fest! das Ganze liest Du vielleicht in den Zeitungen. Es waren drei Acte des großen Schauspiels, die Maneuver auf dem Flusse um den Tempel des Handels her, die große Pantomime im Tempel des Friedens und die Illumination mit dem Feuerwerke. Ich lief bis Mitternacht durch die Straßen, freudetrunken unter der freudetrunkenen Menge und las die Inschriften, die aus jedem Fenster, von jedem Portale herableuchteten. Einige waren gar schön. An der Façade des Pantheons las ich:

Il a tenu parole.

Bonaparte hatte nämlich beim Antritt des Consulats in zwei Jahren den Frieden versprochen. Diogenes mit der Laterne auf Bonaparten zeigend:

Je l'ai trouvé.

An dem Palast der Tribunen:

Hommes libres voyez votre ouvrage.

An dem Hôtel des Consul Lambacérès:

Le peuple sait trop bien sa liberté à défendre
Et n'obéira qu'aux lois,
Et l'heureux Bonaparte est trop grand à descendre
Jusqu'au trône des rois.

An einem andern:

Pour asservir le Tibre
Annibal employa seize ans,
Mais pour le rendre libre
Bonaparte a mis un printemps.

Paris, den 15. Frimaire (6. December) 1801.

Ich begreife wol, daß Deine Briefe noch nicht da sein können; aber dennoch bin ich unruhig. Es wär ein möglicher Fall, daß wenigstens das erste Paket, von Rüdesheim datirt, nicht an dich gekommen wäre.

Wie die Sachen jetzt stehen, kommt der Entschluß zur Reise, den ich Dir früher nur verstohlen zu äußern wagte; ihr werdet mich in Deutschland wahrscheinlich nie wieder sehen. Ich bin einem Volke, das mich mit einer Freundlichkeit aufgenommen hat, die meine kühnsten Erwartungen übersteigt, alle meine Kräfte schuldig, sobald ich ihm werde nützlich sein können. Wollen mich die Thessalier haben, gut — so reise ich in die Barbarei, um mich vielleicht von einem Pascha stranguliren zu lassen. Hat aber dieser Kreuzzug in das gelobte Land nicht statt, dann — und es muß sich ja wol binnen Jahresfrist aus-

weisen — will ich eilen, mich zu fixiren. Und der nächste Weg, französischer Bürger zu werden, ist ja bekanntermaßen die Heirath mit einer Französin.

Villoison wollte mir vor einigen Tagen eine unverhoffte Freude machen, indem er mir die Möglichkeit zeigte, bei dem jetzt organisirten Prytaneum zu St. Cyr als professeur de la langue allemande angestellt zu werden und mir erzählte, wie er mit dem Minister des Innern, Chaptal, schon einiges davon gesprochen hätte. Trotz der 3000 Franken und dessen, daß man freies Brot und freies Bier, freies Bier und frei Losier, frei Losier und frei Revier u. s. w. hat, mochte ich doch von der Sache nichts wissen. Thessalien liegt mir an der Seele und Basilika. Und überdem wäre in diesem Augenblicke die Entfernung von Paris ein harter Schlag für mich.

Die Regierung macht große Pläne, die griechischen Hundsfötter ein wenig zurecht zu bringen. Saint Croix, derselbe, der wie Wilhelm Schwabe in Secunda so gut wußte, de mysteriis veterum — sprich fetterum — geschrieben, soll große Stereotypausgaben aller griechischen Classiker veranstalten, die man zu spottwolfeilen Preisen im Orient losschlagen will. Ich soll die Correctur der Probebogen besorgen. Die Sache ist ganz gut; ich habe zwar die bescheidne Einwendung gemacht, daß von 50 Griechen wenigstens 49 von der poetischen Anschauung des Unendlichen, die gewisse Leute in Jena so sehr vertheidigten, so viel bekommen haben, daß sie keinen Buchstaben lesen können und lieber Oliven fressen als den Oelbaum der Pallas pflegen; aber man sagt, angefangen müsse doch einmal werden. Und sobald man die Sache nicht als Speculation, sondern als politische Maxime betrachtet, ist sie auch tadellos.

Die Oeconomica haben einen plötzlichen Umschwung zu meinem Vortheil erhalten. Ich habe nicht nur einen neuen Ueberrock erschwungen, sondern bin auch in einem café für Frühstück und Journallectüre auf ein Vierteljahr versorgt, und — wer kann mein Glück übersehen — habe einen Ofen im Zimmer und Holz. Geht das immer so fort, wie bisher, so gerathe ich in eine Opulenz, gegen welche die Helmstädtische eine wahre Bettelarmuth war. Ich habe außer der Breteuil noch zwei Lectionen, eine im Griechischen, die andere im Deutschen, von denen jede mit drei Franken bezahlt wird. Das ist der Hauptfond meiner Einnahme. Zwischendurch arbeite ich für Saint Croix. Wenn ich nur besser französisch schreiben könnte. Das Sprechen geht schon recht gut, aber es gibt noch viele Menschen, die ich nicht recht verstehe. Dahin gehört Barbié du Bocage, der die Karten zum Anacharsis geliefert hat, Berthollet, Villoison selbst, wenn er ißt, welches mit einer ungemeinen Avidität geschieht, und vorzüglich der Bruder der Breteuil.

Wenn ich einmal, statt mich in einer Helmstädtischen Canzlei todt füttern zu lassen, wie es hätte kommen können, in irgend einen türkischen Kerker mein abenteuerliches Leben ausschmachte und Du mein Biograph werden solltest, so vergiß nicht den Einfluß in Anschlag zu bringen, den der Umgang mit Villoison auf mein ganzes Wesen gehabt hat. Ich fühle, daß die Zeit, die ich hier zubringe, für mein Leben entscheidend ist; mein Geist erweitert sich mit jedem Tage in dieser Hauptstadt der Welt, in diesem Gewühl der Hunderttausende, wo jeder mit dem zusammentrifft, der für ihn paßt. Ich habe unter den jungen

Franzosen meines Alters herrliche Köpfe kennen gelernt, besonders, was die ganze Nation auszeichnet, mit gewaltiger Kraft und Behendigkeit im Ausdruck und mit feuriger Phantasie, aber die Campagnen, die sie alle in Italien und Deutschland mitgemacht haben, und der gänzliche Mangel des Unterrichts während der Schreckenszeit, haben die meisten mehr oder weniger zurückgesetzt. Es ist überall viel Anlage, aber wenig Ausbildung.

Ich bin endlich so weit gekommen, den Abend von sieben bis Mitternacht, die ganze Dekade[1]) hindurch glücklich unterzubringen. Primedi ist großer republikanisch-protestantischer Club bei dem dänischen Gesandtschaftsprediger, meist Deutsche, Duodi conversation des savants bei Clavier, Tridi bei Larcher, Uebersetzer des Herodot, Quartidi esse ich bei Cramer, einem wüthenden Republikaner, Quintidi ist Disputation bei Villoison, der folgende Tag fällt aus und ist mir darum der liebste. Den Septidi versammelt sich die Gesellschaft bei Bürger Millin, Octidi bei Barbié du Bocage, der mir von allen Parisern der werthefte ist, weil er fast noch weniger glaubt als ich, den Nonidi bei Bertholet, den Dekadi gehe ich — darf ich es sagen? — in ein gewisses Haus der rue de Sorbonne. Breteuils geben da Gesellschaft. Es ist eine angenehme Manier, in diesen flimmernden Cirkeln um die Kamine her, sein Leben hinzubringen; man lernt die Sprache; aber man lernt nicht viel Sachen.

Paris, den 8. Nivose 10. (27. December 1801).

Du läßt mich so lange ohne ein Wort des Trostes und der Erinnerung aus der Heimath, daß es nicht entschuldigt werden kann. Baue nicht zu sehr auf mein gutes Gedächtniß; das Gewühl dieser Haupt- und Weltstadt verwischt alle Eindrücke aus jedem Busen. Doch ein Leben in einem unaufhörlichen Taumel verbracht, hat auch seine Reize. Die Vormittage (9—3) sitze ich am Kamin Französinnen gegenüber; ich sage vor: ich, sie sagen nach: ick oder itsch — so gehen die Stunden in der edelsten aller Beschäftigungen vorüber. Nach Tische (von 7 an) treibt der Teufel der Gesellschaften sein Spiel; so fehlt mir der Augenblick des ruhigen Nachdenkens und ich schreibe dies zu einer Zeit, wo Du wahrscheinlich einen kleinen Morgenspaziergang durch den Hagen machst, d. h. Nachts 3 Uhr.

Leugnen will ich es nicht, daß es mich freut, auch durch meine Existenz den Geschmack für deutsche Sprache und Literatur sich hier immer weiter verbreiten zu sehen. Bekannt unter dem mythischen Namen le jeune Saxon habe ich ob meiner sogenannten méthode philosophique eine Art von Reputation erworben, die mir zwar unbegreiflich ist, denn ich spreche noch jetzt nicht 10 Worte französisch ohne Sprachfehler und bleibe zuweilen ganz stecken, die mir aber doch interessante Bekanntschaften die Menge und Lectionen, mehr, als ich geben kann, verschafft. Ich gebe einem der schönsten Weiber in Paris Stunde, der Wittwe des Revolutionärs Condorcet. Welche Freundlichkeit, welche Grazie! Und was lese ich mit ihr? Werther's Leiden. — Bleibe ich länger in Paris,

[1]) Der Monat war nach dem republikanischen Kalender, statt unserer vier Wochen, in drei Dekaden abgetheilt, d. h. je zehn Tage, deren Namen sich im Texte angegeben finden, Primedi, Duodi ꝛc.

so mache ich vielleicht der gelehrten Welt ein Geschenk mit einer Ausgabe Theophrasts de plantis. Ich habe ein Manuscript auf der Nationalbibliothek gefunden, das uns einen ganz neuen Text gibt. Doch davon ein ander Mal.

Vom Jahre 1802 an werden die Mittheilungen Hase's an seinen Freund Erdmann seltener, sie sind weniger eingehend und bieten minder allgemeines Interesse. Wir begnügen uns deshalb einiges auf die politischen Zustände des damaligen Paris bezügliche zum Schluß mitzutheilen.

Den 16. Ventose 10. (7. März 1802).

Ich muß die Augenblicke ergreifen, wo ich Zeit habe, etwas für Dich niederzuschreiben, sonst sehe ich wol, kommt bei diesem ewig wogenden Wirbel von Sachen und Geschichten nie etwas Vernünftiges zu Stande.

Wenn Dir, mein Theurer, die Ueberzeugung frommen kann, daß Du den glücklichsten aller Sterblichen zum Freunde hast, so habe sie. Daß mein Herz so vielfachen Genüssen Raum geben könnte, hätte ich nie gedacht. Und es muß eine Stadt sein, wie diese, wo alle meine Wünsche Befriedigung finden sollen. Ich komme eben aus dem théâtre de la république, wo wir uns fast die Hälse ausgeschrieen haben, um den Applaus zu übertäuben, den die aristokratische Partei dem Stücke gab, das aufgeführt wurde. Es hieß l'antichambre. Die Scene ist im Vorzimmer eines Pariser Reichen, im Carneval. Seine Bedienten und die Bedienten anderer Herrschaften verkleiden sich in das Costüm ihrer Herren, spinnen Gott weiß welche Intriguen an und werden endlich wieder aus ihrem ephemeren Zustande durch die Rückkehr ihrer Herrschaften herabgestürzt und nach Gebühr gezüchtigt. Solltest Du glauben, man hatte die Frechheit, alle Stellen, die einigermaßen zweideutig waren und von der Arroganz des Gesindes handelten, das an Stelle seiner Herren tritt, auf wen zu beziehen? — auf den ersten Consul. Das Klatschen, das bis, bis Rufen nahm kein Ende; alles, was von jungen Leuten republikanisch dachte, schrie dagegen, man lärmte, pochte, pfiff, sprang auf die Bänke und ich glaube wahrhaftig, man wäre im Parterre noch handgemein geworden, wenn nicht die hereinrückende Wache den Frieden hergestellt und einige der ärgsten Schreier von beiden Parteien mit weggenommen hätte.

Den 20. Germinal (10. April).

Da haben wir die Concordate mit dem Papst, wovon ihr in Deutschland lesen werdet. Das geht weit. Ist je ein Schritt der Regierung gegen die Meinung des vernünftigen Publicums gewesen, so ist es der. Und wie soll das zusammen bestehen, die Republik und der Papismus? Sie haben die Erziehung in die Hände des Clerus gelegt und mit der Erziehung die schreckliche Macht, Begriffe in dem werdenden Menschen zu bilden; die längst mögliche Dauer des jetzigen Systems ist 20 Jahre, wo die Generation in die Höhe gekommen sein wird, der man jetzt den ärgsten Haß gegen Freiheit, Vernunft und Nachdenken einflößt. Ai-je donc volé? fragt ein Knabe von sechs Jahren, dem sein Onkel den Titel citoyen gibt. Diesen trait d'un esprit supérieur erzählte mir gestern der Erzieher des Knaben, ein abbé. Ach man könnte hunderte solcher Anecdoten sammeln über die Art, wie jetzt das mühsam aufgeführte Werk zehn blutiger Jahre wieder eingerissen und ein mächtiges Volk

seinen Bischöfen zur Beute hingegeben wird; den Liebhabern des Anschauens des Unendlichen in Jena würde das Herz im Leibe über alle diese Herrlichkeiten lachen. Und meine Stimmung. So muß einem Verdammten zu Muthe sein, der alle Herrlichkeiten des Himmels gekostet hat und nun zurücksinkt in die ewige Qual. Ach, wie bin ich allein in Paris; ich arbeite fast den ganzen Tag.

Den 22. Germinal.

Gestern wäre Dein Freund beinahe arretirt worden. Ich war im théâtre de la république, man gab Corneille's Cinna. Es kommt eine Scene vor, wo Augustus seine Alleinherrschaft niederlegen will und darüber mit seinen Vertrauten rathschlagt. Cinna räth ihm, Herr zu bleiben; die Freiheit, sagt er, taugt nicht für Römer:

Le pire des États c'est l'État populaire.

Kaum war das Wort gesprochen, so scholl aus allen Logen der zurückgekehrten ci-devants das schreckliche Jauchzen und stürmischer Beifall, man ließ den Vers drei-, viermal wieder sprechen, und nach einer viertelstündigen Pause ging erst das Stück wieder fort. Nun sprach Maximus und bestärkte August in seinem Vorsatz: die öffentliche Meinung ist für die Freiheit, alle in ihrem Namen begangene Verbrechen haben das Volk nicht getäuscht und

Et le seul consulat est bon pour les Romains.

Das faßte nun die Gegenpartei auf und schrie laut vor Jubel. Denk Dir den Rest; man schimpfte zuerst, warf dann mit Obst und Citronenschalen und im Parterre wäre man trotz des Zetergeschreis der Weiber fast handgemein geworden, bis die Wache einrückte.

Den 24. Germinal (16. April 1802).

Künftigen Sonntag — es kommt mir gar wunderlich vor, wenn in der Republik von Sonntagen die Rede ist; wir hatten es ganz verlernt — ist großes Tedeum in der Cathedrale, wo die Consuln hinziehen werden. Ich gehe auch hin — ich fürchte, ich werde nach und nach selbst katholisch.

Es wird jetzt jährige Zeit, wo ich von Helmstädt aus zu Dir kam und wir zusammen über den Harz zogen. Wenn doch jetzt Dein Freund bei Dir wär, er, der indessen

Vieler Menschen Städte gesehen und Sitte erkannt hat,
Viel auch, irrend durch's Land, herzkränkender Leiden erduldet,
Um Aegypten besorgt und Menon's traute Genossen.

Nichts in der Welt geht doch über Homer und seine köstliche Einfalt.

Das von Lucae erbaute Neue Opernhaus zu Frankfurt a/M.

Das vom verstorbenen Lucae erbaute Frankfurter Theater liegt auf einem genügend freien Platze vor dem Bockenheimer Thor und verleugnet seine Herkunft aus der Schule Schinkel's nicht. Man fühlt sich dieser Architektur gegenüber sofort kritisch angeregt, aber man gesteht sich zugleich ein, daß der Bau einen großen und festlichen Eindruck mache. Er thürmt sich in prächtigem Materiale empor. Mit Vergnügen ruht das Auge auf den Sandsteinquadern und der reich verwandten Bronze. Der Pegasus auf der First des Daches und der Apoll über dem Vorbau deuten zwar genugsam an, daß man vor einem Theater stehe (mehr als die Inschrift: „Dem Wahren, Schönen, Guten", welche Spielraum für Vermuthungen offen ließe), aber auch ohne das würde der Bau aus sich selber die Zwecke verrathen, denen er geweiht ist. Die über dem Haupteingange liegende, gewölbte Loggia, innen bunt ausgemalt und von ihrer Höhe den Ausblick in die Bäume gegenüber gewährend, sagt, daß Menschenmassen hier aufgenommen werden sollen; die monumentalen Candelaber auf dem Platze, daß Abends Helligkeit hier herrschen werde. Von allen Seiten öffnet sich freier Zugang und von weit her ist der Bau sichtbar, sei es auch nur, daß man ihn über Baumwipfel oder über die Häuser ragen sieht.

Den Zuschauerraum, in den wir durch eine Nebenthüre, zwischen eifrig beschäftigten Arbeitern her, zuerst eindrangen, zeichnet Einfachheit aus. Die Logenreihen liegen leicht und elegant übereinander und ihre in Weiß und Gold ornamentirten Brüstungen sind in den Schwingungslinien vortrefflich gezogen. Ebenso einfach bei trotzdem reichen Vergoldungen wirkt das Proscenium, in welchem dem Orchester ein auffallend weiter Raum zu Theil geworden ist. Die innere, flache Wölbung des Proscениums trägt eine anmuthige Composition Steinle's (von Donner ausgeführt), Main und Rhein darstellend, denen von beiden Seiten die personificirten Nebenflüsse zuziehen, etwa in der Art, wie Schwind ein ähnliches Thema in dem Gemälde der Sammlung Raczynski behandelt hat. Den Plafond, um den Kronleuchter, bedecken eine Anzahl concentrisch angeordneter Gestalten, die Instrumente des Orchesters in idealen Figuren verkörpernd. Unangenehm wirkt, daß als Einfassung dieser Malereien, welche als Kunstwerke voll ihren Rang einnehmen, allerlei anderes Figurenwerk: Masken, allegorische Gestalten 2c. angebracht worden sind, decorative Stücke, welche offenbar weder von Steinle erfunden, noch von Künstlern seiner Schule ausgeführt wurden. Sie dürften unerwähnt bleiben, wenn nicht in Deutschland durch die böse Neigung, die künstlerische innere Decoration eines einzigen Raumes verschiedenen Künstlern zu übertragen, welche unbekümmert um einander vorgehen, so mancher schöne Saal verdorben worden wäre. Für den Zuschauerraum des Frankfurter Theaters hat die Sache keine allzugroße Bedeutung, da Steinle's Schöpfungen den Rest der Malerei zurücktreten lassen. Es war ein günstiger Zufall für Frankfurt, in Steinle einen eigenen Künstler zu besitzen, der für symbolisirende Ornamentik dieser Art vorzugsweise begabt ist und dergleichen mit Leichtigkeit producirt. Man betrachte, wenn man etwas ganz Frisches sehen will, Steinle's Allegorie „Die Jagd nach dem Ruhme" in dem Treppenraume des hinter dem neuen Museum liegenden Künstlerhauses.

Wie reichlich Steinle für Lucae's Theater zu geben wußte, zeigen außerdem die Deckenmalereien des an der inneren Haupttreppe gelegenen, für das Büffet bestimmten Saales, dessen leichtgewölbte, von goldenen Guirlanden getragene Decke eine Fülle einzelner Scenen zeigt, welche Comödie und Tragödie in Schauspiel und Oper

charakterisiren. Figaro's Hochzeit, Don Juan, König Lear und Was ihr wollt sind in den entscheidenden Scenen dargestellt. Unter anderen Portraitmedaillons, welche gleichfalls diese Decke zieren, ist hier auch das Lucae's angebracht. Vielleicht wird dieser Saal später einmal als das Liebenswürdigste gelten, was Lucae geschaffen hat.

Ueberhaupt ist das Treppenhaus mit den anstoßenden Räumen der Theil des Gebäudes, in dem man sich wohl fühlt. Dies Gefühl wird beeinträchtigt, sobald man einen Schritt weiter in die Foyers und die verbindenden Treppen thut. Man meint sich bücken zu müssen. Es ist seltsam, daß die Erbauer von vielen Theatern so wenig gefühlt zu haben scheinen, in wie beträchtlichem Maße die hinter den Sitzplätzen sich erstreckenden freien Räume zum Genusse dessen, was das Theater bietet, beitragen. Wie überaus angenehm sind z. B. die geräumigen Foyers in Leipzig, während die des Berliner Schauspielhauses — hier allerdings ohne Schinkels Schuld — das Gefühl einflößen, als befinde man sich in einem Gefängnisse. Die Logen des Frankfurter Theaters sind nach rückwärts ohne die nöthigen Vorräume, die Gänge nicht breit genug, die Treppen so niedrig, daß man bei dem unvermeidlichen Gedränge mit dem Kopfe an die Gasflammen anstoßen wird.

Unvollendet noch war, als wir das Theater sahen, der Vorhang, welcher, wie uns berichtet wurde, abermals nach einer Composition Steinle's eine das Vorspiel zu Faust gebende Darstellung tragen wird. Der Gedanke erscheint um so glücklicher, als übrigens nichts in dem Gebäude an Goethe erinnert, dem Frankfurt doch einen so großen Theil seines Ruhmes verdankt. Wir möchten behaupten, auch dieser Vorhang, mag Steinle's Composition noch so schön sein, genüge dem Materiale nach nicht, um an Goethe würdig zu erinnern. Der Vorhang ist der luftigste, dem Verderben von vornherein am meisten geweihte Theil eines Theaters. Wo so viel Wandflächen für Malerei vorhanden waren, wo so viel Stein und Bronze für Figuren verwandt wurde, hätte Goethe in soliderer Weise verewigt werden können, soweit bei einem Theater von irdischer Ewigkeit die Rede sein darf. Vielleicht aber, da Goethe's Gestalt fast geflissentlich übergangen worden ist, hat man im Sinne, nachträglich noch etwas zu thun.

Die kritischen Gedanken, welche, wie wir sagten, der Anblick des Lucae'schen Theaters sofort anrege, werden wahrscheinlich Jedem kommen, der unbefangen davortritt. Aus mehr als einem Merkmal ersehen wir, daß Schinkel nicht selbst der Erbauer gewesen sei. Schinkel's Vorbild würde nicht direct die altgriechische Architektur, sondern die unter den Kaisern in Rom aufkommende Nachahmung der griechischen Bauten gewesen sein. Da thürmte man Stockwerke übereinander und mußte luftiger sein, als die Griechen gewesen waren. Schinkel's Schüler dagegen gehen mehr unmittelbar wieder auf die Griechen zurück und werden dadurch oft schwer. Und zweitens, Schinkel vermischte die von ihm erfundene neueste antike Bauweise niemals mit Ornamenten der italienischen Renaissance. Auch dies thun seine Schüler zuweilen. Das Frankfurter Theater bildet eine hier und da seltsame Vereinigung altgräcisirender und im Sinne des Cinquecento italianisirender Ornamentik und da diese Ornamentik selber — dies ist der dritte Punkt, worin die Schule vom Meister abweicht — sich vordrängt, tritt die Vermischung der heterogenen Elemente um so stärker hervor. Am auffallendsten ist das Uneinheitliche dieser Methode bei dem reichlich verwandten statuarischen Schmucke unseres Theaters sichtbar. Neben der Antike einfach abcopirten Musen von Sandstein z. B. sehen wir bronzene, lebhaft bewegte, ganz naturalistisch gehaltene Kindergestalten, und diese wieder um griechische Candelaber herum. Diese Vermischung macht sich in demselben Maße innerhalb und außerhalb des Hauses bemerkbar und führt zu oft hart aneinander stoßenden Contrasten. Doch haben wir beim Hinweis darauf keinen Tadel im Sinne, sondern möchten sie lieber als Eigenthümlichkeiten betrachten, welche dem Bau sein besonderes Gepräge ertheilen.

Ein anderes, gleichfalls eben vollendetes monumentales Frankfurter Bauwerk

weist Nichts von diesen Widersprüchen auf, und flößt trotzdem bei Weitem geringeres Interesse ein: die neue Börse (von Sommer und Burnitz, wie der im Innern auf eine Marmortafel eingegrabene Grundriß besagt). Man findet Nichts daran auszusetzen. In grandiosen Verhältnissen zeigt sie, daß wir in ihren Erbauern mit Architekten zu thun haben, welche genau wußten, was man von ihnen wollte, und was sie selber leisten konnten. Der Stil ließe sich als eine wohlverstandene Nachahmung der vom ersten Napoleon für seine italienischen Bauten angewandten Renaissance bezeichnen, mit Zuthat neuerer pariser Formen. Allen französischen Bauten läßt sich decoratives Vermögen und verständige Anwendung der architektonischen Formen nachrühmen. Verbunden aber ist unauflöslich mit diesen bedeutenden Vortheilen ein eigenes ordnungsmäßiges, auf Symmetrie drängendes, an Examen erinnerndes officielles Gepräge. Man merkt den Bauten dieser Art zu sehr das Approbirte an. Wir sagen uns, vergeblich werde es sein, innerhalb dieser Formen individuelles Streben entfalten zu wollen, irgend eine problematische Form zu wagen, unbekümmert um das, was Publicum und Fachgenossen sagen könnten. Der Stil erlaubt es nicht. Es kann nichts Planeres, Bequemeres verlangt werden, als die Treppe, welche zu der den großen Saal der Börse umgebenden Galerie führt, und als diese Galerie selber. Die mächtigen, geschmackvollen Pfeilerbauten mit den Säulen davor, die richtige Höhe und Tiefe, die sichere, solide Deckenconstruction, das Maßhalten in der Ornamentik und das kenntnißvolle Innehalten der hier mehr an die Formen des 16./17. Jahrhunderts erinnernden italienischen Art erwecken unsere volle Zustimmung. Und doch bietet sich als letzter Extract aller anerkennenden Gedanken nur, daß man die geniale Geschicklichkeit der Erbauer anerkennt. Auch darin haben sie Recht, daß sie eine Börse anders bauten, als sie etwa ein Theater erbaut haben würden. Der reiche und voll hervortretende statuarische Außenschmuck der Börse ist gänzlich aus ein und demselben Geschmacke hervorgegangen und von vorzüglicher Ausführung, aber auch hier wird der Kritik, indem sie zustimmend nickt, ein wenig theilnahmslos zu Muthe. Wir nennen Lucae's Theater und die neue Börse so nebeneinander, weil der Vergleich in Frankfurt selbst oft angestellt zu werden pflegt. Lucae würde mit diesem Werke nicht abgeschlossen haben. Sein Theater ist ein schönes Denkmal für sein auf das Große gerichtetes Streben.

Frankfurt hat sich in den letzten Jahren mit einer Reihe monumentaler Bauten selbst beschenkt, welche der Stadt ein eigenthümliches neues Gepräge geben. Während andere große Städte um volkreiche Quartiere anschwellen, in denen sich ein colossaler, so billig als möglich hergestellter Menschenbehälter an den anderen anschließt, geht man in Frankfurt sorgfältiger zu Werke. Die neuen Stadttheile enthalten das nöthige Grün, in Gärten wie in Plätzen, und die Anlage der Straßen schließt sich in erfreulicher Weise den vorhandenen Elementen an. Die Mainquaies sind breit und einer Großstadt würdig, die Brücken leicht und nicht zu sparsam, die öffentlichen Gebäude in den verschiedensten Stilen mit Reichthum und Freiheit aufgeführt, und die Privathäuser größeren oder geringeren Umfanges überraschen durch originelle und zugleich solide Aufführung. Die in Berlin noch kaum sichtbare deutsche Renaissance mit ihren phantastischen, unendliche Abwechslung bietenden Formen hat in Frankfurt festen Fuß gefaßt. Ueberraschende Façaden, von den größten bis zu den behaglich niedlichsten, sehen wir in diesem Stile aufwachsen, dessen Nachahmung Niemanden theoretisch verwehrt werden sollte. Frankfurt, wie es in alten freien Zeiten eng und eingeschlossen dalag, hatte einen eigenen Glanz von Reinlichkeit und Solidität, der Jedem auffiel, der in die Stadt eintrat. Von diesem alten Frankfurt ist wenig mehr übrig. Der Reichthum aber und der Sinn für das Gediegene haben der erweiterten, verwandelten Stadt wiederum ein ganz besonderes Ansehen geschaffen, auf das sie mit Recht stolz ist. Lucae's Theaterbau bildet einen der Glanzpunkte des neuen Frankfurts.

B. K. F.

Die Berliner Theater.

Berlin, 10. October 1880.

In der Geschichte des deutschen Theaters wird der Sommer dieses Jahres einen hervorragenden Platz einnehmen; die Aufführung des Passionsspiels in Oberammergau und das Gesammtgastspiel bedeutender Schauspieler in München, vom 1. bis zum 21. Juli, gaben ihm ihre Signatur. Aus allen Ländern Europa's und von jenseit des Meeres hatte das Volksschauspiel in den baierischen Bergen Neugierige herbeigezogen. Es war natürlich, daß es den Fremden, in erster Reihe den Franzosen und den Engländern, einen unverlöschlichen Eindruck machte. Obgleich das mittelalterliche Mysterientheater in Frankreich und England viel tiefere Wurzeln geschlagen und viel reichere Blüthen getrieben hat, als in Deutschland, hat sich in beiden Ländern kein, auch noch so dürftiger Rest desselben in unmittelbarer Wirksamkeit und Berührung mit dem Volke erhalten. Die französischen Mysterien der Passion und des alten Testaments, die englischen Mirakelspiele leben nur noch in Manuscripten und Büchern und gehören durchaus der Gelehrtenwelt an. Hier in Oberammergau steht das alte Spiel in lebendigstem Zusammenhang mit der Gegenwart und schöpft aus ihr eine Fülle von Anregungen, die der Vervollkommnung des Ganzen oft wesentlich zu Nutzen kommen. Von einem Einfluß dieser Darstellungen auf die eigentliche Schauspielkunst kann selbstverständlich nicht die Rede sein; ihr Reiz besteht gerade in ihrer Naivetät, wo sie sich aus der Harmlosigkeit in die Absichtlichkeit der Kunst verirren, versagt ihre Kraft. So schön und originell italienische oder spanische Volkstänze an sich, in der ihnen nothwendigen Umgebung sind — auf der Kunstbühne verlieren sie allen Schimmer und Duft. Dasselbe würde der Fall sein, wollte man das Oberammergauer Volksschauspiel aus seinen Bergen in ein Opernhaus oder auch nur in das Bayreuther Theater übertragen.

Dem Münchener Gesammtgastspiele lagen jene sogenannten Mustervorstellungen als Grundschema vor, die Franz Dingelstedt im Jahre 1854 an derselben Stelle mit so großem Erfolge geleitet und durchgeführt hatte. Den Lesern der „Deutschen Rundschau" ist aus Dingelstedt's eigener anschaulicher und geistvoller Darstellung jenes Ereigniß wohl bekannt. Die Leiter des diesjährigen Unternehmens waren die Herren Baron von Perfall und Ernst Possart, der Intendant und der Director des Münchener Theaters. Zur Aufführung kamen: von Shakespeare „Julius Cäsar", „Hamlet", „Macbeth", „Das Wintermärchen"; von Lessing „Nathan", „Emilia Galotti", „Minna von Barnhelm"; von Schiller „Wallenstein", „Kabale und Liebe", „Wilhelm Tell"; von Goethe „Clavigo", „Torquato Tasso", „Egmont"; von Heinrich von Kleist „Der zerbrochene Krug". Um die vier größten deutschen Künstler: Charlotte Wolter, Minona Frieb-Blumauer, Adolf Sonnenthal und Friedrich Haase — jeder und jede eine volle, originale Individualität — hatte sich eine Schar mannigfaltiger, charakteristischer und anmuthiger Talente gesammelt: Josephine Wessely, Franziska Ellmenreich; Lewinsky, Dettmer, Robert, Barnay, Friedmann und Berndal. Die Vielgestaltigkeit unseres künstlerischen Lebens verhindert nicht nur die Vereinigung all' dieser Kräfte an einem Orte, sondern auch ihre gleichmäßige Ausbildung. An Material, an Talent nimmt es der deutsche Schauspielerstand mit dem französischen, dem englischen, dem italienischen auf; er ist ihnen sogar an Innerlichkeit, Vielseitigkeit und Verwandlungsfähigkeit zum Theil überlegen, aber er steht namentlich dem französischen in allen Eigenschaften, welche mehr dem Kunsthandwerk als der Kunst der Menschendarstellung gehören und die Schaffung eines vollendeten Ensemble's, eines künstlerischen Stils erst möglich machen, weit nach. Unser Theaterleben hat zu viele Mittelpunkte; hier Wien, dort Berlin, daneben Dresden, München, selbst kleinere Theater wie Meiningen, geben für große Kreise den Ton an. Statt sich eng an eine Gemeinschaft anzuschließen, in einem Ganzen ein Glied zu sein, streben unsere Künstler danach, nur auf sich allein zu beruhen,

ihre Eigenart unabhängig von jeder Beschränkung durch ein Ensemble herauszuarbeiten. Eine ganze Reihe hervorragender Talente vagabundiren und ziehen von einem Gastspiel zum andern. Nicht wie Salvini und Rossi mit einer geschlossenen Gesellschaft, die nach ihrer Spielweise gestimmt ist, sondern allein. Als Virtuosen, unbekümmert um ihre Mitspieler, um den Gesammtinhalt des Stücks, treten sie auf und scheiden sie. Das Schicksal der Bühne, auf der sie eine Weile erscheinen, ist ihnen ebenso gleichgültig, wie die Entwickelung der Kunst im Allgemeinen. Durch all' diese Momente entsteht eine Zerrissenheit des Spiels, eine Gegensätzlichkeit der Auffassung hinsichtlich der Grundsätze, nach denen die Einrichtung und Darstellung eines classischen Schauspiels geregelt werden müßte, die sich in München nur allzu fühlbar machten und Schuld waren, daß jede Vorstellung sich in Mosaikstücke auflöste und keine einen einheitlichen Charakter trug. Noch dazu bot das ausschließlich „classische" Repertoire manchen der Geladenen gar keine Gelegenheit, seine wahre Kraft, sich selbst zu zeigen. Was würde herauskommen, wenn Salvini nur Alfieri, wenn die Schauspieler des Théâtre français nur Corneille und Racine spielen wollten! Sollen diese schauspielerischen Wettkämpfe von Nutzen für die dramatische Dichtung und die Schauspielkunst sein, so muß man künftig ihr Repertoire erweitern und die moderne Dichtung, soweit sie auf der Bühne lebt, in dasselbe hineinziehen und nicht mehr die einzelnen Schauspieler, sondern die verschiedenen Bühnen-Ensemble's auftreten lassen. Sie brauchen ja nicht mit „Wilhelm Tell" oder „Julius Cäsar" zu kommen, Wien kann „Emilia Galotti", Berlin „Minna von Barnhelm" aufführen.

Berlin hat während des Sommers nur ein theatralisches Ereigniß zu verzeichnen gehabt: die Aufführung beider Theile des Goethe'schen „Faust" in der Bearbeitung Otto Devrient's. Zwei Monate hindurch, im Juli und September, haben diese Vorstellungen im Victoria-Theater eine immer wachsende Menge angezogen, die Sprödigkeit und der anfängliche Zweifel des Publicums ihnen gegenüber verloren sich bald und verwandelten sich in freudige Zustimmung. Wie oft man es auch schon früher versucht hatte, den zweiten Theil der Dichtung für die Bühne zu gestalten: erst mit der Bearbeitung Otto Devrient's ist die Möglichkeit einer dauernden Einbürgerung des Ganzen auf dem Theater gegeben. Ich habe seiner Zeit, im Maiheft 1876 dieser Zeitschrift, im Anschluß an die ersten Aufführungen dieser Bearbeitung in Weimar, in ausführlicher Schilderung darüber berichtet und auch der Aenderungen gedacht, die mir nothwendig erscheinen, um dem Gedicht eine noch tiefere und lebendigere Wirksamkeit von der Bühne herab zu sichern. Den Vorstellungen im Victoria-Theater gegenüber könnte ich das dort Gesagte nur einfach wiederholen. Im Stil des Ganzen, in Decorationen und Gruppirungen, im Aufbau der alten Mysterienbühne hielten sie sich genau an das Weimarer Vorbild. Zur Ausführung der Musik, mit der Eduard Lassen die Dichtung, für mein Gefühl zu üppig und verschwenderisch, ausgestattet hat, war ein Theil der Mitglieder des Weimarischen Orchesters herübergerufen worden; auch die Hauptdarsteller: Otto Devrient: Mephistopheles; Brock: Faust; Frl. Gündel: Margarethe waren dieselben wie in Weimar. Im Allgemeinen freilich entbehrten die Vorstellungen des poetischen Duftes, der sie in der kleinen Musenstadt umschwebt. Für die um so viel größere und tiefere Bühne des Victoria-Theaters, für die unvergleichlich bedeutenderen Mittel dieses Theaters war die Ausstattung in Decorationen und Costümen keineswegs glänzend und einheitlich genug. Nach dieser Richtung hin ist für die Bühnengestaltung des „Faust" noch Vieles zu thun. Es gilt das Ganze im Stil der deutschen Renaissance um den Anfang des 16. Jahrhunderts auszuführen. Bei den phantastischen Vorgängen des zweiten Theils darf nichts gespart werden, den Märchenduft und die Märchenbeleuchtung hervorzuzaubern. Die griechischen Landschaften, der Tod Euphorion's, das Versinken der Helena, der Meeresstrand, die Halle, in der die Sorge Faust entgegenschwebt, der Schloßhof mit den Lemuren, die ihm das Grab graben, müssen von bedeutenden Malern erfunden und ausgeführt werden, alle Künste sich vereinigen, der Dichtung ein vollkommenes Gewand zu verleihen. Jedenfalls ist mit diesen Vor-

stellungen auch für die Hauptstadt des Reiches, vor einer kritischen und kühlen Menge, der Beweis der Bühnenfähigkeit des „Faust" geführt worden; wenn dies mit so unzulänglichen Kräften geschehen konnte, wie mächtig würde der Eindruck bei einer annähernd vollendeten Darstellung sein?

Unter den neuen Werken der dramatischen Dichtung, die seit meinem letzten Bericht vom 8. März zum ersten Male auf einer Berliner Bühne erschienen, ragt Adolf Wilbrandt's Schauspiel in 3 Acten „Die Tochter des Herrn Fabricius" — Sonnabend den 27. März im Residenz-Theater aufgeführt — weitaus als das originellste hervor. Wilbrandt ist ein berufener Dramatiker, ein scharf ausgeprägter Charakterkopf, voll beweglicher Phantasie und einer seltenen Vielseitigkeit. Wie lang und wie verschlungen ist der Weg, der von seinem Ritterschauspiel „Der Graf von Hammerstein" zu seinen Tragödien „Arria und Messalina" und „Nero", von seinen anmuthig geistreichen Lustspielen „Jugendliebe" und „Unerreichbar" zu den problematischen Schöpfungen „Natalie" und „Die Tochter des Herrn Fabricius" führt. Ein verwandlungsreicher Proteus, in dessen Antlitz und Wesen nur immer schärfer ein leidender Zug, mit der Blässe des Gedankens eine krankhafte Ueberreizung und Verirrung des Gefühls hervortritt. Nie hat man es bei Wilbrandt mit dem glücklichen Handwerk, mit der Selbstgefälligkeit der Mittelmäßigkeit und dem unerschütterlichen Selbstbewußtsein des Machers zu thun, der, weil er die allbekannten Harmlosigkeiten, Späße oder Weinerlichkeiten, vorbringt, des Erfolges sicher ist; immer fühlt man in seinen Werken den tastenden, suchenden, ringenden Dichter heraus, den Denker, dessen grüblerischer Sinn die naive Empfindung durch- und zersetzt, dem es sich zunächst um den poetischen Vorwurf und erst in zweiter Linie um die Zerstreuung und das Ergötzen des Publicums handelt. So glatt und fein seine dramatische Form ist, das neue Schauspiel ist ein durchaus fragwürdiges Werk. Es entläßt den Zuschauer mit getheilten Empfindungen. Auch darum, weil ihm in der Handlung zu viel des Wunderlichen und Herausfordernden geboten wird und er in dieser Fülle den leitenden Gedanken vermißt. Wilbrandt schadet sein Reichthum an Ideen, Einfällen und Spitzfindigkeiten beinahe eben so sehr als andern Dramatikern ihre Armuth an diesen schätzenswerthen Dingen.

Agathe Stern ist eine noch junge, vielfach vom Schicksal hin- und hergeworfene, mißhandelte Wittwe. Die Tochter einer berühmten Sängerin, von dieser während ihres Triumphzuges über die Bühnen vernachlässigt, ohne Kunde von ihrem Vater, der sich schon in ihrem Kindesalter von seiner Frau getrennt hat, in einer Pension erzogen, hat sie nie die Wohlthat und den freundlichen Schutz elterlicher Liebe, eines elterlichen Hauses empfunden und früh gelernt, nur sich selbst zu vertrauen. Wie ihren Vater hat sie zuletzt auch ihre Mutter so aus den Augen wie aus dem Herzen verloren. Sie heirathet den Mann, den sie liebt; nach kurzer glücklicher Ehe stirbt er und läßt sie mit einem Knaben arm und hülflos zurück. Agathens Willenskraft aber überwindet das Unglück; sie hat jetzt in dem Geschäft des wohlhabenden Fabrikanten Rolf eine sichere Stellung als Buchführerin gefunden und wohnt mit ihrem Kinde in stiller Bescheidenheit in der Fabrik. Der Herr des Hauses, noch in jüngeren Jahren, schützt die fleißige und treue Arbeiterin und hat an ihrer Anmuth wie an ihrer Unermüdlichkeit und ihrem feinen Wesen sein Wohlgefallen. Ein Zufall bringt beide näher. Eines Tages erscheint Frau Ida Reinhold, eben jene Sängerin, bei ihm, sich nach Agathe Stern zu erkundigen. Frau Reinhold ist alt und theatermüde geworden; in ihrer Verlassenheit hat sie sich auf ihre Tochter zurückbesonnen, den Aufenthalt, die Lage derselben erforscht und ist nun gekommen, sie in ihre Arme zu schließen und aus allem Elend zu befreien. Aber sie hat sich gründlich in Agathens Charakter verrechnet; in einem leidenschaftlichen Gespräch weist die Tochter das Anerbieten der Mutter, ja selbst jede Gemeinschaft mit derselben von sich, eine Mutter, die sich zwanzig Jahre lang nicht um ihr Kind gekümmert, hat kein Recht mehr auf dessen Liebe und Leben. Verzweifelnd geht Frau Reinhold davon, während Agathe im Anblick ihres Sohnes ihre Ruhe nach einer so aufgeregten Scene wiederfindet.

Rolf ist ihr gefolgt, seine Theilnahme für sie ist gestiegen, er bietet ihr statt der engen und beschränkten Räume, die sie in der Fabrik inne hat, ein kleines Gartenhaus zur Wohnung an und sie willigt, schon um der Gesundheit ihres Knaben wegen, ein. Ein bescheidenes Klopfen an der Thür läßt sich hören, ein Mann von scheuem Wesen, im ärmlichen Anzuge tritt ein; er wünscht Herrn Rolf zu sprechen, der an der Spitze eines Vereins zur Unterstützung entlassener Sträflinge steht. Agathe entfernt sich und der Fremde, Herr Fabricius, trägt dem Fabrikanten, der ihm mitleidig und in ernster Milde entgegenkommt, sein Anliegen vor. Er ist aus dem Zuchthaus nach vielen Jahren entlassen worden, mit guten Zeugnissen über sein Wohlverhalten während seiner Strafzeit, er will jetzt mit dem Gelde, das er sich durch seine Arbeit im Zuchthaus erspart hat, ein kleines Geschäft anfangen, er bedarf noch einer kleinen Summe dazu, ob sie ihm Herr Rolf leihen, ihn fördern wolle? Das Wesen des Mannes, in seiner Weltfremdheit und Aengstlichkeit, macht einen guten, Vertrauen erweckenden Eindruck. Rolf befragt ihn nach der Ursache seiner Bestrafung: arm, hungrig, elend an Leib und Seele, mit Allem zerfallen, hat Fabricius einen Einbruch gewagt und als man ihn festhalten wollte, mit dem Messer seinen Angreifer verwundet. So schwer die Verschuldung ist, gewinnt Rolf doch die Ueberzeugung, es in Fabricius mit einem gebesserten, einer an sich nicht bösen Natur zu thun zu haben. Er verspricht ihm seinen Beistand. Als Fabricius sich aus dem Zimmer entfernen will, bemerkt er auf der Kommode eine Photographie im Rahmen: Himmel und Erde! es ist sein Abbild, er selbst vor zwanzig Jahren. Da erscheint Agathe wieder, in einem bewegten Hinüber und Herüber angsterfüllter Fragen und Antworten erkennen sich Vater und Tochter. Die stolze Tochter, die von der reichen und geachteten Mutter nichts wissen wollte, sinkt dem armen, aus dem Zuchthause entlassenen Vater an's Herz. Dies in Umrissen der Inhalt des ersten Acts, der einen überraschenden, ergreifenden Eindruck hervorbringt; durchaus das Werk eines Dichters, original in der Erfindung und lebensvoll in der Charakteristik. Weitab von der breitgetretenen Bahn des Alltäglichen wird der Zuschauer geführt, eine Seite des Menschenlebens ihm gezeigt, die sein Mitgefühl und seine Sorge in ganz anderer Weise in Anspruch nimmt, als die Frage nach dem Schicksal eines Liebespaares aus dem Lustspiel. Das vortreffliche Spiel des Herrn Keppler als Fabricius, der eigenartige Zug, den Frau Wilbrandt-Baudius der Agathe gab, kamen der Absicht des Dichters auf das Glücklichste entgegen.

Leider verflacht sich in den beiden folgenden Acten die Handlung. Statt sich zu gipfeln, senkt sie sich mit jeder Scene mehr und mehr in die Rührseligkeit hinab. Fabricius sowol wie Frau Reinhold können sich nicht von dem Orte entfernen, wo ihre Tochter und ihr Enkel weilen. Heimlich, spät Abends schleichen sie sich in den Garten, um Agathe oder den kleinen Hugo noch einmal zu sehen. Erst Frau Reinhold, dann Fabricius. Natürlich ist der seltsam scheue Mann, der schon öfters in den Abendstunden sich in der Nähe des Hauses umhergetrieben hat, dem Gärtner aufgefallen. Auch diesmal ist es geschehen; mit seinem Burschen geht der Gärtner dem Eindringling nach. Als dieser sich in das Haus flüchten will, stößt Agathe, einen Dieb vermuthend, einen Hilfeschrei aus: Fabricius wird ergriffen. Und damit nicht genug: man findet bei ihm ein Medaillon, das Frau Reinhold im Garten verloren, ihr Bild enthaltend, das sie ihrem Enkel hatte zum Andenken zurücklassen wollen. Im letzten Act, der in der Gerichtsstube vor dem Gerichtsrath Eulenstein spielt, entwirrt sich nun durch die Aussagen der Betheiligten der Knoten. Die Scene ist nicht nur mit den Formen unseres Gerichtsverfahrens unvereinbar, sie ist auch innerlich unwahr. Fabricius' Sehnsucht nach dem Zuchthaus ist für mein Empfinden ebenso übertrieben und falsch, wie die Liebe und Verehrung, womit ihn Agathe, seine geschiedene Frau und der Fabrikant behandeln. Um den Zuchthäusler wird ein Glorienschein des Martyriums gebreitet, der das Gefühl verwirrt. Was er auch gelitten, was auch die treulose Frau an ihm verschuldet haben mag, er ist doch immer ein Einbrecher, einer, der zum Messer gegriffen, der jetzt vor unseren

Augen abermals unrecht gehandelt und sich mit dem Gesetz in Widerspruch gesetzt hat. All seine Ergebung in das Unvermeidliche, sein Wunsch, wieder aus der Gesellschaft zu verschwinden, die Thränen Agathens löschen die Thatsachen nicht aus. Gewiß hat der dramatische Dichter das Recht auch einmal einen besonderen Fall, eigenthümliche Verhältnisse und Charaktere darzustellen, deren Entwickelung und Ausgang sich nicht unter ein allgemein gültiges und verständliches Gesetz der poetischen Gerechtigkeit bringen läßt, aber dann muß dieser Fall einfach und folgerichtig sich vollziehen, die Lösung des Knotens aus der Leidenschaft der Figuren entspringen und darin ihre Wahrheit und ihr Zwingendes haben. Wilbrandt's Fabel hat etwas Verzwicktes; die Tochter des Herrn Fabricius ist nicht allein seine Tochter — und dies Verhältniß verknüpft mit der Neigung des Fabrikherrn zu ihr wäre gerade ausreichend für ein Drama gewesen — sie ist auch die Tochter der Frau Reinhold, und diese Frau schiebt sich bald mit ihrer Vergangenheit bald mit ihrer Gegenwart so stark in die Handlung hinein, daß sie das eigentliche Motiv des Ganzen verdunkelt. Die wunderliche Liebe Agathens für den Vater, den sie im Grunde gar nicht gekannt hat, erhält in ihrem Haß gegen die Mutter, die doch nur leichtsinnig, nicht verbrecherisch gehandelt hat, eine unerfreuliche Kehrseite. Das Zusammenschweißen der Drei zu einer glücklichen Familie entspringt mehr aus der Thränenseligkeit des Dichters, der um jeden Preis einen versöhnenden Schluß haben will, als aus der innersten Natur der Gestalten. Wie können diese Mutter und diese Tochter je neben einander leben! Welch' klägliche Rolle wird der ehemalige Zuchthäusler zwischen ihnen spielen! Ich glaube wie das ungeschriebene Sittengesetz, das wir alle in unserer Brust tragen, erforderte auch die dichterische Gerechtigkeit eine tragische Lösung des Conflicts.

Mit der Tiefe des Vorwurfs in diesem Schauspiel, mit der Schärfe seiner Charakteristik kann sich Hugo Bürger's neuestes Lustspiel „Auf der Brautfahrt", das am Donnerstag den 18. März auf der Bühne des Schauspielhauses zum ersten Male zur Aufführung kam, nicht messen. Seit seinem Schauspiel „Der Frauenadvocat" hat sich Bürger einen festen Platz auf den deutschen Bühnen erobert; „Gabriele", „Die Frau ohne Geist", „Auf der Brautfahrt" sind rasch auf einander gefolgt und haben so für den strebenden Fleiß wie für das Talent ihres Verfassers vollgültiges Zeugniß abgelegt. Hugo Bürger ist ein findiger Kopf, mehr geneigt und auch gewandter, mit den Verwickelungen des Zufalls zu arbeiten, als mit den Leidenschaften und den Verhängnissen eigenthümlicher Charaktere. Daher haben alle seine Handlungen, die sich durch große Beweglichkeit und die Fülle der Vorfälle auszeichnen, trotz ihrer dramatischen Form, einen novellistischen Zug. Den verständnißvollen Schüler der modernen französischen Dramatiker merkt man überall in diesen wohlgefügten Compositionen; ist auch in dem Gerüst nicht Alles von festem Holz, sondern jenes Brett und diese Stange nur von Pappe, das Ganze stellt sich gefällig dar und läßt einen Zweifel an seiner Haltbarkeit im ersten Anschauen nicht aufkommen. Was auf der einen Seite Bürger's Vorzug, ist auf der andern seine Schwäche: die erfinderische, spielerische Phantasie hindert ihn, seine Fabel zu vereinfachen, seine Figuren zu vertiefen. Statt die Herzen seiner Helden und Heldinnen zu ergründen, verwickelt er durch die Laune des Zufalls, die ihm immer zu Gebote steht, ihre äußeren Verhältnisse und führt dann mit einem kühnen oder abenteuerlichen Streiche die Lösung herbei. So auch in diesem vieractigen Lustspiel „Auf der Brautfahrt". Ein junges, geistvolles und munteres Mädchen Marie Delmont erscheint das ganze Stück hindurch in einem zweideutigen Lichte. Ihr Bruder ist ein leichtsinniger Spieler, ihre Mutter, welche die Tochter von einem Badeorte zum andern, vom Genfer See nach St. Moritz führt, um sie in einem dieser internationalen Vergnügungsorte an einen reichen Mann zu verheirathen, schillert bedenklich in die Halbwelt der Vicomtesse von Verrières in Alexander Dumas Schauspiel hinein. Niemand weiß, von welchen Mitteln die Familie, die überall stattlich auftritt, lebt; der Geschäftsfreund des verstorbenen Herrn Delmont, Herr Potter aus Amsterdam, weiß sogar auf das

Sicherste, daß die Delmont's überhaupt kein Vermögen mehr haben, um ihren Luxus bestreiten zu können. Das Räthsel dieser zweideutigen Existenz beunruhigt den gutmüthigen Potter, der mit seinem übergroßen Reichthum den Hinterbliebenen seines Freundes gern helfen möchte, sich aber kalt und vornehm von dem Fräulein zurückgewiesen sieht; beunruhigt nicht minder Herrn Paul Gersdorf, der „auf der Brautfahrt" nach Fräulein Hildegard Potter, auf dem Wege ist, sich sterblich in Marie Delmont zu verlieben, um so stärker, als er von einem ein wenig fragwürdigen und verrufenen Badegast in St. Moritz eine Geschichte gehört hat, in der Fräulein Delmont und ein junger Mann eine Rolle spielen. Der Irrthum Bürger's scheint mir nun darin zu liegen, daß er dies Abenteuer, das Räthselhafte um Marie Delmont tragisch genommen hat, nur im tragischen Tone davon redet, während doch des Pudels Kern kein reicher Liebhaber ist, aus dessen Börse das Fräulein ihr kostspieliges Leben bestreitet, sondern ein harmloser Versicherungsagent, bei dem Marie ihr kleines Vermögen in Leibrenten auf ihre Mutter angelegt hat. Zwischen der Lösung und unserer Erwartung entsteht so ein unbehagliches Mißverhältniß; wir, die Zuschauer, sind nicht, wie wir es von Anfang an sein sollten, im Vertrauen des Dichters, wir werden gespannt und überrascht, nicht durch das Verhalten und den Zusammenstoß der Figuren auf der Bühne, sondern durch eine verjährte Geschichte, die hinter den Coulissen sich abgespielt hat. Wir begreifen wohl die Heimlichkeit, in die sich Marie ihrer Mutter und Herrn Potter's Fragen gegenüber hüllt, aber die leidenschaftliche Erregung, mit der sie denselben begegnet, der romantische Mondschein, die blüthenduftige Nacht, worin der Versicherungsagent erscheint, berühren uns bei der geschäftlichen Prosa des Vorgangs halb komisch, halb unnatürlich. Wie vortrefflich hätte der Versicherungsagent, von vornherein als humoristische Figur eingeführt, in den Rahmen des heiteren Lustspiels, zu der im Grund ihres Wesens muthwilligen Marie gepaßt! Eine gefällig gezeichnete Mädchenfigur, aus der Mitte der modernen Gesellschaft gegriffen, klug, verständig, zum Scherz aufgelegt, ein großmüthiges Herz, ein empfindungsreiches Gemüth, dem die Gefühlsüberreizung, wenn von Geld gesprochen wird, und die Seephantastik gar nicht zu Gesichte stehen wollen. Das Ganze keine bedeutendere Schöpfung, an innerem Gehalte der „Frau ohne Geist" nicht gewachsen, aber voll zierlicher Einfälle, mannigfaltig in den scenischen Spielen und Wendungen des Dialogs, unterhaltend in dem Auf und Nieder der dramatischen Bewegung, angemessen in der Zeichnung der Figuren, die keinen Anspruch auf besondere Originalität erheben, und natürlich in der Sprache.

Gerade in dem Originellen, theilweise selbst Absonderlichen liegt der Reiz eines vieractigen Schauspiels „Ambrosius" von dem dänischen Dichter Chr. Fr. F. Molbech, das in einer Uebertragung von dem verstorbenen Adolf Strodtmann Donnerstag, den 13. Mai ohne nachhaltigen Erfolg auf der Schauspielhausbühne dargestellt wurde. Der dramatische Inhalt des Stückes, das eine Episode aus dem lieder- und abenteuerreichen Leben des dänischen Dichters Ambrosius Stub behandelt, ist gering. Ambrosius Stub — eine gewisse Aehnlichkeit seines Wesens und seiner Schicksale mit denen unsers Christian Günther's ist unverkennbar — kommt als fahrender Student, um das Jahr 1731, auf den Hof eines dänischen Barons auf der Insel Fühnen, ihm als Schreiber zu dienen, verliebt sich in die schöne, hochmüthige und gefallsüchtige Tochter desselben, findet mit seinem Witz, seinen Kenntnissen und seinen Liedern eine Weile Gnade vor ihr, bis sie halb des Spielwerks überdrüssig, halb von den Verhältnissen gezwungen, als sie von ihrem Vater und dessen Gesellschaft im Garten mit ihm, dem von Wein und Leidenschaft Trunkenen, überrascht wird, ihn schnöde von sich weist. Enttäuscht und gedemüthigt verläßt er den Hof, während die eitle Leonore die Hand eines adeligen geckenhaften Junkers annimmt, in dem sie als ihrem zukünftigen Gatten mit reuerfülltem, traurigen Herzen „ihre Strafe" ahnt. Ein idyllischer Hauch umweht das Ganze; ein sauber gemaltes Genrebild höfischer und ländlicher Sitten, im Rococostil, das ohne Zweifel auf seinem heimathlichen Boden noch anders verstanden und genossen wird, als in der Fremde. Die originellen

Figuren des Barons, Leonorens, der alten Geheimräthin und ihres Sohnes, der Diener des Hofes fesseln und ergötzen den Blick, Ambrosius selbst, der im ersten Auftreten durch seine Keckheit und Munterkeit unsere Theilnahme gewinnt, verliert zu bald seine Eigenart in sentimentalischer Schwärmerei, und der Liebeshandel, mit einem Anflug von Humor in seinem Beginn, dehnt sich zu lang und spannungslos aus: Jeder sieht das entsagungsvolle Ende voraus. Es ist ein eigenes Ding mit diesen Schauspielen aus dem dänischen und norwegischen Leben auf der deutschen Bühne. Ich will die Tugend der Gastfreundschaft, mit der wir den Schöpfungen Ibsen's, Björnson's und Molbech's die Pforten unserer Theater oft bereitwilliger, als den Werken unserer Dichter öffnen, nicht tadeln, aber einen Lohn haben wir nicht davon. Heimisch werden diese Stücke auf unserer Bühne niemals werden. Sie sind und bleiben Absonderlichkeiten darauf. Der Erdgeruch des Fremden läßt sich nicht von ihnen tilgen, soll auch nicht von ihnen getilgt werden, denn zuerst und zuletzt sind es nationale Dichtungen, die entweder an die Historie anknüpfen oder eine in Norwegen oder Dänemark gerade viel besprochene Frage dramatisch behandeln. Ohne diesen engen, norwegischen Hintergrund sind z. B. Schauspiele wie: „Ein Fallissement", „Das neue System", „Stützen der Gesellschaft" gar nicht zu verstehen. Dasselbe gilt von Molbech's „Ambrosius". Wenn man Stub's Lieder nicht kennt, nie seinen Namen gehört hat, rührt das halbwegs verdiente Schicksal eines Studenten, der ein gut Stück von einem Vagabunden ist, doch nur mäßig. Besser wäre es nach meiner Meinung von unsern deutschen Bühnenleitern die deutsche dramatische Dichtung zu pflegen und ihr nicht durch die Begünstigung der Fremden, die ja keineswegs wie die französischen Dramatiker etwas Unvergleichliches und durchaus Eigenthümliches in ihrer Kunst geschaffen haben, Licht und Luft zu nehmen. Will ein Volk ein Nationaltheater haben, darf es nicht damit anfangen, seine Bühne den dramatischen Versuchen anderer Völker zur Verfügung zu stellen. Ohne Nationalstolz — scheltet ihn immerhin dumm — gibt es keine nationale Kunst.

Nach diesem Rückblick, den ich den hervorragendsten Neuigkeiten des Frühjahrs schuldig zu sein glaubte, wende ich mich denen der neuen Herbstsaison zu. Das Schauspielhaus, seit dem Ausgang des Augustmonats wieder eröffnet, führte als erste Neuigkeit am Montag den 27. September ein Schauspiel in vier Acten von Karl von Moy „Ein deutscher Standesherr" auf. Nicht mit dem lauten, anhaltenden Erfolge, der im vergangenen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit, dem Putlitz'schen Schauspiele „Rolf Berndt" zu Theil ward. „Ein deutscher Standesherr" ist das Werk eines feinsinnigen, kunstverständigen Dilettanten, dem zum Theaterdichter vor Allem die Kühnheit, „der Teufel im Leibe" — wie es Voltaire ausdrückte — fehlt und der es weder zu einem Conflict noch zur Zeichnung eines „bösen" Menschen bringen kann; eines Aristokraten, der mit einer gewissen Wärme seine Freiheit von Standesvorurtheilen und seinen Liberalismus betont. Die Tochter eines deutschen Standesherrn, des Grafen Stolzenwart, den es wie eine Beleidigung dünkt, von dem Fürsten seines Landes „zur Tafel befohlen" zu werden, da seine Ahnen schon im Lande erbangesessen waren, als die des Fürsten noch draußen herum freibeuterten, liebt einen jungen, berühmten und reichen Maler, der sich durch Fleiß und Talent emporgeschwungen, und wird nach wiederholten Begegnungen und Erwägungen die glückliche Braut des bürgerlichen Mannes. Im Anfang vermuthet der Zuschauer einen Conflict zwischen dem Anspruch des Talents und dem Geburtsstolz, allein der Graf denkt nicht daran, auch nur mit einer Bemerkung der Neigung der beiden jungen Leute hindernd entgegen zu treten, und die Gräfin Anna ist so weit von jedem Stolze, von jedem Wunsche nach einer hervorragenden Lebensstellung entfernt, daß sie selbst die Werbung des regierenden Fürsten um ihre Hand, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, ablehnt. Das einzige Hinderniß, welches die Verbindung der Liebenden aufhält, rührt von der Mutter des Malers her. Frau Thüring ist die Tochter eines Musiklehrers, der vor Zeiten dem Standesherrn Musikunterricht ertheilt; dabei haben sich die jungen Leute kennen und lieben gelernt, das

Mädchen aber hat sich muthig und brav gefaßt und die Hand, die ihm Graf Stolzenwart angetragen, ausgeschlagen, um den Geliebten nicht für immer in eine schiefe und unhaltbare Stellung zu seinen Standesgenossen durch eine ungleiche Ehe zu bringen. Dasselbe Opfer verlangt sie jetzt von ihrem Sohn: wie sie einst dem Vater, soll er der Tochter entsagen. Zum Glück für diesen ist so viel Hochherzigkeit gar nicht nöthig, leider für den Zuhörer auch nicht, der von dem guten Ausgang überzeugt ist und darum von diesen zwecklosen Erwägungen, diesen Edelmuthsbetheuerungen, die sich nicht zu bethätigen brauchen, ermüdet wird. Damit auch nicht das kleinste Wölkchen am Himmel aufsteige, schickt der Graf seine Schwester, die billiger Weise mit der wunderlich übereilten Verbindung ihrer Nichte, der letzten Stolzenwart, mit einem Herrn Thüring nicht einverstanden ist, auf das Land. Merkwürdig genug finden sich in dieser Fabel, die auch nicht die leiseste dramatische Bewegung zeigt, zwei episodische Figuren: ein wilder, ungeberdiger Lieutenant, ein Neffe des Standesherrn, der hinter den Coulissen, während eines Zwischenactes, über die Grenze flüchtet, und ein General, über die Fünfzig hinaus, von frischestem Reiterhumor, in denen der Kern zu dramatischen Gestalten steckt, und deren Physiognomien und Erlebnisse uns stärker anziehen, lebendigere Verwickelungen, sei es komischer, sei es tragischer Art verheißen, als die guten, weichmüthigen Menschen im Vordergrund der Handlung.

Einen größeren Treffer als das Schauspielhaus mit diesem Werk hat das Wallner-Theater mit dem Lustspiel in fünf Acten, „Krieg im Frieden" von Gustav von Moser und Franz von Schönthan gezogen. Seit Sonnabend den 11. September spielt es sich allabendlich vor einem wohlgefüllten Hause ab. Wie das Frühjahr auf diesen Brettern der Jacobson'schen Posse „Der jüngste Lieutenant" gehörte, so scheint „Krieg im Frieden" den Herbst beherrschen zu wollen. Wenn es noch einen Zweifel geben könnte, daß wir ein kriegerisches Volk mit allgemeiner Dienstpflicht sind, dem das Soldatenspiel Vergnügen macht, in dem Jeder unwillkürlich, beim Klang der Trommeln, in alter Angewöhnung Schritt hält — der Jubel, der diese Bilder aus dem militärischen Leben begrüßt, das Echo, das sie in der Versammlung wecken, würde ihn zu nichte machen. Von dramatischem Gehalt kann dem lustigen Stücke gegenüber nicht gesprochen werden, kaum von einer dramatischen Handlung. Die Leiden und Freuden, die Liebesabenteuer, die eine Einquartierung während der Herbstübungen, in der unausgesetzten Berührung vom „Militär" und „Civil" hervorbringt, werden in ergötzlichen Scenen dargestellt. Daß ein „interessanter Mädchencharakter" — diesmal ist es eine Ungarin, Fräulein Ilka Etvöos, die sich bei ihren deutschen Verwandten aufhält — nicht dabei fehlen darf, versteht sich von selbst. Die beiden Verfasser sind nicht nur Kriegs- und Dienstkundige im besten Sinne des Wortes, sondern auch witzige und erfahrene Theaterdichter. Eine lustige Scene lassen sie von einer noch lustigeren abgelöst werden, und wenn es einmal mit der Handlung gar nicht mehr von der Stelle will, wird zum Apell geblasen und mit den Soldaten und Officieren ist auch der Beifall der Zuschauer da. Von den beiden Officieren ähnelt der erstere, Kurt von Folgen, Ulanenlieutenant, dem allbekannten „Veilchenfresser", er ist offenbar sein Stiefbruder; aus dem überschüssigen Humor des Veilchenfressers, mit dem Kurt Nichts anzufangen wußte, ist eine neue Figur geworden, Herr von Reif-Reifligen, Lieutenant der Infanterie, eine köstliche Charge, lebenswahr und bei aller Schrullenhaftigkeit und einem leisen Geckenthum liebenswürdig, die in der frischen Darstellung durch Hrn. Engels zur vollsten Wirkung kam. Die photographische Abbildung der Wirklichkeit aus einer mittleren Bildungssphäre, die von dem Wesen und der Erscheinung der wahrhaft gebildeten Gesellschaft durch eine nicht genau festzustellende und zu beschreibende, wohl aber stets empfundene Schranke getrennt ist, gelingt den Dichtern wie den Schauspielern des Wallner-Theaters, den L'Arronge's und Moser's, wie den Lebrün's, Kadelburg's, Blencke's und Engels', mit seltener Treue, Schärfe und Vortrefflichkeit.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Das Goethe-Jahrbuch.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Dr. Ludwig Geiger. Erster Band. Frankfurt a. M., literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1880.

Ein längst erwünschtes, periodisches Unternehmen, das die vielfach zerstreuten Einzelforschungen an Einem Ort zusammenfassen und allseitig gute Dienste leisten wird. Denn keineswegs ist die Goethe-Wissenschaft, wie man vielfach hören kann, schon am Endpunkt ihrer Thätigkeit angelangt; einen so großen Umfang sie auch bereits angenommen hat, so Werthvolles immer in rein biographischer Hinsicht wir in der Folge der Jahre gefunden haben — die wirklich eindringende Arbeit an Goethe hat erst begonnen, und das bei weitem Wichtigste für die tiefere künstlerische Erfassung seines Genius bleibt noch zu thun. Wie wenig wissen wir über die Technik der Goethe'schen Dichtung! Wie wenig von seinem Stil, von der Sprache! Wie spärlich sind ästhetische Beobachtungen angestellt worden, welche wissenschaftlichen Werth beanspruchen können! Wer hat noch näher untersucht, was Goethe von seinen Vorgängern gelernt hat, von den Anakreontikern, von Klopstock, von Lessing?

Wie sehr wir gerade in dieser Hinsicht im Argen liegen, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit der Aufsatz des Freiherrn von Biedermann in dem neuen Jahrbuch: „Goethe und Lessing", der den Beweis liefert, welche durchaus schiefe Vorstellungen noch über das Verhältniß der beiden großen Männer möglich sind. Auf jeder Seite fordert diese Abhandlung des verdienten Goethe-Freundes zum Widerspruch heraus; das Historische ist in ihr gänzlich vernachlässigt, einfach die Aeußerungen Lessing's über Goethe und Goethe's über Lessing werden einander gegenüber gestellt, und daraus die ungeheuerliche Folgerung gezogen: Lessing sei Goethe gegenüber „neidisch" und „nicht ehrlich" gewesen. Daß Goethe leichter gerecht gegen Lessing's Größe sein konnte, als dieser gegen jene — diese naheliegende Betrachtung hat Herr v. Biedermann nicht angestellt; er verlangt ohne Weiteres von Lessing, dem fertigen Schriftsteller, der bereits am Ende seiner Laufbahn stand, daß er trotz aller Extravaganzen dieser jugendlichen Stürmer Goethe nicht mit seinen eigenen Augen, sondern mit denen des 19. Jahrhunderts hätte anschauen sollen, er verurtheilt Lessing in aller Form dazu, in dem jungen Goethe bereits den Dichter des „Faust" und der „Iphigenie" zu ahnen. Gerade Lessing, so durfte Biedermann argumentiren, mußte am Peinlichsten von den Ausschreitungen der Genies sich berührt finden; der Liberale, welcher die Revolutionäre über die von ihm innegehaltene Linie hinausschreiten sieht — wird er nicht stets jene eben so scharf, ja schärfer noch verurtheilen, als der Conservative?

Im Vorbeigehen wird dann noch von Biedermann der alte Satz Friedrich Schlegel's aufgewärmt, daß Lessing „eben kein echter Dichter war", ohne daß indeß der Verfasser etwas Neues über den Punkt vorzubringen hätte. Will man überhaupt eine solche, an sich wol wenig ersprießliche Frage zur Erörterung bringen, so wäre

doch das Erste: nach Kriterien zu suchen, an denen man den „echten" Dichter erkennt. Ein solches Kriterium ist beispielsweise für mich die Fähigkeit, Charaktere zu schaffen, lebendige, volle, abgerundete Gestalten, und diese Fähigkeit hat in jedem Falle Lessing reichlich besessen.

Biedermann's Aufsatz ist der Rubrik „Abhandlungen" eingereiht, welche, nach dem Vorwort des Professor Geiger, „namentlich dem größeren gebildeten Publicum, das noch immer an eine oberflächliche Art der Literaturbehandlung gewöhnt ist, durch formvollendete und inhaltreiche Aufsätze die Möglichkeit gewähren soll, in das Getriebe der ernsten Arbeit hineinzublicken". In der Theorie ist gegen diese Bestrebung gewiß Nichts einzuwenden; nur daß leider weder Biedermann's Arbeit, noch die darauf folgende von Bobertag: „Faust und Helena" sehr geeignet sind, dem Publicum eine vortheilhafte Vorstellung von unserer „ernsten Arbeit" beizubringen. Gegen den Inhalt der Bobertag'schen Abhandlung ist eigentlich Nichts einzuwenden; sie ist wenig eindringend und ohne neue Resultate, aber sie lehrt doch nichts geradezu Verfehltes. Desto mehr habe ich gegen die Form auf dem Herzen, gegen diese breiten, behaglichen, witzig sein sollenden Sätze, diese banalen Selbstverständlichkeiten, dieses ganze inhaltslose Gerede.

Ich gebe nur zwei Beispiele. Numero Eins: „Eine sehr schöne Person erinnert uns viel weniger an eine andere ihr ähnliche, welche ihr an Schönheit gleichkam, wol aber an eine weniger schöne oder sogar häßliche, welche ihr ähnlich war." Numero Zwei: „Daß die geschlechtliche Sinnlichkeit den Geschmack nicht verbessert, ist allbekannt, ja es ist eine von Vernünftigen nicht bestrittene Thatsache, daß große, ideale weibliche Schönheit das Thierische im Manne fesselt."

Es wäre die entschiedene Pflicht des Herausgebers gewesen, wenn er den Aufsatz überall acceptirte, derartige Trivialitäten rücksichtslos auszumerzen; wir hoffen bestimmt, daß er in den folgenden Jahrgängen dieser Pflicht eifriger nachkommen werde.

Ein Glück noch, daß die Ehre der „ernsten Arbeit" auf das Glänzendste wiederhergestellt wird durch den Aufsatz, der verdientermaßen die erste Stelle des Bandes einnimmt, durch die wundervolle Abhandlung Herman Grimm's: „Bettina von Arnim". Außer der Nachschrift Herman Grimm's zu der Rede seines Vaters Wilhelm, „Auf Jacob Grimm", kenne ich Nichts von dem Autor, das in edler Einfachheit und Wärme der Empfindung an diese Darstellung heranreichte.

In dem zweiten Abschnitt des Jahrbuches, den „Forschungen", gibt zunächst Wilhelm Scherer werthvolle Nachträge zu seinen fruchtbaren Aufsätzen „Aus Goethe's Frühzeit", welche für die Deutung des Satyros auf Herder, die Scherer versuchte, gewiß neue Anhänger werben könnte; Karl Bartsch liefert eine nützliche Untersuchung über Goethe's Alexandriner, Wilmanns schreibt, geistreich und scharfsinnig wie immer, aber, auch wie immer, nicht sehr überzeugend, über „Goethe's Belinde". Es folgt ein Aufsatz Düntzer's mit dem langathmigen Titel: „Die Zuverlässigkeit von Goethe's Angaben über seine eignen Werke in Dichtung und Wahrheit", den wir bedauern, ablehnen zu müssen; er ist geeignet, alle Chronologie in Verwirrung zu bringen und entschieden Düntzer's nicht würdig.

Die schätzbarsten Gaben bringt der dritte Abschnitt, die „Mittheilungen": sechsunddreißig neue Goethe-Briefe, die Straßburger Handschrift des „Prometheus", herausgegeben von Erich Schmidt, lehrreiche „Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe", endlich sieben prächtige Briefe der Frau Rath. Das sind schöne Funde, die kein Goethefreund wird entbehren wollen. Möchte jeder Jahrgang in dieser Rubrik gleich werthvolle Veröffentlichungen bringen — und möchten die selbständigen Forschungen bald denselben Werth erlangen, wie die „Mittheilungen": das ist das Beste, was ich dem aller Sympathien werthen Unternehmen wünschen kann.

Otto Brahm.

v. **Das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts.** Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger von Otto Brahm. (Quellen und Forschungen, Heft 40.) Straßburg, K. J. Trübner. 1880.

Der Verfasser erneuert das Andenken einer vergessenen Berühmtheit der deutschen Theatergeschichte, der im vorigen Jahrhundert mit vielem Beifall gegebenen und noch in diesem Jahrhundert von Otto Ludwig und Hebbel mit Achtung genannten Tragödie „Agnes Bernauerin" und ihres Autors des Bayerischen Ministers Joseph August von Törring. Aber Törring und seine Dramen stehen nur im Vordergrunde. Wichtiger ist uns der weite Hintergrund: das Ritterdrama des vorigen Jahrhunderts überhaupt, Goethe's Götz und seine literarischen Wirkungen. Noch niemals sind mit so eingehender Sorgfalt diese Dinge erörtert worden. Hat sich ihnen das Interesse der literarisch-historischen Forschung in letzter Zeit wiederholt zugewandt, haben insbesondere die Monographieen von Erich Schmidt über Heinr. Leop. Wagner, über Lenz und Klinger, von Bernh. Seuffert über Maler Müller uns die Epoche des Sturmes und Dranges wieder nahe gebracht, sind auch schon ganz unbedeutende Genossen jener literarischen Revolution mit besonderen Darstellungen bedacht worden, so galt es nunmehr, für ein begrenztes damit zusammenhängendes Gebiet zu einer Art von Abschluß zu gelangen, das Ritterdrama bis kurz nach 1800 mit statistischer Vollständigkeit zu schildern und uns eine Bewegung übersichtlich vorzuführen, welche mit Goethe's „Götz" beginnt und mit Schiller's „Jungfrau von Orleans" und Heinrich von Kleist's „Käthchen von Heilbronn" zwar nicht endigt, aber sich noch einmal zu bedeutenden Kunstwerken erhebt. Die Betrachtungen, welche der Verfasser anstellt, sind nicht blos Beiträge zur Literaturgeschichte, sondern auch historische Beiträge zur Technik des Dramas. Es herrscht darin jene Schärfe der Analyse, jene Aufmerksamkeit auf die Kunstmittel der Poesie, welche zu den Aufgaben des Aesthetikers wie des Philologen gehört, aber gleichweit entfernt ist von der phrasenhaften Salbaderei, welche sich vorzugsweise für ästhetisch, und von der geistlosen Kehricht-Anhäuferei, welche sich vorzugsweise für philologisch auszugeben pflegt.

oß. **Nichtig und flüchtig.** Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Heinrich Pfeil. 1880.

Eine Sammlung von Feuilletons, wie sie von hervorragenden Wiener und Berliner Tagesschriftstellern in letzter Zeit mehrfach dem Publicum dargeboten wird. Man hat an der Berechtigung solcher Sammlungen zuweilen Zweifel erheben wollen; allein wenn sie in so bescheidener Form auftreten, wie die vorliegende, und zugleich so ansprechende Gaben bringen, wird man sie gewiß überall dankbar acceptiren. Ferdinand Groß gehört der Feuilletonistenschule an, welche in Anlehnung an Pariser Muster hauptsächlich auf dem Wiener Erdreiche gedeiht; er ist geistreich und witzig, wie viele seiner Collegen, aber er unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von einigen unter ihnen, daß er nicht allezeit auf der lärmenden Suche nach Witz und Geist um jeden Preis ist. Das kleine Buch zerfällt in fünf Abtheilungen, unter denen die umfangreichste und werthvollste diejenige „Aus der Theaterwelt" ist; eine Anzahl wichtiger Bühnenangelegenheiten, wie das Verhältniß von Theater und Presse, der Toilettenluxus, der Zwischenvorhang, werden in ihr an der Hand der Erfahrung mit eindringendem Ernst und ohne Voreingenommenheit erörtert. Besonders gelungen erscheint uns der Aufsatz über „Laube und Dingelstedt", der die Individualität der beiden Bühnenleiter sorgsam und treffend gegen einander abwägt. Daß der Verfasser auch gemüthvoll und mit liebenswürdiger Wärme zu erzählen weiß, zeigen die „Weihnachtsbilder" und die „Geschichten"; durch die schlichte Anspruchslosigkeit, in der diese einfachen Skizzen zum Vortrag kommen, wirken sie nur um so rührender. Wir würden uns freuen, dem Autor bald auf einem größeren Gebiete zu begegnen.

γγ. **Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1880.** Herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde. Zürich, Orell Füßli & Comp. 1880.

Die Hauptabhandlung dieses mit zwei Abbildungen — eines von Felix Frei 1519 gestifteten, jetzt im Privatbesitz befindlichen Glasfensters und eines bunten Blattes aus dem Stammbuche des Jost Meyer von Knonau, 1607 — gezierten Taschenbuchs ist der Auszug einer 1822 von David Heß verfaßten biographischen Skizze des Joh. Casp. Schweizer und seiner Gattin Anna Magdalena Heß. Dieselbe hat nicht nur ein speciell zürcherisches, sondern ein allgemeines Interesse, denn Schweizer (1754—1811), der den größten Theil seines Lebens in Frankreich zubrachte, hat einen merkwürdigen Antheil an den politischen und merkantilen Verhältnissen Frankreichs, und Magdalena (1751—1814), welche die drei Jahre ihrer Wittwenschaft in Zürich verweilte, in ihrem Wesen und Denken aber durchaus französisch erscheint, ist eine originelle Persönlichkeit, wie sie nur aus den seltsamen Bewegungen der Aufklärungs- und Revolutions-Epoche hervorgehen konnte. Doch hätte der Herausgeber der Abhandlung, F. O. Pestalozzi, noch manches Ueberflüssige und Weitschweifige streichen können. — Ein gar lieblicher Beitrag ist Gottfried Keller's poetische Arbeit: „Die Johannisnacht, Ein Festspiel zur Becherweihe der Zunftgesellschaft zur Schmieden in Zürich 15. Nov. 1875", ein feinsinniges Stück, in welchem frischer Humor und würdiger Ernst mit einander wechseln. In der Johannisnacht erscheinen die Geister der Zürcher aus verschiedenen Jahrhunderten, die sich in ihren kurzen Reden trefflich charakterisiren: aus dem 13. und 14. die muthigen Kämpfer gegen Oesterreichs Herrschgelüste, aus dem 15. die rohen, thatenlosen Räuber, aus dem 16. und 17. die feilen Söldner, aus dem 18. die wandernden Gelehrten (der Chirurgus aus dem Heere Friedrich d. Gr.), denen dann der Wirth die veränderten Zustände des 19. Jahrhunderts auseinandersetzt, bis alle sich in dem Lobe des auf dem Becher dargestellten, für die Glaubensfreiheit 1531 bei Kappel gefallenen Bannerherrn vereinen, die Geister aber vor der hereinbrechenden Morgenröthe in ihr

Nichts zerstieben. — Schon dieser echt poetischen Gabe wegen verdiente das Taschenbuch in weitere Kreise zu dringen.

ϱ. **Illustrirter Kalender für 1881.** Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 36. Jahrgang. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Weber's Illustrirter Kalender ist so fest eingebürgert beim gebildeten deutschen Publicum, daß es zu seiner Empfehlung nur der Anzeige seiner Wiederkehr bedarf, an die wir uns, wie an eine feststehende Institution gewöhnt haben. In allen seinen Abtheilungen vortrefflich gearbeitet, ist der stattliche Band eines der nützlichsten Nachschlagebücher, welche der Politiker und der Geschäftsmann und Jeder, mit Einem Wort, der an dem regen Leben der Gegenwart Theil nimmt, sich nur wünschen mag. Die Reichhaltigkeit dieses Kalenders ist so groß, daß wir darauf verzichten müssen, alle Rubriken desselben aufzuzählen; aber wir glauben, daß nicht leicht Jemand, welchem Zweige der Berufsthätigkeit er auch angehöre, darin umsonst nach Information suchen wird, so weit sie sich auf Actualitäten, Personen und Dinge, bezieht. Die Ausstattung, Papier, Druck und Illustrationen sind, wie bei allen Weber'schen Verlagswerken, ausgezeichnet.

ϱ. **Erlauchte Geister.** Ein Citatenschatz als Geburtstags-Chronik. Zugleich Gedenk- und Tagebuchblätter für jeden Tag des Jahres. Von D. A. Schmidt. Zweite vermehrte Auflage. Bremerhaven, Verlag von L. von Vangerow.

Ein feiner Sinn und eine feine Hand haben dieses Buch geschaffen, welches jedem Tag des Jahres zugleich ein historisches und ein poetisches Merkzeichen gibt. Fürsten und Feldherren, Dichter und Musiker, Künstler und Gelehrte, große Männer und große Frauen, berühmte Namen von allen Gebieten menschlicher Thätigkeit sind hier nach ihren Geburtstagen verzeichnet, an deren jeden sich als dichterische Arabeske ein Citat schließt, welches das Wesen des Gefeierten charakterisirt. Wir können die außerordentliche Belesenheit und den Tact, mit welchem diese Citate gewählt sind, nicht hoch genug rühmen. Mit einem Verständniß, welches nicht selten Intuition genannt zu werden verdient, bringt der Blick der Herausgeberin in das Innerste ihrer „Erlauchten Geister", und nicht minder bewundernswerth ist die Sicherheit, mit welcher sie aus dem Schatze deutscher Dichtung grade den Vers oder die Strophe zu greifen weiß, welche der Anschauung einen vollendeten dichterischen Anblick gibt. Knapp gefaßte, aber wiederum in Bezug auf alles Wesentliche zuverlässige biographische Notizen schließen dieses Werkchen ab, welchem wir in seinem festtäglichen Gewande einen bevorzugten Platz auf den Geburtstagstischen namentlich der Damenwelt wünschen.

ν. **Lieder des hellenischen Mirza-Schaffy.** Athanasios Christopulos nebst einer Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen. Im Versmaße der Originale übertragen von August Boltz. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1880.

In einer Zeit, in welcher die Geschicke Griechenlands einer neuen, für ganz Europa bedeutsamen Entwickelung entgegen gehen, verfolgt man mit doppeltem Interesse die Erzeugnisse literarischen und wissenschaftlichen Geistes, welche auf jenem vor Alters unendlich fruchtbaren Boden nach Jahrhunderte langer Unterdrückung wieder gezeitigt werden. Denn mehr als alle statistischen Berechnungen sind sie der Prüfstein für die innere Kraft der Nation, und die mehr oder minder sichere Bürgschaft, daß man die großen Ziele, die man in's Auge gefaßt hat, erreichen werde. Daß die Griechen mit Talent und Eifer gerade in den letzten Jahrzehnten zunächst auf geistigem Gebiete schätzbare Eroberungen ausgeführt haben, läßt sich nicht in Abrede stellen. Eine frische, regsame Literatur sucht an die uralten Ueberlieferungen der Heimath wieder anzuknüpfen und zugleich an den modernen Errungenschaften fremder Völker sich zu bilden. Nicht zum wenigsten an dem, was in Deutschland geleistet wurde. Beinahe auf allen deutschen Universitäten begegnen wir jungen Griechen, die an Talent, Eifer und Liebe zum Vaterlande nicht leicht übertroffen werden. Ganz vor Kurzem, als man in Athen die Uebersetzung von Lessing's Nathan dem Weisen als Preisaufgabe stellte, liefen nicht weniger als fünfzehn Uebersetzungen ein, während die beste, welche den in Berlin seit Jahren verehrten Gesandten Griechenlands, Alexander Risos Rangabé zum Verfasser hat, nicht einmal in den Wettstreit eintrat. Ein anmuthiges Zeugniß griechischen Geistes gibt auch das kleine Buch, welches über diesen Zeilen genannt wurde. Professor August Boltz, als gelehrter und geschmackvoller Kenner des Neugriechischen öfters bewährt, bringt uns in getreuer Uebersetzung die Gesänge des Athanasios Christopulos, den er nicht mit Unrecht als den hellenischen Mirza-Schaffy bezeichnet. Der Dichter, schon 1770 geboren, reicht doch noch bis in die neuere Zeit, da sein Tod erst 1846 erfolgte. Seine Gedichte erschienen 1811, 1818, 1821 in Wien und seitdem öfters in Paris. Sie feiern die Liebe, den Gesang und den Wein mit einer Frische und Anmuth, die dem Boden, auf welchem Anakreon dichtete, nicht zur Unehre gereichen. Als Anhang folgt ein episches Gedicht von Rangabé, die Fahrt des Dionysos, eine Bearbeitung des homerischen Hymnus von dem Gotte, der die ihn bedrohenden Seeräuber in Delphine verwandelt. Den Schluß bildet eine Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen, darunter keines ohne einen feinen poetischen Gedanken. Der Uebersetzer hat die Schwierigkeiten der Sprache und des Versmaßes mit großem Geschick überwunden; einzelne Unebenheiten wird eine voraussichtlich bald bevorstehende neue Ausgabe leicht beseitigen. Die Uebersetzung hat nicht selten den vollen Reiz des Originals. „Alle Freunde heiterer Muße", nicht weniger alle Freunde neugriechischer Poesie werden die „Widmung" der anmuthigen Gabe gern und dankbar annehmen.

γγ. **Ausgewählte Gedichte von Giosuè Carducci.** Metrisch übersetzt von B. Jacobson. Mit einer Einleitung von Karl Hillebrand. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1880.

Paul Heyse hat neuerdings mehrfach die

Aufmerksamkeit auf Carducci gelenkt, der außerhalb seines Heimathlandes mehr als feinsinniger Gelehrter und Literarhistoriker denn als Dichter bekannt war und ist. Nun gibt in vorliegendem sehr zierlich ausgestatteten Büchlein K. Hillebrand eine Charakteristik, die keineswegs durchaus lobend ist: „Carducci will," so heißt es einmal, „die gesitteten Leute skandalisiren; daher seine Gedichte denn auch meist einen Duft haben, der gesunden Geruchsnerven noch weniger zusagt als heikler Wohlanständigkeit;" und B. Jacobson, eine Schriftstellerin, die schon durch eine Uebersetzung von Dante's „Neuem Leben" ihr Talent erprobt hat, veröffentlicht die Uebertragung von 36 Gedichten, die sie in drei Abtheilungen, nach den drei selbständigen poetischen Veröffentlichungen des Dichters, zerlegt. Selbstverständlich gibt die Uebersetzerin von den cynischen Gedichten keins, von den satirischen wenig; die Verse, welche von ihr mitgetheilt werden, lehren Carducci kennen als begeisterten Verehrer des Alterthums, als eifrigen Patrioten und als Lobpreiser der Natur. Die Uebersetzung ist gewandt und geschmackvoll, doch hätte die Herausgeberin gut daran gethan, wenn sie diejenigen Gedichte, welche Heyse bereits veröffentlicht, ausgelassen hätte, denn das Publicum fragt nun einmal nicht nach der Priorität, sondern allein nach der Superiorität der Uebertragung.

αλ. **Die Frau auf dem socialen Gebiete.** Von Dr. Lorenz von Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1880.

Der berühmte Wiener Wirthschaftsgelehrte hat neuerdings in Vorträgen und Aufsätzen, die neben seiner Hauptthätigkeit wie halbe Erholung hergehen, besonders den Frauen seine fördernde Aufmerksamkeit zugewandt. Auf den vorliegenden 162 Seiten eines allerdings sehr zierlichen Formats nähert er sich seinem Ziele so allmälig und von weitem, als ob er ihnen die eben herrschende Mode ausreden oder den Verzicht auf einen Theil ihres Nadelgeldes zumuthen wollte. Er spricht zwar höflich und beredt zugleich, aber doch fürchten wir etwas zu abstract, zu philosophisch-historisch für sein dermaliges Publicum. Das ist am meisten zu bedauern wegen der wirklich sehr gemeinnützigen Winke, welche er in den letzten Abschnitten der Schrift gebildeten, wohlgesinnten, mit Muße und Mitteln ausgestatteten Frauen ertheilt. Er will, daß die Besitzenden sich allesammt recht inne seien ihrer Pflicht, den Nichtbesitzenden um sie her, zu deren Haltung, wenn sie noch stehen, zu deren Wiedererhebung, wenn sie gesunken sind, eine hilfreiche Hand zu leihen; — daß die Frau an dieser ernsten socialen Aufgabe ihren vollen Antheil gleich dem Manne nehme; daß sie damit bei ihrem Gesinde anfange, gleichviel ob dieses ihr die Sache leicht oder schwer mache (denn nicht um Vergnügen handelt es sich ja, sondern um Pflicht, um Wohl nicht, sondern um Nothwendigkeit); daß sie aber Blick und Thätigkeit auch hinauserstrecke über ihr eigenes Hauswesen, das wohlversorgte, wohlgeordnete, und einem oder ein paar darin schlechter bestellten fremden Häusern die Ueberwindung der Nöthe und Gefahren des Lebens mit linder, beharrlicher Theilnahme zu erleichtern suche, wobei das Kind ihr die Pforte aufthun wird, wenn die Mutter zu stolz, zu scheu oder zu schuldbewußt sein sollte eine andere Frau hereinzulassen. In diesen Schluß-Abschnitten gibt Prof. v. Stein den Frauen der sorgenfrei lebenden Familien vortreffliche Rathschläge, die wol den Wunsch begründen können, seine kleine Schrift möge demnächst auf recht vielen Weihnachtstischen edeldenkender Frauen und ernsterer, strebsamerer jungen Mädchen gefunden werden.

Bei der bekannten Correctheit der Verlagshandlung sind uns mehr als sonst die ziemlich zahlreichen Druckfehler aufgestoßen, um derentwillen eine neue Auflage thunlichst beschleunigt zu werden verdient.

αλ. **Beiträge zur Geschichte des deutschen Handwerks** von Willibald Koch. Leipzig, Edwin Schloemp. 1880.

Aus sechs Büchern ein Buch! Die Vorrede sagt es uns selbst naiver Weise, ebenso daß mehrere der Abschnitte desselben schon im Feuilleton der „Rostocker Zeitung" ihren Dienst gethan haben, während sie fast errathen läßt, daß die hinzugefügten Abschnitte am Ende nicht einmal da den gewünschten Zutritt an die Oeffentlichkeit gefunden, und so den Entschluß ein Buch herauszugeben vielleicht gereift haben. Verhalte es sich damit aber auch wie es wolle, so muß eine bloße Verarbeitung fremden, noch dazu so wenig vollständigen Materials doch etwas ausgeprägtere formelle Vorzüge aufzuweisen haben, als diesem Verfasser zu Gebote stehen, um vor einer unbefangenen und gemeinnützigen Kritik zu bestehen. Herrn Koch's Beiträge, 262 Seiten fassend, besitzen nicht mehr Werth und Brauchbarkeit als die oberflächlichsten, zusammengeraffte sten jener Vorträge, mit welchen in Bildungsvereinen, Gewerbvereinen, Vereinen junger Kaufleute, Kriegervereinen u. s. f. ein Abend ausgefüllt wird. Dann aber haben sie doch von Rechtswegen auf dem ohnehin so leidig überfüllten deutschen Büchermarkt nichts zu suchen, wo sie in ihrer hübschen äußeren Ausstattung genau jenen aufgeschmückten Eßwaaren gleichen, mit denen in gewissenlos geführten Victualienhandlungen die Käufer angelockt und hinter's Licht geführt werden.

βϱ. **Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie** von Dr. Friedrich von Bärenbach. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. 1879.

Das Vorwort umfaßt 32 Seiten, dann beginnen die eigentlichen Prolegomena 25 Seiten, dann kommt die Einleitung in die Aufgaben der kritischen Erkenntnißtheorie S. 26—50, dann erst kommen die „Erkenntnißtheoretischen Untersuchungen". S. 234 beginnen unter No. XI Zusammenfassungen, S. 258 Erläuternde Zusätze und Ergänzungen: sie gehen bis S. 383. So äußerlich es scheint dergleichen zur Kritik heranzuziehen, so müssen wir diese Art zu disponiren mindestens als nachlässig bezeichnen. Vorliegendes Buch ist erster Band zu einer „Grundlegung der kritischen Philosophie". Wir haben unüberwindliches Mißtrauen gegen Grundlegungen; auf wieviel Bände mag der Verfasser seine Grundlegung mit ungezügelter Weitschweifigkeit berechnet haben? Der Verfasser ist unsäglich

weitschweifig, im Ausdruck zuweilen nachlässig. So S. 165 „den ewigen Fluß der Dinge der Herakliten amendirt eine exacte Philosophie". Unaufhörlich betheuert er, daß die Philosophie unentbehrlich sei; er hat sehr recht: aber wozu das erst sagen?

Was ist denn aber anthropologische Philosophie? Nichts Neues; es handelt sich um eine Wissenschaft des menschlichen Geisteslebens, des menschlichen Intellekts, deren Gegenstand die Untersuchung seiner Natur, die Erforschung und Aufstellung seiner „Naturgesetze" bildet (S. 262. 274.): eine Wissenschaft von menschlichem Erkennen und Wollen (S. 313). Man verwechsle also nicht die Philosophie des Verfassers, wenn sie auch auf Anthropologie beruht, mit der Anthropologie selbst. Das ist ganz schön; freilich vermochten wir nie und nirgend eine originale Idee beim Verfasser zu entdecken. Er zeigt sich als leidenschaftlicher Kantianer, nimmt seinen Standpunkt wie Descartes und Kant, kommt aber eigentlich über Reproduction und Ausführlichkeit in diesen Dingen nicht hinaus. Verfasser benutzt die Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft von Kehrbach: wir warnen jeden aufs dringendste vor Herrn Kehrbach. Herrn Kehrbach's Arbeit ist für uns eine mindestens werthlose. Eine wissenschaftliche und werthvolle Ausgabe der Kritik d. r. V. ist die neuerdings von B. Erdmann veranstaltete.

Haben wir nicht beobachtet, daß der Verfasser (der viel gelesen hat) nie Lotze citirt? Ist dies ein Zufall? Wir sehnten uns bei der Lectüre der „Prolegomena" oft nach nur einem einzigen Kapitel Lotze's wie nach den Inseln der Seligen.

γγ. **Das Lehrsystem Michael Servet's** genetisch dargestellt von H. Tollin. 3 Bände. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1876—1878.

Servet und die oberländischen Reformatoren. Quellen-Studien von H. Tollin. Bd. I: Michael Servet und Martin Butzer. Berlin, H. R. Mecklenburg. 1880.

Gibt es in Europa einen Menschen, der sämmtliche Schriften Tollin's über Servet gelesen hat? Die Frage ist weit ernster, als sie auf den ersten Anblick erscheint. Hr. Tollin begann nämlich seine schriftstellerische Thätigkeit im Jahre 1874; bis zum Jahre 1878 hatte er es, nach seinem eigenen Bekenntniß, auf 29 Schriften über dieselbe Persönlichkeit gebracht; seitdem sind manche hinzugekommen, u. a. zwei der oben angeführten Bände; die beiden Werke, die ich in der Ueberschrift nannte, umfassen mehr als 1000 Seiten. Fährt der Verfasser so fort, so kann er in einigen Jahren eine Servet-Literatur geschaffen haben, für die er nicht nur Verfasser, sondern auch der einzige Leser sein mag. Ich habe den größten Respect vor ernster wissenschaftlicher Forschung, aber gerade weil ich ihn habe, fühle ich mich veranlaßt, Protest einzulegen gegen die angebliche wissenschaftliche Kleinigkeitskrämerei, die namentlich in den historischen Forschungen einzureißen droht. Wir erhalten ungeordnete Collectaneen, statt durchgearbeiteter Bücher. Hr. Tollin's Bücher sind gewiß sehr fleißig: ich bin überzeugt, daß er von jedem Tag und jeder Stunde im Leben seines Heros Bescheid zu geben weiß, aber durch seine stete Beschäftigung mit demselben kommt er zu maßloser Ueberschätzung, z. B. dem Satz: „Einsam steht der aragonische Riese da, ein Fragezeichen an die Jahrtausende, für sich allein eine Welt!" und durch seine Vielschreiberei zu seltsamer Verballhornung der deutschen Sprache; das neueste Buch beginnt mit dem Satz: „Es ist ein Unbegriff, daß Jesus, der Herzog der Seligkeiten". Das Verhältniß von Servet und Butzer, die anfänglich gemeinschaftliche Sache machten, später sich trennten und in heftiger Fehde einander bekämpften, um endlich zu einem ruhigen Nebeneinanderleben zu gelangen, wird bis in seine kleinsten Details verfolgt; das „Lehrsystem", gespickt mit Fachausdrücken und überladen mit Citaten, ist für den Nichttheologen durchaus unverständlich. Hr. Tollin würde den Gebildeten einen wahren Dienst erweisen und der Wissenschaft nützen, wenn er die Detailstudien für sich machte und das Resultat derselben in einer tüchtigen immerhin ausführlichen Monographie über den bedeutenden und unglücklichen Reformator und Gelehrten niederlegte.

φ. **Stammbuch des Studenten.** Stuttgart, W. Spemann.

Die compilatorische Thätigkeit schafft heutigen Tags einen großen Theil unsrer Literatur. Zu den freundlichst aufgenommenen Compilationen gehören die Culturhistorischen Stammbücher, deren viertes das angezeigte Stammbuch des Studenten bildet. Der ungenannte Herausgeber hat in den Hauptabschnitten den Studenten im Alterthum, im Mittelalter und in der neuen Zeit in den Aufzeichnungen zahlreicher Schriftsteller gespiegelt. Die Quellenkenntniß des Compilators ist eine ganz vorzügliche und erstreckt sich vom grauen Alterthum bis auf die jüngste Journalliteratur. Deutschland ist ein besonders umfassender Raum gewidmet. Noch erhöht worden wäre das Interesse an dem vorliegenden, wie an der ganzen Folge der Stammbücher, wenn authentische Illustrationen sich zur Veranschaulichung des Dargestellten mit dem Text verbunden hätten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen, Staatswirthschaftliche. — Herausgegeben von Dr. R. F. Seyfferth. II. Serie. Heft 1. 2. April — Mai 1880. Leipzig, E. Koschny.

Arzruni. — Die Hungersnoth in Türkisch-Armenien. Ein Vortrag von Dr. Grigor Arzruni. Tiflis. 1880.

Avenarius. — Wandern und Werden. Gedichte von Ferdinand Avenarius. Zürich, Meyer & Zeller, 1880.

Belgiojoso. — Brera. Studi e Bozzetti Artistici di Carlo Belgiojoso. Milano, U. Hoepli. 1881.

Bericht über die Verwaltung der Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden in den Jahren 1878 und 1879. Dresden. 1880.

Berichte, Literarische aus Ungarn. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. IV. Band. 2. Heft. Budapest, C. Knoll. 1880.

Bewer. — Danton. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Bewer. Hamburg, Joh. Kriebel. 1880.

Bimbächer, Der Spenglermeister. Posse aus dem Gießener Volksleben in fünf Bildern. Zweite, mit Einleitung vermehrte Auflage. Gießen, E. Roth.

Braun. — L'Enseignement primaire à l'Exposition internationale de Paris de 1878. Rapport adressé à M. le Ministre de l'Intérieur de Belgique par Th. Braun, Inspecteur des écoles normales etc. Bruxelles, Muquardt. 1880.

Braun-Wiesbaden. — Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirthschafts- und culturgeschichtliche Plaudereien von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, C. Reißner. 1880.

Bulthaupt. — Das Münchener Gesammtgastspiel 1880. Von Dr. Heinrich Bulthaupt. Bremen, Rühle & Schlenker. 1880.

Burnett. — Louisiana. Von Frances Burnett. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Kogge & Fritze. 1881.

Centralblatt, Musikalisches. I. Jahrgang. No. 1. Verantwortlicher Redacteur und Verleger Robert Seitz in Leipzig. 1880.

Charikles. — Reisebriefe eines Diplomaten. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg. 1880.

Clausewitz. — Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. 4. Aufl. 2. 3. Theil. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1880.

Dahn. — Odhin's Trost. Ein nordischer Roman aus dem elften Jahrhundert von Felix Dahn. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Dardenne. — 1830—1880. Petite Histoire populaire contemporaine de la Belgique. Par E. J. Dardenne. Bruxelles, Muquardt.

Dichter, Deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 15. Band. Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Dichter, Deutsche, des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 14. Band. Lyrische Gedichte von Andreas Gryphius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 13. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 4. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Encyklopädie der Neueren Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst, Prof., Dr. theol. et phil., Rektor a. D. d. kgl. Landesschule Pforta. Liefg. 1. 2. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 24. Breslau, S. Schottlaender.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 32. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Frauenpflicht, Auch eine. — Von einer deutschen Frau. 3. Aufl. Zürich, Trüb'sche Buchhdlg. (Th. Schröter). 1880.

Froriep. — Anatomie für Künstler. Kurzgefasste Anatomie, Mechanik und Proportionslehre des menschlichen Körpers. Von August Froriep. Mit 39 Tafeln, Abbildungen in Holzschnitt und theilweise in Doppeldruck gezeichnet von Rich. Helmert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Gallerie, Internationale, enthaltend Autographen, Biographien und Portraits der berühmtesten Männer der Gegenwart. Herausgegeben von Prof. H. Reichardt. Deutsche Ausgabe. 1. Lfg. Lord Lytton. Feldmarschall v. Moltke. London, M. Leitchen & Co. 1880.

Gatti de Gamond. — Histoire de la Belgique par Mlle J. Gatti de Gamond. Troisième édition. Bruxelles, Muquardt. 1880.

Gerhard. — Geächtet. Roman in 2 Bänden von M. Gerhard. Berlin, Kogge & Fritze. 1881.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen &c. herausgegeben von Wilhelm Oncken. 21. 22. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Geschichtslexikon. — Tagebuch der Geschichte und Biographie. Supplement zu Meyer's Konversations-Lexikon. Heft 1. Berlin, Aug. Bolm. 1881.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 10. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Goblet d'Alviela. — 1830—1880. Cinquante ans de liberté. Tableau du développement intellectuel de la Belgique. Tome I, 1re partie. La Vie politique, par M. le Comte Goblet d'Alviela, Membre de la Chambre des représentants. Bruxelles, Weissenbruch. 1880.

Grasberger. — Zan Mitnehm. Von Hans Grasberger. Wien, L. C. Zamarski.

Gregorovius. — Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius. 4. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Hahn. — Schöne Frauen. Roman von R. Edmund Hahn. 2 Bde. Dresden, E. Pierson's Buchhdlg. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 1. October 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 1. Stuttgart, W. Spemann, 1880.

Hübbe-Schleiden. — Ueberseeische Politik, eine culturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern von Hübbe-Schleiden D. J. U. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 1. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1880.

Jahn. — Faust. Eine Satire von H. E. Jahn. Rostock, Carl Meyer's Buchhdlg. 1880.

Jahn. — Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Carl Meyer's Buchhdlg. 1881.

Jensen. — Ueber die Vivisection, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner. Von Wilhelm Jensen. Stuttgart, Lehy & Müller. 1881.

L'Institut de Droit International. — Annuaire de l'Institut de Droit International. Troisième et quatrième années. Tome premier. Bruxelles, Muquardt. 1880.

Juste. — Charles Rogier. Ancien membre du Gouvernement provisoire et du Congrès national, Ministre d'état etc. par Theodore Juste. Bruxelles, Librairie Muquardt. 1880.

Kaden. — Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens von Woldemar Kaden. Berlin, O. Janke. 1880.

Katalog der Redactions-Bibliothek von „Sachs-Villatte encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen, bezw. deutschen u. französischen Sprache etc. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Keck. — Anna. Ein Idyll aus der schleswig-holsteinischen Erhebung. Von Karl Heinrich Keck. 4. Aufl. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Kirchbach. — Salvator Rosa. Roman von Wolfgang Kirchbach. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Klaczko. — Causeries Florentines par Julian Klaczko. Dante et Michel-Ange. — Béatrice et la poésie amoureuse. — Dante et le Catholicisme. — La tragédie de Dante. Paris, E. Plon & Cie. 1880.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von v. Scherff, v. Taysen, v. Boguslawski, v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. 5. Heft: Carl von Clausewitz: „Vom Kriege" IV. erläutert und mit Anmerkungen versehen durch W. v. Scherff. Berlin, Schneider & Co., Königl. Hofbuchhandlung. 1880.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé; Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 21. 22. Stuttgart, W. Spemann.

Kollewijn. — Ueber den Einfluss des holländischen

Dramas auf Andreas Gryphius von Dr. R. A. Kollewijn. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Kraepelin. — Die Abschaffung des Strafmaßes. Ein Vorschlag zur Reform der heutigen Strafrechtspflege. Von Dr. med. Emil Kraepelin, Irrenarzt. Stuttgart, Ferd. Enke. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 5. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kürschner. — Jahrbuch für das deutsche Theater. Eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres. Nebst einem ausführlichen Register. Von Joseph Kürschner. 2. Jahrg. Leipzig, L. E. Folß. 1880.

Lahure. — Souvenirs. — Indes Orientales. — L'ile des célèbes. — Par Général Baron Lahure. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Langegg. — Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg. 2. Band. Schilderungen aus Japan. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Lassalle. — Das System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie von Ferdinand Lassalle. In 2 Theilen. 2. Auflage, herausgegeben von Lothar Bucher. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Laveleye. — Lettres d'Italie par Emile de Laveleye. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Leitner. — Novellen und Gedichte von K. G. Ritter von Leitner. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 7. 8. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lessing. — Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Lfg. 7. 8. Berlin, Th. Hofmann. 1880.

Leuthold. — Gedichte von Heinrich Leuthold. 2. verm. Aufl. Frauenfeld, J. Huber. 1880.

Loki. — The new Werther by Loki. London, C. Kegan. Paul & Co. 1880.

Lorm. — Wanderers Ruhebank. Erzählungen von Hieronymus Lorm. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Mannesherz. — Studien über das Glück in der Ehe. Von Eugen von Mannesherz. München, C. Fritsch.

Martens. — Recueil des Traités et Conventions, conclus par la Russie avec les puissances étrangères. Publié d'ordre du Ministère des affaires étrangères par F. Martens, Professeur à l'Université Impériale de St. Pétersbourg. Tome V. Traités avec l'Allemagne 1656—1762. St. Pétersbourg. 1880.

McCarthy. — Geschichte Englands von der Thronbesteigung Victoria's bis zum Berliner Congress (1837 bis 1878). Von Justin McCarthy, Mitglied des Englischen Parlaments. I. Band. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Leopold Katscher. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Meurer. — Shakespeare für Schulen. Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und Abriss der Shakespeare-Grammatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Karl Meurer II. Julius Caesar. Köln, C. Rœmke & Cie. 1881.

Militans. — Ben Sirah Militans. Abgebrochene Sätze für A-B-C-Kinder. Im Orient gesammelt von P. P. G. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhdlg. 1880.

Molière. — Ausgewählte Lustspiele von Molière. In fünffüßigen, paarweis gereimten Jamben übersetzt von Adolf Laun. Mit Molière's Portrait nach dem Original von Mignard. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

Mohren. — Gedichte von Bruno Mohren. I. Vermischte Gedichte. II. Baltische Klänge. Zürich, Verlags-Magazin. 1880.

Müller. — Quintus Horatius Flaccus. Eine literarhistorische Biographie von Lucian Müller. Leipzig, B. G. Teubner. 1880.

Muster altdeutscher Leinenstickerei. 3. Sammlung. Alphabete. Gesammelt und herausgegeben von der Redaction der Modenwelt. Berlin, Frz. Lipperheide. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 15—16. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Naturhistoriker, Der. — Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher, insbesondere naturhistorischer Kenntnisse. Für die Schule und das Haus unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner und Pädagogen herausgegeben von Dr. Friedr. K. Knauer. III. Jahrg. Nr. 1. Wien. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann, K. Prof. und Hofkirchenmusikdirector. Heft 5. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Neumann-Strela. — Prinz Lieschen. Humoristische Erzählung von Karl Neumann-Strela. Berlin, Alb. Goldschmidt.

Oetker. — Aus dem norddeutschen Bauernleben. Schildereien von Friedrich Oetker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Pelz. — Katechismus der Auswanderung. Kompaß für Auswanderer von Eduard Pelz. Sechste, völlig umgearbeitete Auflage. Mit vier Karten und einer Abbildung. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Petőfi. — Liebesperlen von A. Petőfi. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer. Herausgegeben von Ludwig Aigner. Budapest, L. Aigner.

Pfister. — Chattische Stammes-Kunde. Volkstümliche, sprachliche und geschichtliche Arbeit von Hermann von Pfister. Mit genauer Karte des stammheitlichen Gebietes, sowie der sechs chattischen Gaue. Kassel, E. Hühn. 1880.

Potvin. — Essais de littérature dramatique en Belgique. Par Ch. Potvin. Première Série: Drames historiques (Jacques d'Arteveld. — Les Gueux. — Le doyen des Brasseurs. — La Mère de Rubens). Seconde Série: Scènes des mœurs (Les truffes. — La Comédie electorale. — Le luxe. — L'homme de génie. — Le patchouli. — Le soufflet). Bruxelles, Muquardt. 1880.

Preyer. — Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme. Populäre Vorträge von W. Preyer, Professor der Physiologie und Director des Physiologischen Instituts der Universität Jena. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Ramann. — Franz Liszt. Von L. Ramann. 1. Band. Die Jahre 1811 bis 1840. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Rehmke. — Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnisstheorie von Johannes Rehmke. Berlin, G. Reimer. 1880.

Rethwisch. — Der Staatsminister Freiherr v. Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen von Dr. Conrad Rethwisch. Berlin, R. Oppenheim. 1881.

Ring. — Goldene Ketten. Eine Hofgeschichte von Max Ring. 4 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Rollin. — Neues Handbuch der französischen Conversationssprache von L. Rollin. Leipzig, B. Tauchnitz. 1880.

Roman, Le, des familles. Revue Bi-Mensuelle publiée sous la Direction de M. G. van Muyden, Docteur ès-lettres. Nr. 1. Berlin, L. Liepmannssohn. 1880.

Roßmann. — Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Reisebriefe von Wilhelm Roßmann. 2. durchg. und verm. Aufl. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1880.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 1. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Salomon. — Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. Lfg. 6. 7. Stuttgart, Lehy & Müller.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XV. Serie. Heft 350. Leonardo da Vinci als Naturforscher. Von Fritz Raab in Wien. Heft 351. Die Reformation in Pommern. Von Dr. H. Schreiber. Berlin, C. Habel. 1880.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 18. Goethe's Verhältniß zur Musik von W. J. von Wasielewski. — Nr. 19. Die geschichtliche Entwicklung der Sonate von S. Bagge. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Sanders. — Deutsche Sprachbriefe von Daniel Sanders. 2. Aufl. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg. 1880.

Sarauw. — Die Feldzüge Karl's XII. Ein quellenmässiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Cabinetspolitik Europa's im XVIII. Jahrhundert von Christian von Sarauw, Königl. Dän. Capitän a. D. Mit einer Uebersichtskarte des Nordischen Kriegstheaters und 6 lithogr. Tafeln. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Schatzmayer. — Triest und seine Umgebung. Fremden-

führer von Dr. E. Schatzmayer. Triest, Pastori & Dalben. 1881.

Schellwien. — Dichtungen von Rob. Schellwien. Magdeburg, Faber'sche Buchdr. 1880.

Schmid-Schwarzenberg. — Clytia. Eine pädagogische Novelle. Ein Beitrag zur Volkserziehung von F. Schmid-Schwarzenberg. Erlangen, Palm & Enke. 1880.

Schmitz. — Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger. Geschichtliche Studie, zur 700jährigen Wittelsbacher Feier veröffentlicht von Clemens Schmitz, Vicar am k. Hofstifte zu St. Cajetan in München. München, C. Fritsch 1880.

Schultz. — Das Höfische Leben zur Zeit der Minnesinger von Prof. Dr. Alwin Schultz. II. Band. Mit 136 Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel. 1880.

Schweiger-Lerchenfeld. — Das Frauenleben der Erde. Geschildert von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. Lfg. 13—20. Wien, A. Hartleben. 1880.

Sherer. — The Conjurer's Daughter. A Tale by J. W. Sherer. With Illustrations by Alfred T. Elwes and John Jellicoe. London, W. H. Allen & Co. 1880.

Simchowitz. — Der Positivismus im Mosaismus erläutert und entwickelt auf Grund der alten und mittelalterlichen philosophischen Literatur der Hebräer von S. Sch. Simchowitz. Wien, M. Gottlieb's Buchhdlg. 1880.

Spir. — Vier Grundfragen. Von A. Spir. Leipzig, J. G. Findel. 1880.

Sprecher. — Die Familie de Saß. Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens (1629—1632) von Joh. Friedr. v. Sprecher. Basel, Fel. Schneider. 1881.

Spruchpoesie. — **Wahl- und Wappensprüche.** Ein Beitrag zur Spruchpoesie. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1880.

Stern. — Die letzten Humanisten. Historischer Roman von Adolf Stern. 2. Aufl. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Stieler. — Hochland-Lieder von Karl Stieler. 2. Aufl. Stuttgart, Adf. Bonz & Comp. 1880.

Thiersch. — Ursprung und Entwicklung der Colonieen in Nordamerika 1496—1776. Von Heinrich W. J. Thiersch. Augsburg, R. Preyß. 1880.

Universum, Das neue. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Liefg. 1/2. Stuttgart, W. Spemann.

Vanderkindere. — Le siècle des Artevelde. Etudes sur la civilisation morale et politique de la Flandre et du Brabant. Par **Léon Vanderkindere**, professeur à l'université de Bruxelles. Bruxelles, Lebègue. 1879.

Van der Meere. — Mémoires du Général comte **Van der Meere.** Deuxième Edition. Bruxelles, Muquardt. 1880.

Voigt. — Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. 1. Band. 2. umgearb. Aufl. Berlin, G. Reimer. 1880.

Walcker. — Schutzzölle, laissez faire und Freihandel. Eine lehrbuchartige Erörterung der wichtigsten industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzölle von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Rossberg'sche Buchhdlg. 1880.

Wanderbilder, Europäische. No. 13. Konstanz und seine Umgebung. Mit 22 Illustrationen von J. Weber, einem Kärtchen und einem Tourenplane. Zürich, Orell Füssli & Co.

Weitbrecht. — Gedichte von Carl Weitbrecht. Neue Ausgabe. Stuttgart, Adf. Bonz & Comp. 1880.

Windelband. — Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften dargestellt von Professor Dr. W. Windelband. II. Band. Von Kant bis Hegel und Herbart. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Wolf. — Das Unterrichtswesen in Oesterreich unter Kaiser Josef II. Nach einer Darstellung von Jos. v. Sonnenfels von G. Wolf. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hof- und Univ.-Buchh. 1880.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XV. Band. Heft 4. 5. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 139/40. Biblische und profane Wunderthäter. Von Amort dem Jüngeren. — Heft 141. Das heutige Belgien. Von Gantier. Berlin, C. Habel. 1880.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Dichterin von Carcassonne.

Novelle

von

Paul Heyse.

Unweit von der Stadt Carcassonne in der schönen Provence lag die Burg Miraval, die seit Menschengedenken im Besitz desselben ritterlichen Geschlechtes geblieben war. Gegen die Neige des zwölften Jahrhunderts aber sahen ihre Mauern nicht mehr so fröhliche Feste und sorgenfreie Bewohner, wie sonst. Ihr letzter Herr wurde durch einen schier allzu reichen Kindersegen genöthigt, sein Hab' und Gut zu zersplittern, so daß auf den Einzelnen kaum so viel kam, um ihn vor Noth zu schützen, geschweige ihm ein Leben zu gewähren, in welchem er der Standesehre überall Genüge thun konnte. Mit der Zeit minderte sich freilich diese Enge und Bedrängniß, da einige von den Töchtern Männer fanden, andere den Schleier nahmen und von den Söhnen etliche frühzeitig wegstarben. Als aber der alte Herr selbst die Augen schloß, waren immerhin noch vier Söhne übrig, die sich in den Besitz der Burg zu theilen hatten.

Sie thaten dies nicht ganz ohne Murren und Streit, bis auf den jüngsten Bruder, Raimon von Miraval. Dieser hatte zum Ersatz für ein reiches Erbgut von der freigebigen Natur eine Mitgift empfangen, die er wohl auszubeuten verstand: die Gabe des Gesanges, die ihm die Gunst hoher Herren eintrug, also daß er nicht an der väterlichen Scholle zu kleben und ihren kargen Ertrag an seinem Theil zu schmälern brauchte. Er war frühzeitig an den Hof seines Oberherrn gekommen, des Grafen Raimon VI. von Toulouse, der an seinem Singen und seiner Person so großes Wohlgefallen fand, daß er ihn beständig in seiner Nähe haben wollte und ihn so vertraulich hegte und pflegte, wie einen jüngeren Bruder. Sie hatten sich nach der Sitte der Zeit sogar einen gemeinsamen Dichternamen erwählt, unter welchem sie sich in ihren Canzonen wechselsweise ansangen, und wenn diese überschwängliche Freundschaft auch hin und wieder in's Wanken kam, sorgten doch später die schweren Zeitläufte dafür, daß Einer des Andern sich in herzlicher Treue erinnern sollte.

So führte denn der junge Raimon, während seine Brüder dürftig und mißgelaunt sich nebeneinander hindrückten, ein freies und vergnügliches Dichterleben, von seinem brüderlichen Gönner in Waffen und Kleidern höfisch gehalten und durch seine Lieder überall wohlempfohlen, wo ritterliche Sitte gepflegt und Sänger geehrt wurden. Gleichwol verfolgte ihn ein eigener Unstern, gegen den er vergebens ankämpfte, da die Quelle dieses unholden Geschickes aus seiner eigenen Gemüthsart entsprang. Mehr als einmal wurde er von schönen Frauen, die seine dichterischen Huldigungen eine Zeitlang aufmunternd entgegengenommen hatten, auf eine empfindlich beschämende Weise hinter's Licht geführt und sah, wenn er aus dem Spiele Ernst machen und seinen lang erhofften und verheißenen Lohn endlich einfordern wollte, irgend einen heimlich Begünstigten, ganz unpoetischen Liebhaber sich vorgezogen, so daß ihm Nichts übrig blieb, als dieselbe schöne Dame, die er vorher als ein Musterbild edler Sitte in seinen Versen gefeiert, nun in heftigen Trutzliedern vor aller Welt als schnöde Verrätherin und gleißende Schlange darzustellen. Ein gewisser geckenhafter Zug in seinem Wesen, ein bedenklicher Hang, auf äußeren Glanz und höfische Ehren mehr Gewicht zu legen, als einem aufrichtig Liebenden geziemt, scheint ihn den Frauen verdächtig gemacht zu haben, da selbst die Hoffärtigste um ihrer selbst willen geliebt zu werden wünscht und einem Liebhaber nicht über den Weg traut, der ihrer Gunst nachtrachtet, um sie wie einen Helmschmuck von aller Welt bewundern zu lassen.

So hatte er es sich selber zuzuschreiben, daß ihm Gleiches mit Gleichem vergolten ward, indem schöne und kluge Frauen ihn an sich heranzogen, um durch seine Kunst verherrlicht zu werden, dann aber, sobald dieser Zweck erreicht war, ihn beiseite schoben, nicht besser als ein leeres Schminktöpfchen oder eine herabgebrannte Kerze. Wie blind er in solche Fallen ging, beweist statt vieler andern ein wohlbeglaubigtes Geschichtchen, das ihm mit der schönen Adalasia, der Gattin Bernhard's von Boisseson, Herrn des Schlosses Lombers im Albigensischen, begegnete. Dieser vornehmen Dame hatte er längere Zeit auf alle Weise gehuldigt und in hochtönenden Liedern ihre Gaben und Tugenden an Leib und Seele gepriesen, die noch in stetem Aufblühen begriffen seien, „wie die Schönheit der Rose und Schwertlilie zur Sommerszeit". Die kluge Frau, die ihren Vortheil verstand, war es sehr zufrieden, daß ihr Ruhm sich weit über die Nachbarschaft verbreitete und Fürsten und Barone sich herzudrängten, ihr den Hof zu machen. Sie wußte, indem sie mit der einen Hand wieder nahm, was sie mit der andern gab, ihren thörichten Anbeter immer stärker zu entflammen und die anderen Bewerber zugleich in so schicklicher Ferne zu halten, daß Raimon, obwol er immer nur mit Hoffnungen gespeist wurde, sich für den allein Begünstigten hielt und sich nicht scheute, sein Glück auf die gefährlichste Probe zu stellen. Er war wohl angeschrieben bei dem ritterlichsten Fürsten seiner Zeit, Petrus II. von Aragon. An diesen richtete er ein Lied, in welchem er ihn einlud, die Bekanntschaft seiner holden Freundin zu machen. „Wenn der König zu Lombers erscheint" — rief er darin aus — „so wird er Freude davontragen für immerdar, und wiewol er hoch erhaben ist, wird doch sein Glück sich verdoppeln; denn die Güte und Freundlichkeit der schönen Adalasia, ihre frische Farbe und ihr blondes Haar entzücken alle Welt." — Bei dieser

Einladung hegte er die geheime Hoffnung, seine eigene Sache durch den königlichen Besuch gefördert zu sehen. Die Schöne sollte erkennen, was sie an einem Freunde habe, der eines solchen Fürsten Gunst und Gnade genoß, ja er rechnete darauf, der König werde selbst ein Fürwort für ihn einlegen und endlich das Eis zwischen ihnen zum Schmelzen bringen. Ganz anders kam es. Zwar ließ sich der Aragoneser gern bewegen, Schloß Lombers zu besuchen, wo er mit Freuden und Ehren empfangen ward. Kaum aber sah er die reizende junge Wirthin, so ward er selbst von einer raschen Neigung zu ihr ergriffen, und statt für den Dichter, führte er in eigener Sache das Wort, das ein nur zu williges Gehör fand. Damals nicht minder als in späteren Zeiten und bis in die jüngste Gegenwart hinab schien vornehmen Schönen ein Liebeshandel mit einem königlichen Herrn eine allzugroße Ehre, um sie mit tugendhafter Strenge von der Hand zu weisen. Petrus erreichte Alles, was er wünschte und erbat, und schon am nächsten Tage war der Sieg des Fürsten und die Niederlage des Dichters so offenkundig, daß Miraval von Scham und Gram glühend das Schloß verließ und, eine Zeitlang allen Minnedienst verschwörend, sein unmuthiges Herz in Stille und Einsamkeit vergrub.

Diese Wunde war noch kaum vernarbt, als er eines Abends in schlichtem Kleide durch die Straßen der Stadt Carcassonne schlenderte, müßig und ruhelos und an Nichts weniger denkend, als an neue Abenteuer. Da hörte er aus einem geringen Hause, an welchem ein Rosenstock sich in die Höhe zweigte, eine liebliche, nicht gar laute Stimme ein Tanzliedchen singen, dessen zärtlich schalkhafte Worte ihm überaus gefielen. Auch die Weise war ihm unbekannt, und der etwas umflorte, helldunkle Ton der Sängerin schien ihm süßer als Laute und Flötenspiel.

Ihr Tanzliedchen aber klang so:

Hört den Kukuk schreien,
Höret das Schalmeyen
Der Vögelein im Wald!
Kommt und schlingt den Reihen,
Singt und springt im Freien,
Die Jugend schwindet bald
Hei trallalei!
Mein Herz ist frei —
Lieblich tanzt es sich im Maien.

Eine geht alleine,
Ach, die Süße, Feine,
Führt Keiner sie zum Tanz?
Geht im Sternenscheine
Still einher am Raine —
Wem windet sie den Kranz?
Hei trallalei!
Mein Herz ist frei —
Lieblich träumt es sich im Maien.

Wie im Bach, dem hellen,
Munter gehn die Wellen,
So rieselt junges Blut.

Wem von all' den schnellen
Schmucken Junggesellen
Ist wol das Mägdlein gut?
Hei trallalei!
Mein Herz ist frei —
Lieblich liebt es sich im Maien.

Er war mitten auf der Straße stehen geblieben, dem Fenster gegenüber, hinter dem die Sängerin saß. Nur bis zum Gürtel herab konnte er sie sehen, sie kauerte auf einem Schemel und hatte ein Spinnrad zwischen den Knieen, das sie fleißig drehte, während sie vor sich hin sang. Sie war jung und im ersten Aufblühen ihrer schlichten Schönheit: lichtbraune Haare und sanfte schwarze Augen, dazu eine Wange wie Sammt, und wenn im Singen sich die Lippe ein wenig zurückzog, schimmerten ihre kleinen weißen Zähne, daß man es für eine Wonne halten mußte, ein wenig von ihnen gebissen zu werden.

Unwillkürlich, da das Liedchen zu Ende war, trat Raimon ein paar Schritte auf das Fenster zu, das Mädchen aber, da sie den Fremden sich nähern sah, erhob sich rasch, ihr Gesicht nahm einen ruhig stolzen Ausdruck an, und indem sie sich hinausbeugend ihm ihre schöne schlanke Gestalt zu schauen gab, schloß sie den Laden und deutete mit einem letzten Blick dem bestürzt Hinaufstarrenden an, daß sie für müßige Gaffer nicht zu singen pflege.

Raimon säumte nicht, bei dem nächsten guten Bürger, der des Weges kam, sich zu erkundigen, wer das Häuschen bewohne. Er hörte den Namen eines ehrsamen Handwerkers, der ehemals ein Schwertfegerlädchen gehalten, seit Jahren aber in seinen von der Gicht gekrümmten Händen das Werkzeug nicht mehr zu halten vermöge und nun seine letzten Lebenstage mit der einzigen Tochter, die ihm geblieben, hier in unbescholtener Stille und fast dürftig verbringe. Doch könne manch ein reicherer Vater ihn um dies Kind beneiden, da er an ihm einen wahren Schatz an kindlicher Liebe und Treue besitze und sie sein kümmerliches Alter auf alle Weise pflege und erheitere. Gaudairenca sei ihr Name, in der Stadt aber heiße sie nur „die Dichterin". Denn sie habe eine absonderliche Gabe, allerlei Tanzlieder, Coblas, Rundgesänge und Canzonetten zu dichten und sie nach eigenen Weisen zu singen, so daß sie, wenn sie sich ja einmal unter junge Leute mische und an einer ehrbaren Festlichkeit Theil nehme, immer um ein neues Lied bestürmt werde und nie darum verlegen sei. Was sie gedichtet, falle gleich in's Ohr und werde nicht so bald wieder vergessen, dazu komme ihre züchtige Anmuth, die Jedem das Herz abgewinne, so daß sie trotz ihrer mangelnden Mitgift schon oft eine vortheilhafte Heirath hätte machen können. Doch wolle sie ihren Vater nicht verlassen, der ein grilliger alter Knabe sei, so daß ein Eidam, der ihn mit in seine junge Wirthschaft bekäme, keine kleine Last an ihm zu tragen hätte.

Dieser Bericht war Oel in die rasche Flamme, die in Herrn Raimon's Brust durch den Anblick und Gesang seiner jungen Kunstgenossin entfacht worden war. Er konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, ohne daß ein muthwilliger Traum das dichtende und singende holde Geschöpf an ihm vorüberführte, immer nur im Fluge, so daß der Aerger, daß sie ihm aus den Händen schlüpfte, ihn alsbald wieder erwachen ließ. Kaum war es Tag geworden, so

umschlich er von Neuem das Haus mit dem Rosenstock, dessen Läden der frühen Sonne geöffnet waren, ohne daß etwas Anderes sich im Innern zeigte, als ein grauer Haarbüschel auf einer vielgefurchten Stirn, hinter welcher der alte Schwertfeger seine unwirschen Morgengedanken ausbrütete. In der That war der Vater des dichtenden Mägdleins mehr einem Schuhu, als einem ehemals buntgefiederten alten Singvogel ähnlich und zwinkerte, während er ab und zu einen Zug aus der zinnernen Kanne that, so unheimlich blöde und giftig zugleich mit den gerötheten Augenlidern, daß er jeden fremden Gast von seiner Schwelle zurückschrecken mußte.

Herr Raimon indessen kümmerte sich wenig um diese Vogelscheuche, sondern schlug sich durch ein Seitengäßlein nach dem Flusse hinab, bis zu dem das Gärtchen hinter dem kleinen Hause sich erstreckte. Sein ahnendes Gemüth hatte ihn nicht getäuscht. Ueber den niederen Zaun hinweg sah er die schlanke Gestalt seiner jungen Collegin durch die grünen Büsche wandeln, ein rothes Tüchlein lose um's Haupt geschlungen, unter dem ihr die Augen und Wangen noch einmal so blühend hervorleuchteten. Sie sang nicht, schien auch nicht ganz leichten und heiteren Gemüthes, wie ein noch unerfahrenes Kind, das in der Morgenluft die Schatten ängstlicher Träume umflattern. Mit ihren Händen, die nicht eben geschont, aber von schlanker Form und leicht gebräunt waren, wand sie eine lose Guirlande aus Lorbeer- und Granatzweigen, die sie im Gehen von den nächsten Sträuchern brach, und blieb mit heftigem Erschrecken mitten im Wege stehen, als Herr Raimon ihr über den Zaun zurief, ob sie da einen Kranz winde für ihren eigenen Scheitel, sich damit zu schmücken, wie es einer berühmten jungen Dichterin gezieme.

Sie hatte sich rasch gefaßt und sah ihm jetzt mit ihren schwarzen Augen ruhig in's Gesicht.

„Ich habe mir Nichts dabei gedacht," sagte sie, „als ich die Zweige pflückte, aber nun ich es bedenke, ist es mir lieb, daß der Kranz wie von selber zu Stande gekommen ist. Denn wenn er nicht zu schmucklos ist für eine Dichterstirn, mögt Ihr ihn tragen, Herr Raimon von Miraval."

Damit verband sie die Spitzen der Lorbeerzweige, schlang den Faden herum, und indem sie mit leichter Befangenheit an den Zaun herantrat, überreichte sie das blühende Gewinde dem Ritter, der eine Weile zauderte, danach zu greifen, da er ganz in den Anblick des schönen Wesens versunken war.

„Ich dank' Euch, Gaudairenca," sagte er endlich. „Aber wie wißt Ihr meinen Namen?"

„Ich sollte eher fragen, wer Euch den meinen gesagt hat. Euch kenn' ich wohl. Als Ihr mit dem Grafen Raimon von Toulouse vor zwei Jahren durch Carcassonne geritten kamt, zeigten die Leute auf Euch als den Dichter der schönen Canzonen, die man hie und da singen hört, und da sie mir sehr gefallen hatten, betrachtete ich Euch aufmerksam und behielt Euch wohl im Gedächtniß, als den ersten Sänger, den ich je gesehen. Gebt Euren Hut her, Herr Raimon; ich will Euch den Kranz herumheften."

Er that, was sie von ihm verlangte. Ihn däuchte, er habe nie einen hol-

deren Dank für sein Singen erhalten, auch nicht an den reichsten Fürstenhöfen, noch von hochgeborenen Frauen.

„Und doch, da ich gestern Abend mich Eurem Fenster näherte," fuhr er fort, „verschloßt Ihr vor mir den Laden, als ob ein gräulicher Drache Euch angestarrt hätte."

„Das that ich, weil ich mich schämte," versetzte sie erröthend. „Ihr hattet mich singen hören, und es war ein einfältiges Lied, ohne Kunst und Sinn und Verstand; Ihr aber seid ein Meister, der die schönsten Reime findet und die trefflichsten Gedanken. — Da habt Ihr den Hut zurück, und nun geleit Euch unser Heiland! Ich muß in's Haus!"

„Gaudairenca!" rief er und hielt die Hand fest, die ihm den bekränzten Hut herüberreichte, „das schlichteste Wort, das deine rothen Lippen sprechen oder singen, ist köstlicher, als die gepriesensten Lieder des Herrn Bernard von Ventadour, oder Peirol's oder sonst eines berühmten Sängers, und seit ich jenes Tanzliedchen gehört, ist mir mein eigenes Singen so verleidet wie Pfauenschrei neben dem Schlag der Amsel oder Lerche. Du hast es mir so wundersam angethan, daß ich meine, ich müsse auf ewig verstummen, wenn ich deine Stimme nicht mehr höre."

Sie lachte ein wenig, indem sie immer tiefer erröthete. „Das wäre mir ewig leid um Euch und die Welt und mich selbst, da ich Eure Lieder liebe. Aber wenn Ihr dies nicht sagt, um eines ungelehrten Mädchens zu spotten, — die Straße vor unserm Hause ist frei, Herr Raimon, und ich singe immer, wenn ich arbeite, und da es mir an Arbeit nicht fehlt, ist auch an meinem Singen Ueberfluß. Nur freilich, wenn ich denken soll, es hört mir Einer zu mit so feinen Ohren, wie die Euren, werde ich noch ungeschickter singen, als sonst. Mein Vater schilt ohnehin oft genug, daß ihm das ewige Tireliren Kopfweh mache. Horcht! da ruft er nach mir. Lebt wohl und habet Dank!"

Sie riß sich hastig vom Zaun hinweg, und er sah sie das Gärtchen durcheilen, daß ihr die langen Zöpfe im Winde flogen. Dann nahm er in tiefen Gedanken den Hut ab und drückte eine der dunkelrothen Granatblüthen an seinen Mund. „Daß es deine Lippen wären, Gaudairenca!" murmelte er vor sich hin. Dann schritt er langsam, das Haupt zur Brust geneigt, seiner Herberge zu.

Desselbigen Abends fand er sich wieder vor dem Hause mit dem Rosenstocke ein, den Kranz kecklich um den Hut gewunden, so daß die Nachbarn auf ihn zeigten und sich zuraunten, es müsse unter diesem Hute nicht ganz richtig stehen. Bald aber erfuhren sie, wer der wunderliche Fremde sei, der Abend für Abend auf einem steinernen Bänklein dem Schwertfegerhaus gegenüber saß und an Nichts zu denken schien, als dem leisen Singen zuzuhören, das von drüben erklang; und da sie nicht wenig stolz waren auf die „Dichterin", die ihr Stadtkind war, hüteten sie sich, ihn zu stören mit neugierigem Hinzutreten und Anreden. So dauerte das eine Woche, ohne daß die Sängerin sich viel hätte blicken lassen, da sie darauf bedacht war, ihren Ruf zu hüten. Auch das Gärtchen hatte sie gemieden, so bald ihre scharfen Augen ihr anzeigten, daß der höfische Freund den Zaun umschlich, um wieder eine Zwiesprach mit ihr anzuknüpfen. Dies Alles that sie ganz ohne Arglist, nicht etwa um ihn durch ihr Fernhalten

nur fester anzuziehen, da sie so bescheiden war, wie klug, und im Traum nicht daran dachte, es könne dem ritterlichen Herrn im Ernst an ihr gelegen sein. Sie wußte ja auch, daß er in Fürsten- und Grafenschlössern ein gern gesehener Gast war, und was von seinem Liebesunstern verlautete, konnte ihr seinen Werth nicht schmälern, da sie es nicht zu fassen vermochte, wie ein Weib einem so vornehmen und trefflichen Manne mit Unglimpf begegnen könne, wenn es nicht ein Herz im Busen trüge, das taub sei für den Zauber süßer Gesänge.

Darum erschrak sie in allem Ernst, als eines Abends Herr Raimon in das kahle und ärmliche Zimmer ihres Vaters trat und mit schlichten aber nachdrücklichen Worten seine Tochter von ihm zum Weibe begehrte. Der grillige alte Mann, den Gicht und Armuth und die eigensinnige Zurückgezogenheit von der Welt mißtrauisch und menschenfeindlich gemacht hatten, glaubte nicht anders, als man wolle ein frevelhaftes Spiel mit ihm treiben, und erhob in blindem Zorn den Stecken, an dem er durch's Haus zu schleichen pflegte, wie um einen bösen Buben abzuwehren. Auch er kannte den Ritter dem Rufe nach, und obwohl Miraval kein reicher Besitz war, schien ihm doch die Werbung des höfischen Mannes um ein geringes Stadtkind ein Unding, nur zu Schimpf und Schmach ersonnen. Als aber Raimon seine redliche Absicht betheuerte, seine eigene Armuth gestand und erklärte, ihm thue eine häuslich und prunklos erzogene Hausfrau Noth, da er des Herumschweifens satt sei und in ehrbarer Stille auf der väterlichen Burg zu leben gedenke, auf welcher auch für den Schwiegervater Platz sei, blickte der Alte, ohne ein Wort zu sagen, seine Tochter an, die regungslos an einem Thürpfosten lehnte und röther glühte als die Granatblüthen in ihrem Garten. So schwiegen die Drei eine kleine Weile. Dann kam plötzlich Leben in die junge Gestalt. Ein schüchternes Lächeln ging über ihr zartes Gesicht, sie schlug die Augen mit einem strahlenden Blick zu dem theuren Manne auf und nickte ihm kaum merklich mit dem Haupte zu. Er aber, der trotz seiner Geburt und des Bewußtseins von seinem Dichterruhm verlernt hatte an Glück zu glauben, stürzte mit einem Aufschrei des höchsten Jubels zu ihr hin und umfaßte die reizende Geliebte, die in verworrenem Taumel ihm in die Arme sank und ihm zuflüsterte: „Wenn ich Euch nicht unwerth erscheine, nehmt mich hin; ich hab' Euch geliebt vom ersten Augenblick!"

Nun wurde in Kurzem eine stille aber fröhliche Hochzeit gehalten, bei welcher das alte Schwertfegerhaus in ein grünendes, blühendes Zauberschlößchen verwandelt erschien, da die Braut alle Sträucher und Beete ihres Gartens geplündert hatte und Freunde und Nachbarn, die geladen waren, es sich angelegen sein ließen, durch zierliche Hochzeitsgaben aller Art sich dankbar zu zeigen für die seltene Ehre, die ihrer jungen Mitbürgerin geschehen. Herr Raimon trug das Haupt hoch, als er an der Seite seines jungen Weibes aus der Kirche schritt. Er mußte in allem Liebesglück, das er wahrhaft empfand, mit stiller Schadenfreude daran denken, wie manche hochgeborene Frau bei der Nachricht von dieser Vermählung sich kränken würde, daß der Sänger, der ihren Ruhm hätte verbreiten können, ihr nun aus dem Netz gegangen und in einem bescheidenen Glück vor allen Ränken und Tücken höfischer Schönen geschützt sei. Als die junge Frau bei Tische von den Gästen gebeten wurde, zum Abschiede noch einmal eines ihrer

Lieder zu singen, und nun mit einem schalkhaft süßen Blick auf Raimon jenes Tanzliedchen anhob, das ihn zuerst an ihr Haus gefesselt hatte, kam es ihm vor, als sei aller Glanz des höfischen Kunstgesanges ein blasser künstlicher Schein gegen die reine Flamme, die hier alle Herzen hell und heiter machte, und er verschwor sich heimlich, keine Stunde seines Lebens mehr an diesen eitlen Tand zu vergeuden.

Auch hielt er dies Gelübde redlich die erste Zeit, die er mit seiner lieben Frau auf Miraval zubrachte. Zu ihrem Glücke fanden sie dort von den drei Brüdern, die gemeinsam die Burg bewohnt, nur noch den ältesten, einen harmlosen, gutherzigen Mann, der das Pflegeramt verwaltete, nachdem die beiden Andern, des ewigen Zankens und Mißgönnens müde, in fremdem Herrendienst ein reichlicheres Auskommen gesucht hatten. Der Zurückgebliebene, Gaucelm mit Namen, empfing die schöne junge Schwägerin mit brüderlicher Herzlichkeit und ließ sich auch die Zugabe des alten Schuhu's gefallen, für den in einem Thurmgemach ein ganz wohnliches Nest eingerichtet wurde. Nicht lange, so hatte die neue Herrin das verstaubte, verwahrloste alte Gebäude mit geringem Aufwande so sauber wieder hergestellt, daß die Gäste, die sich hin und wieder einfanden, es kaum noch zu erkennen vermochten. Auch sorgte sie dafür, daß die Felder ordentlich bestellt, der Wald nicht thöricht verwüstet, der Garten in gutem und einträglichem Stand erhalten wurde und es ihrem Raimon in Küche und Keller an nichts Wünschenswerthem gebrach. Nur verlernte sie über diesem scharfen Wirthschaften und Haushalten ihr Singen, und erst als sie ein Kind in der Wiege zu schaukeln hatte, ein Mägdlein mit goldhellem Haar und den schwarzen Augen der Mutter, fing sie an Schlafliedchen zu summen, die sie von Niemand gelernt hatte, als von ihrem eigenen Mutterherzen.

Auch ihre alten Tanzlieder fielen ihr wieder ein, als sie die Kleine die ersten Schritte machen lehrte, aber sie sang sie ihr nur, wenn sie mit dem Kinde allein war. Denn es war Etwas in ihr, das sie warnte, ihren Gatten nicht an alte Zeiten und seine alten Künste zu erinnern, die er über seinem ruhigen Hausvaterberuf glücklich vergessen zu haben schien. Das hatte nun etliche Jahre gewährt, und wer Herrn Raimon von Miraval heimsuchte und ihn auf dem Felde die Knechte anweisen oder im Obstgarten Edelreiser pfropfen oder mit dem Falken auf der Faust, seinen Bruder Gaucelm neben sich, auf die Jagd reiten sah, hätte sich schwerlich träumen lassen, dieser wettergebräunte, schlicht gekleidete Biedermann sei der nämliche Raimon, der zu den Füßen schöner Damen geschmachtet und einem Könige den Weg zu seiner eigenen Liebsten gewiesen hatte.

Da kam eines schlimmen Tages ein Brief vom Grafen von Toulouse, der in scherzenden Worten anfragte, ob über dem Honigtrank der Liebe der edle Wein der Freundschaft denn ganz vergessen oder verachtet werde. Der Brief war in Reimen abgefaßt und das „Geleit" (wie das kürzere Ströphchen am Schlusse genannt wurde) wandte sich an die Frau Dichterin mit der Bitte, ihrem Eheherrn die Zügel ein wenig lockerer zu machen, daß alte Freunde sich einmal wieder sein erfreuen könnten.

Gaudairenca erschrak bis in's innerste Herz, als ihr Gatte ihr diese Botschaft mittheilte, ohne selbst ein Wort hinzuzufügen. Aber als ein kluges Weib, wie

sie war, redete sie eifrig zu, sich nicht störrig und unhöfisch zu erzeigen, sondern der Ladung des erlauchten Freundes zu folgen. Erst da sie Raimon vom Söller aus nachsah, wie er hastig hinwegritt, als ob er fürchte, doch noch zurückgehalten zu werden, entlud sich ihr schweres Herz in bangen Tropfen, die auf das blonde Häuptlein ihres Kindes niederfielen, und sie drückte die kleine Constanze so fest an ihre Brust, daß auch sie zu weinen anfing und der gute Schwager, der wohl begriff, was den Himmel über Miraval so jählings trübte, genug an Mutter und Kind zu trösten hatte.

Leider wollte sich auch die Luft nicht wieder klären. Gaudairenca's kummervolle Ahnung traf allzu bald und allzu gründlich ein, Raimon schien am Hofe von Toulouse den alten Adam, den auszuziehen er gelobt, sofort wieder angezogen zu haben, und wenn er auch an Weib und Kind zurückdenken mochte, er ließ nie ein Wort von ihnen verlauten, so daß auch die Scherzreden, mit denen er empfangen worden war wegen seiner dichtenden Gattin aus bürgerlichem Hause, bald für immer verstummten. Es war zu jener Zeit nichts Seltenes, daß ein Troubadour im Geheimen eine unhöfische Verbindung schloß, die ihm zwar nicht vor Gott, aber vor den Menschen völlige Freiheit ließ, standesgemäße Abenteuer zu suchen und um Frauengunst zu werben. Also trieb er, nachdem er den Rost von seiner Leier ein wenig abgeschliffen, sein ungebundenes Wesen ganz wie vor Zeiten und als säße nicht daheim auf der Burg seiner Väter eine schöne junge Frau in bitterer Verlassenheit und Sehnsucht, und begnügte sich nur in großen Pausen, wenn ein Bote gerade in jene Gegend gesandt wurde, mit einem kurzen Gruß seiner Hausfrau sagen zu lassen, es gehe ihm wohl und er hoffe, auch ihr fehle es an Nichts, worauf regelmäßig die Antwort kam, es stehe unter Gottes und Schwager Gaucelm's Schutz Alles wohl im Hause, und die kleine Constanze blühe und gedeihe und lasse dem Vater gute Tage wünschen.

Von ihrem eigenen Zustande erwähnte sie nie ein Wort, theils aus Bescheidenheit und theils aus Stolz. Sie hatte es nicht vergessen, daß sie aus geringem Hause war und nicht den Anspruch erheben durfte, ihrem ritterlichen Geliebten seine ganze höfische Welt aufzuwiegen. Um so weniger aber wollte sie von seinem Mitleiden erbetteln, was seine Liebe ihr nicht aus freien Stücken gewährte, zumal sie ihres Frauenwerthes sich gar wohl bewußt war und sich getraut hätte, wenn er sie mit zu Hof genommen, neben den hochgeborenen Schönen, die ihr gleißendes Spiel mit ihm trieben, aufgerichteten Hauptes und hellen Auges einherzugehen und von Keiner überglänzt zu werden.

Herr Raimon, als ein eitler Mann, wie er war, und durch den neuen Ruhm, den er sich ersang, verblendet, verstand den schlichten, niemals klagenden oder flehenden Ton ihrer kurzen Briefe unrecht, vielmehr es kam ihm gerade gelegen, das herauszulesen, was ihn berechtigen konnte, noch länger fernzubleiben. Wenn er zurücksann, wie sie ihm ihre Liebe und ihr jungfräuliches Selbst zu eigen gegeben und die ersten Jahre mit ihm verlebt, konnte er sie freilich nicht der Herzenskälte zeihen. Er redete sich aber ein, wie so manchem Weibe sei auch ihr die Liebe zu dem Kinde vor die Sehnsucht nach anderm Liebesglück getreten und fülle ihr Herz so gänzlich aus, daß sie kummerlos den Gatten entbehre und ihr Strohwittwenthum nicht als eine Last empfinde. Das nahm er ihr nun

nicht wenig übel, da er sich als ein so trefflicher Mann und großer Poet erschien, und er beschloß bei sich, wenn sie es denn nicht besser haben wolle, seine Gedanken ohne jeden Scrupel ganz von ihr abzuwenden und einzig und allein seiner Kunst zu leben und dem Dank vornehmer Frauen nachzutrachten, der seinem thörichten Ehrgeiz verlockender schien, als ein Lächeln seiner holden Frau und ein Lallen seines jungen Kindes.

So war er schon in das zweite Jahr von Hause weggeblieben, als er in die Netze einer gefährlichen Dame fiel, Ermengarde von Castres im Albigensischen, der reizenden Gemahlin eines greisen ritterlichen Barons, der ihr bald genug den Gefallen that, das Zeitliche zu segnen und sie als unumschränkte Herrin seiner Güter und ihrer Person zurückzulassen. Diese Frau, die man gewöhnlich nur die schöne Albigenserin nannte, zog in der unbequemen Muße ihres Trauerjahres, das sie von geräuschvollen Festen ausschloß, unsern Poeten an sich und ließ sich von ihm in allen Tonarten besingen, ohne freilich ihm einen besonderen Lohn zu gönnen. Denn heimlich hatte sie schon aus den Jahren ihrer Ehe ein zärtliches Einverständniß mit einem gewissen Olivier von Saissac, der ein herabgekommener Junker, aber von verwegenem Muth und schöner Gestalt war und die lebensfrohe junge Wittwe besser zu trösten wußte, als der in seinen Ruhm verliebte Sänger mit seinen schmachtenden Canzonen. Sie war aber verschlagenen Sinnes und wollte neben dem heimlichen Feuer, das ihre kalten Wittwentage erwärmte, auch des Lichts nicht entbehren, das ihre Reize weithin sichtbar machte, munterte daher Herrn Raimon mit süßen, vielverheißenden Blicken und verstohlenen Geberden unverdrossen auf, ihr seinen singenden Hof zu machen, und verbreitete die Lieder zu ihrem Preise in vielen Abschriften, die Olivier von Saissac mit eigener Hand anfertigte, heimlich ins Fäustchen lachend, daß der Schreiberlohn freigebiger sei als der Sängerlohn.

Herr Raimon, als ein gebranntes Kind, hätte nun billig das Feuer scheuen und Verdacht schöpfen sollen, ob es mit der tugendhaften Zurückhaltung der trauernden jungen Wittwe auch ganz richtig bestellt sei. Wie eine wahrhaft liebende edle Frauenseele beschaffen sein müsse, konnte er überdies aus bester Erfahrung gelernt haben. Aber der Hochmuthsteufel machte ihn blind und taub gegen so manche Zeichen und Winke, die ihn hätten warnen können, und wie ein Knabe, der eine reife und süße Frucht wegwirft, um einen Baum zu erklettern, aus dessen Wipfel ihm ein wurmstichiger Apfel zuwinkt, trieb er es immer eifriger in seinem närrischen Minnedienst und hatte darüber seit vielen Monden versäumt, auch nur das dünne Fädchen fortzuspinnen, das ihn noch mit seinem eigenen Hause verknüpfte.

Doch mußte er endlich, widerwillig genug, der Rede eines guten Freundes Gehör geben, der ihm mit Gewalt die Augen zu öffnen suchte und ihn erinnerte, wie schmählich es ihm vor Zeiten ergangen sei. Selbst von dem Handel mit Olivier erfuhr er nun das erste Wort, ohne doch daran glauben zu wollen, und nur so viel fruchtete die Ermahnung, daß er beschloß, sich nicht länger mit schönen Worten hinhalten zu lassen, sondern da das Trauerjahr mit Nächstem zu Ende ging, seinen Dienst aufzukündigen, wenn der Lohn ihm auch ferner vorenthalten werden sollte.

Die schöne Albigenserin hörte den Dichter, der mit leidenschaftlicher Erregung vor sie hintrat und seine Sache auf Biegen oder Brechen stellte, mit scheinbarer Bestürzung über seine kühnen Wünsche an, ließ dann ihre zärtlichen Augen bittend und demüthig wie ein gescholtenes Kind auf ihm ruhen und entgegnete mit verstellter Beklommenheit: das Alles komme ihr so unerwartet, da sie bisher sein Werben nur für eine Dichterlaune genommen habe, daß sie sich nicht sogleich darein finden könne, an seinen Ernst zu glauben. Sie selbst habe noch nie daran gedacht, ihren Stand zu verändern, gestehe aber gern, daß sie gegen seine Vorzüge nicht blind sei und keinen wünschenswertheren Freund sich denken könne. Nur mache gerade das, was ihn vor anderen Männern auszeichne, sie wieder bedenklich, da man die Falternatur der Poeten kenne, die jede Kerze umflatterten. Sie aber könne sich nicht entschließen, den Besitz eines Mannes mit irgend einer Frau zu theilen.

Hier unterbrach sie Raimon mit stürmischen Betheuerungen, daß er ihr ganz und für ewige Zeit ergeben sein und ihre Gunst mit einer Treue vergelten werde, die jede Probe herausfordere.

„Nun denn, Herr Raimon," fuhr sie lächelnd fort, indem sie mit den Locken des vor ihm Knieenden spielte, „so beweist es mir, indem ihr eine sehr geringe und leichte Sache vollbringt, die ich von Euch fordern muß, eh' ich die Eure werde. Man sagt, Ihr seid vermählt, mit einem bürgerlichen Weibe, von dem der Ruf geht, sie sei in der Dichtkunst wohl erfahren. Wißt Ihr, daß ich manches Mal, wenn ich Eure Verse hörte, im Stillen dachte: ob seine Frau ihm dabei geholfen hat? Wenigstens waren die Gedanken oft so zart und blumenhaft, daß sie eher aus einem Frauenkopf als aus einem männlichen Geist entsprungen zu sein schienen. Einen Liebhaber zu besitzen, der hin und wieder nach Hause reitet, um, wenn ihm selbst nichts mehr einfällt, was er zu meinem Preise sagen könnte, die Gedichte seiner Gattin zu bestehlen, würde mir schimpflich dünken. Und überhaupt geht es mir gegen den Sinn, ein loses Band zu knüpfen, das jede Laune einer bösen Stunde zerreißen mag. Einen Gatten will ich mir nehmen, bei dem ich bis an mein Ende wohlaufgehoben wäre. Wenn Ihr mich also ernstlich und heiß genug liebt, um jede Probe zu bestehen, so eilt heim in Eure Burg und trennt Euch für immer von Eurer dichtenden Hausfrau, dann kommt zurück zu mir, und ich schwöre Euch bei meinem irdischen und himmlischen Heil, daß hier eine fröhliche Hochzeit gefeiert werden soll."

So sagte die Listige, und als sie ihn betroffen verstummen sah, erhob sie sich und fügte noch hinzu: „Ich sehe, daß Eure Treue und Sehnsucht nur ein Gedicht war. Gut denn! So nehmt auch meine Worte für nichts Besseres und lasset uns als Freunde scheiden."

Da haschte er nach ihrer Hand, drückte seine Lippen darauf, und indem er sich muthiger und entschlossener stellte, als ihm um's Herz war, rief er: „Rüstet nur immer die Hochzeit, holde Gebieterin, denn bei den sieben Wunden der Gnadenmutter, der Bräutigam wird nicht auf sich warten lassen!"

Sie nickte ihm mit einem triumphirenden Lächeln zu und flüsterte: „Geht! Ihr seid ein Dichter, Herr Raimon!" — dann eilte er von ihr hinweg, schwang

sich mit brennendem Kopf und verstörtem Herzen auf sein Pferd und sprengte die Straße dahin, die nach Miraval führte.

Zwei scharfe Tagesritte hatte er zurückzulegen, Zeit genug, den Kopf verkühlen zu lassen und den Aufruhr in seiner Brust zu stillen. Es wollte ihm aber nicht gelingen. Am ersten Tage freilich wirkte der Zauber der schönen Hexe noch genugsam nach, daß er jede Einrede der Vernunft und jede Klagestimme des Gewissens zum Schweigen brachte, wenn auch nicht ohne steten Kampf mit seinem besseren Selbst. Was verliere sein Weib, wenn sie ihn freigebe? Mehr nicht, als sie in den letzten Jahren schon entbehrt habe, ohne es sonderlich zu vermissen. Habe sie nicht hinlänglichen Ersatz an dem Kinde und ein reichliches Leben dazu, da er ihr auf Miraval zu wohnen auch ferner gestatten wolle? Und sei nicht Bruder Gaucelm da, sie in allen Fährlichkeiten, denen ein einsames Weib sich ausgesetzt sehe, zu schützen? Für den sei sie die rechte Frau, und wer könne wissen, ob er es nicht sei, der ihr die Trennung von dem Gatten so leicht gemacht habe! Nun denn, so möge er sie ganz hinnehmen, der wackere Hausvogt die gute Haushälterin! Er aber, Raimon, — ein Höllengeist müsse ihn verblendet haben, daß er das Carcassonner Schwertfegerkind zu seinem Weibe gemacht. Gleich zu Gleich, sage die Weisheit aller Völker und Zeiten. Als Gemahl eines stolzen adligen Weibes, wie Ermengarde, — wie anders könne er seine ritterliche Kunst pflegen, daß er die berühmtesten Troubadours der ganzen Provence überstrahle! Und liebe sie ihn nicht auch? Sei er es ihr nicht schuldig, zu beweisen, daß seine Huldigungen mehr gewesen als Gedichte? Jetzt endlich sei es in seine Hand gelegt, alle neidischen Kläffer, die ihm alte Geschichten aufmutzten, zu beschämen, und er könne noch Bedenken tragen, ein so geringes Hinderniß aus dem Wege zu räumen?

So sprach er am ersten Tage in tausendfachen Wiederholungen zu seinem anklagenden Herzen. Am zweiten aber wurden die aufmunternden Stimmen immer kleinlauter und verstummten endlich ganz. Eine öde unheimliche Stille war in seinem Innern, und nur von Zeit zu Zeit summte ihm die Weise des Tanzliedchens vor den Ohren, mit welcher sich Gaudairenca ihm in's Herz gesungen hatte. Dann stieß er dem Falben, den er ritt, die Sporenstacheln tief in's Fleisch und war froh, wenn der klirrende Hufschlag ihm die seltsam süße Melodie übertönte.

Als er dann am Abend die Zinnen von Miraval über den Wipfeln der hohen Ulmen und Nußbäume, die den Wall umstanden, herüberwinken sah, hielt er unwillkürlich den Zügel an. Ihm schwindelte der Kopf, und das Wiedersehen der alten Mauern, in denen er eine so schöne stille Zeit verlebt hatte, gab ihm einen Stich in's Herz. Auch war die ganze lange Rede, die er sich seinem Weibe zu halten vorgenommen, bis auf das letzte Wort aus seinem Gedächtniß verflogen. Dann aber schämte er sich, daß ein Weib, welches sich zwei Jahre ohne ihn zu behelfen vermocht, ihm solche Furcht einjagen könne, und sprengte in desto wilderer Hast den steilen Schloßberg hinan.

Das gute Roß strauchelte, als es über die lückenhaften Balken der Zugbrücke trabte; Herr Raimon aber, ohne des Vorzeichens zu achten, riß es mit Gewalt in die Höhe und: „Wo ist die Frau?“ herrschte er dem Knechte zu, der eilig

herbeigerannt kam und den unverhofft heimgekehrten Herrn mit lebhafter Freude begrüßte.

Sie sei mit dem Kinde in's Dorf hinabgegangen, eine Wöchnerin zu besuchen. Herr Gaucelm habe einen Ritt in die Stadt gemacht, einen Rechtshandel wegen eines Brückenzolls zu schlichten.

„Und meiner Frauen Vater?"

„Ist vor vierzehn Tagen unter der Linde auf dem Gottesacker bestattet worden. Wir hätten die Kunde Herrn Raimon sofort zu wissen gethan, aber Niemand konnte sagen, wo ein Bote ihn zu suchen hätte."

„Es ist gut!" murmelte der Heimgekehrte zwischen den Zähnen, mit einem so scheuen, düstern Blick, daß der Knecht sich Sorge machte, sein Herr sei krank und nur darum nach Hause gekommen, um sich von seiner Hausfrau pflegen zu lassen. Auf die Frage aber, ob man Frau Gaudairenca eilig herbescheiden solle, antwortete Raimon nur mit einem heftigen Kopfschütteln und trat, ohne nur Einen von dem herzulaufenden Gesinde zu begrüßen, in's Haus.

Es war ihm lieb, daß ihm noch eine Frist gewährt war, sich zu sammeln und seiner ersten weichen Bewegung beim Anblick der heimathlichen Stätten Herr zu werden. Den Hut auf dem Haupt, ohne den Reisestaub von den Kleidern zu schütteln, wie Einer, der an kein Rasten denkt, schritt er durch die wohlbekannten Gemächer, die in der letzten Tagesgluth ihn heimlich anlachten. Hier stand Jedes geordnet und gefestet an seinem Ort, während es in seinem Inneren unwirthlich und verstört aussah, wie in einem sturmdurchfegten Hause. An vielfachen Zeichen konnte er das liebliche Walten seiner klugen und umsichtigen Hausfrau wahrnehmen in der Halle drunten, wo die eichene Tafel stand und an den Wänden herum das blanke Zinngeschirr, die Becher und Schüsseln, das Linnen reinlich über den Tisch gebreitet zu dem einsamen Nachtmahl, neben dem Gedeck der Mutter ein kleines Tellerlein mit winzigem Becher und einem Hornlöffelchen für das Kind. So waren auch die übrigen Kammern, in die er hineinblickte, musterhaft gehalten und aufgeräumt, und in den Wohnzimmern standen in einfachen Krügen große Sträuße aus den schönsten Blumen, die das Gärtchen am Zwinger zu tragen pflegte. Eine wirthliche Hausfrau ist sie! mußte er sich eingestehen. Aber was ist sie mehr? — Er wappnete sich gegen die wohlige Empfindung, die ihn zu beschleichen suchte. So stieg er in's obere Geschoß hinauf, da war ihre eigene Kammer, daneben das Schlafgemach, wo das Ehebett stand, das kleine Bett des Kindes daneben. Hier aber warf er nur einen flüchtigen Blick hinein, er fürchtete, es möchte ein Geist ihm an der Schwelle entgegentreten, der ihn mit Gaudairenca's schwarzen Augen anblickte und ihn vollends entmannte. Mit einem schweren Seufzer schritt er zu dem kleinen viereckigen Fenster des Wohnstübchens, neben welchem ihr Sessel stand, das Spinnrad und ein Rahmen, an dem sie allerlei künstliche Stickereien zu machen pflegte. Das Fensterchen war geöffnet, von den Bäumen draußen drang der würzige Geruch des Nußlaubes herein, und tiefer unten lag das weite Land mit kleinen Häusern, Kornfeldern und rauchenden Meilern friedlich in der Abendsonne.

Der friedlose Mann wandte die Augen ab, als ob dieses sanfte Bild ihnen Schmerz mache. Ohne zu wissen, was er wollte und suchte, öffnete er einen

Schrank, der in der holzgetäfelten Fensternische stand und allerlei bescheidenen Frauenputz verschloß. Mechanisch zog er ein Lädchen nach dem andern auf und betrachtete die Nadeln und Spangen, die Gold- und Seidenfäden, die Hals- und Nastüchlein, die hier schön geordnet beisammen lagen. Im untersten Fach aber, das sich nur öffnete, wenn man auf eine verborgene Stelle drückte, sah er etwas, das ihn plötzlich aus seinem ziellosen Sinnen herausriß.

Ein ziemlich starkes Heft lag darin, aus derben Blättern, wie sie in gebundenen Büchern vorn und hinten eingefügt zu sein pflegen, sorgfältig zusammengenäht. Als er es herausnahm, erkannte er sofort die zierliche Handschrift Gaudairenca's und sah auf den ersten Blick, daß es Gedichte waren. Es fuhr ihm durch den Kopf, ob es etwa seine eigenen seien, die sie gesammelt und zu einem Bande für ihre eigene Erbauung vereinigt habe. Aber schon nach den ersten Zeilen mußte er diese eitle Vermuthung aufgeben. Minnelieder waren es freilich und in den Strophen und mit der kunstvollen Reimordnung, die er selbst anzuwenden pflegte. Aber nicht Liebesklagen eines Mannes und ritterlichen Sängers, sondern einer Frau, die nicht müde wurde, ihr sehnsüchtiges Gemüth in diese klingenden Zeilen zu ergießen, jetzt das Glück zweier zärtlich verbundenen Herzen preisend, jetzt das harte Loos beseufzend, den einzigen Mann, der ihr Tag und Nacht im Sinne liege, nicht in ihre Arme schließen zu können, weil böse Menschen und feindliche Sterne zwischen ihnen stünden, dann wieder den Entschluß aussprechend, sich aufzumachen und wenn sie barfuß gehen müßte über scharfe Kiesel und spitzige Dornen, um den Geliebten nur einmal mit Augen zu sehen und von Ferne mit der Hand ihm eine gute Nacht zuzuwinken.

Es war kein Zweifel, all diese Blätter hatte die einsame „Dichterin" beschrieben, sich mühend, nachdem sie in ihrer Mädchenzeit einfältige Volksweisen erfunden, jetzt die höfische Dichtersprache ihres Gatten zu reden und ihm Alles abzulernen, was ihn selbst berühmt gemacht hatte. Nur das schien minder klar, ob diese Blätter mehr zu bedeuten hatten, als Uebungshefte einer gelehrigen Schülerin. Es war in jener Zeit so völlig unerhört, daß ein noch so zärtlicher Ehemann und wäre er zehnmal ein warmherziger Poet gewesen, auf seine eigene Frau Liebste Gedichte machte, daß die Voraussetzung, ein eheliches Weib könne Liebeslieder an ihren eigenen Gatten richten, ein schier lächerlicher und gänzlich unsinniger Gedanke schien. Höfische Reime entsprangen einzig und allein im Verkehr der Geschlechter untereinander, die durch kein festes und geweihtes Band mit einander verknüpft waren. Wohl hatte man adlige Frauen gesehen, die auf das Werben eines Troubadours eine leidenschaftliche Erwiederung in zierliche Strophen gezwängt hatten. Warum sollte Frau Gaudairenca in der langen unbewachten Verlassenheit ihres Lebens nicht gleichfalls ihr Herz einem der vielen abenteuernden Gesellen zugewendet haben, die von Burg zu Burg schwärmten und die Besten und Schönsten für gerade gut genug ansahen, ihre verwegenen Wünsche zu erfüllen? Nirgend war Raimon's Name genannt, nirgend von der Gattentreue gesprochen, die der ersehnte ferne Freund allzulange schon gering achte. Nur die herzliche Trauer, mit dem Geliebten nicht nach Wunsch vereinigt zu sein, die Bitte, kein Hinderniß zu achten, um zu ihr zu eilen und ihre Sehnsucht zu stillen, klang sanfter oder stürmischer aus diesen Blättern, durchaus

nicht anders als eine Frau sich auszudrücken pflegte, die vom eifersüchtigen Gatten behütet ihren Liebsten ermahnt, um jeden Preis sich zu ihr zu stehlen. Wie, wenn Schwager Gaucelm von der heimlichen Liebschaft erfahren, dem gefährlichen Gast das Haus verboten und den Zutritt zu seiner schönen Schwägerin ihm erschwert hätte? Wol klang hin und wieder auch ein Ton des Argwohns mit durch, daß eine Andere den Geliebten fessele und ihr entfremde. Aber paßte das nicht auf einen Liebhaber so gut, wie auf den eigenen Mann, ja tausendmal besser, da nach der Sitte der Zeit die Untreue eines Liebenden, der seinen Lohn erst noch zu erwarten hatte, viel schwerer geahndet wurde, als der Wankelmuth des eigenen Mannes?

In solchen Zweifeln, die ihm das Blut sieden machten, hatte er das Heft, die Strophen hastig überfliegend, zu Ende geblättert, da fiel sein Auge auf die letzte Seite, die erst vor Kurzem beschrieben sein mußte, denn über dem letzten Liede stand mit kleinerer Schrift: Dies obitus patris delectissimi, dahinter das Datum. Dann folgte eine lange Canzone, in der ein schweres von Kummer bedrücktes Herz sich zu erleichtern gesucht hatte.

Die letzte Strophe aber mit dem Geleit lautete so:

Ich armes Weib, so jung und Wittwe schon,
Da mein Gemahl, obwol er lebt, mir starb,
Weh mir, daß Lust und Lachen mir entfloh'n,
Und Weinen meiner Wangen Flor verdarb!
Du wirst mich finden bleich und aschefarb,
Mein süßer Freund, und dann erschrickst du sehr.
Ach, wärest du geschieden nimmermehr,
Wer weiß, ob ich nicht beff'res Glück erwarb!

Zieh' hin, mein Lied, zu meinem blonden Freund,
Sag' ihm, ihn wiederseh'n sei all mein Glück.
Und seh' ich, wie er liebend mir erscheint,
Bringt er wol Lust und Lachen mir zurück.

Das Blut schoß Raimon in die Augen, daß die Zeilen vor seinem Blick verschwammen. Er drückte die Faust gegen das Heft, als ob er einen Verräther erwürgen wolle. Ein wunderlicher Kampf entbrannte in seinem Innern: die Freude, daß er eine blutige Anklage gegen die Frau zu erheben hatte, die ohne Ursache zu verstoßen ihm ein nagender Vorwurf gewesen wäre, rang in ihm mit dem Jähzorn über die erlittene Schmach und dem heimlichen bitteren Schmerz, daß ihr Herz sich von ihm gewendet hatte. Noch schwankte die Woge, welches Gefühl obsiegen würde, da hörte er ihren Schritt draußen vor der Kammer, er hatte nur noch Zeit, dem Tische, vor dem er stand, den Rücken zuzukehren, daß jenes Heft hinter ihm verborgen war, da wurde die Thür aufgestoßen und Gaudairenca, das kleine Mädchen an der Hand nachziehend, trat mit glühenden Wangen, Augen und Lippen von zärtlicher Freude leuchtend, in das Gemach.

„Raimon!" rief sie. „Du bist es! Lauf' zu ihm, Kind, heiß' den Vater willkommen! Raimon — endlich!"

Sie hatte die kleine Vierjährige, die sich schüchtern an die Falten ihres Kleides schmiegte, losgelassen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den lang Entbehrten zu. Der aber stand, die Arme fest über der Brust geschlossen, mit

finster gefurchter Stirn und flammenden Augen unbeweglich ihr gegenüber. Da stockte ihr Schritt, ihre Arme sanken wie gelähmt herab, der helle Schein in ihrem Gesicht erlosch. „Barmherziger Christ!“ rief sie, „was ist geschehen? Raimon — du bist krank — verwundet —“

„Führe das Kind hinaus!“ unterbrach er sie rauh. „Ich habe mit dir zu reden.“

In tödtlicher Angst, da die Stimme ihr fremd und unheimlich klang, wandte sich die Arme, beugte sich zu dem Kinde hinab und flüsterte: „Geh' zu Brunessinde, mein Liebling. Die Mutter holt dich, sobald der Vater es erlaubt.“

Die Kleine heftete einen großen Blick auf den fremden Mann, der ihr Vater sein sollte und sie nicht sehen wollte. „Mutter,“ sagte sie leise, „er hat uns nicht lieb, es ist nicht der Vater. Komm du mit mir!“

Die Frau drängte, keines Wortes mächtig, das zarte kleine Geschöpf von sich fort, rief nach der Dienerin, die neugierig herangeschlichen draußen auf der Stiege horchte, und übergab ihr das Kind. Dann schloß sie die Thüre und trat wieder vor ihren Gatten.

„Raimon,“ sagte sie mit einer Stimme, in der all ihre Liebe und Angst zitterte, „welch ein Wiedersehen! So lange getrennt, und dies dein Empfang! O, daß ich so dich wiederfinden muß! Aber nicht wahr, du leidest — du bist krank —“

Er sammelte mühsam seine Gedanken. „Ich leide,“ sagte er dumpf, „krank bin ich nicht. Ich habe gefunden, was ich nicht gesucht und erwartet hatte. Kennst du diese Schrift?“

Er hatte sich umgewendet und das Heft ergriffen. Nun hielt er es ihr entgegen, seine Hand bebte, seine Augen waren starr auf ihr Antlitz gerichtet. Das aber verfärbte sich nicht. Vielmehr erschien wieder ein leichter Schimmer von Heiterkeit auf ihren bangen Zügen.

„Ist es das?“ hauchte sie in einer lieblichen Verwirrung. „Gelobt sei Gott, daß es nichts Schlimmeres ist! Wie hast du mich erschreckt, lieber Mann! Mich und das unschuldige Kind!“

„Wer hat diese Blätter beschrieben?“ forschte er weiter, indem er das Heft zwischen ihnen zu Boden warf.

Sie sah ihn wieder befremdet an. „Ich denke, die Handschrift ist dir bekannt,“ erwiderte sie ruhig. „Hast du nicht manches Brieflein empfangen, das dieselbe Hand dir geschrieben hatte? Raimon, ich beschwöre dich, was hat dich angewandelt? Nun ja, es war ein müßiges Spiel, das ich trieb, mir die Weile zu kürzen, und es sind werthlose Verse. Eine gute Hausfrau, wenn sie auch in ihren Mädchentagen die Dichterin hieß, sollte keine Zeit verderben mit Künsten, die sie nur halb gelernt hat. Aber sieh' dich um im Hause und betrachte unser Kind und frage im Felde nach, ob ich wirklich über diesem armen Reimwerk etwas versäumt habe von meinen Pflichten, und wenn dein Bruder zurückkehrt, forsche auch bei ihm, ob er glaubt —“

Es war, als höre er nicht, was sie sagte. Seine Blicke bohrten sich in die offenen Blätter, die ihm zu Füßen lagen.

„An wen sind diese Lieder gedichtet und gesandt worden? Antworte mir, doch hüte dich, zu lügen!"

„Lügen, Raimon?" — und eine dunkle Röthe stieg ihr in die Wangen. „Es wäre meine erste Lüge gegen dich. Und warum sollte ich mein Herz verleugnen, das aus diesen ungeschickten Zeilen spricht? Ich weiß, daß es lächerlich erscheinen mag, wenn eine einsame Frau die Sprache höfischer Sänger nachstammelt, deine Sprache, Raimon. Verzeih', wenn ich Etwas gethan habe, was deinen Unwillen erregt. Nie will ich es wieder thun, an dir ist es, mir alle Lust und Versuchung dazu für immer zu entziehen, daß ich einer solchen thörichten Trösteinsamkeit nie mehr bedarf. Aber wenn du keinen anderen Fehler je an mir erfindest, als daß ich meine sehnsüchtigen Gedanken an dich in Reime gebracht habe —"

„An mich!" lachte er ingrimmig. Er bückte sich rasch, hob das Heft wieder vom Boden, und indem er die letzte Seite ihr dicht vor's Gesicht hielt, knirschte er: „An mich? Hat mein Haar sich verwandelt, seit ich von dir ging? Willst du, daß ich einen Maler rufen lasse, der sich auf Farben versteht und mir ein Zeugniß ausstellt, daß ich nicht dazu angethan bin, dein blonder Freund zu heißen? Antworte! — sprich! — was verstummst du? Nun, ich will dir Zeit lassen, ein Märchen auszusinnen. Sie nannten dich nicht umsonst die Dichterin."

Er warf das Heft auf den Tisch und that einen Schritt von ihr weg, dem Fenster zu. Die Sonne war indessen untergegangen, das weite Land draußen lag todtenstill in der ersten grauen Dämmerung; eine Fledermaus flatterte herein, schwirrte ängstlich unter der niederen Decke hin und wieder, und huschte endlich pfeifend wieder hinaus.

Raimon wandte sich um, er sah seine Frau regungslos mitten in der Kammer stehen, ihr feines Gesicht war ein wenig bleicher als sonst, ihre Augen von einem feuchten Flor verschleiert, sahen still gegen den weißen Abendhimmel.

„Nun?" sagte er. „Hast du dich besonnen?"

„Ich sinne noch immer," erwiderte sie langsam. „Ich sinne darüber nach, warum du mir diese großen Schmerzen machst. Du liebst mich nicht mehr, Raimon. Du willst mir weh' thun, darum bist du hergekommen. Was dein Herz so verwandelt hat — ich weiß es nicht, doch ahnt mir, ein Weib müsse im Spiele sein. Ich könnte mich hinter meine Frauenehre verschanzen und dir sagen: verkenne mich, wenn du es über's Herz bringst! Aber ich bin keine höfische Dame, die weiß, mit welchen Künsten man euch fesselt und betrügt. Ich bin selbst so thöricht, daß ich dir Wahrheit gebe, auch wo sie nicht wahr erscheinen wird, statt eine kluge Ausrede zu ersinnen, wie eine „Dichterin" wol könnte. Denn du hast mich schon einmal im Verdacht der Lüge gehabt und ich will dir nicht Recht geben, selbst auf die Gefahr, daß du meinem redlichen Worte nicht glaubst. Und freilich klingt es nach einem Märchen, daß ich einen blonden Bruder habe, der seit Jahren verschollen war, als du um mich warbst. Nun ist er plötzlich wieder aufgetaucht — er hat sein Glück gemacht in fernen Ländern mit der Handelschaft — von Mailand aus hat er mir einen Boten geschickt, daß er unterwegs sei nach Carcassonne — es war die letzte irdische Freude, die mein armer Vater —"

„Genug!“ unterbrach er sie heftig. Er mußte sich Gewalt anthun, sich von der schlichten Kraft der Wahrheit, die aus ihrer Stimme sprach, nicht überwinden zu lassen. Aber daß er beschämt vor ihr stand, seines argen Vorsatzes sich bewußt, machte ihn taub gegen alle Warnungen seines guten Geistes.

„Ein Bruder!“ höhnte er; „ich wünsche dir Glück zu diesem blonden Freunde, der jetzt deine Wittwenschaft dir erleichtern und deine einsamen Stunden trösten wird, denn wir Zwei haben hinfort Nichts mehr mit einander gemein. An Einem Troubadour ist es genug in einem Hause, und deine Lehrzeit bei mir hast du so gut benutzt, daß du nun ohne mich die „fröhliche Kunst“ betreiben kannst. Ich werde dafür sorgen, daß du keine Noth leidest, die Hälfte von Allem, was ich besitze, soll dir verbleiben. Wenn du auf Miraval ferner zu hausen wünschest und Gaucelm damit einverstanden ist, daß dein blonder Freund sich hier zu euch gesellt, so geschehe nach deinem Willen. Ich werde den Staub meiner Heimath von meinen Schuhen schütteln und nie wieder zurückkehren. Und somit lebewohl — und ich wünsche dir, daß es nicht lange dauere, bis „Lust und Lachen“ wieder bei dir einzieht.“

Er wollte an ihr vorbei zur Thür hinaus, sie aber vertrat ihm den Weg mit einer so hoheitsvollen Geberde, daß er ihren Blick nicht ertragen konnte.

„Bleibt!“ sagte sie mit einem herben Ton, den er nie von ihr gehört. „Ihr seid der Herr von Miraval, und wenn Ihr Grund zu haben glaubt, Euer getreues Weib zu verstoßen, so ist es an diesem, aus Eurem Hause hinwegzugehen. Nichts von Allem, was ich als Burgfrau besessen und hinzuerworben, nehme ich in mein einsames Leben mit, als mein gutes Gewissen und mein liebes Kind, das Ihr nicht einmal eines Blickes werth gehalten. Sorgt nicht um mich, Herr Raimon, wie ich es erhalten und aufziehen werde. Sorgt um Euch und Euern Frieden, der, wie mir ahnt, schwer gefährdet ist. Nicht, daß ich Euch wünschte, Ihr möchtet in Leid und Pein an diese Stunde zurückdenken und Eure Verblendung anklagen. Aber wenn es einen gerechten Richter über den Sternen gibt — nein, kein Wort mehr zwischen uns! Gott sei mit Euch und — mit mir!“

Sie wankte, da sie die letzten Worte mühsam hervorstieß. Als sie aber sah, daß er hinzutreten und ihre Hand ergreifen wollte, nahm sie ihre letzte Kraft zusammen und schritt mit einem Blick des Grames, der ihn in die Seele traf, über die Schwelle.

Er fühlte einen jähen Trieb, ihr nachzustürzen, sie zurückzuholen, Alles zu widerrufen, was er in seiner wahnwitzigen Selbstverhärtung ihr gesagt hatte. Aber eine zwiefache Scham, vor ihr als ein jammervoller Schächer dazustehen und jener schönen Schlange, die ihn umstrickt hatte, nie wieder begegnen zu dürfen, bannte ihn fest an die Stelle, wo sie ihn verlassen hatte. Im Hause blieb Alles still. Nur einmal hörte er das Stimmchen des Kindes von fern, das irgend eine Frage that, aber sofort beschwichtigt wurde. Er empfand plötzlich ein großes Verlangen, den lockigen Kopf der Kleinen zwischen seine Hände zu nehmen und die großen Augen, die ihn so vorwurfsvoll angestrahlt, recht mit Muße zu betrachten. Dann hörte er drunten im Hof den Hufschlag eines Pferdes, und in der Meinung, sein Bruder kehre zurück, trat er rasch an das Fenster. Da sah er unten einen alten Ackergaul mit einem schlechten Sattel

versehen, der eben aus dem Stall geführt war. Einige vom Gesinde standen herum, sie mußten aber nicht wissen, was geschehen sollte, denn Keines zeigte eine verwandelte Miene, weder der Trauer noch des Staunens, als Frau Gaudairenca das Pferd bestieg und die Kleine zu sich hinaufheben ließ, wo sie ihr einen bequemen Platz vorn am Sattelknauf zurecht machte. Es schien sich um nichts Größeres zu handeln, als um einen Ritt in der Abendkühle auf die Felder hinaus, auch wurde keinerlei Gepäck dem Klepper aufgebunden. Gelassen zurückwinkend, als werde sie bald wiederkehren, ritt die Herrin durch das hohe Thor, und als der Hufschlag über die Zugbrücke klapperte, kehrten Knechte und Mägde in's Haus zurück; nur der Mann oben am Fenster stierte unverwandt der Reiterin und ihrer kleinen Gefährtin nach, bis sie im Schatten des nahen Waldes verschwunden waren.

Da that er einen tiefen Seufzer, der fast wie das Stöhnen eines zu Tode Verwundeten klang. In wilder Flucht jagten ihm unselige Gedanken durch das Hirn, er war in den Sessel niedergesunken, wo sein verstoßenes Weib zu sitzen und wol manchen Tag hinauszuspähen pflegte, ob immer noch ihr Glück nicht wieder auftauchen und der Burg sich nähern wolle. Aber der Zauber über ihm wirkte noch so stark, daß er den dumpfen Unmuth über sein eigenes Betragen bald genug abschüttelte. Sie hat es hingenommen, sagte er bei sich selbst, als käm' es ihr wahrlich eher erwünscht als unlieb. Im Stillen mag sie frohlockt haben, so leichten Kaufs davongekommen zu sein. Das Märchen, traun, war zu ungeschickt ersonnen, und hätt' ich sie schärfer verhört, sie wäre mit Schimpf und Schmach bestanden. Nun mag es so gut sein. Ich neide ihr wahrlich ihre Freuden nicht, möge sie mir die meinen lassen, uns Beiden ist dann geholfen. Nur das Kind — aber wer weiß, ob nicht auch das — woher nahm es sein blondes Haar? O Schlangenlist der Weiber! Und ich, der ich drauf und dran war, mich anzuklagen, daß ich zu hart an ihr gethan! — —

So wogte es in ihm auf und ab. Der alte Burgpfleger pochte endlich an die Thür und fragte, ob er dem Herrn einen Trunk Wein heraufbringen solle, bis die Herrin zurückkehre zum Nachtmahl. Raimon schüttelte finster das Haupt. Er befahl, sein Pferd wieder zu satteln und vorzuführen, er könne diese Nacht nicht da bleiben. Er fürchtete, kein Auge zu schließen unter diesem Dach, aus welchem Glück und Ehre geflohen, zumal seinem Bruder scheute er sich wieder unter die Augen zu treten. So trug er dem Alten einen Gruß an Herrn Gaucelm auf und ritt unter dem Kopfschütteln, Rathen und Staunen des ganzen Gesindes davon, in die mond- und sternenlose Nacht hinein.

Erst da die Mitternacht vorüber war, mahnte ihn der lahme Gang seines Thieres, daß es wol Zeit zu rasten wäre. Er hielt bei einem Hirtenhaus am Wege an, klopfte den Besitzer heraus, ließ dem Pferde einen Arm voll Futter vorwerfen und streckte sich am Herde auf ein unsanftes Lager, das der Mann ihm in der Eile bereitet hatte. Doch fand er erst gegen Morgen ein wenig Schlaf. Wie er dann auf dem ausgeruhten Gaul in den frischen Morgen hineinsprengte, suchte er sich einzureden: was ihn gestern gedrückt und geängstigt hatte,

sei wie nächtliche Schwaden vom reifen Korn in der Sonne von ihm weggeweht. Er bemühte sich, das Glück sich vorzustellen, das seiner wartete. Es war aber seltsam, daß vor das glatte, lächelnde Antlitz der schönen Albigenserin alsbald sich das stille Gesicht der Verstoßenen stellte, das ihn mit dunklem Blick fragend und richtend ansah. Im Lauf der Stunden indessen stumpfte sich der Stachel dieses Unmuths ein wenig ab. Er fand allerlei weise Beschönigungen für sein häßliches Thun. Wer ein krankes Glied sich habe vom Leibe abtrennen müssen, spüre den Schmerz noch am gesunden Fleisch. Er habe dieser Frau ein paar gute Jahre, die sie ihm beschert, zur Genüge gedankt. Wenn sie jetzt einander fern blieben, habe er ihr nicht das Kind unbestritten überlassen? Auch das rechnete er sich nun zu einem großmüthigen Verdienst. Und dann, sie sei jung und noch in ihrer Blüthe. Es werde ihr an einem neuen Gatten nicht fehlen, ob es nun der blonde Freund sei, Herr Gaucelm oder irgend ein Anderer.

Mit solchen spinnenwebdünnen Betrachtungen stillte er das Blut, das aus seinem wunden Gewissen tröpfelte. Die nächste Nacht schlief er tief und sanft, und als er am zweiten Tage sich dem Schloß Ermengarde's näherte, konnte er wieder aus so kecken, leuchtenden Augen um sich blicken, wie nur je ein Bräutigam dem Hochzeitshause entgegensah.

Es war später Abend geworden, als er Castres erreichte. Das Wittwenschlößchen lag so von waldigen Wipfeln versteckt, daß er es erst sehen konnte, als er nur einen Speerwurf vom Thor entfernt war. Da aber erstaunte er und erschrak fast und hielt die Zügel an, um seiner bangen Ueberraschung Herr zu werden. Aus allen Fenstern schimmerten ihm Lichter entgegen, und der Schall von Flöten und Geigen wehte gedämpft zu ihm herüber. Sie hatte ihm freilich gelobt, wenn er wiederkehre, werde hier eine fröhliche Hochzeit gefeiert werden. Wie aber konnte sie Tag und Stunde so pünktlich vorauswissen? Er hatte ihr keinen Boten gesandt. Daß sein widriges Geschäft zu Hause so rasch und glatt sich werde abthun lassen, er selbst hatte es nicht zu glauben gewagt.

Nachdenklich und zögernd ritt er in den Burghof ein. Das Thor war unverschlossen, auch der Pförtner schien der hochzeitlichen Musik nachgeschlichen zu sein und für verspätete Gäste den Zutritt offen gelassen zu haben. Nur ein uraltes Weib, das für keine Arbeit taugte und hüstelnd neben der Hundehütte kauerte, fuhr in die Höhe, da es den reisigen Herrn erblickte, und humpelte am Stecken herbei, ihn zu bewillkommnen.

„Ihr habt auf Euch warten lassen, Herr Raimon von Miraval," rief sie ihm zu, während er sich aus dem Sattel schwang. „Aber das Beste habt Ihr noch nicht versäumt. Sie gehen eben zu Tische, dann beginnt der Reigen. Wo bleibt unser Herr Raimon? hab' ich den Bräutigam selber sagen hören, als er heut früh am Hochzeitmorgen mit seiner schönen Braut über den Hof schritt, sich draußen im Walde zu ergehen, eh' sie zur Trauung sich fertig machten. Und Frau Ermengarde: Er hat Geschäfte zu Haus! sagte sie und lachte dabei. Aber seid ohne Sorgen, Liebster, er bleibt nicht aus, und zu spät kommt er ja auf jeden Fall. Und da neigte sich Herr Olivier zu ihr herab und küßte sie auf die Augen, und sie lachten Beide — ein schöneres Paar hat die alte Barbara

nie gesehen. Nun werdet Ihr Freude machen, wenn Ihr plötzlich in den Saal tretet und ihnen ein Hochzeitslied singt. Ihr habt doch eines mitgebracht?"

Kein Wort kam von den Lippen des bleichen Mannes, der wie in einem bösen Traum die Augen auf die hellen Fenster gerichtet hielt und die eine Faust auf's Herz gepreßt hatte, als fürchte er, es springe ihm in Stücke. Mit der andern hielt er den Sattelknauf umkrampft, er lehnte an dem starken Pferde, seine Kniee drohten einzuknicken. Endlich warf er der Alten den Zügel zu und bedeutete sie mit einer stummen Geberde, ihm das Pferd zu halten, bis er wiederkomme.

Er schritt aber nicht nach dem Haupteingang. Ein Seitenpförtchen führte zu dem Gemach, das er hier manche Woche lang bewohnt hatte. Da stürmte er die Stufen hinauf und trat in seine Kammer, wo Alles lag und stand wie er es verlassen.

Er wühlte in wahnsinniger Hast in einer Truhe, die neben seinem Bette stand. Als er das Schwert, das er gesucht, endlich hervorzog und die scharfe Klinge aus der Scheide riß, überkam ihn plötzlich der ganze höhnische Jammer seiner Lage. Was sollte es ihm frommen, wenn er jetzt in die Hochzeithalle stürmte und den glücklichen Rivalen, der ihm die Braut geraubt, oder das arglistige Weib, das ihn so schnöde betrogen, vor allen Gästen niederstieß? Gewann er sich damit sein verscherztes Glück, seinen gestörten Seelenfrieden zurück? Konnte er den Schimpf, den er seinem edlen Weibe angethan, mit diesem Blute wegwaschen, oder auch nur eine der Thränen aufwiegen, die Gaudairenca um ihn geweint?

Er sank auf das Lager und drückte das Gesicht gegen das Kissen, die Ströme der Wuth und Scham, die ihm aus den Augen brachen, zurückzudämmen. So lag er eine geraume Zeit, dann glaubte er Schritte zu vernehmen, und die Angst, einem Zeugen seiner Schmach in's Gesicht sehen zu müssen, riß ihn endlich in die Höhe. Das Schwert gürtete er um, von den anderen Sachen nahm er Nichts an sich. So schlich er die Wendelstufen wieder hinab, ohne irgend Jemand zu begegnen, und fand unten noch die Alte, wie er sie verlassen hatte. Mit schweren Drohungen schärfte er ihr ein, gegen Niemand verlauten zu lassen, daß sie ihn gesehen. Die Alte gelobte es unter hohen Betheuerungen und steckte das Goldstück, das er ihr zuwarf, eilfertig ein. „Deine Seele soll in ewigem Höllenfeuer brennen, wie die der schwärzesten Hexe, wo du schwatzest!" rief er ihr noch zu, als er schon im Sattel saß und dem müden Thiere die Sporen gab. Sie hob ihre Schwurfinger auf und legte die andere dürre Hand auf ihre Brust. Er aber war schon aus dem Thor und ritt wie von Rachegeistern gejagt ziellos in die weite Welt. — —

So blieb er verschollen über Jahr und Tag. Die Kunde verbreitete sich, Herr Raimon von Miraval habe sich in Marseille eingeschifft, man erfuhr aber nicht wohin, ob nach dem gelobten Lande zu einer Bußfahrt, oder um ein Land zu suchen, wo man seine Geschichte nicht wisse und wo die Frauen sich gegen edle Sänger holder und redlicher erzeigten. Denn trotz ihres Gelöbnisses hatte die Alte, als sie ihn für immer entfernt glaubte, sein spätes Erscheinen im Hochzeithause ausgeplaudert, und Herr Olivier, im schadenfrohen Uebermuth, kein Geheimniß

seinen guten Freunden daraus gemacht, mit welch feingestricktem Netz seine schöne Frau den gelüstigen Vogel bethört hatte. Darüber war ein großes Hohngelächter erschollen, noch bitterer jedoch und erbarmungsloser klang die Rede, die wegen seiner Verstoßung des eigenen Weibes durch die Provence lief. Denn Herr Gaucelm, als er seine theure Schwägerin sammt dem Nichtchen vermißt und endlich in Carcassonne wieder aufgefunden hatte, und von ihr hörte, um wie nichtiger Vorwände willen ihr Gatte sich von ihr geschieden, schonte den eigenen Bruder nicht, und bald erzählte man sich in der ganzen Gegend, daß die Dichterin von Carcassonne von ihrem Gemahl aus dem Hause getrieben worden sei, weil er sie auf heimlichem Dichten ertappt und ihre schöne Kunst ihr zum Verbrechen gemacht habe. Da ihm nun seit lange seine Brüder in Apoll auffässig und neidig waren, weil er es ihnen vielfach an schönen Reimen und zierlichen Gedanken zuvorthat, ergriffen sie mit Begierde diese treffliche Gelegenheit, ihr Müthchen an ihm zu kühlen. Mehr als Ein Spott- und Trutzgedicht ging von Hand zu Hand, das ihn auf's Heftigste anklagte wegen dieses blutigen Verstoßes gegen allen edlen Brauch und die heiligsten Gesetze der Courtoisie. Vor Allem ward ein Sirventes von Peire Duran herumgetragen, das von Hohn und Vorwürfen überfloß, und bis an den Hof seines alten Gönners, des Königs von Aragon, schallte das Rügegeschrei, also daß auch ein spanischer Troubadour, Uc von Mataplana, der einen alten Span mit ihm hatte, die Sache Gaudairenca's mit Eifer ergriff und auf den blöden Thoren, der ein artiges Weib um ihrer Gaben und Künste willen — vielleicht aus barer Eifersucht — verstoßen, die Rache des Himmels und die Verachtung der Welt herabbeschwor.

Was dem Verfehmten und Geächteten von all' diesen gereimten Bannflüchen zu Ohren kam, ist nie bekannt geworden. Man weiß überhaupt nicht genau, in welchem Schlupfwinkel der schwergetroffene Mann seine Qual verborgen hat, doch ist es das Wahrscheinlichste, daß er, nachdem er einige Zeit in wilden Gebirgsthälern herumgeirrt, — vielleicht mit dem Vorsatz ringend, sein verlorenes Leben in irgend einem tiefen Abgrund zur Ruhe zu bringen, — als die Wunde ein wenig zu vernarben begann, sich in ein Kloster geflüchtet, und um dort in harten Bußübungen und Kasteiungen seines Leibes Sühne der schweren Schuld zu erlangen gesucht habe. Die erste Nachricht wenigstens, die ihn uns wieder nahe bringt, zeigt ihn in einem Mönchsgewande mit geschorenem Haupt und tief über die Brust herabhängendem Bart, die Wangen so vom Fasten abgezehrt und die Augen so scheu in ihre Höhlen gesunken, daß, als er eines Abends durch das Thor von Carcassonne schritt, Niemand in dem bleichen schäbigen Kuttenträger den ritterlichen Sänger wieder erkannt hätte, der einst hoch zu Rosse neben seinem gräflichen Gönner hier eingeritten war.

Auch schritt er, als ob er dieser Welt nicht mehr angehöre, ohne rechts noch links zu schauen tiefsinnig vor sich hin, keinen Gruß erwidernd, den etwa eine fromme Bürgerin oder ein Kind ihm darbot. Als er aber zu dem Schwertfegerhause kam, an welchem der Rosenstrauch freilich, da es Spätherbst war, nicht mehr mit rothen Blumen ihn anlachte, hielt er an und stellte sich steif wie eine Schildwache neben den Thorpfosten des gegenüberliegenden Hauses. Wieder stand das Fenster offen. Er konnte aber, da es dunkel war, nicht er-

kennen, wer drinnen war und von wem die zarten Geigentöne ausgingen, die ihm die Seele so wunderlich bewegten. Es war eine unschuldig süße Volksweise, die ihm aber lieblicher däuchte, als die künstlichste Spielmannsmusik. Er lehnte das Haupt in der Kapuze zurück gegen den kühlen Stein und schloß eine Weile die Augen. Ihm war, als höre er sein verlorenes Glück von drüben herüberlocken und ihn wehmüthig anrufen. Als er endlich wieder aufblickte, war das Zimmerchen drüben erleuchtet. Ein kleines Mädchen stand am Tische, auf welchem ein Notenblatt lag. Es hatte eine halbwüchsige Viola im Arm und führte den leichten Bogen auf und ab mit großer Behendigkeit, und die blonden Härchen fielen ihm frei auf den Steg und das braune Holz herab, daß der Bogen zuweilen sich in die Löckchen verirrte, worauf die Spielerin dann den Kopf zurückwarf und in der Melodie ein kleiner Anstoß entstand. Ihr gegenüber am Tische saß eine schöne ernsthafte Frau mit einer Näharbeit, und nach einer Weile fing sie an das Geigenspiel mit leisem Gesang zu begleiten, während ein schlanker Mann, dessen starkes blondes Haar rund überm Nacken und über der Stirne abgeschnitten war, hinter dem Tische auf und nieder ging und mit einer Papierrolle sacht den Takt schlug. Es war eine richtige Geigenlection, die der blasse Mann in der Kutte drüben belauschte, und Spiel und Gesang bannten ihn so fest an diese Stelle, daß er sich nicht eher rührte, als bis das Mägdlein die letzte Cadenz gespielt hatte und nun das Instrument in einen Kasten schloß, der auf dem Tische stand. Die Mutter sagte ihm ein Wort. Da ging es zu dem blonden Lehrmeister hin, der es unter die Arme faßte, zu sich hinaufhob und auf die Stirn küßte. Darauf erhob sich auch die Mutter, nahm die Hand des Kindes und führte es hinaus, wol um es zu Bett zu bringen.

Ein altes Mütterchen kam des Weges, das erschrak ein wenig, als aus dem Schatten der Hausthür eine Mönchsgestalt sie antrat und mit dumpfer, von langem Schweigen heiserer Stimme sie fragte, wer da drüben wohne.

Die Alte maß den Fragenden mit einem verwunderten Blick. Ob er denn nicht wisse, daß dies das Haus der Frau Gaudairenca sei, die man die Dichterin nenne? Sie habe freilich kein Glück durch ihre schönen Verse erlangt, vielmehr das schwerste Unglück, das einer guten Frau begegnen könne, da ihr Gatte sie um ihrer Kunst willen, auf die er neidisch gewesen, verstoßen habe. Denn er habe gesagt, an Einem Troubadour sei es genug in einem Hause. Nun lebe sie hier ihre stillen Tage, den Mann aber habe die Strafe des Himmels ereilt und er dürfe sich nirgend mehr blicken lassen.

Und der Andere, brach es mühsam von den Lippen des Vermummten, der mit dem blonden Haar?

Das ist der Bruder der wackeren jungen Frau, der hat sie zu sich genommen und sorgt, daß es ihr und ihrem Kinde an Nichts fehlt, da er reich geworden ist auf seinen Handelsfahrten. Er ist noch immer so erbost auf den Herrn von Miraval, daß er geschworen hat, er solle es mit dem Leben büßen, was er seiner Schwester gethan, wenn er ihm je vor die Augen trete. Den aber haben wol längst die Wölfe im Gebirge zerrissen, und es war wol schade um ihn, da er ein großer Sänger war, aber Gott sieht nicht auf die Kunst, sondern auf

das Gemüth, und wenn er ein elendes Ende genommen, ist ihm Recht geschehen. Christ sei seiner armen Seele gnädig!

Die Alte schlug ein Kreuz und setzte ihren Weg fort. Der in der Kutte aber stand noch eine Weile und starrte das Häuschen an. Als das Licht darin erlosch, verschwand auch er.

Am andern Morgen aber, als die guten Bürger von Carcassonne zur Messe gingen, da ein Sonntag war, sah man unter den Krüppeln und Bettelleuten, die eine lebendige Hecke vor dem Münster Unserer lieben Frauen bildeten, eine hohe dunkle Gestalt in einer braunen Kutte, die so tief in die Stirn gezogen war, daß kaum die Augen darunter hervorleuchteten. Diese Augen musterten unbewegt die andächtige Menge, die in die Pforte hineinströmte und der fremden Gestalt nicht achtete. Endlich kam eine schöne Frau in schlichtem aber anständigem Kleide, das Meßbuch in der einen Hand, mit der anderen ein Jüngferchen führend, das nicht über sechs Jahr sein konnte, ein munteres schlankes Ding, mit so schwarzen Augen, wie die Mutter hatte, nur daß die des Kindes beständig hin und her funkelten und Alles neugierig betrachteten, was in ihren Kreis trat. An der anderen Seite der Frau schritt ein stattlicher Mann noch in jugendlichen Jahren, reich, aber ohne Prunk gekleidet, die Züge seines Gesichts dem seiner Begleiterin so ähnlich, daß ihre Geschwisterschaft unverkennbar war. Wie nun diese Drei dem fremden Mönch nahe kamen, stieß die Kleine ihre Mutter heimlich an, wie wenn sie etwas Spukhaftes sähe. Da hob die Frau, die ruhig zu Boden geblickt hatte, ihre Augen auf und spähte nach dem Fremden, und plötzlich erblaßte sie, ihre Hand, die das Büchlein hielt, zitterte, ihr Fuß stockte einen Augenblick. Als aber ihr Bruder fragte, was ihr sei, schüttelte sie hastig den Kopf, zog das Kind näher an sich und eilte mit rascheren Schritten an der Erscheinung vorüber in die offene Kirche hinein, auch auf der Schwelle keinen Blick zurücksendend.

Herr Raimon wartete draußen auf derselben Stelle, bis das Amt vorüber war. Als aber die Gemeinde wieder herauswallte, suchten seine Augen vergebens nach den drei Gestalten. Er trat endlich in's Innere der Kirche, ob sie hier etwa noch verzögen, von irgend einer besonderen Andacht festgehalten. Er fand aber Niemand, als ein paar uralte Kirchenschläferinnen, und mußte sich sagen, daß sie das Münster wol längst durch eine Seitenpforte verlassen haben würden.

Er wußte nun, daß er nichts zu hoffen hatte. Auch hatte er an der festen und kühnen Miene des Bruders wol abnehmen können, daß dessen Drohung nicht in den Wind gesagt war. Gleichwol zog es ihn am Nachmittag nach jenem Gartenzaun, an dem er zuerst ein holdes Wort von seiner verlorenen Liebsten empfangen hatte. Es wäre ihm fast erwünscht gewesen, dem Bruder zu begegnen, daß dieser sein Wort wahr machen und ihn des elenden Lebens überheben konnte. Er spähte aber lange umsonst in das Gärtchen hinein, in welchem jetzt keine Sommerblüthe mehr an den Zweigen hing, gelbe Blätter die Pfade überrieselt hatten und nur das immergrüne Lorbeer- und Granatlaub dunkel zwischen den fahlen Beeten stand.

Auf einmal öffnete sich die Thür, die aus dem Hause in den Garten führte,

und das Kind trat heraus, in einem sauberen Hausröcklein, die Haare in zwei Flechten um das schlanke Köpfchen gewunden. Sie hatte ein Gießkännchen in der Hand, das sie aus dem fließenden Brunnen füllte, um ein paar Beete zu begießen, auf denen irgend ein spätblühendes Gewächs angepflanzt war. Zierlich wie eine Bachstelze ging sie die schmalen Pfade hin und her, das Kleid mit der Hand aufnehmend, um es nicht zu benetzen. Als sie in die Nähe des Zaunes kam, wo Raimon herüberspähte, erblickte sie plötzlich die dunkle Gestalt und ließ erschrocken das Gefäß fallen. Er aber machte ihr ein bittendes Zeichen, daß sie nicht schreien und davonlaufen sollte, und hob eine kleine goldene Kette mit einem Kreuzchen, die er auf alle Fälle zu sich gesteckt hatte, in die Höhe. Die Kleine begriff, daß der Fremde nichts Böses im Sinne haben konnte, und als er sie immer freundlicher heranwinkte, that sie endlich ein paar zögernde Schrittchen ihm entgegen.

Constanze, hörte sie ihn rufen, warum fürchtest du dich vor mir? Ich bringe dir einen Gruß von deinem Vater, und das Kettlein sollst du zu seinem Andenken tragen. Komm, daß ich es dir selber umhänge, und wenn du ein liebes Kind bist, gib mir dafür einen Zweig von jenem Granatstrauch, daß dein Vater ihn sich aufheben mag als etwas, das sein geliebtes Kind ihm geschickt hat.

Mein Vater? erwiderte die Kleine mit einem ernsthaften Zug um die feinen Brauen. Ich habe ja keinen Vater mehr. Er ist todt, nachdem er meiner Mutter sehr weh gethan. Wer aber seid Ihr, daß Ihr mich von ihm zu grüßen kommt? Ich sah Euch schon heute früh vor der Kirche. Die Mutter erschrak sehr, da sie Euch bemerkte.

Sage deiner Mutter, erwiderte er — da wurde ihm das Wort im Munde durchgeschnitten. In der Thür des Hauses erschien Gaudairenca, sie warf nur einen einzigen Blick über das Gärtchen, gleich darauf hörte man sie den Namen des Kindes rufen, scharf und laut, doch ohne daß sie selbst sich von der Stelle rührte.

Es darf nicht sein! flüsterte die Kleine, indem sie sich eilig umwandte. Ich darf Eure schöne Kette nicht annehmen — ich nehme von keinem Fremden etwas — was mir der Oheim nicht gibt, darf ich nicht tragen — lebt wohl! — damit huschte sie von ihm fort, ergriff ihr Gießkännchen und flog auf die Mutter zu, die beide Arme um sie schlang, wie wenn sie dies kleine Leben vor einer großen Gefahr zu schützen hätte. Dann traten sie beide in's Haus, und der ausgestoßene Flüchtling draußen am Zaun zog die Kutte tief über's Gesicht, daß Niemand sehen sollte, wie die Thränen ihm über die eingesunkenen Wangen stürzten.

Er ward in Carcassonne nicht mehr gesehen. Es währte aber nicht lange, so ging durch die ganze Stadt das Gerücht, Herr Raimon von Miraval sei von den Todten auferstanden und in Toulouse am Hofe seines brüderlichen Gönners, des Grafen Raimon VI. erschienen, um diesem in seinen kriegerischen Nöthen beizustehen.

Zu jener Zeit nämlich war die wilde Fehde zwischen der päpstlichen Macht und den von ihr geächteten Fürsten und Grafen entbrannt, die nach der Land-

schaft Albigeois, in welcher die neuen Lehren zuerst gepredigt worden waren, der Albigenserkrieg genannt wird. Das zuchtlose Leben der Geistlichen und allerlei Mißbräuche der römischen Kirche hatten einen gährenden Unwillen erzeugt, der zumal in den Städten und Schlössern der Provence immer lauter und heftiger nach einer Reinigung der katholischen Lehre und Abstellung der Aergernisse verlangte. Die gelinderen Mittel, die Papst Innocenz III. zur Beilegung des gefährlichen Zwistes versuchte, Absendung von Legaten und Mahnbriefe, Gegenpredigten und öffentliche Religionsgespräche, erwiesen sich ohnmächtig; da befahl er den Kreuzzug gegen die Ketzer zu predigen, deren Bändigung und Ausrottung ein eben so verdienstliches Werk sei, als der Kampf um das heilige Grab, und da es nicht an mächtigen Herren fehlte, denen der geistliche Vorwand gelegen kam, im Trüben fischend ihre sehr weltlichen Absichten durchzusetzen, waren die gesegneten Fluren Aquitaniens bald der Schauplatz erbarmungsloser Kämpfe, die mehrere Jahre von beiden Seiten mit der ganzen Hitze und Blutgier eines Glaubenskrieges geführt wurden.

Der mächtigste Vorkämpfer für die Partei der Abtrünnigen war Graf Raimon von Toulouse. Ihn hatte gleich zu Anfang der Bannfluch der Kirche getroffen, und der gewaltigste Kriegsmann jener Zeit, Graf Simon von Montfort zog, nachdem er das Gebiet des Vizgrafen von Carcassonne verheert und die wohlbefestigte Stadt mit Sturm genommen, gegen Toulouse, um das Strafgericht der Kirche auch an dem streitbaren Haupt der ketzerischen Secte zu vollziehen.

Bei diesem war, sobald der Kirchenbann über ihn ausgesprochen worden, ein bleicher Mann mit geschorenem Haupt und langem Bart erschienen, in einer schlichten Waffenrüstung auf einem Maulthier reitend, und hatte sich vor ihn hingestellt mit der Frage, ob Graf Raimon einen Kriegsmann brauchen könne. Die Stimme däuchte diesem bekannt. Es währte aber lange, bis er in dem abgezehrten Gesicht des Fragenden die Züge seines alten Freundes und dichterischen Genossen wiederfand. Die Zeit war zu ernst, um alter Thorheiten und Sünden zu gedenken, und der Dichter sorgte dafür, daß Niemand, auch nicht im Uebermuth der Weinlaune, ihm an die alte Wunde rühren mochte. Er focht mit so wilder Tapferkeit, daß nicht nur der Graf, der ihn um seiner Treue willen hoch hielt, sondern alle anderen Herren und Barone sich eingestanden, kein höfischer Mann habe jemals die Verirrungen seiner Jugend mannhafter gesühnt. Nur Raimon selbst blieb düster und freudlos, wie zuvor. Ein einziger Wunsch schien ihn zu beseelen, daß er mit dem Schwert in der Hand den Tod finden möchte. Immer aber entging er dem Getümmel wie durch ein Wunder unversehrt oder nur mit geringer Verwundung.

Und nicht nur mit den Waffen stand er für den Freund ein. In leidenschaftlichen Rügeliedern rief er die benachbarten Fürsten und Ritter auf, sich zu den Vorkämpfern für die reine Lehre zu gesellen, und schürte mit dem Hauch seiner Verse die Flammen, die von allen Seiten auflohderten. Eines seiner Sirventese mahnte Petrus von Aragon, der mit einer Schwester des Grafen von Toulouse verheirathet war, seiner Verwandtenpflicht zu gedenken und dem bedrängten Schwager zu Hilfe zu ziehen. Und Petrus ließ ein starkes Heer über

die Pyrenäen ziehen und erschien selbst in Toulouse, sich öffentlich lossagend von Rom. Einen Augenblick lebten die Hoffnungen der Albigenser auf. Aber die Schlacht von Muret (1213) schlug sie grausam nieder. Die letzten Streitkräfte der Albigenser wurden zugleich mit dem spanischen Hülfsheer vernichtet oder zerstreut, der König selbst fand seinen Tod. Graf Raimon flüchtete mit genauer Noth übers Gebirge nach Aragon zu seiner Schwester; die Sache, die er verfochten hatte, lag unheilbar getroffen danieder, um sich nie wieder aufzurichten.

Aus vielen Wunden blutend war Raimon von Miraval dem grimmen Sieger in die Hände gefallen. Der führte ihn sammt anderen Gefangenen mit sich fort, und da er in dem eroberten Toulouse zunächst seinen Sitz aufschlug, ließ er den Dichter in den Thurm des Schlosses werfen, ihn aufsparend für ein feierliches Hochgericht, bei welchem die vornehmsten Ketzerhäupter fallen sollten, sobald der päpstliche Sendbote von anderen Händeln sich abgemüßigt hätte und Zeuge dieses dem Himmel wohlgefälligen Schauspiels sein könnte.

Ein dumpfes Entsetzen lag über der Provence. Man wußte, daß von dem furchtbaren Gottesstreiter, der in der Magdalenenkirche des erstürmten Beziers siebentausend Menschen verbrannt hatte, keine Gnade zu hoffen war. Hatte doch auch der Abt von Citeaux, als das Morden dort in den Gassen der Stadt kein Ende nahm, auf die Frage, woran man die Unschuldigen von den Ketzern unterscheiden sollte, die gelassene Antwort gegeben: Schlagt nur immer todt, der Herr kennt die Seinen!

Und dieser selbe Priester, der aus einem Hirten zum Schlächter der Heerde geworden war, erschien nun in Toulouse und wurde von dem furchtbaren Grafen mit großen Ehren empfangen. Die beiden Würgengel hatten ein langes geheimes Gespräch mit einander. Dann traten sie auf den luftigen Altan des Schlosses hinaus, wo eine Tafel gerüstet war, an der außer ihnen nur einige vornehme Ritter und der Bischof mit zwei seiner vertrauten Diaconen Platz nahmen. Man sah hier weit in die vom Kriege verheerten Lande, über zerstampfte Saatfelder und verbrannte Dörfer hinaus, während nach der anderen Seite der Blick den Thurm erreichen konnte, in welchem die Opfer der grausen Fehde ihrem nahen Gericht entgegen schmachteten.

Als aber der edle Wein der Garonne die Herzen selbst dieser finsteren Blutrichter zu besänftigen anfing, wurde dem Grafen gemeldet, eine Sängerin sei unten im Hofe angelangt und bitte um die Gunst, den Herren ein Lied vortragen zu dürfen. Sie sei von Noth und Kummer abgezehrt, aber noch eine schöne Frau, setzte der Diener, der seinen Herrn kannte, leiser hinzu, und ein halbwüchsiges Mädchen begleite sie, das schön sei wie ein Engel.

Montfort, ohne erst bei seinen Gästen anzufragen, winkte, daß man die fahrende Frau heraufführe, und gleich darauf trat in Trauerkleidern, das Gesicht mit einem durchsichtigen Flor verhängt, Gaudairenea auf den Söller, ihre Tochter Constanze an der Hand, die ihre Geige schüchtern unterm Arme trug und den Blick zu dem gefürchteten Kriegshelden nicht zu erheben wagte. Das Kind war schlank und zart aufgeschossen, in der That einem Engel gleich an Gesicht und Geberde, die Mutter nicht mehr jene blühende Gestalt, die auch nach ihrer Verstoßung in der Stadt Carcassonne die Augen aller Fremden auf

sich zog; aber das bleiche Antlitz, da sie jetzt den Schleier zurückschlug, übte mit seiner schmerzlichen Hoheit einen um so tieferen Zauber auf Alle aus, die am Tische saßen, und aus ihrem schwarzen Auge schlug eine unwiderstehliche Flamme, als sie die Lippen öffnete und zu dem leisen Spiel des Kindes, dem der Bogen freilich in den schmalen Händchen zitterte, die folgenden Strophen sang:

Um Gott, Graf Montfort, hört mich an
Und neigt Euch gnädig meinem Flehn!
Er, dessen Thron in Himmelshöh'n,
Dem auch die Größten unterthan,
Will den Geringsten nicht verschmäh'n,
Denn wer vor ihm ist klein und groß?
Drum denkt des Tags, da nackt und bloß
Ihr müßt vor seinem Antlitz stehn.

Ihr schwangt Euch auf, ein stolzer Aar,
Daß rauschend Euer Fittich klang.
Der scharfen Klauen Macht bezwang,
Was weit und breit Euch feindlich war.
Dem kecken Sperber wurde bang,
Der Falke schreiend flog zu Nest,
Ihr aber packtet beide fest
Und würgtet Euren stolzen Fang.

Gott hat Euch solche Macht verlieh'n,
Daß Euch der Sieg ward überall.
Beziers, Toulouse kam zu Fall,
Ihr Trotz ist ihnen schlecht gedieh'n.
Doch nun vor Eures Schlachtrufs Schall
Verstummt der Lüfte wilde Brut,
Warum verfolgt mit Rachewuth
Der Adler noch die Nachtigall?

Wol flog sie mit im dichten Schwarm,
Die sonst im Walde friedlich schlug,
Da sie der Sturm in's Freie trug,
Und wetzt' ihr Schnäblein — Gott erbarm'!
Doch ward sie nicht bestraft genug,
Da Sang und Freiheit sie verlor?
Herr, öffnet ihres Käfigs Thor
Und preisen wird man Euch mit Fug.

Simon von Montfort, hört mir zu
Und nehmt des eignen Heiles wahr:
Nicht ziemt es dem gewalt'gen Aar,
Daß er dem Sänger Leides thu'.
Durch Gnade mach' er's offenbar,
Daß ihm gebührt das Herrscheramt,
Und der ihn feindlich erst verdammt,
Wird nun ihn rühmen immerdar.

Kind, spiele deinen weichsten Ton,
Du spielst um deines Vaters Glück,
Denn sieh, des edlen Grafen Blick
Erglänzt von Gnad' und Milde schon!

Während der letzten Strophe hatte die Stimme sich kaum durch die mühsam zurückgehaltenen Thränen durchgekämpft. Jetzt brachen sie unaufhaltsam vor, die unglückliche Frau warf sich vor dem Gewaltherrn nieder und zog das spielende Mägdlein mit sich auf die Kniee, so daß das Nachspiel auf der Geige von einem schrillen Mißlaut mitten durchschnitten wurde. Da lagen Mutter und Kind mit gesenkten Häuptern vor Dem, der ihr Geschick in seiner Hand hatte, stumm und ergeben, als wären sie selber des Todesstreichs gewärtig.

Der finstere Abt hatte mit gefurchten Brauen zugehört, Graf Simon aber, der in jüngeren Jahren ritterlicher Sitte gepflogen und nicht allen Regungen der Courtoisie abgestorben war, hob die still fortweinende Frau alsbald vom Estrich auf, beschwichtigte mit tröstendem Wort ihre heftige Angst und fragte dann, als ob es sich nicht um eine Entscheidung auf Tod und Leben handle, nach ihren Schicksalen, von denen er wol gehört, scherzte, warum sie bei ihrer Jugend und Schönheit nicht längst ein neues Eheband geschlossen, ob sie es auch in Zukunft nicht zu thun gewillt sei und wer sie die schönen Verse gelehrt und ihre Tochter das liebliche Geigenspiel. Er hatte inzwischen einen Diener herangewinkt und ihm einen leisen Auftrag ertheilt. Während die Sängerin nun auf alle Fragen schicklich und mit ruhigem Ernst antwortete, zog Herr Simon das schlanke Mägdlein auf seinen Schoß, ließ sie aus seinem Becher trinken und steckte ihr von dem Confect und den süßen Trauben eigenhändig in den Mund, sich an der Verwirrung des holden Kindes ergötzend. Auch schlug er einen scherzhaften Ton an, der dem Abt ein Aergerniß war, indem er fragte, ob das Fräulein wol Lust habe, seine Frau zu werden, er sei zwar nicht mehr der Jüngste, aber da ihre Mutter dem Manne, der ihr Schmach und Undank zugefügt, so eifrig die Treue halte, werde wol auch sie eine gute und getreue kleine Hausfrau werden, mit anderen Reden mehr, die das Kind nicht verstand, die aber der Mutter das Blut in die Wangen trieben.

Während dies Alles droben auf dem Altan sich zutrug, hatte Herr Raimon in seinem Kerkerthurm einsam vor sich hin gebrütet. Er wußte, das Ende seiner Buße stehe nahe bevor, und da das Leben ihm längst entleidet, seine besten Freunde mit ihm gefangen oder getödtet waren, sah er der letzten Stunde mit weltabgewandter Ungeduld entgegen.

Das Herz in der Brust war schon vor ihm selber hingestorben, wie er meinte, da er weder Freude noch Schmerz, weder Hoffen noch Bangen mehr empfand. Warum durchzuckte es dennoch ein so heftiger Schlag, als jetzt von weit herüber aus der Höhe, wie wenn eine überirdische Musik schon jetzt ihn begrüßt, ein leise klagender Gesang und das gedämpfte Klingen einer Viola zu ihm herunterwehte? Kein Wort verstand er, und auch die Melodie verschwamm dann und wann in ein undeutliches Seufzen und Summen. Und doch zuckte ihm das Herz von tausend heftigen Lebenstrieben, daß er selbst sich darüber wunderte und dachte, es müsse wol ein Fiebertraum sein Spiel mit ihm treiben, daß er zu hören glaube, was doch in Wahrheit nur viele Meilen fern von ihm singen und klingen könne.

Nicht lange aber war dieser wunderliche Spuk verstummt, da ward die feste

Thür seiner Zelle aufgeriegelt, und der Thurmvogt kam, im Auftrag des Grafen ihn hinauszuführen und ihm zu sagen, er könne gehen, wohin er wolle.

Es dauerte eine kleine Weile, bis er begriff, daß diese plötzliche Erlösung nicht etwa eine Fortsetzung seines Traumes sei. Erst als der finstere Alte auf sein heftiges Dringen ihm erklärte, wem er dies märchenhafte Glück zu danken habe, konnte er sich zum Glauben bequemen. Es war aber kein Strahl der Freude, der über sein Gesicht ging. „Ich wollte, Ihr hättet mich zum Tode geführt, statt in eine Freiheit, die schlimmer ist als Sterben von Henkershand!“ rief er in dumpfem Gram. „War ich nicht beschämt genug? Hatt' ich nicht gethan, was ich konnte, den Schimpf von meinem Schilde abzuwaschen? Nun wird eine neue Last mir aufgebürdet, die mich vollends erdrücken soll!“

Er trat in's Freie mit wankenden Knieen, obwohl seine Wunden so gut wie vernarbt waren. Einen langen Blick sandte er nach dem Söller hinauf, von wo er die laute lachende Stimme seines großmüthigen Feindes vernahm. Einen Augenblick war ihm, als sehe er den Schein eines blonden Hauptes über die Brüstung des Altans auftauchen. Der Vogt aber ließ ihn nicht lange staunen und starren. Er hatte gemessenen Befehl, ihn sofort aus der Burg zu führen mit scharfer Ermahnung, nie wieder sein verfallenes Haupt dem gnädigen Richter vor die Augen zu bringen, der es ihm einzig und allein auf den Schultern lasse, um der Welt zu beweisen, daß er im Lärm der Schlachten nicht taub geworden sei für den Zauber süßen Gesanges.

So wanderte der tief Gedemüthigte, dessen Buße immer noch nicht vollbracht sein sollte, von der Stadt Toulouse hinweg, ohne Weib und Kind wiedergesehen zu haben. Er dachte nicht mehr daran, sich vor den Augen der Welt zu verstecken. Im Thurm zu Toulouse war alle irdische Eitelkeit von ihm abgefallen. Auch hatte die arme Menschheit in der Noth dieser Zeit zu viel mit ihren eigenen Sorgen zu schaffen, um hämische Blicke auf einen armen Landfahrer zu werfen, der, wenn er mehr gesündigt, als Manche, auch härter gezüchtigt worden war.

Nach vielen in der Irre durchwanderten Tagen fand er sich endlich in der Gegend von Miraval. Der Burg selbst sich zu nähern durfte er nicht wagen. Er hörte, daß sie von den Scharen Simon von Montfort's besetzt, sein Bruder Gaucelm, der sie zu behaupten gewagt, nach hartnäckigem Kampf gefallen sei. Der alte Burgpfleger habe sich mit schweren Wunden in eine Jagdhütte tief im Forst zurückgezogen.

Den suchte er nun auf und bat ihn um Herberge, die der treue Mann seinem müden, schweigsamen Herrn mit Freuden gewährte. Die Kunde erging bald auch nach Carcassonne, Herr Raimon wohne wie ein gehetztes Wild im dichten Forst. Es kümmerten sich aber nur Wenige darum, denn auch in der Stadt, die schwer unter dem Zorn des grimmen Montfort gelitten, hatte Jeder mit sich zu thun.

Graf Simon aber, nachdem er nun seinen Kreuzzug vollendet und die ganze Provence von der Pest der Ketzerei gesäubert hatte, wurde von Toulouse abgerufen durch Hader seiner eigenen Mitkämpfer, die sich um die Beute stritten.

Er war nicht gewillt, sie ihnen zu lassen, da er das Amt eines Streiters für die rechtgläubige katholische Kirche einzig und allein übernommen hatte, um sich selbst eine große Herrschaft zu gründen. So zog er nach Carcassonne, die Stadt einem der Barone wieder abzunehmen, dem er sie nicht anvertraut hatte, um sie für immer zu verschenken.

Die schwer heimgesuchte Bürgerschaft empfing den Gefürchteten mit großer Angst, beim Streite der beiden Wölfe werde das Lamm wieder Blut und Wolle hergeben müssen. Montfort aber, nachdem er den unbotmäßigen Vasallen schon durch sein bloßes Herannahen weggeschreckt hatte, erwies sich wider Erwarten blutscheu und menschenfreundlich, verhieß dem Rath und den Schöffen der Stadt ein mildes und gnädiges Regiment und versicherte, sie bei ihren alten Gerechtsamen erhalten zu wollen. Am Abend des ersten Tages aber, nachdem er die drängendsten Geschäfte abgethan hatte, ließ er sich nach dem Hause führen, in welchem Frau Gaudairenca wohnte. Er wußte selbst nicht, was er dort suchte, er fühlte nur einen dunklen Trieb, unter all' dem Wüsten und Unholden, was zu seinem Handwerk gehörte, sich einmal wieder an einem reinen Bilde zu erquicken und die liebliche Frauenstimme wieder zu hören, die ihm lange im Ohre nachgeklungen war. Während die dichte Menge des Volkes, die ihn staunend und bange bis zu dem Haus mit dem Rosenstock begleitet hatte, auf der Gasse stehen blieb, trat er mit seinem gastlichsten Gesichte hinein und entschuldigte, da die Hausfrau ihm in ihrer stillen Art entgegentrat, die späte Störung. Er habe ihr den Besuch, den sie ihm in Toulouse gemacht, zurückgeben und sich blos erkundigen wollen, ob das junge Fräulein es sich inzwischen überlegt und den Muth gefaßt habe, Gräfin von Montfort zu werden.

Dieses Scherzwort, daß er mit einem Kuß auf die Stirne des elfjährigen Kindes begleitete, beschwichtigte alsbald jede Besorgniß, daß der Eintritt des Gebieters dem Schwertfegerhause Unheil bedeute. Auch fuhr der Herr, indem er sich in den Ledersessel niederließ, der den gichtkranken Alten jahrelang aufgenommen, in behaglichster Laune fort, mit den Insassen des bescheidenen Gemachs zu plaudern, fragte den Bruder, der sich ihm mit bescheidenem Ernst vorstellte, nach seinen Reisen, die Hausfrau nach ihren Plänen für die Zukunft und ob sie immer noch keinen der stattlichen Bewerber erhören wolle, die unzweifelhaft sich's zur Wonne und Ehre rechnen würden, die Dichterin von Carcassonne ihren ersten nichtsnutzigen Gemahl vergessen zu machen.

Gaudairenca erwiderte auf all' diese heiteren Reden mit einem zerstreuten Lächeln. Sie ging endlich hinaus, ihrem vornehmen Gast einen Imbiß und einen Trunk Wein, wie das Haus es vermochte, zuzurüsten und brach aus dem Gärtchen die ersten Blumen des Frühlings. Als sie damit wieder eintrat, fand sie die junge Constanze wieder auf dem Schoße des Grafen sitzend, der das Kind mit nicht immer feinen Reden unterhielt, sich an ihrer Verwirrung ergötzend. Er schlug aber die Collation mit artigem Danke aus, nur einige der Blumen nahm er und steckte sie, nachdem er das Näschen des Kindes damit gestreichelt, in sein Sammtgewand.

„Wenn Ihr mich bewirthen wollt," lachte er, „müsset Ihr mir auftischen, was nirgend so gut zubereitet und angerichtet wird, wie im Haus einer Dichterin.

Laßt mich noch einmal Euren Gesang vernehmen, und meine kleine spröde Braut da soll zeigen, ob sie über den Winter noch zugelernt hat auf der Viola. Ein solches Duett zu hören, thut meinem alten Haupte sanfter, als wenn die edelsten Weine mir zu Kopfe steigen."

Das Mädchen warf einen fragenden Blick auf ihre Mutter. Als diese mit sinnendem Auge ihr zuwinkte, sprang sie rasch nach dem Schränkchen in der Ecke, wo ihre Geige verwahrt lag, und machte sich zum Spielen fertig. Frau Gaudairenca flüsterte ihr ein einziges Wort in's Ohr. Da begann sie ein zartes, schwermüthiges Vorspiel, und jetzt öffnete die edle Frau ihre Lippen und sang, mit einer leicht umflorten Stimme, die erst gegen das Ende des Liedes voller und mächtiger erklang, so daß man draußen auf der Gasse nicht nur die Melodie vernehmen, sondern in der großen Stille jedes einzelne Wort verstehen konnte.

Ich tret', o Herr, zum andern Mal
Mit scheuer Bitte hin zu dir.
Laß wieder leuchten über mir
Wie damals deiner Gnade Strahl!
  Gedenkst du noch der Stunde,
  Da ich mit bangem Munde
Losbat von dir die Nachtigall?

Du gönntest ihr nach langer Qual
Zu flattern aus der engen Haft.
Wol hat sie frisch sich aufgerafft
Und flog dahin durch Berg und Thal.
  Doch, da zum alten Neste
  Sie kam, gar wilde Gäste
Fand sie im Schloß zu Miraval.

Kein schirmend Dach, kein häuslich Mahl
Ward in der Heimath ihr gewährt!
Da hat sie bang sich abgekehrt
Und irrt nun unstät, krank und fahl.
  Wie soll es ihr gelingen,
  Dem Retter Dank zu singen,
Wenn man das warme Nest ihr stahl?

Herr Graf von Montfort, ohne Zahl
Sind Städt' und Burgen dir bereit.
Nicht wird der Adler sehn mit Neid
Das arme Nest der Nachtigall.
  Laß dort sie wieder wohnen,
  Und hold wird sie dir lohnen
Mit süßem Sang zu Miraval.

„Beim Blute des Gekreuzigten!" rief Montfort, indem er in die Höhe sprang, „der Vogelsteller hat sich in sein eigenes Netz verstrickt und das Nachtigallenweibchen wird ihm noch die Augen auspicken, wenn er sich nicht schleunig den schnürenden Maschen entwindet. Ist das auch Recht, Frau Hinterlist, einem arglosen Gast, statt ihm ein Gastgeschenk zu reichen, so hohen Zoll abzufordern?"

„Ich wäre zu Euch gegangen mit diesem Liede, Herr Graf von Montfort, wenn Ihr mir nicht so gnädig zuvorgekommen wäret," versetzte die Frau, indem sie ihre dunkeln Augen mit demüthigem Ernst auf den seinen ruhen ließ. „Ein hoher und gewaltiger Herr, der sich einer Bittenden zuneigt, wird sich nicht mit halber Gnade begnügen. Ich habe Euer hochsinniges Gemüth schon in Toulouse erkannt. Ihr werdet es unter meinem eigenen armen Dache nicht verleugnen, schon wegen des unschuldigen Kindes, das Ihr nicht verarmen lassen werdet um der Schuld seines Vaters willen."

Da lachte der furchtbare Graf so laut auf, daß die Drei im Zimmer erschraken, denn sie wußten nicht, ob es Hohn sei oder gute Laune. Es war aber die letztere. „Nun bei allen Teufeln und Heiligen!" rief er, „Ihr kennt mich wahrlich besser, als ich mich selbst. Was Ihr da von der Nachtigall gesungen, rührt mich wenig. Denn dieser lose Vogel, der Klauen hatte wie ein Sperber und eine kriegerische Stimme, gleich dem Schrei des Falken, der auf Beute stößt, — nach seinem Lobgesang lüstet mich wenig, und wenn eine Eule im wilden Wald ihn zu Nacht verspeis'te, geschähe ihm nach Verdienst. Aber das Weibchen des Sprossers hat mir's angethan, das weiß die Listige nur zu gut, und dieser unflügge Nestling, den ich auf meinen Knieen geschaukelt, sieht mich mit so lieblich gespitztem Schnabel an, daß ich mir die reifste Beere aus dem Munde von ihm stehlen ließ. Schütze mich der Himmel davor, dieser gefährlichen Brut je wieder zu begegnen! Ich glaube, wenn sie mit ihrem Zwitschern es darauf anlegte, mir die halbe Provence abzubetteln, ich wäre Narr genug, mir's gefallen zu lassen. Für diesmal komm' ich noch glimpflich weg mit einer einzigen Burg, die der Kriegsbesen scharf genug ausgefegt hat. So mag es drum sein. Das verschlagene Bettlergesindel aber, das mich darum gebracht, soll erst noch meinen rauhen Bart zu spüren bekommen."

Damit faßte er die tief erglühende Frau in seine Arme und küßte sie dreimal auf den Mund. Darauf ließ er sie los und ergriff die kleine Constanze, deren Stirn und Wangen er mit seinem struppigen Bart übel zurichtete. Dann setzte er sein Barett mit der wallenden Feder auf, nickte dem Bruder Gaudairenca's einen Abschiedsgruß zu und verließ heimlich vor sich hin murrend, doch nicht mit unfreundlicher Miene und Geberde, das Haus.

Am nächsten Morgen hatte er die Stadt mit seinem Gefolge und einem Trupp Gewaffneter geräumt. Es war, als fürchte er sich vor einem neuen Liede der Dichterin von Carcassonne.

Drei Tage waren vergangen. In der Stadt hatte man von nichts Anderem gesprochen, als von dem Besuch des furchtbaren Grafen in dem Schwertfegerhause und dem Gesang, den er dort zu hören bekommen. Da sahen die guten Bürger in der hellen Nachmittagssonne einen Mann zum Thore hereinschreiten, der ein Pferd am Zügel führte. Er trug ein schlichtes schwarzes Gewand, das Haupt unbedeckt und die Füße unbeschuht. Einige glaubten in der seltsamen Figur Herrn Raimon von Miraval zu erkennen, Andere bestritten es, bis der Mann an dem Hause mit dem Rosenstock anhielt, das Pferd an einem Stabe des Spaliers fest band und, nachdem er den Klopfer erschallen lassen, ohne Zögern über die Schwelle trat.

Er fand die drei Bewohner desselben in dem vorderen Zimmer beisammen, die Frau am Spinnrade, das Mädchen aus einem großen Buche ihr vorlesend, den blonden Bruder beschäftigt, ein Schwert von Rostflecken zu reinigen.

Als dieser Letztere den Besucher in's Auge faßte, fuhr er mit gerunzelter Stirn in die Höhe, seine Hand faßte den Schwertgriff, es schien, daß ein feindseliger Gedanke ihm das Blut empörte. Der Fremde aber veränderte keine Miene, noch fuhr er zurück, um sich gegen einen jähen Anfall zu decken.

„Ich wage es hier einzutreten," sagte er mit ruhiger Stimme, obwol im Anfang ein wenig stockend, als ob er seine Worte suchen müsse, — „ich bitte nur um ein kurzes Gehör, da es nicht in eigener Sache ist, daß ich rede. Was hier geschehen ist vor wenigen Tagen, ist mir nicht blos durch das Gerücht zu Ohren gekommen. Der siegreiche Feind hat mir selbst einen Boten geschickt, mir anzuzeigen, daß seine Leute aus Miraval fortgezogen seien und die Burg mir wieder offen stehe. Ich habe es durch meine eigene Schuld und Thorheit verscherzt, darin zu wohnen. Da sie aber nicht herrenlos bleiben soll, habe ich mich aufgemacht, die rechte Herrin aufzusuchen und sie einzuladen, daß sie sich von mir dort wieder einführen lasse, von wo ich sie so schnöde vertrieben. Ich habe ein Pferd mitgebracht, und wenn es ihr gefällt, soll sie schon die nächste Nacht wieder unter dem Dache ruhen, das einst bessere Tage gesehen und nun mit Gottes Gnade wieder sehen soll, wenn auch der frühere Besitzer sie nicht mehr mit ihr theilen darf."

Er schwieg und wagte nicht auf dem Gesicht der Frau zu forschen, welchen Eindruck seine Rede gemacht habe. Da hörte er sie nach einer kleinen Weile sagen:

„Es steht Euch wohl an, Herr Raimon, daß Ihr so denkt und redet. Ihr werdet aber verzeihen, wenn ich Eurer Einladung nicht zu folgen vermag. Die Welt soll nicht sagen, für mich selbst hätte ich die Burg ersungen, die Eurem Geschlechte gehört, von dem ich für immer ausgestoßen bin. Erwägt es besser, und nehmet unbedenklich an, was der Himmel Euch zurückgegeben hat. Für den Rest meiner Tage habe ich ausgesorgt unter diesem schlichten Dach, das ich, wenn ich besser berathen gewesen wäre, nie hätte verlassen sollen. So geht mit Gott, Herr Raimon, und wenn Euch daran liegt, so wisset, daß ich ohne Feindseligkeit Eurer gedenke und den Himmel in meinem Gebet anflehe, Euch noch ein glückliches Loos zu bescheren."

„Es ahnte mir, daß Ihr so sprechen würdet," versetzte er dumpf. „Ich habe es nicht um Euch verdient, daß Ihr meine Buße endet und die Last Eurer Großmuth, die mich schier erdrückt, von meiner Seele nehmt. Aber wenn Ihr für Euch selbst jede Erinnerung an das verbannt, was wir einst einander gewesen sind, Eurem Kinde seid Ihr es schuldig, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Erlaubt mir, daß ich Constanze in die Burg ihrer Väter einführe und sie dort als Herrin von Miraval vor dem ganzen Lande bestätige."

Die Frau wechselte einen Blick mit ihrem Bruder. Dann, nach einem kleinen Schweigen: „Ihr habt Recht hierin, Herr Raimon," sagte sie, „und ich danke Euch, daß Ihr voraussichtiger und billiger handelt, als ich gethan hätte.

Das Kind soll sich fertig machen, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr es auf der Stelle mitnehmen."

Sie erhob sich nun, suchte einige Kleider und Geräth zusammen, das sie in ein Bündel that, und befahl dem Mädchen, das mit großen Augen in seltsamer Bestürzung bald den Vater und bald die Mutter betrachtete, ihre Geige nicht zu vergessen. Als sie ihr dann auf das Pferd geholfen und den Packen hinter den Sattel festgebunden hatte, wobei eine rasch anschwellende Volksmenge sie umgab, flüsterte sie ihr noch ein Wort in's Ohr, während sie sich selbst im Bügel erhob, das Kind zum Abschiede zu küssen. Dann nahm der Vater den Zügel wieder in die Hand und lenkte das Thier, das seine leichte Last willig trug, im Schritt durch die Gaffer hindurch, von denen mehr mitleidige als böse Blicke ihm nachfolgten.

Der Frühling blühte vor den Thoren und alle Vögel sangen. Vater und Tochter aber sprachen kein Wort. Das Mädchen hatte die Geige auf dem Schoße ruhen und sah mit rothen Wangen vor sich hin, denn es schämte sich heimlich, daß es auf dem Pferde saß, während der Vater barfuß nebenher schritt. Gern hätte es ihn eingeladen, sich zu ihr in den Sattel zu setzen. Aber die Mutter hatte ihr eingeschärft, ihn gewähren zu lassen, was er auch thue. So waren sie eine halbe Stunde gezogen, da traten dem guten Kinde die Thränen in die Augen, indem sie das erbärmliche Schicksal ihres Vaters erwog, und Alles, was sie je an Groll gegen ihn in der Brust getragen, schmolz in diesen weichen Fluthen dahin. Da sie nun nicht wußte, wie sie ihren Kummer vor ihm verbergen sollte, und zugleich ihn gern hätte wissen lassen, daß sie nicht als ein fühlloses Püppchen da oben thronte, während er die scharfen Steine des Wegs mit nackten Sohlen trat, nahm sie plötzlich ihr Instrument zur Hand und spielte eine so wehmüthig sanfte Melodie, daß es dem Vater war, als finge die eigene Seele seines Kindes an zu klingen, und er einen dankbar aufleuchtenden Blick zu ihr hinaufschickte. Da lächelte sie mitten unter ihren Thränen, und die Beiden sahen sich unverwandt an und wußten ohne Worte, was Jedes dem Andern gern gesagt hätte.

So waren sie endlich an den Fuß des Hügels gekommen, von welchem die Burg mit zerschossenen Zinnen und leeren Fensterhöhlen traurig herniedersah. Das Mädchen hatte, durch den Anblick trübe gestimmt, ihre Geige abgesetzt und that nur dann und wann mit den schlanken Fingern einen spielenden Griff in die Saiten. Als sie aber jetzt die Höhe erreichten, hob sie plötzlich wieder das Instrument an ihr Hälschen, und nun strich sie mit dem Bogen einen so hellen Klang und fingerte so lustig die munterste Tanzweise, die sie wußte, daß Herr Raimon, der das Haupt wieder gesenkt hatte, verwundert aufsah, denn wol erkannte er die Melodie, die an jenem ersten Abend ihn gebannt hatte. Und als er eben fragen wollte, was sein liebes Kind auf einmal so froh mache, sah er den Grund mit eigenen Augen und hielt in heftiger Bewegung den Zügel an.

Aus dem dunklen Thorbogen trat Gaudairenca ihnen entgegen. Sie hatte einen grünen Kranz von Lorbeern und Granatzweigen in der Hand, mit dem sie leise den Nahenden winkte, vollends heraufzukommen. Als das Pferd, muthiger als sein Herr, sich wieder in Bewegung setzte und endlich vor der Zugbrücke

hielt, ward auch die Gestalt des Bruders in dem alten Gemäuer sichtbar, der den Hut schwenkend die Einziehenden begrüßte.

Die schöne Frau aber, jetzt nicht mehr mit blassen Wangen, sondern von Güte und Freude über und über erglühend wie eine Braut, rief ihrem Gatten zu:

„Ihr seid langsam gereif't, Herr Raimon. Wir haben indeß auf einem Umweg uns getummelt, Euch den Vorsprung abzugewinnen. Denn wahrlich, es war ein thörichtes Wort, daß ich Euch erlaubte, das Kind hier allein als Herrin walten zu lassen. Wo die Tochter ist, muß auch die Mutter sein, zumal es eine erfahrene Hausfrau braucht, um die Schäden dieses alten Schlosses wieder auszubessern und das Nest wieder wohnlich zu machen für die Nachtigall. Ihr braucht darum auch nicht zu fürchten, daß ich Zeit behalten werde zum Singen, und daß hinfort mehr als Ein Troubadour unter diesem Dache hausen werde. Kommt nun und ruhet aus, und laßt Euch die Füße waschen, die des steinigen Weges nicht gewohnt waren."

„Gaudairenca," rief er mit erstickem Laut — „ist's möglich? — ist's abgebüßt?"

„O Raimon!" flüsterte sie, indem sie sich an seinen Hals warf. „Ich weiß nicht, du böser Mann, ob deine Buße lang genug war; die meine aber, da ich doch nichts verbrochen, hat mich fast das Leben gekostet! Nun sollst du mir, ob auch in grauen Haaren, Lust und Lachen wieder zurückbringen!"

Volkszählungen.

Von

Prof. F. X. von Neumann-Spallart.

I.

In keinem Zeitalter hat die Wissenschaft den Menschen soweit in die Fernen des Weltalls geführt und so tief in die verborgensten Stätten der Natur eindringen lassen, wie in der Gegenwart. Mit den Schwingen echter Begeisterung erhebt uns die Naturphilosophie auf einen Standpunkt, von welchem das Einzelne gewissermaßen entschwindet und das große Ganze in seinen allgemeinen Umrissen um so klarer vor das Auge tritt. Wo unentwirrbare Räthsel gegeben schienen, werden sie gelöst; wo dichte Schleier den Einblick in den natürlichen Lebensproceß verwehrten, werden sie gelüftet; wo das Bindeglied zwischen Kommen und Gehen fehlte, wird es hergestellt. Das Woher? Wohin? umschließt ein Geheimniß nur noch für Dasjenige, was wir die Seele oder den Geist nennen; für die Materie sind diese Fragen beantwortet. Und dennoch! In auffälliger Weise wird bis heute gezögert, die Methode des Beobachtens, die für die Erkenntniß der Natur so erstaunliche Erfolge gebracht hat, auf die menschliche Gesellschaft mit jenen Hilfsmitteln anzuwenden, welche die Wichtigkeit der Sache doch heischen würde. Es ist nicht eine materialistische Weltanschauung, die uns diesen Gedankengang vom Natürlichen zum Persönlichen nahe legt. Ein Idealist unter den Gelehrten hat ihn als das Ziel seines an edlen Anregungen ungemein reichhaltigen „Kosmos" hingestellt. „Indem das allgemeine Naturgemälde von den fernsten Nebelflecken und kreisenden Doppelsternen des Weltraums zu den tellurischen Erscheinungen der Geographie der Organismen, Pflanzen, Thiere und Menschenracen herabsteigt, enthält es das, was ich als das Wichtigste des „Kosmos" betrachte: die innere Verkettung des Allgemeinen mit dem Besonderen."

Der Weg, um diese Verkettung des himmlischen mit dem menschlichen Sein herzustellen, ist ein doppelter. Die Einen beobachten das Individuum unter den Menschen und leiten aus den gemeinsamen Merkmalen den Gattungsbegriff ab: das sind die Naturforscher, die Physiologen; die Anderen beobachten die Gattung, die Gesellschaft, das Menschengeschlecht als Ganzes und schließen aus dem Ganzen

auf den typischen Charakter des Durchschnittsmenschen: das sind die Statistiker, die Sociologen. Naturforscher und Statistiker haben lange Zeit eine heilige Scheu empfunden, an den Menschen selbst ebenso unbefangen ihre Sonde anzulegen, wie sie es längst schon bei allen übrigen Wesen gethan hatten. Der Mensch war für sie der Herr der Schöpfung, der im Mittelpunkte dieses Sonnensystems thront, und um welchen Alles nach göttlichen Gesetzen kreiset, sich bewegt und entwickelt, während nur er selbst außerhalb dieser Gesetzmäßigkeit stehen, frei seiner eigenen Willkür folgen und von dem Laufe der Natur unabhängig sein sollte. Die Naturforscher wagten den ersten Schritt; es war nöthig, alle Befangenheit den eigenen Lebensgefährten, ja dem eigenen Ich gegenüber abzulegen. Der englische Physiologe Huxley hat die Schwierigkeit dieses Verfahrens in seiner Schrift über „Die Stellung des Menschen in der Natur" vielleicht am treffendsten charakterisirt. Wir müssen uns vorstellen — so meint er — daß wir Bewohner eines anderen Planeten wären, die — bei Gelegenheit einer wissenschaftlichen Weltreise auf die Erde gekommen — ein sonderbares zweibeiniges Säugethier, Mensch genannt, in großer Anzahl über die ganze Erde verbreitet angetroffen hätten. Um dasselbe zoologisch zu untersuchen, hätten wir eine Anzahl von Individuen in verschiedenem Alter und aus verschiedenen Ländern, gleich den anderen auf der Erde gesammelten Thieren, in ein großes Faß mit Weingeist gepackt und nähmen nun, nach unserer Rückkehr auf den heimischen Planeten die vergleichende Anatomie aller dieser erdbewohnenden Thiere vor. Da wir gar kein persönliches Interesse an dem von uns selbst gänzlich verschiedenen Menschen hätten, so würden wir ihn ebenso unbefangen und objectiv wie die übrigen Thiere der Erde untersuchen und beurtheilen.

Nach dem nämlichen Vorgange, welchen hier der Naturforscher empfiehlt, müssen auch die Sociologen ihre Unbefangenheit bei der Beobachtung zu gewinnen suchen; aber auch für die Sociologen war dies lange Zeit ungemein schwer, denn nicht blos die menschliche Eigenliebe, sondern auch der theologische Einfluß machte sich geltend. Da die Erkenntniß von einer gewissen inneren Schichtung und Ordnung des Menschengeschlechtes schon aufzudämmern begann, — das war ungefähr in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — schrieb Johann Peter Süßmilch, der Erste, der sich mit einer systematischen Darlegung dieser Fragen ernstlich befaßte, in einem Sinne, welcher den Wissensstrahl auch sogleich wieder verdunkelte. Indem er das Herrschen einer beständigen, großen, vollkommenen und schönen Ordnung in der Geburt, Vermehrung, im Leben, Tode und in den Ursachen des Todes nachzuweisen bestrebt ist, verknüpft er diesen Beweis mit einem gar sonderbaren Bilde der Ursachen und Wirkungen. Er stellt sich vor, daß der weiseste Schöpfer und Regierer der Welt das zahlreiche Heer des menschlichen Geschlechts aus dem Nichts hervorgehen läßt, so viel er derselben zum Leben geordnet hat. „Der Ewige lässet uns in der Zeit gleichsam vor seinem Angesichte vorbey gehen, bis wir nach Erreichung des, einem jeden gesteckten Zieles wiederum von diesem Schauplatz abtreten. Der Auftritt, der Vorübergang vor den Augen des Herrn der Heerschaaren und der Abtritt, Alles geschieht mit einer bewunderungswürdigen Ordnung. Unser Auftritt im Lande der Lebendigen geschieht allmälig, ohne Gedrenge und nach bestimmten Zahlen,

die zu dem Heere der Lebendigen, wie auch der Wiederabgehenden jederzeit ein regelmäßiges Verhältniß haben." Nach einer Schilderung dieser Regelmäßigkeit im Verhältniß der Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts, der Kinder, reifen Männer und Greise, führt Süßmilch überhaupt den Beweis, daß die größte, vollkommenste und schönste Ordnung besteht, welche der weiseste Schöpfer in unserer Geburt, Dauer des Lebens und im Tode festgesetzt hat. „Man muß sich billig wundern," so meint er, „daß diese Entdeckung dem Fleiße und der Geduld der alten Naturforscher entgangen ist, daß sie die Ordnung nicht erkannt, die sich unter den Menschen selbst befindet, da sie die Ordnungen am Himmel und die Verhältnisse in den tiefsinnigsten Wissenschaften der Mathematik ausgeforscht haben."

In diese Bahnen war die Erforschung des großen Lebensprocesses der menschlichen Gesellschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelenkt, die politischen Arithmetiker hatten nur dürftiges, lückenhaftes Material zur Hand und dennoch drängte sich ihnen die Ueberzeugung von großen Gesetzen auf, welche aus solchen Aufzeichnungen hervorgehen mußten. Es fehlte nicht an Versuchen, bis zu weitreichenden Schlußfolgerungen zu gelangen; einer der kühnsten Versuche war die Populationistik des schottischen Geistlichen Malthus, der nicht weniger wollte, als aus den Bevölkerungszahlen die Ursachen erforschen, die bisher den Fortschritt des Menschengeschlechts zum Glück gehindert haben und die Wahrscheinlichkeit der gänzlichen oder theilweisen Entfernung dieser Ursachen für die Zukunft prüfen. Zu einer echt naturwissenschaftlichen und mathematischen Behandlung aber gelangten alle diese Fragen erst durch den geistvollen belgischen Astronomen und Statistiker A. Quetelet. Denn erst dieser Forscher machte es sich und Anderen klar, daß die Statistik zu einer Socialphysik werden, daß sie die exacte Grundlage schaffen müsse, um eine eigentliche Wissenschaft von den Lebenserscheinungen der Gesellschaft zu begründen und Beobachtungen auf dem Felde der menschlichen Gemeinwesen wie jene auf dem gestirnten Himmel anzustellen. Schon die vorhandenen Aufzeichnungen genügten ihm, um den Wahn zu zerstören, als herrsche in der menschlichen Gesellschaft Regellosigkeit und Willkür. Im Gegentheil; er bewies die Gesetzmäßigkeit des „Durchschnittsmenschen". Dessen ungeachtet empfahl er zuerst mit der Wärme der innersten Ueberzeugung ein neues und großartiges System der Durchforschung dieses Gebietes. „Um aus den Beobachtungen und deren statistischen Aufzeichnungen zu großen Grundsätzen der Politik und zu Erfolgen der Wissenschaft zu gelangen, müssen riesige Schritte gethan werden, von denen sich die meisten Statistiker bisher kaum volle Rechenschaft ablegen wollen. Hier gibt es fürwahr eine Fülle von Problemen von allerhöchstem Interesse und von einer, wenn man sich so ausdrücken darf, ganz neuen Mechanik zu lösen."

Bei jeder wissenschaftlichen Beobachtung ist der Ausdruck des Resultats durch die Zahl der erste Schritt zur Exactheit. Auch auf dem Gebiete des Menschenlebens mußte also dem Aufzeichnen der gezählten Ergebnisse die höchste Bedeutung beigelegt werden. Dieses Zählen aber sollte nicht zu blindlings entstandenen, geistlosen Tabellen führen, welche mit Recht den Schrecken eines profanen Lesers statistischer Werke in früherer Zeit bildeten; sie sollten nur der

Apparat sein, welchen man, wenn er in der Beweisführung functionirt hat, nicht weiter benöthigt; sie sollten das Gerüste bilden, das man beseitigt, wenn das Gebäude des Wissens vollendet ist. Erst in der Epoche, in welcher diese Auffassungsweise zum Durchbruch gelangte, war die Grundlage für eine künftige tiefere Erkenntniß des socialen Körpers geschaffen; die Zeit, die seither verfloß, beträgt noch kein halbes Jahrhundert; Niemand darf sich daher wundern, daß wir in der Kindheit des positiven Wissens von den menschlichen Gemeinschaften stehen. Eine Literargeschichte desjenigen zu skizziren, was in den abgelaufenen fünfzig Jahren von Statistikern, Sociologen und Demographen, von Männern wie Engel, Wappäus, Rumelin, Oettingen, Guerry u. A. geleistet worden ist, würde uns in weite Gefilde ablenken; wir begrenzen das Gebiet auf einen actuellen Vorgang, welcher viel, sehr viel dazu beitragen soll, um unsere Kunde von der Ordnung des Menschengeschlechts zu erweitern; wir sprechen nur von den sogenannten Volkszählungen, richtiger Volksbeschreibungen, deren Vornahme eben im Zuge ist, und in deren Organisation sich der Geist der modernen, fortgeschrittenen statistischen Wissenschaft abspiegelt.

II.

Man sollte denken, daß jeder Staat der civilisirten Erde seit langer Zeit über die Größe und Beschaffenheit seiner Bevölkerung die genauesten Aufzeichnungen führe und über jede Einzelheit verläßliche Rechenschaft zu geben wisse. Abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse und dem Culturzwecke müßte schon die Verwaltungssorge und die Rücksicht auf Wehrhaftigkeit und Steuerfähigkeit solche Beobachtungen gebieten. Man müßte trachten, Zahl und Beschaffenheit der Einwohner mindestens nach Geschlecht, Altersclassen und Berufszweigen stets genau zu kennen, also den sogenannten *Stand* der Bevölkerung festzustellen, sowie über den unabläßigen Wechsel durch Geburten, Sterbefälle und Wanderungen, d. h. über die sogenannte *Bewegung* der Bevölkerung sichere Nachweise zu besitzen. Wer nun von der Voraussetzung ausgeht, daß diese statistischen Erhebungen schon Jahrhunderte lang bestehen und seither überall regelmäßig fortgeführt werden, findet sich durch die wirklich vorhandenen Daten arg enttäuscht. Freilich haben alle Culturstaaten, wenn sie in einem gewissen Reifezustande angelangt waren, das Bedürfniß nach Volkszählungen gefühlt und sind demselben gerecht geworden; aber die regelmäßige Wiederholung solcher Acte ist nirgend zu finden, sondern es entstehen geschichtliche Lücken von vielen Jahrhunderten. So wissen wir zwar aus Herodot und Diodor, daß die alten Aegypter schon vor drei und einem halben Jahrtausend ihren Census besaßen, indem Amasis und Sesostris jährliche Aufnahmen über die Zahl, den Namen und Beruf der Unterthanen anordneten und mit äußerster Strenge durchführten; ebenso wissen wir aus dem Pentateuch, daß das Volk Israels durch wiederholte Gesetze, welche erst in der Zeit des religiösen Verfalls außer Kraft traten, gezwungen wurde, sorgfältige Angaben über die Zahl, das Alter und Geschlecht seiner Angehörigen zu machen; wir wissen nach Philochorus und Thukydides, daß in den altgriechischen Städterepubliken, in der Blüthezeit des Hellenismus Zählungen angeordnet wurden, um nach den lexiarchischen Registern die Kornspenden und

andere Vertheilungen vorzunehmen; und endlich ist aus den Büchern des Livius wol Jedem erinnerlich, daß schon Servius Tullius den ersten Census in Rom anordnete. Freilich die höchste Bedeutung erhielt diese Aufnahme erst zur Zeit der Republik, da sie alle fünf Jahre wiederholt und zu den feierlichsten Acten gemacht wurde, welche im römischen Staate vorkamen. Nach einer solennen Berufung des ganzen Volkes hatte jeder selbständige Römer der Reihe nach in der Villa publica auf dem Marsfelde vor dem Stuhle des Censors zu erscheinen und seine Angaben auf Bürgereid öffentlich zu machen. Neben dem Censor saß eine große Zahl von Gehilfen und Schreibern, welche die Angaben in jene Urlisten eintrugen, die allen für die verschiedenen Zwecke der Staatsverwaltung nothwendigen statistischen Zusammenstellungen als Quelle dienten. So war der Dienst der Volkszählung bei dem größten Culturvolke des Alterthums in dem Zeitraume eingerichtet, da dieses Volk im Zenith seiner Macht stand.

Auch im byzantinischen Kaiserreiche war der Census noch eine hochgehaltene Einrichtung der inneren Staatsmaschine; in den wüsten Stürmen der Völkerwanderung aber und unter den Ruinen der abendländischen Civilisation versanken auch die letzten Erinnerungen an diese Kenntnisse der menschlichen Gesellschaft. Das Wiederaufleben der Cultur im Mittelalter war zwar von Versuchen begleitet, aus den Listen der Seelsorger Einblicke in die Zahl der Taufen, Trauungen und Begräbnisse zu gewinnen, jedoch gewährten diese Diptychen durchaus ungenügende Nachweise und bis in's 17. Jahrhundert sind Herrscher und Völker im vollständigsten Dunkel über die Anzahl ihrer eigenen Angehörigen. Nun beginnen erst zerstreute Erhebungen in Städten oder Landestheilen, aus welchen man oft durch die kühnsten Schlußfolgerungen die Volkszahl ganzer Staaten ableitet; es folgen Aufschreibungen der Wehr- und Steuerpflichtigen, nach welchen die Gesammtheit der Bewohner geschätzt wird und man nähert sich allmälig besseren Methoden wirklicher directer Zählungen.

Wie kläglich es indessen noch kürzlich mit dem Wissen auf diesem Gebiete stand, mögen einige Bemerkungen zeigen. Der einzige Staat der Erde, für welchen sich ungefähr verläßliche Vergleiche bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückführen lassen, ist Schweden, wo seit dem Jahre 1749 genaue Parochialregister geführt werden, deren Resultate von 1750 bis 1875 für je fünf Jahre als Zählungen veröffentlicht sind. Das skandinavische Königreich beschämt durch dieses Unicum alle Culturländer unseres Erdtheiles; aber seine Bevölkerung macht nur vier Percente von jener Europa's aus, fällt daher mit geringem Gewichte in die Wagschale. Eine ähnliche Continuität besteht nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Constitution vorschreibt, daß in der ganzen Union vom Jahre 1790 angefangen alle zehn Jahre ein allgemeiner Census vorgenommen werde, welcher nicht blos die Zahl und Beschreibung des Volkes, sondern auch die wichtigsten Merkmale des wirthschaftlichen Lebens festzustellen hat. Neben diesen wenigen Ausnahmen ist der regelmäßige Zustand der Dinge ein solcher, daß die großen und kleinen Staaten unseres Erdtheiles, welche sich rühmen, an der Spitze der Civilisation zu stehen, erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit brauchbaren exacten Volkszählungen begonnen haben; ja in dem Staate, dessen kolossale Raum- und Machtverhältnisse gerade das größte

Interesse für diese Fragen erwecken, in Rußland, gibt es bis heute keine eigentlichen, auf einen bestimmten Tag bezogenen Volkszählungen; dort bestehen noch immer die sogenannten Seelenrevisionen, die auf Grund polizeilicher Registrirungen nicht gleichzeitig vorgenommen werden und aus denen nur annäherungsweise die Bevölkerungssummen zu gewinnen sind.

Schon in der historischen Aufeinanderfolge, welche doch gerade zu den interessantesten Schlüssen über den Anwachs der Bevölkerungen und ihr Verhältniß zu den äußeren Lebensbedingungen anregen sollte, liegt eine ungeheuere Lücke der Beobachtung. So durfte Büsching noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in seiner Erdbeschreibung die vage Aeußerung aufnehmen, es könnten auf dem Erdboden wenigstens an die 3000 Millionen Menschen zugleich leben, es lebe aber kaum der dritte Theil davon oder 1000 Millionen und es durfte Voltaire 1600 Millionen als obere Grenze der wahrscheinlichen Zahl der Erdbewohner den 4000 Millionen entgegenstellen, welche eine englische Universalgeschichte annahm. Noch mehr! Auf Grund der Schätzung des venetianischen Naturforschers Riccioli, der für das Jahr 1672 die Einwohner der ganzen Erde mit rund 1000 Millionen annahm, blieb man anderthalb Jahrhunderte lang unverändert bei dieser runden Zahl; ihr Autor hatte es verstanden, sie durch einige weitere Calculationen interessant zu machen; so berechnete er, daß seit der Sündfluth etwa 280 000 Millionen und seit der Erschaffung der Welt 300 000 Millionen Menschen geboren sein müssen. Ja, indem er sich auf eine Offenbarung der heiligen Brigitta beruft, nach welcher es „mehr als zehn Engel auf einen Menschen gebe", fügt er — halb des Scherzes bewußt — hinzu, daß mehr als drei Billionen Engel vorhanden sind. Von diesen statistischen Spielereien war nun ein großer Schritt zu thun, um zu den von Hassel, Malte-Brun und Balbi neu aufgestellten Schätzungen zu gelangen, die für die Jahre 1810—1816 in runder Zahl 680 bis 700 Millionen Menschen als Bewohner aller Erdtheile annahmen. So kolossale Differenzen bestanden noch vor kurzer Zeit! Selbst bei denjenigen directen Zählungen, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vorgenommen wurden, sind wegen einer durchaus fehlerhaften Methode oft gewaltige Irrthümer unterlaufen, und jeder auf längere Zeit zurückreichende Vergleich ist nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Zwei Beispiele dafür. Im Königreich Ungarn wurde noch im Jahre 1841, weil außer den Diöcesan-Schematismen jede amtliche Nachricht fehlte, die Bevölkerung annäherungsweise auf $10^1/_2$ Millionen Menschen berechnet; die erste wirkliche Zählung vom Jahre 1851 ergab dagegen eine Einwohnerzahl von weniger als 8 Millionen Seelen (7.864 262). Umgekehrt wurde in Britisch-Ostindien die Bevölkerung von Bengalen bis 1871 schätzungsweise auf $42^1/_2$ Millionen angegeben, während die im Frühjahre 1872 durchgeführte allgemeine Volkszählung eine Totalziffer von 66,8 Millionen Bewohnern nachwies. Allerdings sind dergleichen Irrthümer nicht die Regel, sondern in der Mehrzahl der Staaten Europa's bemühte man sich seit Jahrzehnten, bessere Wege zur Erhebung einzuschlagen. Die Volkszählungen, welche Frankreich von 1821 angefangen in fünfjährigen Perioden, Großbritannien seit dem Jahre 1801 alle zehn Jahre, das Königreich der Niederlande seit 1829 in gleichen Abständen, die meisten Einzelstaaten des Deut-

schen Reiches seit 1816 und 1818 vornahmen, liefern immerhin brauchbare Resultate, und die Gesammtübersichten, in welchen Berghaus für das Jahr 1843 1272 Millionen, Dieterici für das Jahr 1859 1288 Millionen und Behm zuerst für das Jahr 1866 1350 Millionen Erdenbewohner berechneten, nähern sich zweifellos immer mehr der Wahrheit.

Um diese Fortschritte zu erzielen, bedurfte es einer radicalen Reform der mit dem Wissensdrange unseres Zeitalters noch immer nicht im Einklange stehenden Erhebungsmethoden; der Impuls dazu ward durch das kleine Königreich Belgien gegeben. Dort wirkte im Einvernehmen mit tüchtigen Fachgenossen der ausgezeichnete Quetelet in dem methodischen und zielbewußten Sinne, der überhaupt seine statistische Schule kennzeichnete; ihm ist es zu danken, daß rationelle Vorschriften für eine im Jahre 1846 in Belgien auszuführende Volkszählung mit ungemeiner Sorgfalt ausgearbeitet wurden und überhaupt gewisse Grundsätze zum Durchbruche gelangten, welche den Volkszählungen einen wissenschaftlichen Charakter aufdrückten. Sollen wir diese Fortschritte nur mit einigen Strichen andeuten, so bestanden sie darin, daß die Volkszählungen zu namentlichen Verzeichnungen jedes einzelnen Individuums wurden, um vor allem die unverrückbare Basis einer exacten Zahlenangabe zu gewinnen und Doppelzählungen, die früher so häufig unterliefen, thunlichst zu vermeiden. Ferner wurde statt der zuständigen, rechtlichen und Wohnbevölkerung, die für sich allein ebenfalls zu manchen falschen Auslegungen Anlaß gab, die thatsächlich im Momente der Zählung an einem bestimmten Orte anwesende Bevölkerung (factische Bevölkerung, population de fait) als unverrückbare Basis der Aufzeichnung bestimmt; es wurde die Nothwendigkeit einer strengen Periodicität der Aufnahme, und zwar in zehnjährigen Zeitabschnitten anerkannt und zuerst im Jahre 1846 unter Leitung von Zählungsagenten die Ausfüllung solcher Fragebogen gefordert, deren Schema nicht mehr blos die Zahl, sondern alle wichtigen Elemente der Zusammensetzung des Volkes umfaßte. Namen, Alter, Geburtsort, Sprache, Religion, Stand, Beruf, körperliche Gebrechen und Aufenthaltsort — das waren die wesentlichsten Punkte, deren umfassender Nachweis in der That in Belgien völlig gelang und nicht blos zu einer Volkszählung, sondern zu einer *Volksbeschreibung* führte. Die Ergebnisse dieser systematischen und umfassenden Verzeichnung erregten die Aufmerksamkeit der Welt, als sie in sechs Quartbänden publicirt und nachher noch von Quetelet vergleichend bearbeitet wurden; sie bildeten den Ausgangspunkt Desjenigen, wonach wir Alle jetzt streben; sie wurden der Keim der heutigen Volkszählungs-Technik. Die Art, wie sich die Verbreitung dieser richtigen Grundsätze rasch fügte, ist von so allgemeinem Interesse, daß wir sie wohl kurz besprechen dürfen.

Nicht blos die Aufmerksamkeit, welche Quetelet für seine neuen Theorien auf dem Gebiete der Moralstatistik und Socialphysik erweckt hatte, sondern noch ein anderer, äußerer Umstand führte zu einem totalen Umschwunge im Beobachtungssystem der menschlichen Gesellschaft. Es war im Jahre 1853; der nordamerikanische Marineofficier Matthew Maury, dessen Nautik und physische Geographie des Meeres seither der internationalen Schifffahrt unermeßliche Vortheile brachte, hatte die Abhaltung eines internationalen meteorologischen Congresses an-

geregt, welcher unter Quetelet's Vorsitz in Brüssel abgehalten wurde. Von der weiten Perspective begeistert, welche sich in dem System gleichzeitiger internationaler Beobachtungen auf dem Gebiete der Hydrographie und Meteorologie eröffnete, hoffte Quetelet ähnliche Erfolge, wenn es ihm gelänge, international gleichartige Massenbeobachtungen socialer Thatsachen und menschlicher Lebenserscheinungen einzurichten. Es beseelte ihn der Wunsch, die natürlichen Gesetze zu entdecken, von welchen die menschlichen Gemeinschaften in ihrer Gesammtheit geleitet würden, und von welchen der körperliche und geistige Entwickelungsgang des Durchschnittsmenschen abhängig sei. So rief er einen internationalen statistischen Congreß in's Leben, der ebenfalls im Jahre 1853 zum ersten Male in Brüssel tagte und nach Quetelet's phantasievollen Hoffnungen ein internationales Beobachtungsnetz über die ganze Menschheit breiten sollte. Der Flug seiner Gedanken hatte ihn — den begeisterten Forscher — zwar allzu weit getragen; denn weder konnten seine idealen Probleme gelöst werden, noch gelang es bisher, eine absolute Einheit statistischer Beobachtungen auch nur in der Mehrzahl der europäischen Staaten zu erzielen. Dennoch bildeten die rationellen Grundsätze der Volkszählungen im demographischen Sinne eine der wichtigsten Vorlagen des Brüsseler Congresses: sie führten zur Annahme des Beschlusses, den in Belgien bewährten Grundsätzen allgemein zu folgen; sie wurden zur Anregung, um auf den späteren internationalen Congressen in Paris, London, Berlin und Florenz immer wieder auf diese Fundamentalfragen der administrativen und wissenschaftlichen Beobachtung zurückzukommen; und sie gelangten endlich zu einem Abschlusse, indem die auf dem achten Congresse zu St. Petersburg im Jahre 1872 versammelten Statistiker der europäischen und amerikanischen Staaten gewisse leitende Gesichtspunkte künftiger Volkszählungen formulirten. In den Petersburger Beschlüssen liegt die Zusammenfassung der besten Methoden, welche die Wissenschaft und Erfahrung an die Hand geben, um zu der annähernd richtigsten Zählung und Beschreibung der Bewohner dieser Erde zu gelangen. Soweit man auch davon entfernt ist, daß diese Grundsätze allgemein praktisch angewendet werden, so bezeichnen sie doch klar das anzustrebende ideale Ziel; der Einfluß, welchen sie auf die letzten Volkszählungen schon ausgeübt haben und auf die nächsten noch ausüben werden, ist unzweifelhaft. Wir dürfen uns daher nicht versagen, wenigstens den wesentlichsten Inhalt zu erwähnen.

Gegenüber der schwankenden Praxis früherer Volkszählungen, welche zu vielen Irrthümern führte, wurde als unerläßliche Bedingung vorgezeichnet, die factische oder ortsanwesende Bevölkerung, welche alle Personen begreift, die im Momente der Zählung sich am Zählungsorte befinden, zu verzeichnen. Der gewöhnliche Wohnsitz, der Geburtsort, die Staatsangehörigkeit oder Heimathberechtigung kommen nicht als entscheidende Momente in Betracht, sondern werden gewissermaßen als Merkmale der Persönlichkeit aufgeführt; entscheidend aber ist, wer an dem Tage und in der Stunde, auf welche die Volkszählung bezogen wird, an der bestimmten Oertlichkeit anwesend ist. Doppelzählungen sind nach dieser Bestimmung absolut ausgeschlossen; sie können um so sicherer vermieden werden, als jeder einzelne Bewohner bei der Zählung mit seinem Namen verzeichnet wird. Im Zusammenhange mit der strengen Individuali-

sirung steht ein weiterer Beschluß, welcher sich auf die Technik der Erhebung bezieht.

Bei genügender Bildung der Bevölkerung und wenn es die besonderen Verhältnisse eines Landes gestatten, soll nach den Anträgen des Petersburger Congresses statt der älteren cumulativen Haus- oder Familienlisten die Aufnahme mittelst Zählkarten (bulletins individuels) vorgenommen werden. Jedes Individuum soll eine Zählkarte bekommen, deren einzelne Rubriken die directe Befragung über die maßgebenden Thatsachen enthält. Dadurch wird die größte Klarheit der Fragestellung, die größte Einfachheit der künftigen Verarbeitung des umfangreichen Materiales und die größte Specialisirung erreicht. Der ebenfalls wichtige Nachweis der inneren socialen Gliederung wird trotz dieser Auflösung des ganzen Zählungsactes in Individualkarten leicht ermöglicht, indem neben der Zählkarte noch besondere Sammellisten ausgefüllt werden, welche für jede Person einer Familie den Grad der Verwandtschaft oder ihr Verhältniß zum Haushaltungsvorstand enthalten. Würde diese vorzügliche Methode überall consequent durchgeführt, so besäßen wir bald ein Inventar aller in einem bestimmten Momente lebenden Bewohner und könnten daraus unendlich exactere Schlüsse ziehen, als aus den bisherigen Quellen. Wie werthvoll ein solches Material als Grundlage der Demographie und Social-Physik werden müßte, leuchtet um so mehr ein, wenn man die Fragepunkte liest, welche der St. Petersburger Congreß zu den obligatorischen Erhebungen rechnet, d. h. als solche bezeichnet, die von allen Staaten in die Nachweisungen aufgenommen werden sollen.

Daß Name, Geschlecht und Alter dahin gehören, ist selbstverständlich; hinsichtlich des Alters aber wird durch die Congreßbeschlüsse ein großer Fortschritt angebahnt, wenn überall dort, wo der Bildungsgrad der Bevölkerung es gestattet, nicht blos nach Altersjahren, wie bei früheren Zählungen, sondern nach dem Datum der Geburt (Geburtsjahr und Monat) gefragt und insbesondere bei Kindern stets die Anzahl der durchlebten Monate angegeben wird. Diese Neuerung ist von der größten Tragweite; sie wird einerseits der bekannten Oberflächlichkeit der Angaben vorbeugen, die insbesondere bei der Landbevölkerung gang und gäbe ist und die runden Altersziffern, fünfzig, sechzig, siebenzig u. s. w., so auffallend häufig anstatt der wirklich erreichten Lebensjahre finden läßt; andererseits wird sie zu einer correcteren Unterscheidung führen als bisher; denn bisher galt in den Zählungslisten derjenige, der am Sylvesterabend geboren war, um ein ganzes Jahr älter als derjenige, der am folgenden Neujahrstage das Licht der Welt erblickte, obgleich Beide doch nur um wenige Stunden in ihrem Lebensalter differirten. Die Exactheit ist in diesen Dingen aber wichtiger, als Viele glauben könnten; hängt damit doch die Berechnung der mittleren Lebensdauer und der Sterblichkeitstafeln der Bevölkerungen, die Schulpflicht, Wehrhaftigkeit und eine ganze Reihe anderer Verwaltungsfragen innig zusammen.

Kehren wir nach dieser kurzen Randbemerkung zu dem Fragen-Schema des Petersburger Congresses zurück, so umfaßt es weiter das Verwandtschafts-Verhältniß oder die sonstige Stellung zum Haushaltungs-Vorstande, den

Familienstand und den Beruf, durchweg Thatsachen, deren genaue Kenntniß recht eigentlich den socialen Aufbau der einzelnen Völkerschaften erkennen lassen. Würden diese Fragen für die Bewohner von Europa und Amerika so ausführlich und zuverläßlich beantwortet, wie es bei gutem Willen der Bevölkerung und gehöriger Leitung durch Zählungsagenten möglich wäre, so wüßten wir heute schon die Interessen-Kreise viel richtiger abzugrenzen und sähen in den meisten Problemen der Wirthschaftspflege schon klarer, als leider bisher der Fall ist.

Als ergänzende Merkmale der Volksbeschreibung werden ferner die Thatsachen zu erheben gesucht, welchem Religionsbekenntnisse das Individuum angehört und welches seine Muttersprache ist; zwei Momente, deren innerer Werth für die Beurtheilung der menschlichen Gemeinschaften freilich manchem Zweifel begegnet. So hat man von vielen Seiten darauf hingewiesen, daß in unserem Zeitalter das Religionsbekenntniß nicht mehr jene tiefe Bedeutung beanspruchen darf, wie in früheren Jahrhunderten, weil es zumeist nicht freiwillig gewählt, sondern von den Eltern gegeben, weil es oft genug theilnahmslos fortgeführt wird und der Confessionslosigkeit, ja sogar gänzlicher Irreligiosität weichen muß. Nichtsdestoweniger ist der Nachweis unerläßlich für die Verwaltung des Kirchenwesens, und ohne denselben wäre die große Charakteristik der Glaubensgemeinschaften mit ihren rituellen Eigenthümlichkeiten nicht zu geben. Schwieriger wird die Motivirung für die Aufnahme der Muttersprache in die Frageblätter. Gewinnen wir aus deren Beantwortung wirklich richtige Einblicke in diejenigen Thatsachen, die man eigentlich zu constatiren bemüht ist? Die Ethnographie ist darüber im Reinen, daß die „Muttersprache" nur unter natürlichen, einfachen Verhältnissen ein zutreffendes Merkmal sei, bei polyglotten, wanderungslustigen, in immerwährender gegenseitiger Reibung und Mischung begriffenen Gesellschaften, wie im heutigen Europa, Amerika und den Colonien aber eine untergeordnete Bedeutung hat. Zwar läßt sich gewiß das Volksthum neben anderen Momenten auch nach der Sprache bestimmen; dann darf man aber nicht nach der Muttersprache fragen, sondern wie Friedrich Müller sehr richtig bemerkt, nach derjenigen Sprache, in welcher der Mensch denkt und fühlt, mit welcher die Summe der Erfahrungen und Erkenntnisse, die seine Individualität begründen, verwachsen ist. In Ländern, in welchen ein Nationalitätenkampf besteht, wie in Oesterreich-Ungarn, wird das freie Selbstbekenntniß kein gelungenes Auskunftsmittel bilden, sondern eher irreführen; dasjenige aber, was eigentlich zu erheben von größter Wichtigkeit wäre, die Nationalitäten im Zusammenhange mit der Rasse, kann man auf diesem Wege nicht erkunden.

Zu den bisher besprochenen Fragen fügen die Beschlüsse des Petersburger Congresses noch zwei hinzu, welche die körperliche und geistige Beschaffenheit der Bevölkerung wenigstens an der Oberfläche streifen, und im Zusammenhange mit jenen Daten, die durch andere statistische Beobachtungen fortlaufend gewonnen werden, immerhin Interesse bieten. Es sind erstens die Fragen nach der Kenntniß des Lesens und Schreibens, um die Analphabeten und Anagraphen, die Ungebildetsten eines Volkes, zu ermitteln und gewissermaßen eine Controlle des Volksschulwesens zu gewinnen, und zweitens die Erhebung der körperlichen und geistigen Gebrechen, Blindheit, Taubstummsein, Irrsinn,

Blödsinn, um ein Inventar der bedauernswerthen Individuen anzulegen, deren Lebenslauf nebenbei noch zumeist in der Sanitäts-Statistik aufmerksam verfolgt wird.

Außer diesen obligatorischen Erhebungen wird es den einzelnen Staaten überlassen, je nach ihrem Bedürfnisse besondere (facultative) Beobachtungen anzustellen. Indessen ist der Eifer der Regierungen für die Durchforschung des socialen und politischen Lebensgebietes leider nicht so hochgradig, daß von einer Ueberschreitung der allgemeinen Fragepunkte die Rede sein kann. Ja, die Statistiker wären sehr befriedigt, wenn sie es in ganz Europa, in den Colonialländern und in Amerika schon dahin gebracht hätten, daß nur die obligatorischen Bevölkerungs-Aufnahmen wirklich zum mindesten einmal innerhalb eines Jahrzehnts und zwar, wie durch den Petersburger Congreß empfohlen wurde, stets gleichzeitig in den Jahren, deren Zahl mit einer Null endigt (1880, 1890 u. s. f.) durchgeführt, daß sie in die Hände bewährter Agenten gelegt und daß die Bevölkerungen selbst schon allenthalben zur thatkräftigen Mitwirkung herangezogen würden.

III.

Nach dem classischen Sprichworte: „In magnis voluisse sat est" genügt es bei den größten Aufgaben die Lösung „gewollt" zu haben. Wenn sich die versammelten Statistiker aller Culturstaaten mit diesem bescheidenen Troste begnügten, so dürften sie auf den Lorbeeren ausruhen, welche sie sich während eines vollen Vierteljahrhunderts erworben haben. Denn seit dem Jahre 1853 wurde, wie wir eben geschildert haben, fast unausgesetzt auf den statistischen Congressen und Conferenzen und bei den Sitzungen der internationalen Permanenz-Commission der beste Wille bekundet, in das Zählungswesen ein tieferes Verständniß zu legen, die Bewohner dieser Erde systematisch aufzunehmen und zu verzeichnen. Dem Willen folgte, was die Mehrzahl der Statistiker betrifft, auch die That; sie erstatteten ihre wohlerwogenen, formulirten Anträge bei den Regierungen ihrer Staaten; sie traten mit Ueberzeugung für die Reformen ein und kämpften unermüdet für die als gut erkannte Sache; nur Wenige wurden abfällig. Die Hauptpersonen jedoch, die Staatsverwaltungen, folgten nur zum Theile den Beschlüssen und dem Gedankengange der statistischen Congresse. Entweder wollten oder konnten sie nicht die äußeren Mittel bieten, um die Volkszählungen in jener umfassenden Weise durchzuführen, wie die Congresse dieselben zu organisiren gedachten; oder es siegte die Gewohnheit, welche von bestimmten Aeußerlichkeiten, Formalitäten und jahrelange geltenden Gesetzen nicht abgehen wollte; oder es bewährte wol auch hie und da der Bureaukratismus, dessen Kreise durch die Anträge der statistischen „Fanatiker" gestört worden wären, seinen gewaltigen Einfluß. So kommt es, daß die Hoffnungen, welche man noch kürzlich an die Vornahme allgemeiner Volkszählungen im Jahre 1880 knüpfte, ungeheuer herabgestimmt sind, seitdem einzelne Staaten ihre jüngsten Aufnahmen schon vollendet, andere die Volkszählungs-Gesetze erlassen und durch deren Inhalt gezeigt haben, wie weit sie von den Petersburger Beschlüssen abweichen.

Vor Allem ist die Erwartung vereitelt, welche man an die Gleichzeitig-

keit der neuesten Volkszählungen knüpfte. Dänemark hat schon am 1. Februar 1880, die nordamerikanische Union hat am Schluß ihres Fiscaljahres, am 30. Juni 1880, gezählt, das Deutsche Reich folgt am 1. December, Oesterreich-Ungarn, Italien und viele andere Staaten schreiten am 31. December 1880, einzelne, wie Frankreich, wenigstens „nach dem Stande zu Ende dieses Jahres" dazu, Großbritannien wird seinen nächsten Census am 3. April 1881 durchführen und wieder andere Staaten, — von den Colonialländern gar nicht zu reden — werden erst in der Mitte oder am Ende des Jahres 1881 und noch später diesen Act vornehmen. Es ist unzweifelhaft, daß in dem mangelnden Synchronismus der Volkszählungen die Quelle großer Fehler für die Gesammtheit liegt. Das Verkehrswesen der Gegenwart, die Wanderlust vieler Nationalitäten, ja selbst der verschiedene Aufenthaltsort, welchen fluctuirende Arbeiterbevölkerungen und die Schar der Reisenden in verschiedenen Jahreszeiten wählen, wird wieder einerseits zu Doppelzählungen, andererseits zu Auslassungen vieler Individuen führen. Hätten sich alle Staaten zu einem und demselben Zählungstage oder wenigstens Monate des Jahres 1880 verstanden, wie es der Congreß beantragte, so hätte man zum ersten Male seit Menschengedenken eine genaue Kenntniß der Bewohnerzahl wenigstens der Völker abendländischer Cultur hoffen können; bei dem heutigen Stande der Dinge muß auf exacte Nachweise abermals verzichtet werden. Argelander, Struve und andere Astronomen sind nicht müde geworden, die Gestirne des nächtlichen Himmels nach Größen zu ordnen, in Sternkarten zu verzeichnen und Cataloge anzulegen, welche ein genaues Inventar der Sterne jeder Größe enthalten; — von der Anzahl der Menschen, die uns doch näher liegen, die für uns wichtiger und interessanter sein sollte, kennt man noch kein solches Inventar, sondern muß sich mit annäherungsweisen Schätzungen begnügen, welche auch im Jahre 1880 noch nicht durch positive Ziffern ersetzt werden können. Die eifrigsten Forscher auf diesem Gebiete, Behm und Wagner, haben kürzlich wieder eine ihrer periodischen Uebersichten der Bevölkerung der Erde veröffentlicht; sie haben mit wahrem Bienenfleiß alle nur irgendwo vorhandenen Angaben gesammelt und dennoch für mehr als die Hälfte der ganzen Menschheit nur vage Schätzungen, und blos für 626 Millionen Bewohner wirkliche Volkszählungen benützen können. Dürfen wir uns dann wundern, wenn über die Gesammtzahl der Menschen, die Europa und jener, welche die ganze Erde bevölkern, nicht blos im Beginne unseres Jahrhunderts, sondern auch jetzt noch schwankende Angaben vorliegen? Nach der schon oben erwähnten, ersten Aufstellung Behm's — aus dem Jahre 1866 — soll damals Europa von 285 Millionen, die ganze Erde von 1350 Millionen Menschen bewohnt gewesen sein; im Jahre 1874 betrugen die betreffenden Zahlen 300, respective 1391 Millionen, und nach der letzten im Jahre 1880 erschienenen Berechnung ist Europa von 316 Millionen, Asien von 385 Millionen, Afrika von 205½ Millionen, Amerika von 95½ Millionen, Australien von 4 Millionen, die ganze Erde also von 1456 Millionen Menschen bevölkert. Die bedeutende innerhalb der abgelaufenen sechs Jahre verzeichnete Zunahme beruht nicht etwa auf einer so raschen Vermehrung, sondern zumeist auf den Verbesserungen früherer Schätzungen durch die seither ausgeführten wirklichen Zählungen.

So wenig als die Zahlen, welche doch die einfachsten Grunddaten wären, sind die Nachweise über die Gliederung der menschlichen Gesellschaft nach Geschlechtern und Altersclassen oder Religionen und Sprachstämmen bisher irgendwie erschöpfend bekannt. In den west-europäischen Staaten, den Colonien derselben und in Amerika, kurz überall, wo eigentliche Zählungen vorgenommen werden, constatirt man zwar auch die Gruppirung nach dem Geschlechte. Die Hindernisse jedoch, welche der Registrirung der Frauen bei den mohamedanischen und anderen nichtchristlichen Völkern bereitet werden, machen jede Gesammtsumme zweifelhaft. Nach der neuesten Angabe stellt sich heraus, daß auf je 1000 männliche Bewohner in Europa 1023, in Afrika dagegen nur 983, in Amerika 978, in Asien 944 und in Australien 808 Personen weiblichen Geschlechtes entfallen. Es sprechen gute Gründe dafür, anzunehmen, daß nach Correctur der confessionellen oder gewohnheitsmäßigen Fehlerquellen das Gleichgewicht der Geschlechter auf der ganzen Erde ein nahezu vollständiges sei; denn weder der große Frauenüberschuß in Europa noch der große Männerüberschuß in Australien darf uns daran irre machen, er erklärt sich sehr einfach durch Aus- und Einwanderung und nivellirt sich in der Totalziffer. Zu den ethischen Motiven der Monogamie fügt die Statistik also einen natürlichen Beweisgrund hinzu; so wenig dieser in erster Linie in Betracht kommen darf, so ist es dennoch von tiefgreifender Bedeutung, daß trotz des bekannten regelmäßigen Ueberschusses der Knabengeburten, in den späteren Lebensjahren eine so wunderbare Ausgleichung stattfindet. Mag man dies als einen göttlich geordneten Haushalt oder als eine providentielle Naturordnung auffassen: Thatsache ist, daß in dem ewigen Kreislaufe der Generationen die Polarität und das Gleichgewicht der Geschlechter mit der Exactheit eines Naturgesetzes gilt. Es ist wol nicht nöthig hinzuzufügen, daß dieses Gesetz erst in den größten Maßen hervortritt und daß in den einzelnen europäischen Staaten noch sehr bedeutende Verschiedenheiten vorkommen; so haben Norwegen, Großbritannien, Schweden, die Schweiz, Finland, Spanien, Portugal, Deutschland, Dänemark, Oesterreich-Ungarn, Rußland und die Niederlande weitaus mehr Frauen als Männer (zwischen 1060 und 1020 auf 1000), in Frankreich und Italien herrscht nahezu numerische Gleichheit und in den übrigen Ländern finden sich sogar weniger weibliche als männliche Elemente der Bevölkerung, so z. B. in Griechenland nur 906 Frauen auf 1000 Männer.

Eine größere Schwierigkeit, als die Sexualverhältnisse nachzuweisen, bietet bei allen Volkszählungen und auch bei der gegenwärtigen wieder die genaue Gliederung nach den Geburtsjahren oder der sogenannte Altersaufbau der Bevölkerungen. Die Schwierigkeit liegt in der mangelnden Kenntniß vieler Personen der minder gebildeten Stände über ihr eigenes Alter und außerdem darin, daß noch kein internationales Einverständniß über die Gruppen erzielt wurde, in welche man bei der Bearbeitung die Millionen Einzelerhebungen bringt. Manche Staaten theilen die Gruppen so, daß bis zum fünften Altersjahre auch fünf getrennte Rubriken, für höhere Altersclassen aber nur Quinquennalgruppen gebildet werden; andere fangen mit Quinquennalgruppen erst bei dem 25. oder 30. Lebensjahre an und wieder andere geben das ganze Detail vom niedrigsten

bis zum höchsten Alter. Da die meisten wichtigen Schlußfolgerungen, welche die Staatsverwaltung und die Wissenschaft aus den Altersangaben ziehen, von der Combination derselben mit den Geschlechts-, Standes- und anderen demographischen Verhältnissen abhängen, so wird die Darstellung verwickelter, als man meinen sollte. In Bezug auf diese Fragen eröffnen die bevorstehenden Volkszählungen insofern eine erfreuliche Aussicht auf die Gewinnung erschöpfenderer und besser vergleichbarer Ergebnisse, als die exacten Nachweise des Alters nach den Geburtsdaten größtentheils durchgedrungen sind, und beispielsweise auch im Deutschen Reiche erhoben werden.

Daß der Geburts- und Aufenthaltsort, die Stellung in der Haushaltung, der Familienstand, das Religionsbekenntniß, die Staatsangehörigkeit auch diesmal ihre Rubriken in den Erhebungslisten oder Zählkarten finden, bedarf keiner besonderen Erörterung. Ebenso berühren wir nur kurz die Aufnahme der Frage nach der Umgangssprache, welche in Oesterreich-Ungarn diesmal gestellt, in den meisten andern Ländern aber vermieden wird. Dagegen wird sich abermals eine geringere Klarheit, als zu erreichen möglich gewesen wäre, in Betreff der Berufsclassen ergeben. Nach jahrelangen Discussionen über den Umfang, welchen man dieser Frage diesmal einräumen soll, ist recht wenig als Resultat erzielt worden. Von denjenigen Statistikern, welche die ungeheure Tragweite der social-ökonomischen Zustände in unseren Tagen richtig erfassen, ist nicht blos auf den Congressen, sondern auch in ihrem engeren Wirkungskreise bis zum letzten Augenblicke rüstig dafür gekämpft worden, eine möglichst detaillirte Untersuchung über die Erwerbszweige des Volkes mit der Zählung desselben zu verbinden. Es wurden Anträge gestellt, welche entweder zugleich mit dem Census oder in einem kurzen Termine unmittelbar nach dessen Aufnahme eine Gewerbezählung vorzunehmen befürworteten; sie wurden leider nicht beachtet, sondern durch mäßige Surrogate ersetzt. Der Fragebogen, welcher am 1. December in den Händen jedes deutschen Staatsbürgers liegt, enthält diejenigen Momente vorgezeichnet, mit deren Erhebung man sich im Deutschen Reiche auch diesmal wieder begnügen muß; nur eine Ergänzung findet sich, indem mit der Volkszählung eine Ermittelung der von den einzelnen Haushaltungen landwirthschaftlich benutzten Flächen, sowie der Viehhaltung verbunden wird. In dieser, für den 10. December 1880 bestimmten Landwirthschafts-Zählung liegen so viele, die Erwerbsverhältnisse, die socialen und ökonomischen Bedingungen der ländlichen Bevölkerung erläuternde Momente, daß man doppelt bedauern muß, etwas Aehnliches nicht auch auf das industrielle Gebiet ausgedehnt zu haben. In analoger Weise wird in Oesterreich für den 31. Decbr. 1880 wol „Beruf, Beschäftigung oder Erwerb" jedes Einzelnen erhoben werden, doch ist zugleich ein auf verhältnißmäßig einfache Rubriken zurückgeführtes Schema der gewöhnlichsten Haupterwerbszweige vorgezeichnet, in welches die Einzelangaben übersichtlich zusammengestellt werden; und auch in Oesterreich wird als Beigabe des Census eine Zählung der häuslichen Nutzthiere und ihrer Besitzer nach gewissen, allerdings jetzt sehr rationell gegliederten Kategorien vorgenommen werden. Die Motive, aus welchen diese Verquickung zweier eigentlich heterogener Beobachtungen beschlossen, dagegen die viel homogenere Nachweisung der socialen und gewerblichen Einzelheiten abgelehnt wurden, gehören nicht in den Rahmen

unserer Darstellung; wir gestehen, daß wir die Stichhaltigkeit derselben nicht einsehen.

Läßt sich nun, so wird man fragen, der große finanzielle Aufwand, welcher den Staatssäckel und den Haushalt der Gemeinden trifft, läßt sich der Verbrauch von Arbeits- und Geisteskräften, welcher sich auf das ganze Volk vertheilt, läßt sich die mit jeder statistischen Beobachtung, insbesondere aber mit Volkszählungen verbundene Belästigung der Staatsbürger durch die voraussichtlichen Resultate rechtfertigen? Die finanzielle Seite ist nicht geringfügig. Nach den Erfahrungen früherer Jahre zu urtheilen, dürften beispielsweise die Vereinigten Staaten von Amerika für ihren Census ungefähr 12 Mill. Mark, Großbritannien dürfte gegen 5 Mill., das Deutsche Reich gegen 2 Mill., Oesterreich $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark nachweisbar für die Drucklegung der Formularien, für die Entlohnung der Zählungsagenten, für Aufbereitung und Publication des umfangreichen Materiales benöthigen. An den Zählungstagen ist ein ganzes Heer von Personen der gewöhnlichen Thätigkeit entzogen und mit der Verzeichnung der zu sammelnden Angaben beschäftigt; wochenlang vor und nach dem Zählungstage werden zeitraubende Vorbereitungen getroffen und monatelang nachher sind die geistigen Kräfte der statistischen Büreaux in Anspruch genommen, um die Millionen und Millionen von Einzeldaten zu sichten, zu ordnen und zu verwerthen. Welches ist nun der Nutzen, den man von allen diesen Opfern hoffen darf?

Und wären die Kosten noch vielmal größer, die Arbeiten noch zeitraubender, die Belästigungen noch ärger, so müßte man sie dennoch als völlig gerechtfertigt erklären! Nicht die Zahl als solche ist es, welche den ungeheuren Werth hat; denn die Methoden der Berechnung der Zu- oder Abnahme der Bevölkerung sind in den meisten Staaten ziemlich verläßlich und die Controllen derselben würden vielleicht auch in längeren als in zehnjährigen Zeiträumen noch ausreichend sein, um zu zeigen, in welchem Sinne sich das Zuwachsprocent geändert hat, ob die Einwohner rascher oder langsamer sich vermehren, oder ob ihre Zahl in Abnahme begriffen ist. Nicht also auf das Wort Zählung darf der Nachdruck gelegt werden, wenn man von der Wichtigkeit und dem Nutzen der Volkszählungen spricht. Das entscheidende Moment liegt in dem Nachweise der Qualitäten und der Zusammensetzung des Volksganzen, also in der Volksbeschreibung oder Demographie. Kein statistischer Calcül kann im Vorhinein die etwaigen Aenderungen der Religions- und Sprachenverhältnisse, des Altersaufbaues, des Berufes, Erwerbes, der Vertheilung der Einwohner nach den Wohnsitzen, die Erfolge der Bildungsmittel u. s. w. bestimmen. Je genauer man aber in diese Umstände einzublicken vermag, desto sicherer wird die innere und äußere Politik gehandhabt. Auf der Volksbeschreibung beruht ein großer Theil der gesammten Unterrichtsverwaltung; auf ihr beruhen die Voranschläge der Rekrutenaushebung und des Heeresstandes; auf ihr beruhen die Wahlordnungen und die Einzelheiten der Volksvertretung; auf ihr beruht die Einsicht in die Wirkungen indirecter Abgaben und überhaupt ein großer Theil der Steuerpolitik. So kann also die Staatsverwaltung selbst kaum einen Act für bedeutungsvoller ansehen, als die gute Durchführung des Census. Die Wissenschaft aber, welche sich bei

so kostspieligen Operationen immer bescheiden in zweite Linie stellen muß, hat in den Volkszählungen die fundamentale Quelle der ganzen Bevölkerungstheorie, der Social-Physik selbst zu erblicken. Die vielen Auskunftsmittel, welche für die inductive Lösung der Probleme von Lebensdauer, Mortalität, Fruchtbarkeit der Bevölkerung, Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit derselben gewählt werden, sind mehr oder weniger unsicher. Volksbeschreibungen, wie sie die Volkszählungstechnik von heute liefern soll, sind gewissermaßen der Fixpunkt, nach welchem zwischenliegende schwankende Angaben richtig gestellt und von welchem immer neue Untersuchungen ausgerüstet werden können. Es ist daher nicht der einseitige Wunsch der Theoretiker, sondern das Interesse der Gesammtheit, diese seltenen Gelegenheiten zur Durchforschung des menschlichen Lebensgebietes so nachhaltig als möglich auszunützen. So dürfen wir wol den Staatsmännern mit Cicero zurufen: Ad concilium de republica dandum caput est, nosse rempublicam, allen unseren Lesern aber dürfen wir das Wort Goethe's in Erinnerung bringen: „Man sagt oft, Zahlen regieren die Welt, — das aber ist gewiß, Zahlen zeigen wie sie regiert wird."

Katharina II. und Grimm.

Von

Karl Hillebrand.

I.

Der umfangreiche Briefwechsel zwischen Katharina II. und Grimm, dessen Veröffentlichung wir der Liberalität der Kaiserlich russischen historischen Gesellschaft und der Sorgfalt Herrn Grot's verdanken[1]), beginnt 1774, d. h. als die Kaiserin schon fünfundvierzig Lebens- und zwölf Regierungsjahre zählte. Der sechs Jahre ältere Grimm war damals schon längst nicht mehr der arme Teufel, den Rousseau als Secretär des Grafen Friesen gekannt. Schon seit Jahren war er, noch ehe er eine amtliche diplomatische Stellung einnahm, „der Ministerresident und Chargé d'affaires der (europäischen) Mächte bei der französischen Meinung und dem französischen Geiste, und zugleich der Dolmetscher und Secretär des französischen Geistes bei den Mächten". So Sainte-Beuve und er fügt hinzu, was wir nicht so ganz unterschreiben können: „Er füllte diese doppelte Mission sehr würdevoll aus". Rousseau und Duclos, freilich seine Busenfeinde, urtheilen anders; aber selbst sein eigner Secretär, der ihn höchlich bewunderte, meinte „er habe damals schon viel von jener Natürlichkeit und Einfachheit verloren, welche ihm der liebe Gott ertheilt" und habe sich, „sobald er Titel und Bändchen gehabt, nicht mehr vor der Eingebildetheit (infatuation) zu hüten gewußt." Katharinen war der Mann sehr nützlich; er war ihr Agent in Westeuropa, kaufte Bilder und Statuen, Bibliotheken und Medaillen für sie ein, zahlte die Pensionen aus, die sie gar manchen armen Teufeln verabreichte, und legte ihr über seine Geschäfte Bericht ab. Einige dieser Berichte, welche ganz anderer Natur sind, als die Correspondance littéraire, die er ihr wie seinen anderen Abonnenten schickte, haben wir hier vor uns. Sie enthalten nichts als verbrämte Rechnungsablagen, in den letzten Jahren auch wol obligate Heulereien über die Revolution und „die Höhle der 1200 Advocaten-Könige und gilets", oder Schimpfereien gegen Mirabeau's „Jargon" und Condorcet's „Höllengeist", vor Allem aber die fadesten, überschwänglichsten, eintönigsten Lobeserhebungen

[1]) Pisma Imperatrizi Ekaterini II k Grimmou (1774—1796) und Pisma Grimmou k Imperatrizi Ekaterini, isdannia J. Grota. (Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm (1774—1796), und Briefe Grimm's an Katharina, herausgegeben von J. Grot. — St. Petersburg, 1878 und 1880. Zwei Großoctavbände von 734 und 439 Seiten.) Ueber die Arbeit des Herausgebers, wie über das Verhältniß dieser zu den älteren Quellen über Katharinen rede ich eingehend an einer anderen Stelle.

der Kaiserin, „der Minerva des Nordens“ ꝛc. Und diese Speichelleckerei ist nicht nur unwürdig und langweilig, sie ist auch geschmacklos im höchsten Grade. Selbst seine Geliebte, Mme d'Epinay, scheint ihn am Ende doch durchschaut zu haben. Katharina, die eine aufrichtige Freundschaft für ihn hegte, wurden manchmal seine Höflingsschwächen und mehr noch seine Schmeicheleien lästig: sie lachte über ihren Souffredouleur — es war dieß sein Spitzname, denn wer mit ihr in Berührung kam, erhielt einen Spitznamen — „der in jeden Schafskopf (pécore) von deutscher Fürstin verliebt sei“; ja schon zwölf Jahre vorher schreibt sie ihm einmal: „Ich weiß schon lange, daß Sie nie glücklicher sind, als wenn Sie bei, nahe, neben, vor oder hinter einer deutschen Hoheit sind und Gott weiß, wo Sie sie alle ausgraben“. Er aber schwelgt in ihrer Gunst wie eine Katze in der Sonne: „wenn er sich von ihr reißen will, ist's ihm als risse er sich vom Dasein los“; er bittet sie, „ihn unter ihren Hunden zu behalten“. Ihre Correspondenz wird für ihn „das einzige Gut, der einzige Schmuck seines Lebens, die Angel seines Glückes, so wesentlich zu seiner Existenz als das Athemholen“. Empfängt er einen Brief von ihr, will er zu seiner „unsterblichen Herrin hineilen, ihre Kniee küssen und sie mit Thränen der Freude und des Dankes benetzen“, oder seine Augen „verwandeln sich in zwei strömende Quellen und er zerschmilzt in Thränen, er küßt tausendmal die geheiligten Buchstaben, gezeichnet von jener hehren Hand, auf der er ersterben möchte vor Rührung und Dank“. Bekommt er keinen Brief, so lebt er in dem letzten, so lange er kann: „Lorsque je fus à sec, je me dis: Du armes Blümlein, Du mußt nun verwelken, denn Deine himmlische Gärtnerin hat Deiner vergessen“. Nicht er allein, alle seine Freunde haben die „Katharinensucht, oder, nach Andern, die Nords-Minervenkrankheit, er als ihr Leibmedicus habe einen harten Stand ...“ Und so fort 400 Seiten lang; es ist zum Uebelwerden. Das sind ja nicht mehr die conventionellen Formeln des Jahrhunderts, das ist bewußte Augendienerei, bei der der Fuchs seinen Vortheil wohl wahrzunehmen weiß; sucht er der „unsterblichen Herrin“ ja sogar die Diamanten seiner Geliebten, der d'Epinay, aufzuschwatzen. Manchmal muß sie sich seine Schmeicheleien rund verbitten. So als er ihr ein Büchlein „Katharina in ihren Thaten“ widmet: „Hören Sie mal, Souffredouleur, es ist nicht erlaubt die Leute so unmäßig (à toute outrance) zu loben ohne für einen argen Schmeichler zu gelten und es sieht ganz danach aus. So wäre ich denn in meinen alten Tagen noch das Muster der Könige geworden! Oh, mein Gott, mein Gott! was für ein schlechtes Muster, wenn man an all das Uebel glauben darf, das man von ihr gesagt hat und noch sagt. Wissen Sie wohl, daß nicht die Lobeserhebungen mir wohlgethan haben; aber wenn man Uebles von mir sagte, dann sprach ich zu mir selbst mit edler Zuversicht und indem ich mich über die Schwätzer lustig machte: Rächen wir uns! Strafen wir sie Lügen! Aber eine Kyrielle von Lobeserhebungen wie die da, wozu ist das wohl gut? Das ist lang und langweilig und weiter Nichts.“ Als er gar die Augendienerei so weit treibt, ihr den Panegyricus als Lectüre für den Enkel (Alexander I) anzurathen, bricht sie los: „Ah, dießmal, Souffredouleur, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich wirklich keinen gesunden Menschenverstand mehr hätte haben müssen, wenn ich M. Alexander ein Buch gegeben hätte, worin nur von mir und in faden Lobeserhebungen meiner Person die

Rede ist. Was hätte er von mir gedacht? Er, der die Bescheidenheit in Person ist?" Grimm fragt sich einmal wohlgefällig in einem seiner Briefe, was wol die Nachwelt dazu sagen würde, wenn sie diese vertrauliche Correspondenz zwischen der mächtigen Kaiserin und dem kleinen Literaten zu sehen bekäme. Die Antwort dürfte wol die einstimmige Verwunderung sein, wie eine so gescheidte Frau diese „allerunterthänigsten Vorträge des thönernen Gefäßes ihrer Schöpfung", die wahrlich das, übrigens recht schlechte, Papier nicht werth sind, auf welchem sie gedruckt stehen, nur hat durchlesen können; wenn sie dieselben anders durchlas, woran ich zweifeln möchte. Er bediente sie prompt und genau: da wird sie wol die ewigen Bücklinge des Factotums resignirt mit in den Kauf genommen haben.

Wol blieben ihm, wie man oft gesagt hat, alle Freunde, außer Rousseau und Duclos, ihr Leben lang treu: der leidenschaftliche Diderot, an den, als „den deutschesten Franzosen, der französischste Deutsche" sich eng angeschlossen hatte — das Wort ist von Sainte-Beuve —, Saint-Lambert, d'Holbach, Helvetius, vor Allem aber Mme d'Epinay. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß Rousseau's Anschuldigungen in den Thatsachen ganz unbegründet sind — aegri somnia vana —; im Wesen mochte der arme Wahnsinnige doch Recht haben: Grimm macht den Eindruck eines vollendeten Komödianten, den die feinen Franzosen nicht leicht durchschauten — Verschiedenheit der Nationalität ist, wie Geschlechtsverschiedenheit, ein trefflicher Schirm für Komödianten: man schreibt das Zweideutige der Fremdheit zu, während es doch ganz dem Menschlichen angehört. Er selbst sprach sich „ein deutsches Herz und einen französischen Geist" zu. Das klingt ja recht schön, man sollte meinen, es heiße Etwas, es heißt aber doch Nichts. Grimm war ganz ein Mann solider deutscher Bildung, was ihm eine große relative Ueberlegenheit über die französischen „Philosophen" gab; er hatte sich die französische Form ganz angeeignet, was in Deutschland imponirte; er war gewandt und eitel — er schminkte sich sogar weiß —; aber die Gewandtheit war größer als die Eitelkeit: nie opferte er einen reellen Vortheil für eine Genugthuung der Eigenliebe. Kühl bis an's Herz hinan, wußte er auch seine Freundschaften zu wählen. Er war sicher im Verkehr, wie ein guter Geschäftsmann; dienstfertig auch; aber er konnte auch das Gegentheil sein. Die Franzosen bewunderten die Objectivität seiner Kritik, und in der That ward es ihm, als einem Fremden leichter als ihnen, sich über den literarischen Parteien zu halten und er war Einer der Menschen, die es verstehen sich wenig Feinde zu machen; hatte er aber einmal Einen, so schonte er ihn auch nicht. Ich kenne nichts Hämischeres als seine Analyse der „Confessions" in der „Gazette littéraire" von 1787, wie überhaupt seinen Ton, so oft er von Rousseau spricht. Wahr, Rousseau hatte ihn grausam mitgenommen, aber Rousseau war seit neun Jahren todt; der Wahnsinn und die Krankheit sprachen unverkennbar aus jeder Zeile seiner Anklage. Grimm dagegen war bei ganz kaltem Blute, hatte überhaupt eine wohl äquilibrirte Natur und, wenn er auch nicht der unfehlbare Kritiker war, den die Franzosen heute aus ihm machen, so war er doch hinlänglich mit der antiken Literatur genährt, um das wirklich Schöne sofort zu erkennen und zu würdigen. Wie konnte er die Stimmung finden, um eines der größten Meisterwerke aller Zeiten, den ersten Band der Confessions, nur vom moralischen

und persönlichen Standpunkte aus gehässig zu persifflíren, ohne auch nur ein Wort der Anerkennung für das Anerkennenswerthe? Ja selbst das Porträt Mme d'Epinay's, mit der er so lange Jahre verbunden gewesen (Gaz. litt. 1783), verräth nicht den Geliebten, der seine Freundin verloren; Der hätte geschwiegen oder andere Worte gefunden. Doch lassen wir die Confessions und die Gazette littéraire und kommen wir zu unserm Briefwechsel zurück, worin freilich wenig von jenem Geschmack Grimms zu finden ist, wenn auch hier und da ein witziges Wort mitunterläuft, wie wenn er sagt, „in einem gewissen Alter müsse man in seinem Kopfe lesen, und wenn man nichts drin fände, den Laden schließen und vegetiren." Aber solche Gedanken sind selten; der geschеidte Mann hebt sie offenbar für die Correspondance littéraire auf, wo er sie bezahlt bekömmt.

Grimm hatte schon längst seine literarischen Berichte an alle deutschen Höfe und auch an Katharina geschickt, als er 1773 im Gefolge der großen Landgräfin nach St. Petersburg ging, um dort der Kaiserin persönlich vorgestellt zu werden. Auch Merck befand sich in der Gesellschaft; und sonderbar! soviel mir bekannt, erwähnt der Kriegsrath nie den Herrn Hofrath und vice versa. Auch scheint Merck weder Grimm noch der Kaiserin je ein Wort von seinen Freunden Goethe und Herder gesagt zu haben.[1]) Merkwürdig, die Kaiserin kennt unser deutsches Unterrichtswesen aus dem Grunde, bewundert und beneidet die Organisation unserer Volksschulen, Gymnasien und Universitäten; sie spricht auch oft von deutscher Literatur, sie ist ganz entzückt von der Weise wie man die deutsche Sprache handhabt. — „Wer hätte je geglaubt, daß diese harte Sprache solcher Annehmlichkeit fähig wäre?" — aber es sind immer die Nicolai und Thümmel, die sie bewundert — stellt sie doch Ersteren neben Fielding und Voltaire! —; höchstens finden auch noch Zimmermann, Mme de la Roche und Lavater Gnade vor ihren Augen. Wieland's „Abderiten" erwähnt sie einmal; Lessing nennt sie nie, freut sich aber so über die Schläge, welche Pastor Götz (Goeze) erhält, daß sie ihn wol gelesen haben muß, ohne seinen Namen zu beachten; aber, obschon die Correspondenz bis zum Jahre 1796 reicht, ist nie von Herder, der doch in ihren Staaten seine „Fragmente" geschrieben, geschweige denn von Goethe und Schiller die Rede; vielleicht weil die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die sie mit aufmerksamster Bewunderung las, ihre Hauptquelle war und Nicolai bekanntlich darin die junge Schule sehr von oben herab behandelte, obschon Merck darin den „Werther" höchlich gepriesen hatte. Und dabei spricht sie mit großem Bedauern von Friedrich II., weil er diese entstehende deutsche Literatur nicht kenne oder verachte. Als seine Schrift über dieselbe herauskam, sagte sie: „Was

[1]) Vielleicht wird in dem mir leider unzugänglichen „Briefwechsel der großen Landgräfin" (herausgeg. v. Walther, Wien, 1877) Näheres über diese Reise mitgetheilt. Ich habe das Buch bei seinem Erscheinen gerade nur gesehen und flüchtig durchblättert, und verweise die Glücklichen darauf, welchen deutsche Bibliotheken erreichbar sind. Auch enthält ein früherer Band der Sammlung der k. russ. hist. Gesellschaft die Denkschrift, welche Grimm über den Ursprung seines Verhältnisses zur Kaiserin geschrieben, sowie Briefe Katharinens an Frau von Bielke in Hamburg. Da mir dieser Band ebenfalls nicht zur Hand ist, so entnehme ich zwei charakteristische Citate aus demselben dem Aufsatz A. Rambaud's über die Correspondenten Katharina's (in der „Revue des Deux Mondes" vom 15. Januar 1777), indem ich jedoch bemerke, daß jene Denkschrift etwa dreißig Jahre nach der Petersburger Reise geschrieben worden sein muß, was Herr Rambaud anzumerken vergessen hat, obschon es Vieles erklärt.

wollen sie? Er hat einmal den Bug (il a pris son pli); er sieht wenig Leute, und wenn er welche sieht, spricht er und die Andern horchen; Niemand hat ein Interesse daran, ihm zu widersprechen und man fürchtet ihn. Das sind Quellen genug, die dazu beitragen, daß er gar Manches nicht erfährt. Dazu das Alter. Im Jahre 1740 waren wir jung und wir sind's nicht mehr." Ja, sie meint, die Franzosen — sie nennt sie seit Voltaire's Tod nur „die armen Leute" — wären ganz aus dem Feld geschlagen, durch Sebaldus Nothanker, Wilhelmine, Spitzbart u. s. w. „Die armen Leute (diese Citation ist deutsch im Text) haben nicht ein einzig Büchlein aufzuweisen, was diesen beikommt, seit mein Meister todt ist. Elende Versspinner und weise Quäckler mit Tausendkünstlern, die nichts aus dem Grunde studiert haben, und dennoch ihre diverse Kindereien für's non plus ultra ausgeben, der haben sie die Menge!" Auch Grimm, an dem Duclos (nach Mme d'Epinay's Memoiren) schon 1754 kein andres Talent fand, als daß er „die monstruösen Schönheiten der deutschen Litteratur" in Frankreich zur Geltung brachte, hatte einen hohen Begriff von seinen Landsleuten; und meinte, es sei „nicht zu leugnen, daß der erlauchte Herr Verfasser (Friedrich II) seiner Materie nicht gewachsen sei und von der deutschen Sprache ungefähr wie ein Blinder von den Farben urtheile", — aber auch er spricht weder von den „Fragmenten", noch von der „Dramaturgie", weder von „Götz" noch von den „Räubern".

Der eigentliche Briefwechsel beginnt sofort nach jener Reise und zwar mit einer Anspielung auf den Tod der großen Landgräfin, die kurz nach ihrer Rückkehr nach Darmstadt erfolgt war (März 1774). „Diese Landgräfin war eine einzige Person, schreibt die Kaiserin im ersten Brief. Wie sie zu sterben gewußt hat! Wenn die Reihe an mich kommt, werde ich ihr nachzuahmen suchen und, wie sie, alle Weiber von meinem Bette jagen." Man weiß, daß Friedrich ebenso von der Freundin Moser's dachte und ihr eine Marmorurne mit der Inschrift: „Sexu femina, ingenio vir" setzen ließ; die Großen des Geistes aber, Goethe und Wieland, Herder und Merck, blieben in ihrer Bewunderung nicht hinter den Großen der That zurück. Der Briefwechsel zwischen Grimm und der Kaiserin ward noch lebhafter und namentlich vertrauter, nach einem zweiten Aufenthalte des Literaten in Rußland (Sept. 1776 — Aug. 1777) und danach mit kurzen Unterbrechungen bis zum Tode der Kaiserin (Oct. 1796). Die längsten dieser Unterbrechungen währten nur 4—5 Monate und waren verursacht, ein Mal durch die historisch so wichtige Reise Joseph's II. an den Hof der Kaiserin, das andere Mal durch den Tod ihres Günstlings Lanskoi, der sie auf Monate hin niederschlug und betäubte. Grimm erhielt von Katharinen einen Jahrgehalt von 2000 Rubel und, nachdem er in der Revolution Vieles eingebüßt und im Sommer 1791 Frankreich hatte verlassen müssen, machte sie ihm verschiedene Freundschaftsgeschenke, die sich auf etwa 50—60,000 Rubel belaufen zu haben scheinen. Kurz vor ihrem Tode ernannte sie ihn noch zum russischen Ministerresidenten in Hamburg. Geadelt war er schon geraume Zeit und seine hohen Orden zählte er gar nicht mehr. Man weiß, daß er 1807 als ein Vierundachtzigjähriger in Gotha starb.

Diese lange Unterhaltung zweier Deutschen in einer fremden Sprache ist so recht ein Stück des 18. Jahrhunderts. Nie war der Kosmopolitismus in

geistigen Dingen größer als in der Zeit Horace Walpole's und Gibbon's, Galiani's und Diderot's, während doch im Staatlichen die nationalen Individualitäten sich immer bestimmter ausbildeten. Freilich waren Katharina und Grimm auch durch ihr Leben im Auslande der Heimath mehr als andere Humanitarier der Zeit entfremdet worden: Grimm lebte von seinem 24. bis fast zu seinem 70. Jahre in Paris und Italien; Katharina gar kam vierzehnjährig nach Rußland und sah ihr Vaterland nie wieder. Ihr Deutsch ist darum doch, wenn auch weniger correct als das Grimm's, weit deutscher als seines. Es erinnert, wie auch ihre Gedanken, oft an Frau Rath. Sie braucht es selten und nur in Parenthesen, aber bei allen altfränkischen Wendungen, grammatischen Fehlern und Vulgaritäten des Ausdrucks ist ein sehr richtiges Sprachgefühl darin und zwar ein bewußtes Sprachgefühl: Cela vous fera manquer le débotter à Pétersburg, schreibt sie ihm einmal, car ce débotter fera sur les confins de 1775; und im übrigen tausendmal wie niemals; der Herr wird thun was ihm beliebt und kann schaffen wie er's versteht. Voilà de l'allemand comme on pourrait en produire à Vienne; j'ai un goût décidé pour ce mot „schaffen": „il me semble qu'en droite ligne il tient à la création; j'ai toujours trouvé cette création une jolie chose." Oder: „Nun habe ich die .. und werde sie schon durchhecheln als Flachs durch den Kamm. Ist dieses nicht wahrlich eine so schön ausgesonnene Vergleichung als selbst der ehrwürdige Homerus sie hätte dermalen aussinnen können?" Die „Prüfungen" des Herrn Pastor Wagner waren nicht verloren, mit denen das Prinzeßchen in ihrer Jugend gequält worden: ihr Deutsch hat von dieser lutherischen Erziehung etwas Biblisches behalten, das Einem sehr wohl thut, und gegen ihre volksthümliche Derbheit fällt Grimm's gottschedische Prosa gar sehr ab. Aehnlich im Französischen, welches Beider wahres Werkzeug ist. Seine Sprache ist feiner, geschliffener, macht sich auch nie eines wirklichen Schnitzers schuldig, wie Katharine, die sich vorkommenden Falles auch einen groben Germanism erlaubt (wie z. B. ce qui me manque — was mir fehlt — statt ce que j'ai); auch hütet er sich, wie's in seiner Stellung wol auch natürlich war, vor dem familiären Ton der Kaiserin, die stets mit einem kleinen Schwur bei der Hand ist, und sich manchmal gar zu sehr gehen läßt; aber auch hier ist im Grunde die Sprache empfundner als bei dem Schriftsteller vom Handwerk: manchmal fast rabelaisisch in ihrer Willkür: „Laissez les galvauder: ils galvauderont comme galvaudeux de profession et en sortira galvauderie parfaite", sagt sie einmal von gewissen deutschen Herren. Man sieht, sie spricht die Wahrheit, wenn sie sagt, sie verstehe nur die Altfranzosen, Mathurin Régnier oder Molière. „Ich bin eine Gauloise des Nordens, sagte sie einmal zu Fürst Ligne. Ich begreife nur das alte Französisch. Ich verstehe das neue gar nicht. Ich habe Eure Gelehrten in iste (die Encyclopädisten) versucht, habe Einige herkommen lassen; ich schrieb Ihnen auch gelegentlich. Sie haben mich zu Tode gelangweilt und haben mich nie verstanden. Es gab eben nur meinen guten Beschützer Voltaire. Wissen Sie, daß es Voltaire war, der mich in die Mode gebracht hat?" Ganz anders ist denn auch ihr Briefwechsel mit Voltaire: da nimmt sie sich zusammen; wir wissen, daß sie die Briefe an den Patriarchen von Ferney oft dreimal aufsetzte. Da wollte sie sich nichts vergeben; sie sah in ihm einen Potentaten; in Grimm sah sie nur

ihre „Sache", das „Nichts ihrer Majestät", wie er selber sich demüthig nannte. „Hier sind zwei Ihrer Briefe von mir, schreibt sie einmal, Nr. 14 und 15, die auf Antwort warten. Freilich sind da auch zwei vom König von Preußen, drei vom König von Schweden, zwei von Voltaire, dreimal soviele von Gott weiß wem, alle älteren Datums, und vor Ihren angekommen; aber da sie mich nicht amüsiren, weil ich sie schreiben muß, und ich mit Ihnen plaudere, nicht schreibe (merken sie sich das; das ist neu), so ziehe ich vor mich zu amüsiren und meine Hand, meine Feder und meinen Kopf gehen zu lassen, wohin's ihnen beliebt." „Faselen wir ein wenig, da wir doch einmal von Ammen gesprochen," schreibt sie ein andermal. „Wissen Sie warum ich den Besuch der Könige fürchte? Weil sie gewöhnlich langweilige, abgeschmackte Personen sind und man sich steif und gerade halten muß mit ihnen. Auch berühmte Leute halten meine Natürlichkeit im Respect; ich will witzig sein comme quatre; und oft brauche ich diesen Witz comme quatre sie anzuhören und da ich zu schwätzen liebe, langweilt mich's zu schweigen." Mit Grimm ließ sie sich eben ganz gehen.

Der sachliche Inhalt dieser Briefe, namentlich der Grimm'schen, ist freilich etwas mager oder vielmehr, er ist zerstückelt: und zuviel an sich Unwichtiges nimmt einen zu breiten Platz darin ein. Der Ton ist meist heiter und humoristisch; aber man sieht, er ist nicht dazu gemacht, lebendig gedruckt zu werden, wie sie denn auch ihren Correspondenten hundertmal bittet, alle diese Briefe mit ihrem Klatsch und Geplauder sofort zu verbrennen, damit sie ja nie veröffentlicht würden. Sie schont die Leute nicht, mit denen sie in Berührung kommt; namentlich kommen Mama (Marie Thersie) und Brüder Ge und Ga (George III und Gustav III) sehr übel weg; die Politik nimmt fast ebensoviel Raum ein als die Genealogie Sir Thomas Anderson's, ihres Hundes, und seiner zahlreichen Nachkommenschaft; viel auch die Beschreibung der Reisen oder Feste, der Landgüter, die Rechenschaft über ihre Beschäftigungen in Allem und ihre Lectüre. Gegen Ende freilich wird die Politik, die im Grunde doch ihr oberstes Interesse war, immer wieder zum Hauptgegenstand der Unterhaltung. Ein fortlaufender Commentar über die Verhältnisse der äußeren und inneren Politik, sowie über die Personen wäre durchaus nothwendig, um das werthvolle Buch in ein größeres Publikum einzuführen: doch könnte man mit geschickten Scheeren, wenigen Anmerkungen und einer eingehenden ganz thatsächlich gehaltenen Einleitung, aus dem schwerfälligen Bande ein Büchlein machen, das es mit den interessantesten Briefsammlungen des vorigen Jahrhunderts aufnehmen könnte.

II.

Nicht Katharinens Politik, wol aber ihre Persönlichkeit tritt uns aus ihren Briefen an Grimm sehr deutlich entgegen und manche Seiten derselben, die bis jetzt im Schatten geblieben, werden hier zum ersten Male voll beleuchtet. Das Menschliche an ihr soll denn auch der Vorwurf dieser kleinen Studie sein. Da ich aber wol weiß, wie schwer es ist den Staatsmann vom Menschen zu trennen, vor allem bei Katharinen, wo Dieser ganz in Jenem aufging, so werde ich diese Trennung auch nicht einmal versuchen. Katharina war in der That jeder Zoll ein Staatsmann und zwar ein großer Staatsmann, wie andere Frauen vor und nach ihr, wie denn die Staatskunst eine der wenigen männlichen

Künste ist, worin die Frauen ihrer Naturanlage nach vortheilhaft mit uns concurriren können. Den Politiker darf man also bei ihr nie vergessen, wenn man der Person gerecht werden will: aber den Inhalt ihrer Politik darf ich doch wol als bekannt voraussetzen. Was sie darin geleistet, hat Sybel in seiner trefflichen Charakteristik der Kaiserin (Kl. hist. Schriften Bd. I, 3. Auflage, Stuttgart 1880) so bestimmt hervorgehoben, er hat in wenig Worten die thatsächlichen Erfolge ihrer inneren und äußeren Politik in so schlagender Weise zusammengestellt, und so klar dargelegt wie noch heute sich keine brennende Frage in Deutschland erhebt, „wo wir nicht den Spuren von Katharina's Politik begegnen", — daß ein langer Panegyrikus sie viel weniger gelobt haben könnte. Allein um Lob handelte sich's ja auch dort so wenig wie hier. Man wünscht eine solche Persönlichkeit nach allen ihren Seiten zu kennen; und man kennt sie nicht, wenn man vergißt, welche Rolle die Politik in ihrem Leben spielte: denn bei ihr beherrschte und bestimmte das Staatsinteresse alles Andere oder ging doch allem Anderen voran — darin gehört sie ganz zu jener edlen Fürstengeneration des 18. Jahrhunderts, die ihren Vortheil und Ruhm allein im, wohl- oder übelverstandenen, Interesse ihrer Unterthanen sehen wollten. Ward aber Katharinens Politik von Privatgefühlen nie beeinflußt, so gingen diese doch oft, gleicher Weise unbeeinflußt von der politischen Thätigkeit, neben dieser her, bis es, da eine völlige Parallele doch nicht möglich ist, zu einem Zusammenstoße kam, wo dann immer das Staatsinteresse den Ausschlag gab.

Wie die bedeutendsten Zeitgenossen, wie unser Merck z. B., über die Kaiserin urtheilte, wie Diderot, Marmontel, wie Voltaire, das wissen wir. Dieser hatte, zum großen Skandal von Mme de Choiseul, die nicht begreifen konnte, wie man ein „monstre" bewundern konnte, welche so lieblose Gesinnungen gegen ihren Eheherrn gehegt und an den Tag gelegt hatte, — Voltaire hatte von ihr gesagt (1767): „Es gibt eine Frau, die sich einen großen Ruf erworben hat. Das ist die Semiramis des Nordens, welche 50,000 Mann marschiren läßt, um in Polen die Toleranz und Gewissensfreiheit herzustellen. Es ist das ein einziges Ereigniß in der Weltgeschichte und ich stehe Ihnen dafür, das wird weit gehen. Ich darf mich vor Ihnen wol rühmen, daß ich ein wenig in ihrer Gnade stehe; ich bin ihr Ritter gegen und wider Alle. Ich weiß wol, man wirft ihr einige Kleinigkeiten gegen ihren Mann vor; aber das sind Familienangelegenheiten, in die ich mich nicht mische; übrigens ist es auch recht gut, wenn man ein Uebel wieder gut zu machen hat; das legt es Einem nahe, große Anstrengungen zu machen, um sich die Achtung und Bewunderung des Publikums zu erzwingen; und sicher hätte ihr gräulicher Mann nicht eines der großen Dinge verrichtet, welche meine Katharina alle Tage ausführt."

Voltaire hat hier in seiner feinen tiefen Weise, die Alles sagt, ohne daß sie nur an die Dinge zu rühren scheint, auch die Schwächen „seiner" Katharina, wie gewisse Triebfedern ihrer großen Handlungen angedeutet. Nicht zufällig hat er die zweischneidige Vergleichung mit der asiatischen Königin eingeführt; und wieviel die Ruhmsucht, Katharina's stärkste Leidenschaft, zu ihrer großartigen Thätigkeit beitrug, ist nicht vergessen. Auch die Erwähnung des „gräulichen Mannes" ist nicht zwecklos: Peter III. erklärt eine ganze Seite von Katharinen. An die Mitschuld der Kaiserin bei seinem Morde glaubt Voltaire sowenig wie

irgend ein Zeitgenosse, der sie persönlich kannte, — selbst Rulhière nicht — und alle ernsthaften Historiker unserer Zeit sprechen sich im selben Sinne aus. Nur die Fernerstehenden, wie der klatschesfrohe H. Walpole, glaubten ohne Prüfung, wie sie später an Alexander's Mitschuld beim Morde seines Vaters glaubten. Die Denkwürdigkeiten der Fürstin Daschkoff, welche ja die Hauptrolle in der Palastrevolution spielte, durch welche Peter gestürzt und Katharina auf den Thron erhoben wurde, sprechen sie ganz frei von aller Mitwissenschaft, und die Fürstin Daschkoff schrieb ihre Memoiren, als sie längst die Gnade ihrer Herrin verscherzt hatte. Dagegen geben diese Aufzeichnungen der Jugendfreundin, geben Katharinens eigene Tagebuchnotizen, welche drei Jahre vor der Zeit aufhören, wo die der Fürstin beginnen, ein Bild Peters, welches das ganze Verhalten Katharinens gegen ihn erklärt und entschuldigt, wenn auch nicht durchaus rechtfertigt. Ich meine nicht nur seine Thronenthebung; die war eine Art legitimer Selbstvertheidigung, denn er ging damit um sich ihrer zu entledigen und eine seiner Geliebten zu heirathen, und man durfte sich wol eines Schlimmeren als der Verstoßung von ihm gewärtigen; ich spreche von ihrem ersten Unrecht gegen ihn. Man denke sich das vierzehnjährige Prinzeßchen, obschon belle et grande pour son âge et toute faite, wie Friedrich II. an Kaiserin Elisabeth schrieb [1]), — immerhin ein Kind, das in den strengsten sittlichen und religiösen Grundsätzen und den bescheidensten, fast bürgerlichen Verhältnissen herangewachsen, nun mitten in diesen halb-asiatischen Hof versetzt wird, wo sich ein verschwenderischer Luxus, wüsteste Sitten, Intriguen aller Art breit machen; eine launische, jeder Wollust fröhnende Herrscherin, feile Diener, zerrüttete Familienverhältnisse rings um sie her, nicht Eine Frau, nicht Ein Mann, die das eheliche Band heilig hielten; ein junger vor der Zeit verderbter Bräutigam, kaum dem Knabenalter entwachsen, der seiner kleinen Braut alle seine Liebesabenteuer anvertraut, dann nachdem er sie anderthalb Jahre später, noch immer als ein Kind, geheirathet, seine vielfachen Verhältnisse offen fortsetzt, selten aus der Trunkenheit herauskommt, die Pfeife nicht aus dem Munde läßt, seine Meute Jagdhunde im Schlafzimmer hält, seine junge Frau roh anfährt, sobald sie ihm eine Vorstellung macht, der halbe Tage auf der Wachtstube zubringt oder mit Puppen spielt. „Ich bedaure die arme Königin von Dänemark," schrieb sie viele Jahre später an Fr. von Bielke, „daß man so wenig aus ihr macht. Es gibt nichts Schlimmeres als ein Kind zum Manne zu haben. Ich weiß, was die Elle davon werth ist, und ich gehöre zu den Frauen, die glauben, daß es immer die Schuld des Mannes ist, wenn er nicht geliebt wird; denn wahrhaftig, ich hätte Meinen sehr geliebt, wenn er nur die Güte gehabt hätte, es zu wollen." Ein Wunder, wie die lebhafte junge Frau, gereizt durch ein unerträgliches Spionierssystem, selbst der Correspondenz mit ihrer Familie beraubt, zur tödtlichen Langweile oder ewigem Taumel verdammt, jeder Versuchung ausgesetzt, umgeben

[1]) Polit. Corresp. (II. 459, vgl. 495). Friedrich hatte sie als Braut vorgeschlagen, nachdem er seine eigene Schwester in weiser Selbstbeschränkung verweigert hatte. S. ebend. II. 268. Uebrigens scheint Elisabeth, die dem Andenken ihres frühverstorbenen Bräutigams Karl von Holstein, trotz ihrer vielen Liebesintriguen, eine romantische Verehrung bewahrt hatte, sich für dessen Familie und insbesondere seine Nichte, die kleine Sophie Friederike, die einst Katharina II. sein sollte, interessirt zu haben.

von dienstfertigen Werkzeugen und Verführern, fast von der Kaiserin dazu gedrängt auf eine oder die andere Weise für einen Nachfolger zu sorgen, nur so lange ihre Treue wahrte. Wie sie als 23jährige Frau, nach neun Jahren an jenem Hofe, endlich der Versuchung unterlag, hat sie höchst naiv in ihrem Tagebuche (Mem. 331 und 332) erzählt: „Ich gefiel, und folglich war der halbe Weg zur Verführung zurückgelegt; und es ist in solchem Falle im Wesen der menschlichen Natur, daß die andere Hälfte unfehlbar folgt: denn Verführen und Verführtwerden liegen gar nahe beieinander und, trotz der schönsten moralischen Maximen, die man seinem Kopfe eingeprägt, mischt sich doch immer das Gefühl (la sensibilité) hinein; sobald aber das zum Vorschein kommt, ist man schon unendlich viel weiter als man glaubt und ich weiß bis jetzt noch nicht, wie man es verhindern kann zum Vorschein zu kommen. Vielleicht könnte uns die Flucht dagegen helfen; aber es gibt Fälle, Lagen, Umstände, wo die Flucht unmöglich ist; denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken wenden, an einem Hofe? Das selbst würde Gerede machen. Wenn man aber nicht flieht, gibt's nichts Schwereres als Dem zu entgehen, was Einem im Grunde gefällt. Alles was man zum Gegentheil sagen mag ist nur prüdes Geschwätz, welches nicht vom menschlichen Herzen abgenommen ist; und Niemand hält sein Herz in der Hand und drückt es zu oder läßt es los, indem er, je nach Gutdünken, die Faust ballt oder öffnet." Allerdings, nachdem sie einmal in diese Bahn eingelenkt, blieb sie nicht halben Weges stehen; die Befriedigung der Sinnlichkeit wurde zur Gewohnheit; und sie ward am Ende nicht viel wählerischer als Männer in dieser Beziehung zu sein pflegen: denn da der Unterschied in der Anschauung solcher Verhältnisse nicht in der verschiedenen Natur beider Geschlechter, sondern nur in der Erziehung und Gesellschaft begründet ist, so handeln bekanntlich die Frauen, welche einmal die inneren und äußeren Schranken, die ihr Geschlecht umzäunen, niedergerissen haben, genau wie die Männer, wovon die Geschichte ja der Beispiele genug aufweist. Auch ihre Unterhaltung war ganz die eines Mannes: als Diderot, der immer vergaß, mit wem er zu thun hatte und ihr immer in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung „die Kniee blau und schwarz schlug", einmal selber vor seiner Derbheit erschrak, rief sie ihm zu: „Allons, entre hommes tout est permis." Und die Frauengesellschaft floh sie wie die Pest. „Ich weiß nicht, ist es Gewohnheit oder Neigung, sagte sie einmal, aber ich kann mich nur mit Männern unterhalten. Es gibt nur zwei Frauen in der Welt, mit denen ich eine halbe Stunde hintereinander reden könnte."

Was noch wunderbarer ist, als der lange Widerstand ihrer ersten Erziehung gegen die sittliche Fäulniß, mit der sie so früh in Berührung kam, ist daß das geistige Interesse, das in ihrer Kindheit nicht geweckt worden, in solcher Umgebung erwachen konnte. Denn die russische Gesellschaft hatte damals noch nicht einmal den Firniß abendländischer Geistesbildung, den sie heute trägt. Nur das Costüm und die Sprache waren französisch: alles Andere war noch halbbarbarisch. Im Grunde ganz leer, scheinen die Leute Alle an einer chronischen Langweile zu laboriren. Sie ist der große Feind, den sie von früh bis spät bekämpfen, gegen den sie überall Hülfe suchen; im Wein, im Spiel, in der Wollust; denn was anderswo Befriedigung überströmender Sinnlichkeit ist, wird hier zum

Ausfüllen der ewigen inneren Leere gebraucht; und das Rennen und Jagen nach Geld und Gunst und Macht hat keinen anderen Zweck als den, sich die Mittel zu jenem betäubenden Genuß zu verschaffen. Dabei eine naive Geringschätzung der Standesunterschiede, der conventionellen Bande und der gesellschaftlichen Vorurtheile, die uns Anfangs fast angenehm berührt, bis wir dahinter kommen, daß es nicht so sehr das Gefühl des rein Menschlichen, als Leichtsinn und Frivolität sind, welche dieser Mißachtung zu Grunde liegen. Diderot ist ganz im Recht, wenn er von Fürst Galitzin, demselben der auch Grimm's Beziehungen mit der Kaiserin vermittelte, sagt, was noch heute von fast allen vornehmen Russen gilt: „er glaube an die Gleichheit der Stände aus Instinct, was mehr werth sei als aus Nachdenken daran zu glauben"; nur hätte er hinzufügen dürfen, daß der Instinct geleitet sein will, wenn er nicht ausarten soll.

In dem wüsten Rausch dieses wirbelnden Lebens, mitten in dieser zum System ausgebildeten Gedankenlosigkeit und Scheincultur, in diesem Gefängniß ohne Einsamkeit, erwacht Katharinens Interesse für das Höhere, Bessere. Das erste Jahr ihrer Ehe hatte sie nur Romane gelesen; die fingen aber an sie zu langweilen. Da fielen ihr zufällig Mme de Sévigné's Briefe in die Hände. Die Lectüre sprach sie an und sie hatte die Bände bald verschlungen. Dann sah sie sich nach ähnlichem um und verfiel auf Voltaire. Von da an brachte sie mehr Wahl in ihr Lesen: Montesquieu, Tacitus, Platon wurden gelesen und wiedergelesen: doch ihr Meister und Lehrer, ihr Orakel blieb Voltaire. Man sieht, sie war schon weit entfernt von der Zeit, wo es sie soviel Ueberwindung kostete ihren Glauben aufzugeben, um die griechische Religion anzunehmen [1]). „Der Religionswechsel, hatte damals (1744) der preußische Gesandte an Friedrich geschrieben, macht freilich der Prinzessin große Angst und ihre Thränen fließen in Strömen, wenn sie allein ist mit Leuten, die ihr nicht verdächtig sind. Indeß, fügte er klug hinzu, der Ehrgeiz gewinnt am Ende doch die Oberhand." — Sie sprach davon späterhin freilich sehr lose. Als ihre künftige Schwiegertochter erwartet wird, meint sie: „Sobald wir sie haben, machen wir uns an die Bekehrung. Um sie zu überzeugen wird's wol vierzehn Tage brauchen, denke ich; wie viel es brauchen wird, ihr beizubringen das Glaubensbekenntniß deutlich und richtig auf russisch zu lesen, weiß ich nicht." So leicht hatte sie's doch nicht genommen, dreißig Jahre vorher, als sie fast direct aus dem Katechismus Pastor Wagners, der strengen Zucht ihres Herrn Papa's und der Aufsicht von Mlle Cardel „in Greifenheims Hause auf dem Marienkirchhof" zu Stettin, herausgekommen war. Welchen Eindruck dieses Kinderleben hinterlassen, sieht man aus vielen vorliegenden Briefen an Grimm.

Der alte Fürst war „Lutheraner, wie man's in den Zeiten der Reform war", sagte Friedrich II.; seine Lehren und sein Beispiel hatten sich tief eingeprägt in Katharinens jungen Sinn und es erforderte nicht wenig Anstrengung, ihr

[1]) Vgl. darüber die äußerst interessante und inhaltsreiche kleine Schrift von F. Siebigk: „Katharina der Zweiten Brautreise nach Rußland" (Dessau, 1873), S. 57. Dieselbe ist zum größten Theil auf Studien in dem Anhalt-Zerbstischen Hausarchive begründet und gibt viele Inedita vom höchsten Interesse.

und dem Vater die Ueberzeugung beizubringen, daß eigentlich das lutherische und griechische Glaubensbekenntniß ein und dasselbe wären, sich nur in Aeußerlichkeiten unterschieden. „Der Vater war etwas halsstarrig," schrieb Friedrich II. an die große Landgräfin. „Ich hatte viel Mühe seine Scrupel zu besiegen; auf alle meine Vorstellungen antwortete er: Meine Tochter nicht griechisch werden. Aber ein Pfarrer, den ich zu gewinnen wußte, war gefällig genug ihm zu überreden, daß der griechische Ritus dem Lutherischen gleich wäre und er wiederholte unausgesetzt: Lutherisch-griechisch, griechisch-lutherisch, das geht an." Leichteren Stand als mit Vater und Tochter hatte man mit der jugendlichen Mutter: „Der schmeichelhafte Gedanke, schrieb der preußische Gesandte aus Petersburg, einst sagen zu können „die Kaiserin" wie man sagt „mein Bruder", benimmt ihr jedes Bedenken und hilft ihr die Tochter zu beruhigen." Daß die Aussicht auf die Kaiserkrone nicht auch ein großes Ueberredungsmittel gewesen, will ich nicht sagen. „Elle se plait aux grandeurs qui l'environnent, schrieb ihre Mutter an Friedrich II., und in einem Briefe an ihren Mann meinte sie „Figgen" — die kleine Braut, trug noch ihren protestantischen Namen Friederike, — „Figgen southeniert die fatige besser als ich, doch sindt wir beyde Gottlob wohl, der regiere und führe uns Ferner." Und Katharina selber in ihren Memoiren (p. 17), wo sie von ihrem Bräutigam, dem Großfürsten Thronfolger spricht: „Er war mir beinahe gleichgültig; aber die Krone von Rußland war es mir nicht" ....

Wie dem auch sei, die Bekehrung war gründlich und die kleine Lutheranerin ward die impönitenteste Heidin, die je auf einem Thron gesessen: selbst ihr Idol Voltaire konnte nicht unehrerbietiger von dem „Flegel" (rustre) Luther, nicht dreister über das heilige Oel der griechischen Kirche scherzen als seine hohe Schülerin. Letzteres sollte alle möglichen Uebel durch seine Wunderkraft heilen, sie schickt es aber dem leidenden Grimm doch nicht, „Je ne suis pas en état de vous faire parvenir le présent d'huiles saintes fricassées en ma présence, car elles sont devenues puantes, sauf le respect qui leur est dû"[1]). Man sieht, die Bekehrung war nicht so sehr das Werk des Archimandriten Theodorsky als der Herren „Philosophen" in Paris, vor Allem des Erzfeindes Voltaire. Der war schon seit ihrem 16. Jahre ihr einziger Lehrer und Tröster. Sie, die nicht leicht empfindsam wird, strömt über, wenn sie von dem Manne spricht, dem sie ihr geistiges Leben verdankt, ohne ihn je persönlich gesehen zu haben. Als sie von seinem Tode und von der Verweigerung des Begräbnisses hört, ruft sie aus: „Man wagt einen solchen Mann nicht zu begraben, den ersten der Nation!" Und zwei Monate später: „Seit Voltaire todt ist, kommt es mir vor, als habe die gute Laune ihre Ehre verloren. Er war die Gottheit der Heiterkeit (agrément). Verschaffen Sie mir doch gleich ein recht vollständiges Exemplar seiner Werke, um meine natürliche Anlage zum Lachen zu erneuern und zu stärken;

[1]) Die Briefe Katharinens sind alle französisch geschrieben; meine Citationen daraus sind übersetzt; nur wo mir die Uebersetzung unmöglich gewesen ist, gebe ich den französischen Text. Katharinens eigenes Deutsch, das man überdies sofort herauserkennen wird, ist immer in Sperrschrift gedruckt.

denn, wenn Sie mir sie nicht bald schicken, bekommen Sie von mir nur noch Elegien." Und wiederum zwei Monate später: „Schon lange reflectire ich in meinen Handlungen auf zwei Dinge nicht mehr: den Dank der Menschen und die Geschichte. Ich thue das Gute, um's Gute zu thun, nichts weiter; und das hat mich wieder aus der Muthlosigkeit und Gleichgültigkeit für alle Dinge dieser Welt aufgerichtet, die mich bei der Nachricht von Voltaire's Tod überkommen hatten. Denn er ist mein Lehrer; er oder vielmehr seine Werke haben meinen Geist und Kopf gebildet. Ich glaube es Ihnen schon oft gesagt zu haben, ich bin seine Schülerin; als ich noch jünger war, wünschte ich ihm zu gefallen; hatte ich Etwas gethan, so mußte es, um mir zu gefallen, werth sein, ihm mitgetheilt zu werden; und sogleich erfuhr er es. Er war so daran gewöhnt, daß er mich zankte, wenn ich ihm keine Nachricht gab und er sie von anderswoher erfuhr." „Geben sie mir hundert Exemplare der Werke meines Meisters, damit ich sie überall niederlege. Sie sollen zum Beispiel dienen; man soll sie studiren, auswendig lernen, ich will, daß die Geister sich daran nähren . . . Die Werke sollen chronologisch geordnet werden, nach den Jahren, in denen sie geschrieben. Ich bin eine Pedantin, die den Geistesgang des Autors in seinen Werken verfolgen will." Sie will sich eine casa santa wie die von Loreto vom Hause in Ferney machen lassen. „Hören Sie doch, wenn wirklich die Kraft, Tiefe und Anmuth (die Grimm gerühmt hatte) in meinen Briefen und meiner Ausdrucksweise ist, so danke ich Alles Voltaire: denn lange lasen, studirten und lasen wir wieder Alles, was aus seiner Feder kam und ich darf sagen, ich habe ein so feines Gefühl dafür erlangt, daß ich mich nie über Das getäuscht habe, was von ihm war oder nicht; die Klaue des Löwen hat eine Weise anzupacken (empoignure), die noch kein Mensch bis jetzt nachgeahmt hat."

III.

Diese Begeisterung für die Philosophen, die übrigens im Grade sehr verschieden war, die Gastfreundschaft, die sie Diderot und Grimm angedeihen ließ, das Anerbieten, das sie schon bei ihrem Regierungsantritt d'Alembert machte, die in Frankreich bedrohte Encyklopädie in ihren Staaten weiter zu veröffentlichen, ihre Uebersetzung des in Frankreich verbotenen „Belisar" von Marmontel — Alles Das mag zum Theil Berechnung gewesen sein, aber doch nur zum Theil. Wir wissen, sie war nicht ohne Eitelkeit. Wie sie gar sehr zu hören liebte, daß ihr Profil dem Alexanders des Großen glich, so war es ihr wohlthuend von den Gebietern der öffentlichen Meinung als die große Herrscherin des Ostens, die Vorkämpferin der Civilisation gepriesen zu werden und sie hatte eine gute Dosis von Selbstbewußtsein. Alle, die ihr nahe kamen und uns von ihr berichtet haben, Ségur, de Ligne, der englische Geschäftsträger Gunning, bezeichnen die Ruhmsucht als ihre herrschende Leidenschaft und das Hauptmotiv ihrer Handlungen. Sie selbst gibt die Intonation an, in welcher sie gelobt zu werden wünscht. Als Grimm den Frieden von Teschen und den Ruhm der Friedensstifter in den Himmel erhebt, schreibt sie ihm: „In meinem Leben habe ich in den gepriesensten Thatsachen wenig Ruhmreiches gesehen. Jeder preißt oder preißt nicht, je

nach seinen Interessen. Das ist meine Sache nicht. Der Ruhm, der mir zusagt, ist oft der, welchen man am wenigsten preißt; das ist der, welcher nicht nur das Gute in der Gegenwart hervorbringt, sondern das Wohl zukünftiger Geschlechter, unzähliger Menschen unzählige Güter; er ist oft nur das Ergebniß eines Wortes, das gesät, einer Zeile, die hinzugefügt worden; die werden die Gelehrten suchen, mit der Laterne in der Hand, und werden mit der Nase drauf stoßen und Nichts davon begreifen, wenn es ihnen an dem Genie dazu fehlt! Ach, lieber Herr, ein Scheffel solchen Nachruhmes wiegt alle Rühmchen auf, von denen sie mir soviel vorreden." Das war der einzige Idealismus dieser großen Realistin. Sie machte sich gerne über die Idealisten lustig, namentlich über Diderot: „Sie vergessen, will sie ihm, nach Ségur, gesagt haben, in allen Ihren Reformplänen den Unterschied unsrer Lagen: Sie arbeiten nur auf dem Papier, das Alles duldet; es legt Ihrer Phantasie und Ihrer Feder keinerlei Hindernisse in den Weg; aber eine arme Kaiserin wie ich, arbeitet auf dem Menschenfell; das ist ganz anders reizbar und kitzlig." Allein sie glaubte an den Fortschritt und sie glaubte, wie das ganze Jahrhundert, an die unbeschränkte Wirksamkeit der Gesetzgebung. Sie Alle — der große Geschichtschreiber Ludwig's XIV. nicht weniger als die hohe Verfasserin der Geschichte Rußlands — hatten ja nur ein sehr beschränktes Verständniß, und folglich auch eine nur sehr beschränkte Achtung für das geschichtliche Werden: Rußland krankt noch heute an den beiden Experimenten — Peter's und Katharinen's — eine Cultur ohne die Vorarbeit der Jahrhunderte begründen zu wollen. Grimm freilich will das nicht Wort haben. Er meinte (in einem Briefe an Mad. Necker, den Herr O. d'Haußonville unter vielen Andern aus dem Nachlasse seiner Urgroßmutter in der Revue des Deux Mondes am 1. März 1880 mitgetheilt hat) — Grimm meinte, der Zweck von Katharinen's ganzer Staatskunst sei gewesen, Rußland für die Selbstregierung zu erziehen, „die Grundlagen des Despotismus zu untergraben und ihren Völkern mit der Zeit das Gefühl der Freiheit zu geben" — und er vergleicht natürlich ihr Regierungssystem mit dem Necker's, obschon Katharina diese politische Incapacität von vornherein durchschaut und ihrem Freund denuntiirt hatte; Der konnte es aber nun einmal nicht lassen, seinen reichen Gönnern angenehme Dinge zu sagen. Wie dem auch sei, Katharinen's Zweck mag die Vorbereitung der staatlichen Freiheit und Ordnung gewesen sein: ihre Mittel waren, wie bei Joseph II., dessen Bruder Leopold und allen Andern der Zeit, Gesetze, Decrete, Regulative, mittelst deren die politische Cultur erzwungen werden sollte. Daher ihre „Legislomanie", wie sie es nannte; daher ihr fester Glaube an die Zukunft Rußlands, Dank dieser ihrer „Legislomanie": die russische Literatur wird einst alle andern überflügeln und der „russische Staat kann nicht zerstört werden; denn wir lieben und suchen und finden und stellen die Ordnung her; sie schlägt Wurzeln und Niemand wird sie wieder vernichten." „Ich liebe die noch nicht urbar gemachten Länder; glauben Sie mir, es sind die besten. Ich hab's Ihnen tausend Mal gesagt; ich tauge nur in Rußland was; merken Sie sich das. Anderswo sieht man die Sancta Natura nicht mehr; Alles ist so entstellt und manierirt."

In der That war die Rastlose unausgesetzt mit den Angelegenheiten des

ihr anvertrauten Reiches beschäftigt; bald auf Reisen, bald im Cabinet, heute mit Plänen der auswärtigen Politik, morgen mit Reformen aller Art, und wenn sie Muße findet, so wird auch diese noch auf ihr Adoptivvaterland verwendet, indem sie eine ausführliche Geschichte Rußlands, nach eingehenden Studien im Reichsarchiv, plant, vorbereitet und niederschreibt. „Wie soll ich mich langweilen," schreibt sie einmal, „ich bin ja fortwährend beschäftigt." „Ich arbeite wie ein Pferd," schreibt sie ein anderes Mal, „und meine Secretäre, vier an der Zahl, reichen nicht mehr hin; ich muß noch einige dazu nehmen. Ich bin ganz Schreiberei geworden und meine Gedanken lösen sich in Tinte auf. Mein Lebetag habe ich nicht soviel geschrieben. (Die Worte in Sperrschrift sind deutsch im Text). Im Anfange des Krieges wollte ich Nichts sehen und hören als Krieg und jetzt muß ich Alles das nachholen, was ich habe liegen lassen, um wieder vor dem Frühjahr das courente zu gewinnen; das ist ein sehr scharfer Lauf." Selbst die Krankheit unterbricht ihre Thätigkeit nicht. „Nichtsdestoweniger," schreibt sie nach einem kurzen Bericht über ihr Unwohlsein, „veröffentliche ich diesen Monat wieder drei Regulativen, wovon eine schon ausgefertigt, die andere eben abgeschrieben wird, die dritte durch das Fegefeuer meiner Secretäre geht und so bekommen die Dinge nach und nach eine Gestalt; und dann spricht man nicht mehr davon viel; wenn es einmal in Gang gekommen ist, so scheint es einem Jeden, es kann nicht anders sein; und es ist nicht anders und da es keinen drückt, so fühlet es keiner auch nicht." Als man ihr bei ihrem zwanzigsten Regierungsjahre von einer Feier spricht, sagt sie: „Die Feste langweilen mich . . . und ich liebe es gar nicht, mich selbst zu feiern. Wenn ich irgend eine gute Regulative gegeben habe, so ist das mein Fest und ich genieße es." Wir lächeln über diese Regulativenwuth der „Universalnormalschulmeisterin", wie Grimm sie nennt; aber einerseits ist sie selbst die Erste, welche über ihre „Legislomanie" scherzt; andrerseits sollte man doch nicht vergessen, welche Gesinnung solcher naiven Weltverbesserungssucht zu Grunde lag. Auch handelt es sich ja hier keineswegs nur um pedantische Kleinigkeitskrämerei, ist es kein Bureaugeist, der aus ihrer Arbeit athmet. Hatte sie doch in ihrer „Instruction für das Gesetzbuch" „Montesquieu geplündert," wie sie behauptete, und sie bildete sich nicht wenig darauf ein, daß es in Frankreich verboten worden sein sollte. Sie hat immer leitende Ideen, faßt die Dinge unter allgemeine Gesichtspunkte, verliert nie den Zusammenhang aus dem Auge, was sie selber auch zum Gegentheil sagen mag. „Die Legislomanie geht hinkenden Fußes (clopin-clopant); doch finde ich hie und da noch Gedanken, aber kein Ganzes; dieses Ganze, worin alles Einzelne von selbst seinen Platz einnahm, das Eine mit der Spitze nach oben, das Andere mit der Spitze nach unten, so daß Alles klappte und wunderbar schön in denselben Rahmen ging ohne je darüber hinauszureichen, das ist gänzlich verloren und davon ist seit sehr geraumer Zeit keine Spur."

Kein Wunder, wenn die Philosophen die Weltbeglückerin bewunderten. Nimmt man ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihr vollständiges Sichgehenlassen, ihren nie versiegenden Witz, ihre Aufmerksamkeiten für die Fürsten des Geistes,

ihre hohe Stellung in Betracht, so ist's wol kaum zu verwundern, daß sie die Eroberung aller Freidenker und Menschheitsapostel machte. Selbst ihre äußere Politik ward als die einer Iphigenie betrachtet, welche die Civilisation nach Tauris brachte. Wir sind so gewöhnt von dem „Verbrechen" der Theilung Polens, von der „Eroberungssucht" Rußlands in der Türkei reden zu hören, daß wir ganz vergessen, wie die Zeitgenossen die Sachen anschauten: Voltaire, Diderot, d'Alembert und tutti quanti, König Stanislaus selber, wie wir aus seinen Briefen an Mme Geoffrin ersehen, sahen in Polen und der Türkei nur zwei Brutstätten des religiösen Fanatismus und willkürlicher Adelsherrschaft, Heerde der Fäulniß und des wirthschaftlichen Verfalles: in ihren Augen war Katharina die Vorkämpferin der Toleranz, der Aufklärung, der Ordnung und Gerechtigkeit. Die Polen waren jener Zeit ebenso verkommene Barbaren als die Türken. Das Nationalitätsgefühl unseres Jahrhunderts war ja noch nicht erwacht und der Katholicismus hatte noch nicht jene Macht über die Gemüther zurückerobert, welche Polen in der Meinung der Welt seitdem so sehr zu Gute gekommen ist. Auch war das Ende Polens in den Augen aller Zeitgenossen ein selbstverschuldetes. „Sie brauchen sich keine Mühe zu geben die polnische Nation zu annulliren; sie arbeitet selber daran," schreibt Katharina im Januar 1789 an Grimm. „Ihre tolle Nullität wird sie von einer Extravaganz zur andern führen und der Augenblick wird kommen, wo sie sich gar dumm und reuig fühlen wird. Sie sind in Wahrheit ein großer Politicus," fährt sie in ihrer franken, neckischen Weise fort; „Sie durchlaufen ganz Europa in zwei Seiten; da es aber nur geschieht, um mir zu sagen, daß ich nur zu thun habe, was in meinem Interesse ist, so bin ich Ihnen sehr verbunden und ich versichere Sie, ich werde es nicht daran fehlen lassen." Wie wohlthuend diese echt friedericianische Offenheit — die tugendhaften Journalisten unseres Jahrhunderts nennen es Cynismus — absticht gegen den politischen Cant, der seit der Revolution Mode ward!

Ein anderes Mal (September 1795), im Augenblicke der dritten Theilung Polens, sucht sie ihrem Correspondenten an der Hand der Geschichte zu beweisen, daß sie „keinen Zoll von Polen" in Besitz genommen, daß der ganze russische Antheil schon früher Rußland gehört, und sie schließt: „Uebrigens, wenn diese Nation auch selbst ihren Namen verloren hätte, so könnte sie, will mich dünken, es wohl verdient haben; denn sie hat selber alle Verträge gebrochen, welche ihr Dasein sicherten, sie hat nie Vernunft anhören wollen, und jedes Band der Gemeinsamkeit verloren, da nie zwei Individuen über irgend Etwas einig waren. Feil, verderbt, leichtsinnig, wortreich, Unterdrücker und Projectenmacher, ließen sie ihre Privatwirthschaft von den Juden besorgen, die ihre Unterthanen aussaugten und ihnen selbst sehr wenig gaben: so sind die Polen leibhaftig (voilà en un mot les Polonais tout crachés). Mich wollen sie zur Königin von Polen. Vorher baten sie mich um meinen Enkel, den König von Preußen um seinen Sohn, den Wiener Hof um einen Erzherzog, Alles zugleich; den Kurfürsten von Sachsen um seine Tochter, den König von Spanien um einen Infanten, das Haus Bourbon um einen Prinzen und zu Hause machten sie das Gesetz um einen Piasten zu haben. Alles Das geht ganz gut zusammen in einem polnischen Kopfe, obschon kein Menschenverstand drin ist."

Nicht minder billigte die „öffentliche Meinung" des vorigen Jahrhunderts die türkische Politik Katharinen's. Noch war das Andenken der großen Eroberungszüge der Ottomanen lebendig; noch sprach man mit Bewunderung von Sobieski und Prinz Eugen; noch war das europäische Interesse nicht entdeckt, welches erforderte, daß das glücklichst gelegene Land der Welt unter türkischer Mißregierung stehe. Laut predigte Voltaire die Verjagung der Türken und die Unterwerfung der Polen, — die Beiden werden in einem Athem genannt, wenn von den Feinden der Civilisation gesprochen wird. „Seien Sie sicher," schreibt er der Kaiserin schon 1769, „daß Niemand einen größeren Namen als Sie in der Geschichte haben wird; aber die Türken müssen Sie schlagen, um's Himmelswillen, trotz des päpstlichen Nuntius in Polen, der so gut mit ihnen steht:

De tous les préjugés destructrice brillante
Qui du vrai, dans tout genre, embrassez le parti,
Soyez à la fois triomphante
Et du Saint-Père et du Mufti.

Wie kann man Leute in Europa dulden, welche die Verse nicht lieben, nicht in die Komödie gehen und kein Französisch verstehen?" Offen konnte Katharina die Bedeutung der Namen gestehen, die sie unter hunderten für ihre Enkel wählte, die Namen Alexander's, des Civilisators von Asien, und Constantin's, des Gründers der christlichen Herrschaft in Byzanz. „Voyez-un peu ce que c'est que les prophéties prévoyantes et les commèreries des grandsmères", schreibt sie bei der Geburt des Ersteren (December 1777), in einem Briefe, den ich lieber nicht übersetze. „Ne voila-t-il pas une preuve de perspicacité? Aber, mein Gott, was wird aus dem Jungen werden? Je me console avec Bayle et le père de Tristram Shandy, qui était d'avis qu'un nom influait sur la chose; morgué, celui-ci est illustre; il y a eu des matadors qui le portaient, pourvu que les as ne soient pas passés à cette bande là." Und zwei Jahre später, als der Zweite kam: „Man hat mich gefragt, wer Pathe sein solle, und ich habe gesagt: ich weiß nur meinen besten Freund, Abdul Ahmed, der es sein könnte; aber da kein Christenkind von einem Türken getauft werden kann, erweisen wir ihm wenigstens die Ehre, ihn Constantin zu nennen. Sofort schrie Alles: Constantin! Und so ist er Constantin, gros comme le poing, und so wäre ich mit Alexander zur Rechten, Constantin zur Linken ... Aber Der (sti-ci)," fügt sie schelmisch hinzu, „ist zärter als der Aeltere und sobald ihm die kalte Luft nur berührt, verbirgt er seinen Kopf in den Windeln; — will warm sein — morgué — wir wissen, was wir wissen, aber — still — kein Dreifuß. — Ja, das heißt man wol mit der Thüre in's Haus gefallen!" Wir wissen aus der Correspondenz der Kaiserin mit Joseph II — hier heißt er immer Herr von Falkenstein — wie nahe schon drei Jahre später die Träume ihrer Erfüllung waren.

Man hört oft sagen, Katharina habe nach Ausbruch der großen französischen Revolution ihre Ideale abgeschworen und hätte sich leidenschaftlich gegen die Nation gewandt, die sie so lange vergöttert und gegen die Schüler, welche die Lehren ihrer Meister angewendet. Ja noch kürzlich hat Herr Rambaud behauptet, sie habe die Büste Voltaire's aus ihrem Zimmer entfernen lassen. Nichts könnte

ungerechter und unbegründeter sein. Den Einen, dessen Ideen man zu verwirklichen suchte, Rousseau, hatte sie von Anfang an gehaßt und keineswegs aus Freundschaft für seinen Gegner Grimm; Rousseau's Art von Idealismus war ihr zuwider; auch haßte sie die Rhetorik und war geneigt, selbst das Beste zu verkennen, wo es sich mit Phrase umgab, wie nur zu oft bei Rousseau; alle Abstraction war ihr ein Greuel und gar die abstracte Gleichmacherei Rousseau's, sein Krieg gegen die Cultur schienen dieser Heldengötzendienerin und Vorkämpferin der Cultur gotteslästerliche Ketzerei gegen die Religion des Jahrhunderts. So meint sie denn auch schon 1790, und mit vollem Rechte, dies sei eine Bewegung gegen den Geist Voltaire's und der „Philosophen": „Was werden denn die Franzosen mit ihren besten Autoren anfangen? Fast Alle, Voltaire voran, sind Royalisten, Alle predigen Ordnung und Ruhe und das Gegentheil der 1200köpfigen Hydra (der Nationalversammlung). Wird man sie in's Feuer werfen? Wo nicht, werden sie Maximen daraus schöpfen, die gegen ihr System laufen, wenn sie Eines haben." Und drei Jahre später: „Die französischen Philosophen, welche die französische Revolution vorbereitet haben sollen, haben sich vielleicht nur in Einem getäuscht, darin, daß sie glaubten, Leuten zu predigen, bei denen sie ein gutes Herz und guten Willen voraussetzten." Und wiederum: „Also scheint es wirklich am Ende des 18. Jahrhunderts ein Verdienst zu werden, wenn man die Leute mordet; und dann kommt man und sagt uns, Voltaire habe Das gepredigt. So wagt man die Leute zu verleumden. Ich glaube, Voltaire zöge vor, zu bleiben, wo man ihn beerdigt hat, als sich in Gesellschaft Mirabeau's in Ste. Geneviève (Pantheon) zu befinden. Aber wird man denn endlich allen diesen Abscheulichkeiten ein Ziel setzen? Es ist sonderbar, daß alle Höfe in der Sache der Absicht und Leitung des Königs und der Königin von Frankreich folgen, die sich in ihrer ganzen Aufführung so schlecht aufgeführt haben (qui dans toute leur conduite n'ont montré qu'inconduite); ich weiß wohl, woher es kommt; aber da, da, Ursache und Motive mißfallen mir."

Von Anfang an, schon 1787, hatte sie mit dem unfehlbaren Blick des großen Staatsmannes gesehen, daß Ludwig XVI. der Hauptschuldige war, wie denn heute für Niemanden, der die Geschichte wirklich kennt und unbefangen urtheilt, ein Zweifel mehr ist, daß ein Mann von Wilhelm's III. Natur auf dem Throne Frankreichs die Dynastie und mit ihr die Einheit der nationalen Geschichte, die Verjährung der höchsten Gewalt, kurz, alles Das gerettet hätte, was eine freie und gesunde staatliche Entwickelung in Frankreich würde möglich gemacht haben. „Man kann im Allgemeinen nicht sagen, daß man Ludwig XVI. schmeichle," schreibt Katharina im November 1787: „Man hat alles Mögliche gethan, um ihn zu überreden, sich unter Curatel zu stellen, und ihn zu überzeugen, daß er Nichts vom Geschäft versteht; und doch ist er fleißig, gut, hat gesunden Verstand, will das Rechte. Sehen wir, was der oder die Vormünder thun; der Anfang taugt gar Nichts; wenn man zurückgegangen ist, um besser zu springen, mag's hingehen, aber wenn man zurückgegangen ist und springt nicht . . . oh, dann Adieu das Ansehen, das man seit zwei Jahrhunderten erworben und wer wird Denen glauben, die weder Willen, noch Kraft, noch Nerv haben? Nu, das wird denn doch nicht so armselig sein, daß, wenn

sie einen Backenstreich vorlieb genommen, sie auch die andere herreichen; das ist zwar evangelisch, aber auch nicht königlich. Zu viel Demuth ist ungesund vor den Staat." Schon nach den Octobertagen sagte sie ihm vor Krapowitzky das Schicksal Karl's I. voraus. Als er gute Miene zum bösen Spiele machte, warf sie ihm in einem Briefe an Zubof (in Solobief's „Untergang Polens") vor, daß er „zwei Willen habe, einen öffentlichen und einen geheimen". Und als er sich „discreditirt, erniedrigt, verächtlich und lächerlich macht", indem er „die extravagante Verfassung (von 1791) unterzeichnet und sich beeifert, Eide zu leisten, die er keine Lust hat zu halten und die ihm Niemand abverlangt", da ruft sie erzürnt mit dem Dichter:

„Renoncer aux Dieux que l'on croit dans son cœur,
C'est le crime d'un lâche, et non pas une erreur."

Auch Grimm urtheilt ähnlich, wenn schon mit der Behutsamkeit im Ausdruck, die ihm allen Fürstlichkeiten gegenüber zur zweiten Natur geworden: „Ein einziger Franzose hätte dies Wunder (der Rettung Frankreichs) zwanzig Mal, hundert Mal, im Handumdrehen verrichten können; aber er will es nicht. Der Franzose ist der König." Die Worte sind 1790 geschrieben und es ist nicht die einzige Stelle der Art. Die Briefe Grimm's seit Beginn der Revolution sind voller Politik und bekommen dadurch ein Interesse, das den früheren ganz abgeht; wäre es auch nur, daß sie uns lebhaft die geistige und moralische Verwirrung zeigen, in welche jener „Philosophen"-Kreis, der, ohne es zu wollen, soviel dazu gethan hatte, die große Umwälzung herbeizuführen, durch das Ereigniß versetzt wurde. Grimm ist fast der einzige Ueberlebende, aber man fühlt sehr wohl, Voltaire und Diderot, d'Holbach und Helvetius, d'Alembert, ja selbst Rousseau hätten ebenso gedacht, wenn sie dem Untergange ihrer Welt beigewohnt hätten. Doch kommt bei ihm der Deutsche hinzu, der sich trösten kann, daß er nicht ist „wie Dieser Einer". „Eins ist unzweifelhaft," schreibt er Ende 1790, „die Wälschen sind noch immer Wälsche; Voltaire würde sie wiederfinden, wie er sie verlassen hat, wie sie seit 2000 Jahren gewesen; sie haben durch den Gebrauch, den sie von der Freiheit gemacht, bewiesen, daß sie dazu gemacht sind, wie die Kuh zum Seiltanzen und ihrer jetzigen Extravaganz kann nur der strengste Despotismus folgen . . . ." „Für das Ansehen der Kirche habe ich keine Angst," meinte indeß der scharfblickende Nuntius Caprara; „wir sind vielleicht zu alt, Sie und ich, um sie aus ihrer Asche wiedererstehen zu sehen; aber sie wird wiedererstehen: Ihre Jacobiner haben dies Wunder unfehlbar (immanquable) gemacht; wenn sie fähig gewesen wären, diese Revolution mit Mäßigung und Klugheit zu führen, sie hätten ein großes Glück für die Menschheit daraus machen können." Daran knüpft Grimm nun sofort seine Klagen über den Verfall der Nation, ja selbst die Sprache, meint, das Russische würde fortan die Hofsprache werden u. s. w., ergeht sich in Emigrantenphrasen über die Nacht vom 4. August, deren Größe dem Verstande dieses Menschen ja immer ein Räthsel bleiben mußte. Dagegen sind seine Bemerkungen wieder äußerst treffend, sobald er sich auf Beobachtung und Raisonnement beschränkt. Niemand springt eben über seinen Schatten: den Werth der Begeisterung im Leben der Nationen zu begreifen, müßte man eben nicht Grimm sein.

Die Kaiserin war von vornherein mißtrauischer geworden, als ihr Correspondent: der schwärmte für den reichen Necker und den vornehmen Herzog de Castries, bei denen er zu Mittag zu speisen pflegte; sie hat weder in Necker's, noch in irgend eines Franzosen Staatsmannschaft Zutrauen. „Die Leute sind windig und Köpfchen ist schwindlig. Dès que chez vous j'entends parler de parlement, je détourne mon entendement. Tenez, voilà deux rimes, l'une allemande et l'autre française." Sie hatte, wie wir aus Krapowitzky's Aufzeichnungen wissen, für den amerikanischen Unabhängigkeitskampf geschwärmt, wenn ihr auch die Meister-Hämmerlein-Figur des tugendhaften Franklin leiblich und geistig nicht behagte; aber nicht einen Augenblick läßt sie sich von der europäischen Begeisterung des Jahres 1789 und des Bastillensturmes fortreißen: sie ward auch nicht eine Stunde dem Glauben des aufgeklärten Despotismus — ihrer Religion, der Religion des Jahrhunderts — ungetreu. Vom ersten Tage an rief sie in Prosa, was Schiller in seine reichen Verse kleidete: „Wenn sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen. — — Weh' Denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihen! Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden und äschert Städt' und Länder ein." Alles für das Volk, Nichts durch das Volk, war ihre Devise, wie die fast aller „Philosophen". „Der Wille der Menge," schrieb Grimm 1790 an's Ende seiner „Gazette littéraire", „und die Interessen der Menge treffen nur selten zusammen." „Ich muß gestehen," schrieb ihm die Kaiserin im Herbst 1789, „ich liebe die Großkreuze nicht, die Nachtwächter werden, noch die Justiz ohne Justiz, noch die barbarischen Laternenhinrichtungen. Ich vermag auch nicht an das große Talent der Schuhflicker für Regierung und Gesetzgebung zu glauben. Lassen Sie nur einen Brief von tausend Personen schreiben, lassen Sie sie jeden Ausdruck wiederkäuen, und Sie sollen sehen, was draus wird." Und am Anfange des folgenden Jahres blickt sie zurück auf das „große Jahr" und fühlt sich überwältigt „par l'immensité des choses, der Wiedergeburten und Mißgeburten dieser Zeiten, wo man sich nicht mehr in der Welt erwärmt für Alles, das unrecht, mißbillig, grausam, gewaltig und abscheulich vor diesem hieß, und wo die dummsten Klötze gedenken, die ersten Stellen eigenmächtig einzunehmen. Hier kann man mit Recht auf gut Holländisch sagen: Ja wol, myn herr, als die käs nicht wär." Sie fürchtete, Frankreich werde sich nicht wieder erholen: „Quelle chute! Les ronces vont croître sur les grands chemins; Sully se réjouissait de ce que son cher Henry IV les avait fait disparaître; jamais je n'ai tant lu et relu la Henriade et tous les mémoires de ce temps là que pendant cet hiver. Il faudra que l'assemblée nationale fasse jeter au feu tous les meilleurs auteurs français et tout ce qui a répandu leur langue en Europe; car tout cela dépose contre l'abominable grabuge qu'ils font." „Das Ende dieses vielgerühmten Jahrhunderts beweist, daß es um keinen Heller besser ist als seine Vorgänger." „Diese schöne Bescheerung," rief sie bei der Hinrichtung Ludwig's XVI., „war dem 18. Jahrhundert aufgespart, welches sich rühmte, das mildeste, aufgeklärteste der Jahrhunderte zu sein und welches so furchtbare Seelen in der berühmtesten

Stadt, die man je gekannt, geboren hat. — — Erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie mir sagten, Sie könnten von den Menschen nur Gutes sagen und ich Ihnen antwortete: Aber in welchem Kreise haben Sie denn gelebt?" Doch hielt sie den Republikaner Laharpe, der ihres Enkels Erzieher war, gegen den ganzen Hof bis 1794.

Ihre Entrüstung verblendet sie immer mehr; die Weitsichtige wird nach und nach ganz kurzsichtig: die locale Bedeutung der Revolution beurtheilt sie noch so ziemlich richtig — „Wissen Sie, was Sie in Frankreich sehen? Es sind die Gallier, welche die Franken verjagen", sagt sie achtzig Jahre vor Fürst Bismarck (conf. Buschii II, 310); aber die allgemeine Bedeutung der Revolution entgeht ihr; ja sie glaubt an eine Rückkehr zum alten Régime: „Sie werden die Franken zurückkommen sehen", meint sie. Schon im April 1791 hatte sie geglaubt, das Schlimmste wäre vorbei; und einen Monat später: „Nach Allem, was ich von Frankreich sehe und höre, halte ich es für geisteskrank; aber ihr leichter Sinn wird sie rascher über die Krankheit hinausbringen als andere Völker, welche die Epidemie bekommen; diese Krankheit scheint sie alle zweihundert Jahre zu befallen. Lesen Sie ihre Geschichte; wie lange dauerte sie die vorigen Male?" Dann wieder, am Anfang der unseligen Campagne von 1792, sieht sie wol das Schicksal der Oesterreicher und Preußen richtig voraus; aber sie glaubt, die Emigranten würden jubelnd empfangen werden, wenn nur, — „ja wenn sie nur die vier oder fünf kleinen Ingredienzien hätten, die ja so leicht aufzutreiben sind: Muth, Festigkeit, Großherzigkeit, Klugheit und das nöthige Urtheil, um Alles richtig zu gebrauchen." Sie hält große Stücke auf den Grafen von Artois, meint, Franz II. habe das Herz auf dem rechten Fleck! Sie arbeitet eine Note aus über die Nothwendigkeit einer Restauration in Frankreich, worin sie das ganze alte Wesen mit Ausnahme einiger Mißbräuche wiederherzustellen vorschlägt; in anderen Augenblicken sieht sie heller, sagt schon in klaren Worten Bonaparte, den Retter, voraus. So im Februar 1794, als noch die Schreckensherrschaft wüthete: „Wenn Frankreich da heraus kommt, wird es kräftiger sein als je; folgsam und sanft wie ein Lamm; aber es braucht einen überlegenen Mann, geschickt, muthig, der seine Zeitgenossen, ja das ganze Jahrhundert überrage. Ist er geboren? Ist er's nicht? Wird er kommen? Davon hängt Alles ab." Und im folgenden Jahre: „Was die Contrerevolution anlangt, so verlassen Sie sich auf die Franzosen selber; sie werden das Geschäft besser besorgen, als alle Coalisirten zusammen. . . . Alles in Allem betrachtet, sind die Leute doch keine Klötze, sie lassen sich wie Lämmer führen, und nie ist ein Volk ruhiger, als wenn es, wie dieses, müde aus dem Trubel kommt." Merkwürdiger Weise scheint sie den „Retter" nicht zu erkennen, als er auftritt: der Briefwechsel geht bis zum October 1796: die Frühlingssiege von Millesimo und Montenotte, die Sommersiege von Lodi und Castiglione werden nicht einmal erwähnt.

IV.

Katharina war nicht nachsichtiger gegen die Feinde der Revolution als gegen deren Freunde. Keiner kommt gut weg; am wenigsten natürlich Friedrich Wilhelm II. und seine Minister. Schon bei seiner Thronbesteigung schrieb sie: „Je viens de lire dans la Gazette de Berlin Fr. W der Bewunderte. Vou-

driez-vous bien avoir la bonté de me dire en quoi? J'ai vû les commencements de cet autre (Friedr. II.). Sti-là évitait flatterie et forfanterie; sais-tu pourquoi? Parceque nous étions pétris de jugement. A bon entendeur salut," fügt sie mit feiner Abfertigung den ungeheuerlichen „Flagornerieen" Grimm's hinzu. Die Unzufriedenheit mit frère Gu konnte nach dem Frieden von Basel, der ja an allen Höfen als ein Abfall von der guten Sache empfunden worden, nur steigen. „Le roi de Prusse a négocié sous Varsovie," schrieb sie im April 1795, „tout comme à Bâle; aus dem einen ist Dr... herausgekommen; aus dem andern ist dasselbe zu erwarten." Viel härtere Worte noch entfallen ihr, wenn sie an die Zeiten Friedrich's denkt. Das waren andere Menschen. „La société a changé; ce n'est pas celle de l'année 1740, brillante, spirituelle, annonçant le héros par tous les bouts!" Mme de Sévigné könnte es nicht schöner sagen. Sie bewunderte nicht Alles an Friedrich, den sie oft auf ihrem Wege fand und sie vergaß zuweilen, daß sie dem alten Herodes, wie sie ihn zu nennen pflegte, Alles dankte; aber sie hatte ein lebhaftes Gefühl für große Persönlichkeit. Gegen die Schwachen und Unwahren ist sie unerbittlich. Was man ihr auch vorwerfen mag, sie wußte stets, was sie wollte, und sie war keine Heuchlerin. Dessen war sie sich bewußt und daher ihre Strenge, wo sie Kopflosigkeit und Unentschlossenheit oder Lüge zu sehen glaubte. Unbarmherzig und unablässig geißelt sie die kleinen deutschen Fürsten. „Aber was ist's denn mit diesen Don Quixoten Germaniens," ruft sie z. B., als sie Custine's Einzug in Mainz erfährt. „Das ruinirt sich mit Truppenhalten, schreit sich heiser, sie einzuexerciren; und wenn sich's darum handelt, sie zu brauchen, so machen sich Ihre Durchlauchten und Erlauchten aus dem Staube mit oder ohne Truppen. Bringen Sie doch ein wenig Ordnung da hinein, da Sie gerade in Ihrem Centrum sind," fügt sie mit einem kleinen Seitenhieb auf Grimm's Fürstendienerei hinzu; „und sagen Sie ihnen doch, daß man im Kriege, wenn man nicht schlägt, geschlagen ist." „Was soll man mit die Leute machen," sagt sie ein andermal, „stolz im Glücke, Advokaten im Unglücke, schnacken, wenn zu thun Zeit ist: halbe Worte und halbe Werke machen nicht Dinge, die ganz gethan sein müßten, sonsten würde in der Welt kein halb und kein ganz sein; nicht ganz ist Gänsegang, diese watscheln, ich liebe die Gänse nicht gebraten, nicht geräuchert, der Geschmack ist nicht angenehm." Noch härter ist sie mit der Unwahrheit: „Das ist ein König," sagt sie von Gustav III., „der glaubt, daß er durch Lügen und Betrügen viel Ehre erwerben wird; nichts, mein Herr, wird daraus werden; er wird zur Schande und der Spott der Nachwelt werden: mit Lügen und Trügen macht man sich keinen Ruhm und Ehre." „Was aber anbelangt die ehrwürdige liebe Frau Betschwester," sagt sie noch immer in ihrem ungeschlachten Deutsch von Maria Theresia, die immer über das Loos Polens weinte, so kann ich von ihr anders nichts sagen, als daß sie große Anfechtungen der Hab- und Herrschsucht leidet. Das Heulen ist ein Beweis der Reue, aber da sie immer behält und ganz vergißt, daß nicht mehr thun die beste Buße ist, so

muß doch wol was Verstocktes in ihrer Brust ruhen; ich befürchte, daß es des alten Adams Erbsünde sein müsse, die so eine verruchte Comédie spiele. Aber was fordert man mehr von einer Frau?" fügt sie mit bitterer Anspielung auf ihren eigenen Ruf hinzu. Wenn sie ihrem Mann getreu ist, so hat sie ja alle Tugenden und im Uebrigen Nichts zu schaffen. Von Herrn Janus (Joseph II.) kann man wohl, ohne zu fehlen, muthmaßen, daß, wenn er nicht zum großen Mann wird, so wird er sehr böse werden, und seine Bedürfnisse an Leib, Seele und Verstand auf Andere rechnen. Was soll das Gewissensgericht ausrichten, da wo in Worten und Geschäften beständige Bocksprünge hervorkommen?" Doch urtheilt sie nicht immer so hart über die „Habsucht-Habsburg". So sagt sie 1790 von Marie Antoinette: „Sie hat ganz die Art von Muth ihrer Mutter und die Unerschrockenheit der Familie; denn Joseph II. verdarb seine Sachen, wenn ich so sagen darf, eben durch diese Unerschrockenheit." Und wiederum von Joseph: „Ich kann noch immer meine Verwunderung nicht überwinden: gemacht, geboren und erzogen für seine Würde, voll Geist, Anlagen und Kenntnissen, wie er es angefangen hat, schlecht und erfolglos zu regieren."

Im Ganzen jedoch ist ihr Urtheil über die Menschen richtiger im Allgemeinen als im Einzelnen und hier wieder sieht sie, wie's zu gehen pflegt, schärfer, wo sie haßt, als wo sie liebt. Das Charakteristische bei allen ihren Urtheilen ist der gesunde Menschenverstand, die vollständige Phrasenlosigkeit und Wahrhaftigkeit, der herrliche Realismus. Inmitten jener Zeit, wo schon mit Rousseau die falsche Empfindsamkeit und die Rhetorik ihre fast hundertjährige Herrschaft antraten, bleibt sie immer durchaus positiv, fragt die Dinge nach ihrem wahren Werth und Wesen, täuscht sich auch wol manchmal, aber nimmt wenigstens nie Worte für Dinge oder Gedanken. Nicht einen Augenblick läßt sie sich vom modischen Cagliostroschwindel anstecken. Sie durchschaut den Charlatan am ersten Tage. Nie will sie von den Freimaurern, Rosenkränzern u. s. w. das Entfernteste wissen. Nie auch klagt sie über die Umstände, den Mangel an Helfern u. s. w. „Chaque pays fournit toujours les gens nécessaires pour les choses und da Alles in der Welt menschlich ist, so können denn Menschen auch damit fertig werden." „Selon moi, aucun pays n'a disette d'hommes; ne s'agit pas de chercher, s'agit d'employer ce qu'en a sous sa patte . . . N'y a pas disette d'hommes; y a multitude, mais faut faire aller: tout ira s'il y a cet autre faisant-aller. Comment fait ton cocher, souffre douleur, quand tu es emboité dans ton carosse?" Als von den Notabeln die Rede ist, lacht sie über Necker's drei langweilige Bände: er sollte einfach den Leuten sagen, wie sie selber ihren berühmten Vertrauensmännern: „Hier sind meine Principien; sagt mir eure Beschwerden. Wo drückt Euch der Schuh? Gut: Machen wir's besser. Ich habe kein System; ich wünsche das allgemeine Wohl und das hat meines zur Folge. Allons, arbeitet, macht Entwürfe. Seht woran Ihr seid." „Ihr Herr Calonne und alle Ihre Herren mögen bleiben wo sie sind; der weiß zehn Mal mehr als ich und handelt zehn Mal schlimmer als ich und meine Beamten, die wir keine schöne Phrasen haben."

Auch die größte Tugend des Jahrhunderts, die Toleranz, fehlt Katharinen nicht. Sie selbst nennt sich wohlgefällig, obschon mit höchst zweifelhafter Berechtigung eine „republikanische Seele". Eher hätte sie sagen dürfen, was Wenige von sich sagen können, daß sie wirklich allem Parteigeist fremd war: „Wo nur Der vergöttert oder geehrt wird, hat man nur die Tugend, welche gerade Mode ist; die andern bleiben im Dunkeln und werden nicht mehr cultivirt: das ist gewiß das Mittel Leute zu haben, wie man sie will; nicht aber das Mittel die große Art zu haben." Eine so absolute Despotin sie auch war und so ungerne sie „die Schuhflicker an der Regierung" sah, so entschieden wollte sie die Freiheit der Bewegung und der Gedanken für Alle: „Ich fürchte die Monopole auf hundert Meilen; ich liebe nicht Alles zu regeln, noch weniger zu behindern. Ich bin wie Basile im „Barbier von Sevilla", ich habe meine kleinen Maximen, an die ich mich halte und die ich, fügt sie weise hinzu, in der Anwendung nur mit Variationen brauche."

Und wie in der Politik, so sind ihre Urtheile in Fragen der Literatur, der Erziehung, der Psychologie und Moral, keineswegs immer unbestreitbare, aber stets eigene, oft auch tiefe. „Der ist ein Franzose, schreibt sie an Fr. von Bielke über Gustav III., und zwar bis zur Nagelspitze, ahmt in Allem den Franzosen nach. Nun bin ich aber beinahe das gerade Gegenpart; in meinem Leben habe ich das Nachahmen nicht ausstehen können und, um es gerade herauszusagen, ich bin ebenso großer Sonderling (aussi franc original) als es nur der eingefleischteste Engländer sein kann." Keine Berühmtheit imponirt ihr: „Wissen sie wohl, daß der Roman comique von Scarron gar nicht unterhaltend ist; ich habe ihn lesen wollen, um zu sehen was es ist; aber mich dünkt, er taugt Nichts." Ebenso strenge urtheilt sie über Beaumarchais' „Figaro", den es Mode war in den Himmel zu heben. Die ganze französische Literatur der siebziger Jahre scheint ihr äußerst mittelmäßig: „Gott weiß, alle die jungen Leute wollen mehr wie sie können und ich liebe die Köpfe, die da ohne Wollen von selbsten laufen, ohne sich aufzuziehen. Quand on devient vieux, je crois qu'on devient trop difficile et que c'est là mon cas." Das mag wohl sein; doch beurtheilt sie auch ihre eigenen Altersgenossen höchst unbefangen: „In diesem Jahrhundert haben sich auch Kerle gefunden, die ohne Genie zu haben, wie Voltaire schreiben wollten. Sie glaubten, dazu reiche es hin elegante Phrasen zu drechseln oder auch dreist und keck über Alles in den Tag hineinzureden. Wenn ich das sehe, sage ich: Lieber Gott! Das ist's nicht, Das ist's nicht. Schreibt nicht stark, wenn Ihr keine starke Seele habt, schreibt nicht kühn, wenn Ihr weder Genie noch Anmuth habt." Fielding und Sterne sind ihre Lieblingsautoren, wie man's von ihr erwarten darf. Ihre Kunsturtheile sind weniger unabhängig: in der Malerei läßt sie sich ganz von Diderot leiten, in der Musik von Grimm. Sie kauft Bilder über Bilder, läßt Paesiello nach Petersburg kommen, um seine Opern zu dirigiren, Falconet, um Peter's Statue auszuführen[1]; sie bewundert Angelica Kaufmann und Houdon, Mengs und

[1]) Der 17. Band vorliegender Sammlung der k. russ. hist. Gesellschaft enthält ihre Correspondenz mit Falconet.

Pigalle, das versteht sich von selbst; zieht gegen Gluck los, der seine Opern in Paris „brüllen" läßt —, ob Grimm das so durchaus gebilligt hätte, bezweifle ich — kurz, sie folgt dem Strom.

Wie ihre literarischen Urtheile, so ist ihr Styl stets originell, manchmal etwas sehr nachlässig, oft uncorrect, nicht immer klar, sie mißbraucht das Recht der Anakoluthie auf's keckste, auch ist sie zuweilen derber als nöthig; aber welche Natürlichkeit, welches Leben! So ist z. B. ihr Brief über Cagliostro's Abenteuer in Rußland (9. Juli 1781) ein Muster der raschen, leichten Erzählung, das an Sévigné'sche Anecdoten erinnert, wenn auch sonst die Feinheit, Classicität, und das Malerische von Mme de Sévigné nicht gerade Das ist, was Katharina's Briefe auszeichnet. Dagegen sind ihre Porträts meist sehr gelungen; ich erinnere nur an die Panin's und Orlof's, als sie den fast gleichzeitigen Tod der Beiden erfährt (20. April 1783). Vor Allem aber ist sie glücklich im Ausdruck allgemeiner Ergebnisse ihrer Lebenserfahrung und ihres Nachdenkens, im Hinwerfen bedeutender Auszeichnungen auf solche Ergebnisse. „Nein, mein Bruder G. schafft nicht, sagt sie von Gustav III., Reformbestrebungen; er bringt kein Leben hervor; aus dem Miste entstehen die schönsten Blumen, wenn der Samen da ist . . . (Ich überspringe eine Stelle, da die Kaiserin weniger zartfühlend in ihren Vergleichen ist als unsere heikle Leserwelt.) Freilich ist auch da Geburt und Schöpfung, aber wie soviele Geburten und Schöpfungen geht's vor sich, ohne daß man daran denkt." Ein andermal spricht sie von Ahnungen und Prophezeiungen: „Die, welche genialen Menschen wie durch höhere Eingebung zu Theil werden, sind gewöhnlich das Ergebniß sehr tiefer, längst gemachter Combinationen; es sind Schlußfolgerungen, welche das Genie aus oder nach früheren Forschungen des Geistes, des Verstandes, der Erfahrung zieht." „Gott segne die mittelmäßigen Paßgänger, sagt sie von den ihr so verhaßten Menschen, die sich für und gegen Nichts erwärmen können. Ihre Seele ist ruhig zwischen und unter allen Herrlichkeiten dieser Welt; ja, sie sind glücklich; sie gehen sehr indifferent, so ganz gelassen herum; gut ist gut und schlecht ist schlecht, immer einerlei und Alles nehmen sie vorlieb und lassen sichs gefallen, Alles ist gesehen und gethan in wenig Zeit, denn an Nichts verliert man sie" (die Zeit). Und über die Stolzen: „Ich weiß wie schwer es ist dem Menschen Vernunft beizubringen, wenn der Himmel ihn mit Stolz straft oder beschenkt (punit ou munit); dann sind alle seine Organe geschlossen für Alles, das man ihm sagen könnte; was er sieht, imaginirt, meint und Alles, was die andern denken und sagen, und wär's das Beste in der Welt, ist nur eine Beleidigung gegen seinen Stolz; ein Stolzer ist berauscht von seinem Stolz; ich habe deren gesehen, ich male sie nach der Natur." Vielleicht auch ein wenig nach dem Spiegel?

Wie das ganze Jahrhundert hatte sie natürlich auch eine Schwäche für Pädagogie; sie erkundigt sich immer sehr eifrig nach dem Dessauer Philantropen, liest selbstverständlich Basedow, Pestalozzi, „Emile" und „Emilie" — Grimm's Busenfeind und Busenfreundin — vor Allem aber ist's die Erziehung ihrer eignen Enkel, die sie beschäftigt und, was man auch von den Ergebnissen dieser ihrer Erziehung denken mag, die Grundsätze, nach denen sie dieselbe leitete, waren

ausgezeichnet. Wenn die kaiserlichen Zöglinge, Alexander und Constantin, nicht die Hoffnungen ihrer Großmutter und Erzieherin rechtfertigten, so war's eben, weil die Natur stärker ist als die Erziehung. Die konnte zwar viel zu Wege bringen; den Charakter konnte sie nicht ändern. Herrn Alexander überlassen sie nur sich selber. Warum soll er durchaus denken und wissen, wie man gedacht hat oder was man gewußt hat vor ihm? Lernen ist nicht schwer, aber meiner Ansicht nach müssen der Kopf und die Kopfesfähigkeit eines Kindes entwickelt werden, ehe man es mit dem Plunder der Vergangenheit betäubt; und aus diesem Plunder muß man auch dann noch wohl erwägen, was man ihm bietet. Mein Gott, was die Natur nicht thut, kann kein Lernen nicht thun, aber lernen erstickt oft Mutterwitz. Et rien de pire pas les gens frottés d'esprit et de science, selon feue Mm. Geoffrin." Und über die Herrnhuter Erziehung. „Die Leute engen die Geister ein und haben außerdem auch die hohe Kunst die Frauen furchtbar häßlich zu machen; nun ist es aber eines meiner Paradoxe, daß die Häßlichkeit des menschlichen Körpers, — weiblich oder männlich, einerlei — ein Erziehungsfehler ist und daß, wenn die Erziehung wirklich gut ist, Schönheit der Seele und Schönheit des Körpers Hand in Hand gehen, aus einander folgen." Schön wurden dann auch die Enkel, zumal der, den sie nicht mehr erziehen konnte, der kleine Nicolaus, der wenig Monate vor ihrem Tode auf die Welt kam. Sie zeigt seine Geburt sofort an: „Er hat eine Baßstimme, mit der er furchtbar schreit; er ist eine Arschine weniger zwei Verschoks lang und seine Hände sind beinahe so groß als meine; mein Lebtag hab' ich keinen solchen Ritter gesehen. Wenn er fortfährt wie er anfängt, werden seine Brüder Zwerge neben diesem Kolosse sein." „Ritter Nicolaus, kann sie zehn Tage später melden, ißt schon seinen Brei seit drei Tagen, weil er immer essen will. Ich glaube, nie hat ein achttägiges Kind ein solches Mahl gehalten. Es ist unerhört. Alle Bonnen sind überwältigt .... Er mißt Euch alle Leute von Oben bis Unten und hält und trägt seinen Kopf wie ich."

Wie groß der Platz war, welchen die Enkel, namentlich Alexander, im Leben der Kaiserin einnahmen, geht aus jedem dieser Briefe hervor. Immer hat sie etwas Neues zu berichten, von den Einfällen, den kleinen Charakterzügen, den Anlagen des Knaben. Sie scheint so recht, was man in Norddeutschland ein Kinderlieb nennt, gewesen zu sein. „Vorgestern, am 9. Februar, schrieb sie im Jahre 1794, waren es fünfzig Jahre seit ich mit meiner Mutter in Moskau ankam; es war auch ein Donnerstag, und folglich hatte ich meine fünfzig Jahre hier in Rußland zugebracht, und von diesen fünfzig Jahren herrsche ich zwei und dreißig, Gott sei Dank!" Und nun beginnt sie alle die Generationen aufzuzählen, die an ihr vorübergegangen sind, sowie die wenigen lebenden Ruinen, die sie als blühende Männer und Frauen empfangen hatten. „Das sind große Beweise des Alters, auch diese Erzählung verräth das Alter, nicht wahr, aber was ist zu machen, und trotz alledem liebe ich es leidenschaftlich und wie ein fünfjähriges Kind zu sehen, wie man Blindekuh und alle möglichen Kinderspiele spielt. Die jungen Leute, sowie meine Enkel und Enkelinnen sagen, ich müßte dabei sein, sonst wären sie nicht lustig nach ihrer Art; und sie wären ausge-

lassener und freier, wenn ich dabei wäre, als ohne mich. Ich bin also ihr Lustigmacher."

Auch eine gewisse Zärtlichkeit war der derben Matrone nicht fremd, sie liebte härter zu scheinen, als sie es wirklich war, nur in der Politik verstand sie keinen Spaß. „Ich kann gut sein," sagt sie einmal, „ich bin gewöhnlich sanft, aber mein Handwerk nöthigt mich, was ich will, gehörig zu wollen; und das ist ungefähr all mein Werth, nichts weiter; genug über mich selber." Sie, die bekanntlich kein Todesurtheil unter ihrer Regierung vollstrecken ließ, kann gar hart werden, wenn es sich um einen Staatsverbrecher handelt; so über Pugatscheff. „Den biedern Spitzbuben hätten wir; er hat offenbar nicht viel Urtheil, da er sich schmeichelt, er könne seine Gnade erhalten; vielleicht auch kann der Mensch nur leben, so lange er hofft und sich schmeichelt." Ihr Stolz ließ sie auch oft herber erscheinen, als sie es im Grunde war; schon als junges Mädchen gesteht sie, „ich würde mich für erniedrigt gehalten haben, wenn man mir eine Freundschaft bezeugt hätte, die ich für Mitleiden hätte halten können." Und doch,

se il mondo sapesse, il cuor ch' *ella* ebbe
assai la loda e più *la* loderebbe.

In der That finden wir hier kaum einen Brief, wo sie nicht Grimm mit Wohlthaten beauftragt, und zwar immer mit der dringenden Bitte, „daß es ja nicht in die Zeitungen komme;" oft auch, daß die Betheiligten nicht erführen, von welcher Seite ihnen geholfen würde. Es ist bekannt, daß sie Diderot otium cum dignitate sicherte; und er war nicht der Einzige der „Philosophen", den sie unterstützte. Wie früher aber die Philosophen, so hatten später die Emigranten von ihrer verschwenderischen Großmuth zu sagen. Selbst die deutschen Schriftsteller, unter Anderen Sofie de la Roche, fanden an ihr einen Retter in der Noth. Und sie bezahlte nicht nur mit ihrer Börse, sondern auch mit ihrer Person. Rührend ist die werkthätige Güte, die sie der armen mißhandelten Auguste von Braunschweig angedeihen ließ, und nie ermüdet sie, dieselbe gegen ihren brutalen Gemahl den Herzog von Würtemberg in Schutz zu nehmen. Hatte sie doch selber ähnliches in ihrer Jugend erfahren.

Es ist wahr, sie spricht oft von ihren früheren Geliebten mit einer Gleichgültigkeit, die uns verletzt, obschon sie eben nicht die einzige Frau ist, welche solche Meisterschaft im Vergessen gewisser Intimitäten übt. Man denke an Charlotte von Stein, George Sand, Daniel Stern, die jene Virtuosität so weit trieben, ihre ehemaligen Geliebten vor der Welt an den Pranger zu stellen. Was Anfangs als das Ungeheuerste des Lebens erschien, wird ihnen, nachdem einmal das Weihevoll-Furchtbare überwunden ist, eine zum Verhältniß gehörige Nebensache, ohne alle ideale Bedeutung, und damit geht denn auch ganz natürlich jene achtungsvolle Scheu verloren, welche die Männer doch immer für den Gegenstand einer früheren Liebe zu bewahren pflegen. Indeß ist Katharinens Bewegung beim Tode Orloff's eine tiefe, obschon ihr Verhältniß zu ihm seit zehn Jahren aufgelöst und er seit drei Jahren geisteskrank hinsiechte. Auch Potemkin's Tod erschütterte sie gewaltig. Es war freilich mehr der Freund, der Mitarbeiter, den sie

in ihm beweinte, als den Geliebten, denn schon lange hatte ein Andrer ihr ganzes Herz gewonnen. Es war dies der junge General Lanskoi — sie nannte ihn immer nur das Kind — und diese Herbstliebe der alternden Herrscherin scheint denn auch, nächst der Liebe zu ihren Enkeln, das innigste Gefühl gewesen zu sein, das je Macht über sie gewann. Sein unerwarteter Tod war ein Schlag, den die Fünfundfünfzigjährige nicht wieder überwand. — „Als ich diesen Brief anfing," schreibt sie am 2. Juli 1784, „war ich im Glück und der Freude und meine Tage vergingen so schnell, daß ich nicht wußte, was aus ihnen wurde. Dem ist nicht mehr so, tiefer Schmerz erfüllt mich, es ist aus mit meinem Glück, ich wäre beinahe selbst an dem unersetzlichen Verluste gestorben, den ich vor acht Tagen erlitten habe. Mein bester Freund ist nicht mehr, ich hoffte, er würde die Stütze meines Alters werden, er gab sich Mühe, er gewann täglich, er hatte alle meine Neigungen angenommen, es war ein Jüngling, den ich erzog, der dankbar war, sanft und redlich, der all meinen Kummer theilte, wenn ich welchen hatte, und der sich über meine Freuden freute; in einem Wort schluchzend muß ich sagen, General Lanskoi lebt nicht mehr. Ein böses Fieber hat ihn in fünf Tagen in's Grab gebracht und mein Zimmer sonst so angenehm für mich, ist eine leere Höhle geworden, in der ich Mühe habe, mich herumzuschleppen wie ein Schatten. . . . . Doch bin ich seit gestern wieder aus dem Bette, aber schwach und so schmerzlich angegriffen, daß ich kein menschliches Gesicht sehen kann, ohne daß Schluchzen mich am Reden verhindert. Ich kann weder schlafen noch essen, das Lesen langweilt mich und das Schreiben geht über meine Kräfte. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, aber ich weiß, daß ich in meinem Leben niemals so unglücklich gewesen bin, als seit mein bester, lieber Freund mich so verlassen hat . . . . . Ich kann nicht weiter." Nach einer Pause von zwei Monaten erzählt sie Grimm, wie sie „à force de sensibilité j'étais devenue une être insensible à tout excepté à la seule douleur", und wie ihre Freunde sie aus diesem Zustande herausgerissen, doch fügt sie stolz hinzu, daß sie „trotz dieses schrecklichen Zustandes" nicht die unbedeutendste ihrer Pflichten vernachlässigt habe. „Gestern war ich zum ersten Mal in der Messe und habe folglich zum ersten Mal Leute gesehen, und die Leute haben mich gesehen; aber es war eine solche Anstrengung, daß ich mich beim Zurückkommen in mein Zimmer so schwach fühlte, daß jede Andre in Ohnmacht gefallen wäre, etwas, was mir nie passirt ist." Einige Wochen später, „alles greift mich an, und ich habe nie gerne Mitleiden erregt, offenbar ist ein solcher Zustand nicht tödtlich, denn ich bin am Leben und bin nur sechs Tage zu Bette gewesen . . . . . Gestern waren es drei Monate seit der unglücklichen Katastrophe, die mich zu einem einsilbigen Wesen gemacht . . . . . Wenn Sie genau meinen Zustand wissen wollen, so will ich Ihnen sagen, daß ich noch immer untröstlich bin; die einzige Besserung ist die, daß ich mich wieder daran gewöhnt habe, Menschengesichter zu sehen, aber mein Herz blutet noch immer, wie im ersten Augenblick. Ich thue meine Pflicht und suche sie gut zu thun, aber mein Schmerz ist so, wie ich nie einen in meinem Leben gefühlt habe. Aehnliche Stellen finden sich in allen Briefen der folgenden Jahre. . „Voriges Jahr um diesen Tag, schreibt sie in ihrem altfränkischen Deutsch, waren wir todt-

krank und fast ohne Hoffnung. Nach vierzehn Tagen zwischen Leben und Tod kommen uns Freunde zu Hülfe; diese halfen, aber ich konnte die Hülfe nicht leiden, kein Mensch war im Stande zu reden, zu denken nach unsrem Sinn; dieser war traurig und man wollte ihn wieder lustig haben, nach der Gewohnheit, das war nicht das, Schritt für Schritt sollte man gehen und bei jedem Schritt war eine Bataille auszuhalten, eine zu geben, eine zu gewinnen, eine zu verlieren. Die Zeit blieb nicht stehen, sie verstrich, sie war lang und alles war zähe und langwierig; der Fürst aber (Potemkin) war sehr schlau, er schlich herum wie eine Katze, wenn ein Umstand nicht anging, so drehte er sich herum und hatte immer einen andren Anschlag fertig. Endlich wurde es etwas lustiger, dieses gefiel dem Herrn, er suchte es noch lustiger zu machen und so weckte er uns aus dem todten Schlaf auf."

Ich will wahrlich aus der großen Kaiserin keinen weiblichen Werther machen, aber daß neben dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht, welche die obersten Triebfedern ihres Lebens waren, auch ein hohes Pflichtgefühl ihre Schritte leitete, daß sie bei aller Sinnlichkeit und nicht abzusprechenden Rohheit einer tiefen Empfindung fähig war, ist sicherlich nicht zu leugnen; daß an Wahrheitsliebe und Unabhängigkeit des Geistes ihr wenige Staatsmänner gleich kommen, das lehrt ein jeder dieser gewiß nicht für die Nachwelt berechneten Briefe.

Wandelungen und Wanderungen in Kleinasien.

Von

Prof. Gustav Hirschfeld.

Es gibt Länder, welche die Natur selbst so fest umgrenzt und zu einer Einheit abgeschlossen hat, daß sie auch für die Entwickelung eines einheitlichen Volkes und Volkslebens vorausbestimmt scheinen: so England, Spanien, Italien. Andere, denen solche natürliche Umgrenzung mehr oder weniger mangelt, können nur durch ein begabtes Volk zu einer Einheit zusammengefügt und zusammengehalten werden, und gerade die Feststellung, die Erkämpfung und Behauptung nicht natürlicher Grenzen pflegt alsdann einen Theil ihrer Geschichte auszumachen: das ist bei unserem eigenen Vaterlande der Fall. Noch andere endlich sind ganz vorgebildet als Uebergangsländer, als Durchgangspunkte; ihre Phasen, ihre physiognomischen Veränderungen pflegen in besonderer Deutlichkeit die Vorbereitung und den Vollzug großer und allgemeiner historischer Wandelungen erkennen zu lassen, und solch ein Land ist für die alte Welt vor allen anderen Kleinasien, welches auch, wenn nicht Alles täuscht, auf's Neue bestimmt scheint, in die Geschichte zu treten.

Mitten hinein zwischen die drei Erdtheile unserer Hemisphäre, zwischen Asien, Afrika und Europa, tritt Kleinasien, auch räumlich der Mittelpunkt der im Alterthum bekannten Erdstücke und ihrer Bewohner, welche — ohne das Meer zu benützen — nur über dieses Land mit einander in Verkehr treten konnten. Von Großasien aus einer Hand gleich vorgestreckt, in einer Länge von über 100 Meilen, einer durchschnittlichen Breite von etwa 80 Meilen, bildet es auch in seiner äußeren Form und inneren Gestaltung den Uebergang, den Mittelpunkt sehr verschiedener Formationen. Während die Halbinsel im Innern angefüllt ist von einer großen Gesammterhebung, welche nichts ist als ein Ausläufer der gewaltigen Hochgebirge Mittelasiens, gleicht sie an ihrer kürzeren Westseite in lebendiger Küstenentwickelung und in der übersichtlichen Reihung ihrer Bergzüge dem gegenüberliegenden Griechenland, von dem denn auch dieser Theil geschichtlich untrennbar geworden ist. Aber auch die Erhebung des Inneren ist nicht etwa eine gleichmäßige, nach Norden und Süden abfallende Bergmasse: eine ununterbrochene, sehr schwierige und jäh abstürzende Bergkette, der alte Taurus begleitet den Südrand; in mälichen Terrassen fallen dagegen die Er-

hebungen nach Norden ab; beide umschließen mit hohen Rändern eine zwischen ihnen liegende Einsenkung, ein Hochplateau, das ganze Relief asiatischen Formen vergleichbar, wie denn dieses Innere mit Recht als ein Klein-Irân bezeichnet worden ist. Ebenso verschieden von der Westküste wie das Relief, ist der übrige Contour, die Küstenentwickelung, welche an beiden Seiten viel zu wünschen übrig läßt, besonders im Norden, wo die Natur in Hafenbildungen überaus karg gewesen ist. Während aber die südliche Küste doch wenigstens frei auf dem Wege derer liegt, welche vom Aegäischen Meer zwischen Rhodos und Kreta hindurch nach Osten segeln, schließen den Norden zwei enge Straßen, Hellespont und Bosporus sowie ein Vormeer, die Propontis, geheimnißvoll und drohend ab [1]), und diese Umstände halten die ganze Nordküste und das Hinterland in ihrer Entwickelung um Jahrhunderte zurück.

Der Norden ist am meisten asiatisch, der Westen am meisten griechisch, zwischen beiden steht die Südküste.

Nun liegt in dieser Formation die Rolle, welche dem Lande im Ganzen und im Einzelnen in der Geschichte zugefallen ist, in unverkennbaren Zügen ausgesprochen: Vermittlerin zu sein zwischen Ost und West, eine Brücke der Völker, auf der Orient und Occident einander nahen konnten zu friedlicher wie zu feindlicher Kraftmessung, das war und *ist* die weltgeschichtliche Stellung von Kleinasien. Wenn wir uns nicht täuschen, liegt auch darin die Erklärung dafür, daß Kleinasien niemals — bis auf nicht nennenswerthe Ausnahmen — ein eigenes *Reich* gebildet hat. Und wie die eigenthümliche Zwischenlage des Landes Zuwanderungen von den verschiedensten Seiten her bedingte und begünstigte, so haben hier in der That arische und semitische Stämme in bunter Mannigfaltigkeit von Sitten, Gebräuchen und Lebenseinrichtungen meist unvermittelt neben einander gehaust, und so war auch die Bevölkerung des Landes nie eine einheitliche und compacte Masse, sondern immer ein vielgemischter Völkersaal, voll von den überraschendsten Gegensätzen und fremdartigsten Eindrücken.

Aber die *Zustände* konnten — wenn auch *immer* von größester Buntheit, doch eben bei der Natur des Landes nicht immer die *gleichen* bleiben: in kaleidoskopischem Wechsel lösen sich hier Herrscher und Beherrschte, Einrichtungen und Sitten, Blüthe und Verfall einander ab, vom Eintritt in die Geschichte bis auf den heutigen Tag, wenn auch bisweilen in geschichtlichen Perioden von solcher Ausdehnung, daß man nur einen Stillstand im Innern des Landes wahrzunehmen wähnt. Doch ist es nicht allzuschwer, dieses Mißverständniß zu heben: es bedarf nur der kleinen Anstrengung, die verschiedenen Perioden nach einander unserem geistigen Auge vorüberzuführen, um den Wechsel nicht blos, sondern auch die folgerichtige, die gesetzmäßige Wandelung zu erkennen, und damit zugleich die etwaige Anwartschaft für die Zukunft. Wir wollen diese Erkenntniß hauptsächlich an den Eindrücken gewinnen, welche einem Wanderer in den verschiedenen Zeiten sich in Kleinasien aufdrängten; umfassen und enthalten doch solche Eindrücke zugleich die allermeisten der jedesmaligen Lebensfactoren.

Die ältesten Durchwanderungen Kleinasiens waren Eroberungszüge von

[1]) Wie das die Griechen schreckte, ist in der Argonautensage dichterisch verkörpert.

Afrika her; ägyptische Herrscher sollten fast bis an das Aegäische Meer vorgedrungen sein, wo die Alten noch ein Jahrtausend später ihre Bilder in Felsreliefs wiedererkennen wollten, welche man freilich jetzt mit größerem Rechte auf asiatische Machthaber bezieht. Aber die Begegnisse dieser Eroberungszüge liegen völlig in unaufhellbarem Dunkel, wir mögen nur schließen, was sich eigentlich von selbst versteht, daß auch damals die asiatischen Völkerschaften, wie sie in Stamm und Sprache verschieden, ungeeint waren und gerade deshalb den disciplinirten Heeren der Aegypter keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermochten.

Als dann die Machtverhältnisse sich veränderten, als im Mittelstromlande zwischen Euphrat und Tigris die Reiche von Assur und Babylon sich erhoben, war das Centrum der Macht Kleinasien zu nahe gerückt, als daß es sich demselben wenigstens in seinem östlichen Theile hätte entziehen können. Vielleicht schon damals leitete eine Kunststraße den Tigris aufwärts über die sich thürmenden Berge hinüber bis zum schwarzen Meere. Doch die erste *sichere* Bahnung von Kunststraßen durch Kleinasien knüpft sich an den Namen der Perser, welche um die Mitte des achten Jahrhunderts ihre Herrschaft bis ganz nahe der Westküste, bis zur alten lydischen Hauptstadt Sardes, des Crösus Residenz, ausdehnten. Dieser *Königsweg*, wie ihn der alte Herodot nennt, ging von Sardes bis zur persischen Königsstadt Susa, oberhalb des persischen Meerbusens, in einer Länge von ungefähr 270 deutschen Meilen (etwa wie von Lissabon bis Berlin), also noch ausgedehnter als der bewundernswerthe Bau der Incas in Peru, der freilich noch über ganz andere Höhen geführt ist. Diese ganze Straße nun leitete im Herzen der Halbinsel schon durch *bewohnte* und *sichere* Länder, ihre Ausdehnung in Kleinasien allein betrug fast 120 deutsche Meilen; da waren alle vier Stunden ausgezeichnete Herbergen und königliche Poststationen; auf diesen wechselten die Couriere der persischen Fürsten ihre Rosse, wenn sie auf- und abflogen zu den Statthaltern der Provinzen, die auf eben dieser Straße in glänzenden Cavalcaden ihr Gebiet durcheilten. Dieser Weg, wenn auch erst kunstgerecht bereitet durch die Perser, muß doch schon vorher benützt worden sein, wie er eine der wenigen, durch die Natur hier gegebenen Verbindungsstraßen ist: denn an diesem Wege ist es, wo seit wenigen Jahrzehnten eine Reihe von uralten Felsreliefs wieder aufgefunden ist — anscheinend Huldigungs- und Opferceremonien —, welche klar zeigen, daß auf diesem Wege eine allmälige Wandelung der mittelasiatischen Kunst sich vollzog, und daß dieselbe auf eben diesem Wege den an der Westküste hausenden Griechen mitgetheilt ward. So ist ihnen die überaus wichtige Anregung durch asiatische Kunstwerke — außer auf dem Seewege durch die Phönicier — auch auf dem Landwege in Kleinasien vermittelt worden.

Während die Königsstraße, welche zugleich die provinziellen Hauptorte verband, dem Staatsdienst gewidmet war und sicherlich zugleich die Truppenbewegung erleichtern sollte wie bei den Incas, ziehen Handelscaravanen südlich davon auf näherem Wege in's Euphratthal, auch hier eine uralte, ausgetretene Straße, und bei den immer fast unverändert gebliebenen Verkehrs*mitteln* in jenen Theilen, festgehalten bis auf unsere Tage, wo erst die Erschließung nördlicher

und südlicher Häfen durch europäische Schiffe die alten Wege aufzulösen und zu verzweigen beginnt.

Es ist sicher, daß um das Jahr 500 vor Christus die Königsstraße, und zwar vielleicht schon seit geraumer Zeit, im Betriebe war: die bestimmten Entfernungsangaben, die regelmäßige Vertheilung von Herbergen und Stationen läßt eine genaue Kenntniß des Landes, einen bedeutenden Verkehr annehmen, mögen auch die Entfernungen, wie ich überzeugt bin, nur durch Abschreitungen festgestellt worden sein. Ja, es gab auf einer in Erz geschnittenen Erdkarte eine Zeichnung dieses Weges, welche den Spartanern vorgelegt wurde, als sie für einen Zug gegen Persien gewonnen werden sollten. Alles Dieses hat geordnete, friedliche Zustände zur Voraussetzung, und so werden denn auch die Nationen, deren Gebiete die Straße durchschnitt, als reich an edlen Metallen, an schönen Gewändern und an Heerden geschildert; aber verschieden an Stamm, Sprache und Sitte hält sie nur die persische Herrschaft zusammen. An der Westküste aber saßen Hellenen in dichtgedrängten Colonien, die, wie Griechenland größtentheils auch, ihrer ganzen Lage nach mehr auf den Verkehr zur See als zu Lande angewiesen waren.

Ein ganz anderes Bild gewährten freilich die Bergländer im Norden und Süden: jene durchwanderten um's Jahr 400 die mit Xenophon aus Persien heimkehrenden Griechenscharen; den Süden durchzog Alexander d. Gr. an der Spitze seines Heeres kaum 70 Jahre später. Im Norden, am schwarzen Meer, traten den Wandernden Völkerschaften von der äußersten Wildheit entgegen, sie gingen fast nackt, waren an Brust und Rücken tätowirt, und ihre Raub- und Fehdelust war den spärlichen griechischen Colonien jener Küste so gefährlich, wie ihnen selber verderblich, da sie in gegenseitigen Kriegen sich aufrieben. Es ist bemerkenswerth genug, für jene Theile, die wir als altcivilisirt uns vorzustellen pflegen, daß jene Beschreibungen uns anmuthen, als wenn wir jetzt von den sogenannten Wilden Centralafricas lesen.

Weit entwickelter fand Alexander im Süden die Bergvölker des Taurus; aber ihre hoch und fest gelegenen einfachen Ortschaften, ihre durch die Berge gesicherte Freiheit vertheidigten sie mit allen ihren Kräften, ungebändigt durch fremdes Joch.

So waren nur der Westen und die Mitte des Landes von civilisirten Menschen bewohnt und bequem und gefahrlos zu durchreisen.

Mit den Nachfolgern Alexanders ändert sich nun die ganze Physiognomie des Landes, die alten Verkehrsschranken fallen allmälig, die fertige griechische Bildung und Gesittung mit ihrer überlegenen Kraft dringen unaufhaltsam in die Halbinsel ein: wo bisher nur armselige Dörfer aus Holzhütten und offene Flecken gestanden, die nur hie und da um einen sicheren Burgberg ängstlich sich geschart hatten, da erheben sich nun ummauerte Städte nach griechischer Weise mit ihren Burgen und Tempeln, mit öffentlichen Profanbauten, Rathhäusern und Archiven, mit Gymnasien, Stadien und Theatern, mit Quellhäusern und Wasserleitungen, kurz mit allen den Bestandtheilen, welche das langerzogene Lebensbedürfniß der Hellenen hatte entstehen lassen. Und noch ein anderes fällt in die Augen: die bisherigen hohen und schwer zugänglichen Ortslagen, welche

— wie im alten und mittelalterlichen Italien — die geringe Sicherheit des Landes einst hatte wählen lassen, veröden, und die Bevölkerung zieht sich hinab in die so viel bequemeren, jetzt sicher gewordenen Ebenen.

So entwickelte sich vom dritten vorchristlichen Jahrhundert an das Innere Kleinasiens zu einem neuen Leben; zuerst mit Widerwillen werden die Bewohner in die neue Art sich gefügt haben, denn auch damals mußte gerade das Bessere häufig aufgezwungen werden; aber ein reger Verkehr, ein stetes Ab- und Zugehen griechischer Männer machten den Wechsel allmälig zu einem vollständigen, und als das Land vom Ausgang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts an in die Hände der Römer übergeht, ist es zum großen Theile hellenisirt, d. h. wenigstens in den Städten von Leuten bewohnt, die in Sprache und Sitte den Hellenen glichen. Nun machte die Verwaltung und Behauptung der entfernten Provinz neue Anlagen nöthig: römische Ingenieure vermessen die Entfernungen von Ort zu Ort und bahnen Straßen, römische Legionen ziehen auf und nieder, wo vor grauer Zeit Aegypter, dann Assyrer, nach ihnen Perser und endlich die gemischten Heere der Diadochen gezogen waren, und römische Verwalter, Proconsuln eilen von Stadt zu Stadt, die Verhältnisse der unruhigen Griechen zu ordnen nach Recht oder auch nach Willkür. Die Reise eines dieser Verwalter ist wenigstens in einigen Zügen zu verfolgen, und dieser ist kein Anderer als Cicero, der zur Uebernahme seiner Provinz im Sommer des Jahres 51 v. Chr. nach langsamer Seefahrt in Ephesus landete, welches damals als Hafen- und Handelsstadt dasselbe bedeutete wie Smyrna für unsere Zeit.

Nach einem lauten stürmischen Empfange durch die klugen Hellenen, welchen die maßlose Eitelkeit ihres neuen Statthalters wohl bekannt gewesen sein wird, rollt dieser zu Wagen auf heißer staubiger Straße in das Land hinein, elf Tage rechnet er bis zu seiner speciellen Provinz im Osten — Cilicien —, welche nur etwa 80—90 deutsche Meilen entfernt war, und bis wohin ein Courier von Rom fast sieben Wochen brauchte, ja, es kommt vor, daß Briefe von dort erst nach mehr als vier Monaten in seine Hände gelangen, der modernen Ungeduld schwer erträgliche Verhältnisse.

Ueberall sieht Cicero die Wunden, die das Erpressungssystem und die Willkür seiner Vorgänger dem Lande geschlagen; freilich war aber auch im Allgemeinen die römische Einrichtung der Steuerverpachtung eine ungesunde und den Provinzen keineswegs vortheilhaft, so wenig wie es heute die türkische ist. Tief erschöpft, so behauptet der Proconsul, sei das Land, überall Klagen und Beschwerden der Griechen, der Communen und Privaten, sie können nicht die Kopfsteuer zahlen, ihre Besitzthümer sind verschuldet oder verkauft, nicht als wenn Menschen, sondern als wenn ein Ungeheuer im Lande gehaust hätte. Aber auch die eigenen griechischen Stadtbeamten werden von ihren Landsleuten des Diebstahls bezichtigt, ein Vorwurf, der dem Kenner heutiger griechischer Verhältnisse außerordentlich bekannt und modern klingt. Also schon damals dieselbe häßliche, neidische Beschuldigungssucht, dieselben Uebertreibungen wie heutzutage; auch Cicero selber entwirft an anderen Stellen, wo es ihm weniger darauf ankommt, sein eigenes leuchtendes Verdienst durch einen dunkelen Hintergrund zu heben, ein durchaus verschiedenes Bild von dem ganz einzigen Ertrage der Aecker

und Fruchtgärten des Landes, von der Ausdehnung seiner Weiden, und dieses Bild fröhlichen Gedeihens und Bodensegens ist offenbar das richtigere.

Doch hielt es der Proconsul jedenfalls damals für angezeigt, auf das gesetzmäßige Recht zu verzichten, nämlich sich selbst und sein gewiß zahlreiches Gefolge von den Einwohnern unterhalten zu lassen. Höchstens nahm er eine Schlafstelle und vier Betten an, aber zumeist nächtigte er in einem Zelte, das also wie jetzt zu einer kleinasiatischen Reiseausrüstung gehörte. Die Gasthäuser waren, wo sie überhaupt existirten, wenig mehr als Kneipen niederster Art; jeder Angesehenere hatte einen Gastfreund, bei dem er absteigen konnte. In den großen Provinzialstädten, in denen der Proconsul Tage lang Gericht hielt, besaß der Staat anscheinend oft eigene Häuser für seine Beamten; da wandelt denn der eifrige Cicero schon vor Tagesanbruch im Audienzzimmer auf und nieder, zugänglich für Jedermann; er zieht Beamte zu Tische, empfängt und fertigt Couriere ab, die besonders im Dienste der Steuerpächter hin und her eilten zwischen Asien und Rom. Hier wie überall ist der eigentliche Weltverkehr zunächst im Anschluß und im Dienste des Kaufmanns erwachsen.

Aber nur in den vorderen Provinzen und in den großen Centren fand der Reisende eine wirklich griechische Bevölkerung; im Süden lebten die ursprünglichen Bewohner immer noch als Hirten fort, welche, wie die heutigen, den Winter in den Ebenen, den Sommer in den Bergen verbrachten, treu ihren alten Sitten und ihrer Sprache, wie besonders die Apostelgeschichte erweist, und in den Bergen des Cilicischen Taurus bekämpfte Cicero selber Völkerschaften, die er beständige Feinde nennt, die weder hellenisirt waren, noch auch die Herrschaft Roms anerkannten.

Wir haben uns vorzustellen, daß noch beim Beginn unserer Zeitrechnung die hellenische und hellenisirte Bevölkerung wesentlich in den Städten sich concentrirte, etwa wie in einem Theile der russischen Ostseeprovinzen die Bewohner in den Städten deutsch, die Landbewohner lettisch sind. So werden wir uns auch zu erklären haben, wenn im Inneren Kleinasiens ausschließlich in größeren Centren Funde von Resten classischer Kunst und Industrie gemacht werden, die in den durchaus griechischen Ländern und Landschaften auf Schritt und Tritt aus dem Boden steigen.

Doch muß ein etwa gleiches Niveau an griechisch gearteter Bildung und Lebensansprüchen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auch hier allmälig erreicht worden sein: denn allzu gleichmäßig ist der Stil und die Güte der zahlreichen antiken Stadtruinen des Inneren, welche ihrer Hauptmasse nach eben jener Periode angehören. Damals bereisten Kaiser wie Traian und Hadrian einige Theile Kleinasiens, und von diesem Lande aus richtete damals der jüngere Plinius an den Traian seinen berühmten Brief über die Christen, deren Ausbreitung bereits begonnen hätte, hie und da die alten Tempel zu veröden und die Opferthiere umsonst zu Markte kommen zu lassen.

Den damaligen Verkehrszustand veranschaulicht die mittelalterliche Copie einer alten Karte, die einzig erhaltene ihrer Art, die sogenannte tabula Peutingeriana, eine graphische Darstellung des römischen Reiches mit Angabe der Hauptorte, Wege und Entfernungen wol zu militärischen Zwecken. Ein weit

verzweigtes Netz von Römerstraßen durchschnitt die Halbinsel in Länge und Breite und erleichterte das Reisen und den Verkehr, dessen Lebendigkeit sie ihrerseits wieder beweist. Nur in den südlichen Bergen hauste immer noch eine räuberische Bevölkerung; gerade ihr erneutes Vordringen sowie barbarische Einfälle von Osten her trugen vom dritten christlichen Jahrhundert an wieder zum allmäligen Verfall des Landes bei, den die wüsten politischen Verhältnisse nur allzusehr begünstigten. Gerade aus dieser Zeit haben wir noch eine freilich dürre Beschreibung einer Pilgerfahrt von Bordeaux nach dem heiligen Lande durch Kleinasien, auf dessen großen alten Landstraßen die Pilger Jahrhunderte hindurch entlang zu ziehen pflegten. Ueber 130 Meilen der Route lagen in Kleinasien; noch gab es alle $2^1/_3$ Meilen kaiserliche Poststationen für den Pferdewechsel und alle $3^1/_2$ Meilen Herbergen, noch standen die antiken Städte aufrecht, unverwüstet durch die Erdbeben, welche erst vom fünften Jahrhundert an das hauptsächlichste Zerstörungselement gewesen sind, und die damals deshalb so verheerend waren, weil man weder die Mittel noch den Sinn, noch wol auch die Menschen mehr besaß, um die entstandenen Schäden zu bessern.

Der Bruch mit der antiken Tradition ist auch hier erst nach der zweiten Theilung des römischen Reiches, durch welche Kleinasien an Byzanz fiel, vollzogen worden; da liegt der Haupteinschnitt zwischen dem Alterthum und einer neuen Zeit: seine Feste mußten aufhören, seine Tempel und Heiligthümer wurden entheiligt oder zerstört, die Verwendung der antiken Bauten und ihres Materials zu neuen Anlagen officiell und ausdrücklich befohlen.

Wer im Beginn des sechsten christlichen Jahrhunderts Kleinasien durchzog, fand das Christenthum fest eingebürgert, ihm war gelungen, was Rom vergebens erstrebt hatte, auch die Barbaren und kriegerischen Stämme im Süden zu gewinnen; bis in die entlegensten Thäler des Taurus kann man Sitze kirchlicher Würdenträger verfolgen. Die Städte freilich gewährten ein sonderbares Bild: verödet durch eine wachsende Abnahme der Bevölkerung, wie sie allen niedergehenden Zeiten und Völkern eigen ist, waren die alten Orte zu weit geworden für die spärlichen Bewohner, neben ihren noch stehenden Wohnstätten lagen andere in Schutt und Trümmern, hie und da waren wol auch die Ebenen geräumt und im Rückgange die alten steilen Höhen bei der zunehmenden Unsicherheit wieder aufgesucht worden. Aus demselben Grunde werden die Städte oft in kleinerer Ausdehnung mit neuen Mauern umgeben, welche das antike Baumaterial massenhaft verschlangen und so für uns oft zu den ergibigsten Fundgruben geworden sind. Die Tempel, soweit sie nicht zerstört sind, werden als Kirchen benutzt oder auch wie andere vordem öffentliche Bauten als Zuflucht der armseligen Bevölkerung. Die einst so reichen Fluren liegen brach und ungenützt; was der Einzelne zum kärglichen Leben bedarf, das bebaut er, nicht mehr, und wozu auch? es geht doch abwärts mit dieser überlebten Welt. Wie sich das im Kleinsten, im Nebensächlichsten verräth! die alten Eintheilungen werden verschoben, die antiken Namen entstellt und verändert, — die Benennung „Kleinasien" für die alte Asia kam damals zuerst auf, — die alten Centren sinken zum Theil zurück, neue sind im Aufleben begriffen, eines jener klaren Symptome des Innenlebens der Länder, das nur aus der Erkenntniß

aller zusammenwirkenden historischen und Cultur-Elemente richtig verstanden werden kann.

Jedermann weiß, daß das Hauptmerkmal der byzantinischen Herrschaft eine faule Stagnation ist, die auch auf diesem Gebiete einen furchtbaren Rückgang bedeutet. Eine Veränderung aller Verhältnisse wurde in Kleinasien indessen dadurch bewirkt, daß ein Volk ganz anderer Art, mit durchaus anderen Bildungscentren und Sitten auftaucht, die Muselmanen. Der alte Brückenkampf, wie man ihn wol bezeichnen kann, erneuet sich: wie einst im Alterthum Kleinasien durch den Occident und seine Bildung und Art dem Orient abgerungen wurde, so tritt nun dieser wieder — wenn auch in ganz neuen Formen, aber durch wilden Glaubensfanatismus fast unwiderstehlich gemacht — auf den Kampfplatz gegen den Westen.

Hin und her wogte der Streit bis zum elften Jahrhundert, zunächst gegen die Araber; so sehr aber war Kleinasien inzwischen zu einer Stätte abendländischer Bildung geworden, daß es lange als eine Schranke gegen das Vordringen der Eroberer dienen konnte.

Da erschien in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts ein nomadisirender Hirtenstamm, den unerkennbare Ereignisse aus Hochasien getrieben, im Osten an der Schwelle der Halbinsel, um bald darauf zu einem Theile in Kleinasien einzudringen und daselbst ein besonderes Reich, dasjenige von Rum (*Ρωμανία*) aufzurichten: dieser Stamm sind die Turkmenen, von denen erst allmälig eine feinere Classe, die Türken sich sonderte, der vordringende Zweig derselben die Seldjuken. In unzählbarer Menge, so berichtet ein zeitgenössischer und eingeborener Chronist, bedeckten sie die Erde, ganz Kleinasien von Syrien bis zum Hellespont in einer Länge von dreißig Tagereisen, einer Breite von zehn bis fünfzehn, wird von ihnen durchzogen, die Städte werden genommen, die Kirchen zerstört oder in Moscheen verwandelt, die Einwohner in Sklaverei geschleppt. Damit geschah freilich nicht mehr, als was barbarische Nationen im Kriege sich überall und zu allen Zeiten zu erlauben pflegen. Doch bedeutet es in Kleinasien zugleich einen immer trümmerhafteren Zustand des Alten, aber auch ein allmäliges Emportauchen neuer Bildungen. In baum- und quellreichen Umgebungen, wie sie die Orientalen von jeher geliebt, erstehen neue Mittelpunkte geschmückt mit Prachtbauten in fremdartigem Stile, den die Eroberer den begabten Arabern abgelernt hatten, und wie ihn zum Theil ihr Cultus bedingte. Erst später treten auch byzantinische Elemente hinzu.

Der größeste Theil des inneren Kleinasiens steht von da an unter mohammedanischer Herrschaft, aber nur langsam und allmälig beginnt da die hellenische und hellenisirte Bevölkerung zu verschwinden: theilweise wendet sie sich den byzantinisch gebliebenen Küsten und Ländern zu, theilweise geht sie auch in die Eroberer auf, die gerade durch diese Beimischung edleren Blutes ihren Typus, besonders in den oberen Classen sichtlich verbessert haben.

Die türkische Besetzung der Halbinsel that, was die Araber noch nicht gethan: sie verschloß den Christen definitiv den Orient mit dem heiligen Lande, so lange Ziel zahlloser Pilgerfahrten, und das christliche Europa begeisterte sich zu den Kreuzzügen, deren drei erste durch Kleinasien hindurch auf dem Landwege

Palästina zu erreichen suchten. Aus den sehr unvollkommenen Chroniken dieser Züge blickt dem Leser ein völlig geändertes Antlitz der Halbinsel entgegen; zwar auch damals noch führte eine königliche Straße durch das Land, aber in ganz abweichender, durch die Zeitumstände erzwungener Richtung, fremdartige Städtenamen begegnen, weite Strecken sind völlig verlassen, besonders im Osten, wo die Kreuzfahrer vierzehn Tage hindurch weder Menschen noch Thiere antrafen. Die einst so blühende Westküste, so schildert eine byzantinische Prinzessin, lag in Schutt und Trümmern, die Ruinen der herrlichen griechischen Städte waren eine Zuflucht für Raubgesindel und wilde Thiere geworden: sic transit gloria mundi! —

Freilich waren diese Küstenstriche noch in den Händen der byzantinischen Kaiser, der letzte Rest griechischen Besitzes, wie er im Alterthum der Anfang seiner Ausbreitung gewesen war; eine italienische Seekarte vom dreizehnten Jahrhundert nennt an der Nordküste unter sechzig griechischen Namen nur erst einen türkischen.

Von den Heeren der Kreuzfahrer sind ihrer ganzen Tendenz nach genauere, besonders vorurtheilslose Nachrichten über Land und Leute nicht zu erwarten; einzelne fromme Pilger, die ein sorgfältigeres Tagebuch führten, wagten sich nur nach dem christlich armenischen Königreiche von Cilicien, welchem seine Bodengestaltung jetzt wieder gegen die Muselmanen einen so dauernden Widerstand gestattete, wie den früheren Bewohnern gegen die Römer. Deutsche Hospize sorgten hier für die leibliche Wohlfahrt der Pilger.

Noch war indessen die Veränderung in der Physiognomie Kleinasiens nicht abgeschlossen. Im dreizehnten Jahrhundert treibt die Erhebung Dschingiskhans in Asien neue Turkmenen auf die Halbinsel, beim Niedergange der Seldjuken werden sie die mächtigsten, und um 1300 erklärt sich Othman, der Stammvater des osmanischen Hauses, zum Sultan. Das alte Reich von Rum zerfällt in viele kleinere einzelne Gebiete, die ein Jahrhundert später fast alle in der Hand der osmanischen Herrscher sind. Da in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch im Innern der Halbinsel noch auf zehn Menschen neun Griechen oder Armenier und nur ein Türke kommen sollte, kaum zwei Jahrhunderte später aber das Innere ziemlich frei von Griechen ist, so muß gerade die Ausbreitung der Osmanischen Herrschaft im vierzehnten Jahrhundert zur Aufreibung, Umwandlung oder Vertreibung der alten Volksreste beigetragen haben. Die Hellenen hat es niemals viel Ueberwindung gekostet, aus dem Binnenlande an das Meer zu ziehen, welches als ihr eigentliches und belebendes Element zu betrachten ist bis auf den heutigen Tag; damals werden sie auch in größeren Scharen die Balkanhalbinsel aufgesucht haben, welche zum Unterschiede von Kleinasien, das die Abendländer „die Türkei" benannten, „Griechenland" hieß, auch dann noch, als der Türke schon Alles bis auf Constantinopel besetzt hielt.

Die Osmanen haben dann durch neue Eintheilung die letzten Spuren der alten byzantinischen Verwaltung verwischt, und Benennungen kamen in Gebrauch, die entweder ganz neu oder durch Volksetymologie aus den älteren griechischen zu türkischen geworden waren. Die mohammedanischen Reisenden des vierzehnten

Jahrhunderts haben bereits ganz die moderne Nomenclatur; einer von diesen, der seine Züge ausführlicher beschrieben hat, zeigt wenigstens, daß die weitherzige Gastfreundschaft der Orientalen den Anhängern des Islam das Durchwandern des Landes so bequem machte, wie es ihre einfachen Ansprüche verlangten. Auch lassen große und prachtvoll angelegte Chane (Herbergen), Brücken und andere Verkehrserleichterungen an jetzt ganz verödeten Orten keinen Zweifel darüber, daß das Land auch einst während der türkischen Herrschaft höchst belebt, bevölkert und verkehrsreich war. In eine solche Zeit, in das Jahr 1432 fällt eine Durchwanderung der Halbinsel, welche ihrer mannigfachen und überraschenden Vorzüge wegen verdient, aus dem Dunkel hervorgezogen zu werden, in welchem sie bisher zufällig geblieben. Das ist die Reise eines burgundischen Edelmannes, des Bertrandon de la Brocquière, Truchseß Philipps des Guten von Burgund [1]). Bertrandon war nicht blos ein für jene Zeit hochgebildeter Mann, sondern auch so ungewöhnlich vorurtheilslos und von so nüchterner und klarer Beobachtungsgabe, daß ich nicht anstehe, ihn als einen der gescheutesten Reisenden zu bezeichnen, die im Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden zwischen den Jahren 200 und 1700 Kleinasien durchwandert haben. Sein militärisch geschultes Auge erkennt sogleich das Wesentliche jeder Bodenbildung, seine Wißbegierde wendet sich an jeden Begegnenden um Auskunft und Belehrung, Mekkapilger fragt er nach dem Grabe des Propheten aus, ein Priester muß ihm eine genaue Beschreibung des Koran aufsetzen, ein vagabondirender Abenteurer ihm von den indischen Christen erzählen, aber er vergißt nie bei unglaubhaften Geschichten ein on dit oder auch je ne garantis rien hinzuzusetzen. Was damals dem Glauben guter Pilger zugemuthet wurde, mag man daraus ersehen, daß auf einer Höhe bei Damascus das Wohnhaus des Kain gezeigt zu werden pflegte.

Nachdem unser Reisender zur See nach Palästina gekommen und die Pilgerfahrt des heiligen Landes in einer damals üblichen Reihenfolge und Vollständigkeit abgethan, entschließt er sich gegen den Rath seiner Freunde und aller erfahrenen Männer, zu Lande durch Kleinasien heimzukehren, ein Unternehmen, das freilich so lange als ein Wagniß gefährlichster Art gelten mußte, als Niemand versucht hatte, es in freundlichem Verhältniß zu den Bewohnern auszuführen.

Ein wohlwollender türkischer Mekkapilger aus Brussa, der gerade mit einer Karawane heimkehrte, nahm den burgundischen Edelmann zum Scheine unter seine Diener auf. Dieser erwirbt ein Pferd, welches ihn dann von Damascus bis Dijon getragen hat und kauft Vorräthe ein, was damals für das Reisen im Orient so nöthig war wie jetzt; nachdem er dann sein Gewissen durch die Beichte entlastet — auch seinem temporären Gebieter als captatio benevolentiae noch einen Topf mit grünem Ingwer aufgenöthigt, — tritt er seine Reise an in türkischer

[1]) Veröffentlicht in modernem Französisch von Legrand d'Aussy in den Mémoires de l'Institut, sc. mor. et polit. t. V an XII S. 422—637. Das aus Brüssel stammende Manuscript befindet sich jetzt in Paris („un gros volume in folio numeroté 314 relié en bois avec basane rouge et intitulé au dos „Avis directif de Brochard"") und dürfte wohl Anspruch auf erneuete Beachtung haben. Ein Miniaturbild stellt da den Ritter knieend neben seinem treuen Roß dar, wie er seinem Herrn das Manuscript überreicht.

Tracht, wie sie der Sultan christlichen Reisenden zu ihrer eigenen Sicherheit gestattete. Für alle Fälle hatte sich der praktisch angelegte Bertrandon eine kleine Liste nothwendiger Worte in türkischer Sprache aufschreiben lassen, die er schön und leicht fand; doch nahm sich gleich von vorn herein ein Circassier mit der den Muselmanen eigenen Barmherzigkeit seiner an. Da sie aber beide kein Zelt haben, wie es vornehme Reisende auch damals mit sich zu führen pflegten, so schlafen sie oft genug im Freien und unter Bäumen. Hier lernte ich, sagt unser Reisender, auf der Erde zu schlafen, Wasser zu trinken, türkisch zu sitzen und mit kurzen Steigbügeln zu reiten. Brod, Käse und Milch sind seine Hauptnahrung; gibt es Fleisch von Schafen oder Ziegen, so ist es getrocknet oder fast roh; ein Fest macht eine Gans, an der er mit seinem Circassier drei Tage zehrt; zwei Mal in fünfzig Tagen kommt er zu Wein.

Denkt man dabei des Alterthums, so erkennt man das klar, der orientalische Hirtenstamm hat seinen Charakter der Lebensweise der Halbinsel aufgedrückt. Aber die Route, die Bertrandon in schräger Richtung von der untern südöstlichen Ecke des Landes bis oben zur nordwestlichen verfolgte, fand er im Ganzen bis auf die hohen Berge bevölkert genug, besonders in der Nähe der größeren Orte wasser-, baum- und gartenreich. Ueberall in den Städten traf er außer der muselmanischen Bevölkerung und einigen fränkischen Kaufleuten nur Abenteurer, Genuesen, Venetianer, Katalanen und Andere, die nur beweisen, daß der Orient schon damals vielfach den europäischen Bodensatz in sich sammelte, ein Asyl für Solche, die im Abendlande leiblich, besonders aber sittlich obdachlos geworden waren.

Das Land durchzogen Turkmenen, die rauheren Brüder der Türken, treu der alten nomadisirenden Gewohnheit ihres Volkes; sie hausten in blauen und weißen baumwollenen Zelten, die fünfzehn bis sechzehn Menschen fassen konnten; „das sind ihre Wohnungen, sagt Bertrandon, und wie wir in unsern Häusern, so besorgen sie da die ganze Wirthschaft, nur daß sie kein Feuer darin anzünden." Ihr Reichthum bestand in Heerden: Ziegen und Schafe zur Nutzung, zur Fortbewegung von Lasten und Menschen Ochsen, Büffel und Pferde. Jede Abtheilung hatte ihren Oberen, dem die Einzelnen unbedingt sich unterordneten; fast Zug für Zug dasselbe Gemälde, wie 350 Jahre vor Bertrandon und 450 nach ihm.

Ein besonderes Achten auf die Reste des Alterthums wird man von einem Reisenden jener Zeit nicht verlangen, dennoch drängten sich ihm auf Schritt und Tritt die Unterschiede zwischen einst und damals auf; an allen Wegen fand er zerstörte Burgen, da war kein größerer Ort, der nicht vordem bedeutender, fester, wohnlicher gewesen. Freilich hatten erst dreißig Jahre früher Tamerlan und seine asiatischen Scharen hier raubend und zerstörend gehaust.

Wenngleich unser Reisender auch „böse Menschen" getroffen, so macht ihm doch die Verläßlichkeit und Biederkeit der Türken im Allgemeinen den tiefsten Eindruck: „ich habe sie immer treu und loyal gefunden, sie bieten dem Hungernden Speise, sind mäßig, würdevoll, ruhig und, wie er hinzusetzt, machen mehr Lärm zehn von uns als tausend von ihnen."

Das Geheimniß ihrer großen militärischen Erfolge ist die Disciplin, der unbedingte Gehorsam. In der inneren Verwaltung freilich, soweit sich das aus

Bertrandon erkennen läßt, war die gleiche Sorglosigkeit, Willkür und Ungeschick; nur hatten diese Factoren noch nicht lange genug gewirkt, auch die anderen Nationen waren noch nicht weit genug entwickelt, und die Verhältnisse lagen überhaupt noch zu einfach, um den Fluch dieser systematischen Systemlosigkeit bereits erkennen zu lassen.

Nur oben im Norden am Marmarameer, Byzanz gegenüber, erwähnt der Reisende noch starke griechische Bevölkerung, welcher aber der römische, abendländische Katholik noch verhaßter war als der Türke, ein unnatürliches Verhältniß, das nicht wenig zum Ruin von Byzanz beigetragen hat.

Im Uebrigen war der Wechsel durchaus vollzogen, das Land war türkisch geworden, selbst am byzantinischen Hofe, der freilich nur noch 20 Jahre existiren sollte, waren schon einzelne ritterliche Uebungen der Türken angenommen worden.

Wir können Bertrandon nicht weiter begleiten, von so mannigfachem historischen Interesse auch seine weiteren Erlebnisse sind, besonders eine Audienz bei Sultan Murad II. Welchen Demüthigungen waren damals Europäische Würdenträger im Osten ausgesetzt! Seinen ganzen Bericht, der für seinen Herrn niedergeschrieben war, durchziehen Rathschläge für einen Angriff gegen die Türken; denn noch spukte in den Köpfen, und nachweislich bei Philipp dem Guten selber der Gedanke eines neuen Kreuzzuges.

Nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit kehrte Bertrandon durch Deutschland heim; überall empfing man ihn mit offenen Armen und bewunderte sein abenteuerliches Wagniß. Einzelne Stellen seines Berichtes lassen schließen, daß er für seine ganze Pilgerfahrt nicht 200 Ducaten verbraucht hat, auch ein Characteristicum des durchreisten Landes.

Aus den Nachrichten mehrerer folgender Jahrhunderte läßt sich kein Gesammtbild gewinnen; es sind theils officielle Sendungen, theils abenteuernde Touren in den zugänglicheren Theilen der Küsten, auch schon Reisen mit wissenschaftlichen Zwecken. Doch theilt Kleinasien, obgleich so nahe gerückt an Europa, im Ganzen doch das Geschick fremder, ganz unbekannter Länder, deren Erforschung mit abenteuernden Zügen zu beginnen pflegt, dann in einer zweiten Periode mit einer Auslese des Merkwürdigsten fortgesetzt und erst zuletzt systematisch in Angriff genommen wird.

Die zweite Epoche beginnt für Kleinasien mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und schließt etwa ab mit dem dritten Jahrzehnt des unsrigen. Ein durchgehends freundliches Verhältniß der reisenden Abendländer zur Bevölkerung und damit eine genauere Kenntniß von Land und Leuten war auch in diesem Zeitraum noch nicht zu erreichen; und wenn ein solches im Wunsch der Hohen Pforte gelegen hätte, so würde ihre Macht nicht ausgereicht haben, es herbeizuführen. Nur die Küsten waren, besonders durch englische Schiffe, genau aufgenommen und bekannt geworden, auch sie bisweilen nicht ohne ernste Gefahr.

Erst vor einem halben Jahrhundert ist durch den großen Neuerer Mahmud II., den Vernichter der Janitscharen, eine neue Aera, auch eine ganz andere Möglichkeit zu reisen, eröffnet worden. Es ist ein tragisches Geschick, daß der erste Herrscher, der nicht blos die Gebrechen seines Landes und ihre Gründe

erkannte, sondern auch sie zu bessern energisch bestrebt war, daß gerade dieser Herrscher es ist, unter welchem Griechenland und Aegypten sich von der Hauptmasse des Reiches losrissen, unter dem damit der Zerfall des Osmanischen Reiches, der Rückgang auf dem Wege der einstigen Ankunft begann. So rächen sich die Sünden der Väter nicht blos durch das, was sie verursachen, sondern auch durch das „Wie" und „Wann" ihres Wirkens.

Endlich haben dann die Combinationen des Krimkrieges einer ganz anderen Anschauung über die Europäer bei den Türken Bahn gebrochen, und die Möglichkeit schnellen Verkehrs und schneller Justiz, Dampfschifffahrt, sowie besonders die ausgedehnten Telegraphenleitungen bewirken, daß die Empfehlung der Hohen Pforte auch in entlegenen Gebieten respectirt wird. Jetzt ist doch in den meisten Fällen ein sehr freundliches Verhältniß des Reisenden zur Bevölkerung möglich, nur darf er dabei nicht als Wesen höherer Gattung über ihnen schweben wollen und auch nicht versuchen, in das einzudringen, was sie ängstlich verschließen, ihr Haus und Familienleben. Ja bei der unbestimmten, aber hohen Vorstellung von der Europäischen Macht und der Beziehung des Reisenden zu derselben darf dieser sich sogar mehr herausnehmen, als je einem Einheimischen verstattet sein würde. Man muß aus eigener Erfahrung wissen, welch' ein Mißbrauch von Europäern oft mit diesem Vorrecht oder besser Vorunrecht getrieben wird, um ihre Lamentationen häufig auf das gebürende Maß zurückzuführen oder auch die Spitze gegen sie selber zu wenden.

Es empfiehlt sich daher nicht mehr in irgend einer Beziehung wie zu Bertrandon's Zeit für kleinasiatische Reisen einheimische Tracht anzulegen, oder gar den Muselman zu spielen; ich halte das im Gegentheil nach meiner Erfahrung sogar für schädlich und für wissenschaftliche Reisende wenigstens nicht im Geringsten zweckdienlich. Denn bei einem Einheimischen würde das Interesse für Land und Leute, für Altes und Neues, Leben und Treiben auffallend, durchaus unerhört und verdächtig sein, mindestens die Absicht nach einer neuen Steuerauflage würde man wittern. Bei einem europäischen Reisenden wird das Interesse als etwas zwar Verrücktes, aber doch Gewöhnliches und Bekanntes hingenommen und befriedigt.

Aber noch immer, wie vor Jahrhunderten, muß der Reisende Alles mit sich nehmen, was er etwa für sich und seine Pferde bedarf, für viele Gegenden sogar die Wohnstätte, ein Zelt, Betten und Lebensmittel, die zum Theil gar nicht, zum Theil nur an größeren Orten erneuert oder ersetzt werden können. Wie überall in den Ländern der alten classischen Cultur im Orient liegen hier Alterthum und Gegenwart durchaus unvermittelt neben einander, zertrümmerte Größe und gesunkene Pracht in seinen Ruinen, eine bedürfnißlose Armseligkeit im heutigen Leben, und ein Land von dem Flächeninhalte Frankreichs trägt sicherlich nicht ein Drittel von dessen Bewohnern. Still und einsam wie längst verlassen und vergessen dehnen sich große Strecken des Landes hin. Unter diesen Umständen ist an eine Ausnützung der Hilfsquellen nicht zu denken, selbst wenn die Türken ein ackerbauendes Geschlecht geworden wären, was nicht der Fall ist. Weder der Boden noch das, was er in sich birgt noch auch, was auf ihm gedeiht an Waldungen — und es sind besonders im Süden herrliche übrig geblieben —

ist für diesen eingewanderten Stamm ein Gegenstand der Sorge, sondern verfällt unter ihren Händen, ein mühelos, ohne inneres Verdienst zugefallenes Erbe. Hierin soll kein Vorwurf liegen, nur die Aufstellung einer historischen Thatsache. Niemand kann hinaus über seine Natur, auch nicht ein Volk. Es ist bezeichnend für den festgehaltenen Nomadencharakter dieser Nation, daß ihre Häuser selbst in Constantinopel zum großen Theile nur aus Holz bestehen.

Wo nicht besondere Producte, wie Opium, Baumwolle, Krap die darauf verwendete Mühe überreichlich belohnen und besonders der griechische Handelstrieb anregend wirkt, da ist nur für das Lebensbedürfniß das nächste Weichbild der Orte bebaut und ungenützt dehnen sich die schönsten Flächen aus. In dieser ehemaligen Kornkammer der Römer hält es für den Reisenden oft schwer genug Getreide zu seinem täglichen Brode zu erhalten. Das läßt er alsdann in einer der spärlich verstreuten Mühlen, die Einem fast wie Bildungscentren vorkommen, zerreiben und durch eine gutwillige Türkin zu derselben Art von oblatendünnen Broden verbacken, wie sie bereits Bertrandon's Aufmerksamkeit erregten.

In den verfallenden Städten der Halbinsel hausen die längst seßhaft gewordenen Türken, die vornehmere Classe, in alter Unthätigkeit fort; ihre Freude an der Gartencultur läßt wenigstens die nähere Umgebung größerer Niederlassungen noch immer anmuthig und freundlich erscheinen. Nur die Bazare, die Kaufplätze der Orte, bieten durch ihre Buden, ihre ausgelegten Waaren, durch ab- und zugehende Käufer ein lebendigeres Bild. Aber todtenstill dehnen sich die übrigen türkischen Straßen aus, hohe kahle Wände rechts und links, die nur hoch oben bisweilen ein vergittertes Fenster durchbricht und unten die schweigsame Thür, die zum inneren Hof führt; um ihm concentrirt sich das Leben. Diese geheimnißvolle Abgeschlossenheit ist nicht der schwächste Factor in dem märchenhaften Eindruck, welchen der Orient auf den Abendländer zu machen pflegt. Doch theilt der muselmanische Osten diese Bauweise mit dem Alterthum und in den abgelegenen Straßen Pompejis kann man sich noch jetzt den gleichen Eindruck hervorrufen.

Auf den Räumen, welche die größeren Orte von einander trennen, begegnet der Reisende nur einzelnen kleinen Ansiedelungen der Turkmenen und dem Stamme der Yuruken, auch sie der Sprache nach Türken, wenn auch mit einzelnen sehr abweichenden Religionsansichten. Nur die Turkmenen haben es im Laufe der Jahrhunderte zu festen Niederlassungen in der Ebene gebracht, die sie aber fast die Hälfte des Jahres räumen, um mit ihren Heerden die frischen Weiden in den Bergen zu beziehen. Bei beginnendem Frühling beleben sich Berge und Thäler von den wandernden Scharen; Pferde und Kameele tragen ihre Zelte und den einfachen Hausrath, dessen Hauptstück ein großer kupferner Kessel ist, in Körbe sind die kleinsten Kinder gepackt, Männer und Frauen schreiten mit den Heerden hinterdrein, ein Miniaturbild alter Völkerwanderungen. Wie ehedem stehen sie unter einem Oberen, einem Aga, dem sie sich blindlings fügen, und der auch der eigentliche Besitzer der Heerden zu sein scheint, welche wie in alttestamentarischen Verhältnissen den Reichthum ausmachen. Auf den Bergen hausen sie in Zelten und nähren sich wesentlich von Brod, Käse und Milch wie vor achthundert Jahren.

In ähnlicher Weise, nur ganz ohne feste Ansiedelungen, immer in Zelten, lebt der Stamm der Yuruken; auch ihr Reichthum besteht in Heerden, auch sie vertauschen im Frühling die heißen unteren Ebenen mit den hohen luftigen Berghalden. Dann zeugt von ihrem Leben im unteren Lande nur der Tod: einsam und zusammenhangslos liegen da ihre Grabstätten in der brennenden Sonnengluth, von hohen dunklen Cypressen ernst und still überschattet. Nur der Name, den sie ihrer Niederlassung, der winterlichen wie der sommerlichen geben, haftet wie ein gegenstandsloser Schatten an dem Fleckchen Erde.

Keine gebahnten Straßen verbinden mehr Ort mit Ort, die Spuren der alten sind längst verwischt, auf den großen Pfaden, welche die Natur geschaffen, und die Jahrtausende nur kenntlicher getreten, ziehen die Kameelskarawanen mit melancholischem Geläut entlang: auf den weiten glatten Ebenen des Inneren dient wol auch noch der alt ursprüngliche Karren mit zwei vollen Rädern dem spärlichen Landbau. Abseits der natürlichen Hauptadern des Landes sind nur Saumpfade, welche Niemand zu finden weiß außer denen, die sie täglich betreten müssen, schwierig und oft gefährlich für Roß und Reiter.

Nur in den größesten Orten sind Chane — Herbergen —; im Uebrigen ist der Reisende, der nicht der Schnecke gleich sein eigenes Zelthaus mit sich führt, auf die Gastfreundschaft angewiesen, welche bei der mühseligen Art des Verkehres und der spärlichen Bewohnung das Reisen überhaupt erst ermöglicht, gleichsam ein natürliches Correctiv aller uncultivirt gebliebenen Länder. Wie gern gedenke ich ihrer wahrhaft patriarchalischen Gastfreundschaft! Ein Häuschen oder ein Zimmer mit einer Feuerstelle, dessen Unterhaltung ein Bewohner als fromme Pflicht über sich nimmt, steht auch in den kleinsten Orten für jeden Ankömmling bereit und wird mit Decken und Kissen und dem üblichen umständlichen Kaffeebereitungsapparat ausgestattet, sobald die Einkehr des Fremden kund wird; mangelt aber wirklich ein passender Raum, so räumt ihm der erste Beste gern seine Hütte.

Nun ist der Fremdling Hausherr im Gemache; er nimmt den Platz in der Ecke ein, der überall dem Wirthe gebürt und empfängt und bewirthet die Bewohner des Ortes, auch den Eigenthümer des Zimmers mit dem üblichen Willkommensgruße des Kaffees. Aber erst am Abend füllt sich der Raum mit Besuchern; ein Jeder bringt seine Fackel mit sich, einen Kienspan, den er ausgelöscht neben den Herd legt, um ihn beim Abgang wieder anzuzünden. Stumm und würdevoll begrüßen sie den Reisenden und setzen sich ihm gegenüber auf die Erde, lange in stummer Betrachtung. Denn es gilt für unanständig, den Angekommenen mit Fragen zu bestürmen, wie in der guten alten homerischen Zeit, und es ist gute Manier, nicht Natur bei ihnen, Neugier zu verbergen, welche sie, wenn sie sich unbeobachtet glauben, eben so gut verrathen wie alle übrigen Menschenkinder. Aber gutwillig beantworten sie die Fragen des Reisenden, den sein Beruf zur Neugier verurtheilt, daran kommt dann langsam das Gespräch in Fluß. Es stört sie aber auch nicht, wenn der Fremde arbeitet, schreibt, liest oder schläft, denn es interessirt sie doch, wie er es thut. Discret verschwinden sie dagegen, sobald sie sich für überflüssig halten, kurz eine Art der Gastfreundschaft, die ebenso bequem wie tactvoll ist.

Wohl kommen auch immer noch schwieriger zu behandelnde Ortschaften vor, da ist denn, wie zu Vertrandon's Zeit ein Gensdarm von Nutzen, der eine Wohnung bestimmt, alles Nöthige herbeischaffen läßt und die Preise festsetzt.

Die Erkundigungen führen freilich oft irre, denn den jetzigen Bewohnern fehlt ja jedes Verständniß für das, was der Fremde will; was sollten *sie* von einem Lande und dessen Vergangenheit wissen, mit der sie keinen Zusammenhang haben. Und versprengte Europäer, oft Abenteurer schlimmster Art findet der Reisende nur in den größeren Orten des Inneren; und auch da nur haben sich uralte Gemeinden von *Griechen* erhalten, die aber ihre Sprache längst vergessen haben und nur die ihrer Eroberer verstehen; nur die griechischen Buchstaben kennen sie und es gibt Gebetbücher für sie, welche in türkischer Sprache aber mit griechischen Lettern in Konstantinopel gedruckt sind. Doch die neue Generation, die Kinder lernen griechisch, die Knaben, um später an die Küsten und weiter zu ziehen, wo es mehr zu verdienen gebe; aber auch das künftige Geschlecht der Mütter wird griechisch reden und *da* liegt ein Symptom eines neu erwachenden Lebens, einer Veränderung der jetzigen Landesphysiognomie.

Vom platten Lande, wo sie ja schutzlos saßen, sind die Griechen verschwunden, nur einzeln als Hausirer durchziehen sie es noch bisweilen. Aber an der Westküste sitzen sie wiederum dichtgedrängt wie im Alterthum, hier breiten sie sich und ihr Gebiet unwiderstehlich aus mit der Absorptionskraft, welche ihr bester Bürge für die Zukunft ist, und das occidentalische Element, dessen Repräsentanten sie doch im Osten nun einmal sind, gewinnt hier wiederum unaufhaltsam an Boden. Auch darin liegt eine Regung neuen Lebens.

Nun sollen ja die kleinen Ansätze zum Seßhaften, welche auch bei den Turkmenen seit den letzten vier bis fünf Jahrhunderten sich gezeigt haben, nicht unterschätzt werden; nur auf solche Weise könnte endlich die Hauptmasse der Bevölkerung ein Interesse am Grund und Boden bekommen. Aber es ist doch die Frage, ob nicht diese neue, dem Volk fremdartige Lebensweise, jetzt nur noch mehr zu seiner schließlichen Entkräftigung beitragen würde, die schon vorbereitet ist durch die Armuth an Kindern.

Wenn man sich fragt, wie es möglich sei, daß hier ein ganzes, *nicht* barbarisches Volk im Wesentlichen unentwickelt bleiben konnte, so liegt das Geheimniß zum guten Theile in einer anscheinenden Tugend, der Genügsamkeit; bedürfnißlos zu sein ist ja eines der Haupthemmnisse für die Entwickelung des Lebens. Allein auch von dieser Seite fragt es sich, ob nicht die Eigenschaften eines solchen Volkes so durchaus ein Ganzes bilden, daß man nichts Wesentliches daran ändern darf, ohne sogleich den ganzen Bau zu erschüttern. Und das Experiment wird in diesem Falle Jedem sehr bedenklich erscheinen, der je die europäisch und modern gebildeten Türken Konstantinopels mit dem alten biederen Schlage verglichen hat. Endlich aber ist auch für den besten Freund der Türken, als welchen ich selbst mich fühle, wirklich nicht abzusehen, wie *jetzt* und in der Türkei noch auf Grund des Koran eine Cultur ermöglicht werden könnte, welche die Concurrenz mit der durch die neuen Verkehrsmittel so nahe gerückten europäischen aushielte. So ist der Rückgang der Türken nur eine Frage der Zeit auch für denjenigen, der ihn aus vielen Gründen beklagt.

So viel scheint klar, Kleinasien geht einem neuen Stadium entgegen; wie einst das Morgenland über diese Brücke vordrang, bis das Hellenenthum es zurückwarf, wie dann gleichsam eine zweite Reserve aus dem Osten in Gestalt der Türken vorrückte und wieder die westliche Bildung hinausdrängte, so scheint nun in rückläufiger Bewegung das Abendland auf's Neue die Halbinsel überfluthen zu wollen. In diesem Sinne ist die Ausbreitung der Hellenen, erscheinen die auf Kleinasien gerichteten Absichten der Engländer nur wie einzelne Schaken an einer Kette, wie eine langgezogene rückfließende Welle in dem Auf und Nieder der menschlichen Entwickelung.

Freilich ist das Innere Kleinasiens fast noch ausschließlich von Türken bewohnt, und hier, wo nicht die Berührung mit oft sehr fragwürdigen europäischen Elementen sie demoralisirt hat, sind ihre guten Eigenschaften frei entwickelt; aber dennoch, wer deshalb glaubt, Kleinasien wenigstens werde den Türken bleiben, der übersieht eben die Ansätze occidentalischer Bildung, er verkennt die Bewegung der Geschichte, die niemals zwar sich wiederholt, aber nach ewigen großen unveränderlichen, weil im Menschen selber ruhenden Gesetzen sich erneuet, nicht in einzelnen Ereignissen, sondern in den großen Zügen der Entwickelung.

Wohl erwachsen, blühen und altern Länder wie Menschen, aber sie können sich verjüngen — durch sehr vielfache Factoren: das wissen Alle für Italien, für Griechenland ist es den näherstehenden klar, für die anderen Länder der Balkanhalbinsel ist es freilich noch ein frommer Wunsch.

Wenn je ein Land des Schicksals Wechsel erfahren, gealtert hat, so ist es Kleinasien. Ob es auch jetzt aus seinem Jahrhunderte langen Traumdasein zu neuem Leben erwachen wird? diese Frage, welche aus jeder Ruine, jedem verödeten Landstrich, aus den verbrannten Wäldern und den Zelten der Nomaden dem Reisenden immer auf's Neue und dringender sich entgegenstellt, werden nicht Jahrzehnte, sondern erst Jahrhunderte lösen. Keine Ungeduld kann das beschleunigen, die scheinbare Schnelligkeit von Entwickelungen darf die Mitlebenden nicht täuschen. Wir müssen uns damit zufrieden geben, ein stetes Fortleben des Landes in den Wandelungen zu erkennen, von denen auch der vermeintliche Stillstand sich nur als eine Epoche ausweist. Was uns tröstet und ermuthigt, sind bis jetzt nur einzelne verlorene Lichtstrahlen, hie und da aufleuchtend aus dem Dunkel, aber wir wissen noch nicht einmal gewiß, ob sie Irrlichter sind oder wirklich der Beginn einer neuen vollkommenen Erhellung.

Ueber Kurzsichtigkeit, Bücherdruck und Schulärzte.

Von

Prof. **Hermann Cohn** in Breslau.

I.

Man glaubte früher — und selbst neuere Lehrbücher der Physik haben den Irrthum noch nicht berichtigt — daß zwei Arten von Augen einander gegenüberzustellen seien: kurzsichtige und weitsichtige. Man definirte sogar diese angeblich entgegengesetzten Augen durch das allerliebste Bonmot: „Der Weitsichtige sieht beinahe (bei Nahe) nichts, und der Kurzsichtige sieht beiweitem (bei Weitem) weniger".

Dank den Forschungen des Prof. Donders in Utrecht weiß man heute, daß die Weitsichtigkeit nicht allein nicht der Gegensatz der Kurzsichtigkeit ist, sondern daß sie sich sogar mit dieser vereint bei demselben Individuum finden kann. Donders zeigte, daß der Gegensatz der Kurzsichtigkeit die Uebersichtigkeit sei.

Er wies nach, daß man drei Arten Augen unterscheiden müsse: 1) solche, deren Axe von vorn nach hinten die richtige Länge hat, normalsichtige oder emmetropische (ἐν μέτρῳ ὤψ, im richtigen Maße sehende); 2) solche, deren Axe von vorn nach hinten zu lang ist, kurzsichtige, oder myopische (von μύειν, blinzeln, wegen der Angewohnheit der Kurzsichtigen, bei Fernblick die Augenlider zusammenzukneifen), und 3) solche, deren Axe von vorn nach hinten zu kurz ist, übersichtige oder hypermetropische (über das Maß hinaussehende).

Der Emmetrop bedarf zur Fernsicht gar keines Glases, der Myop eines Concavglases, der Hyperop eines Convexglases; die beiden letzten Zustände sind also wahre Antipoden; der Myop hat eine zu lange, der Hyperop eine zu kurze Augenaxe.

Alle drei Arten von Augen können weitsichtig oder presbyopisch werden, sobald im Alter ihr Sehen in der Nähe abnimmt; diese Weitsichtigkeit ist so wenig eine Krankheit, als das Ergrauen der Haare, es ist eine Alterserscheinung, beruhend auf einer verringerten Kraft des Muskels, welcher die Kristalllinse bei Nahesehen krümmt.

Das Wesen der Myopie ist also erwiesenermaßen die Verlängerung der Augenaxe, und es frägt sich zunächst: wie entsteht dieselbe?

Bei nur wenigen Menschen ist sie angeboren; von allen Fachgenossen wird es als Seltenheit bezeichnet, wenn sie bei einem Kinde unter 5 Jahren vorkommt!

Dagegen stimmen alle Forscher überein, daß sie durch Thätigkeit in der Nähe, besonders während der Schulzeit entsteht.

Schon vor 40 Jahren lenkte das Brillentragen der Gymnasiasten die Aufmerksamkeit der badischen Behörden auf diesen wichtigen Gegenstand. Letztere zogen Erkundigungen ein, ein Gleiches that Dr. Szokalsky in Paris; allein man untersuchte die Augen der Kinder nicht ärztlich. Prof. E. v. Jäger in Wien gebührt das Verdienst, im Jahre 1861 zuerst 200 Kinder objectiv mit dem Augenspiegel geprüft zu haben; er fand in einem Waisenhause 55 %, in einer Privat-Erziehungsanstalt 80 % kurzsichtig; er erklärte aber selbst, daß seine Zahlen für allgemeine Schlüsse zu klein seien.

Ich begann im Jahre 1865 die Schulkinder meiner Vaterstadt zu untersuchen und glaubte, nachdem ich 5 Dorfschulen, 20 Elementarschulen, 2 Mittelschulen, 2 höhere Töchterschulen, 2 Realschulen und 2 Gymnasien, im Ganzen 33 Schulen mit 10,060 Kindern geprüft, die folgenden drei Gesetze[1]) aufstellen zu dürfen.

1) In den Dorfschulen existiren kaum Kurzsichtige; ihre Zahl nimmt aber mit den steigenden Ansprüchen, welche die Lehranstalten an das Auge stellen, von Schulkategorie zu Schulkategorie stetig zu und erreicht die höchste Höhe in den Gymnasien.

2) Die Anzahl der kurzsichtigen Schüler steigt von der untersten bis zur obersten Classe fast stetig in allen Anstalten.

3) Der Durchschnittsgrad der Myopie nimmt von Classe zu Classe zu, d. h. die Kurzsichtigen werden immer kurzsichtiger.

Meine damaligen Untersuchungen sind nicht ohne Controlle geblieben; mit der größten Energie wurden sie in vielen Städten Europa's und Amerika's wiederholt und zu meiner größten Freude überall bestätigt.

Im Jahre 1868 prüfte Dr. Thilenius die Gymnasiasten zu Rostock, 1870 Dr. Schultz die Gymnasiasten zu Upsala, 1871 Dr. Erismann 8 Gymnasien, 4 deutsche Schulen und 1 Mädchengymnasium zu Petersburg, Dr. Maklakoff eine Schule in Moskau, 1873 Dr. Krüger das Gymnasium in Frankfurt, H. v. Hoffmann 4 Schulen in Wiesbaden, 1874 Dr. A. v. Reuß ein Gymnasium in Wien, Dr. Ott und Dr. Ritzmann das Gymnasium in Schaffhausen, Dr. Burgl eine Töchterschule in München, Prof. Dor 3 Schulen in Bern, 1875 Dr. Conrad 3 Gymnasien in Königsberg, 1876 Dr. Scheiding das Gymnasium in Erlangen, Dr. Koppe 4 Schulen in Dorpat, Prof. Pflüger in Luzern 4 Schulen, Dr. Loring und Derby mehrere Schulen in New-York, 1879 Dr. Emmert in Bern 15 Schulen, Dr. Kotelmann in Hamburg 8 Schulen, Dr. Classen in Hamburg eine Realschule, Prof. O. Becker in Heidelberg 2 Schulen, Dr. William, Agnew und Derby in Cincinnati, New-York und Boston verschiedene Colleges, 1878 Dr. Riemann in Magdeburg 2 Gymnasien, Dr. Seggl in München das Cadettencorps, Prof. Dor in Lyon ein Lyceum, Dr. Haenel in Dresden 8 Schulen, Dr. Reich in Tiflis

[1]) Untersuchungen der Augen von 10,060 Schulkindern nebst Vorschlägen zur Verbesserung der den Augen schädlichen Schuleinrichtungen. Leipzig, 1867.

4 Schulen, 1879 Dr. Juft in Zittau 4 Anstalten und Dr. Florschütz die Coburger Schulen[1]). Im Ganzen liegen also über 30 sehr zuverlässige Mittheilungen von competenten Augenärzten vor, welche die Resultate höchst mühsamer Untersuchungen von mehr als 40,000 Schülern enthalten.

Ich habe die Namen der Autoren und die Städte, in denen die Untersuchungen stattgefunden, hier absichtlich sämmtlich genannt, damit endlich einmal die Behauptung aus der Welt geschafft werde: die besorgnißerregende Zunahme der Myopie sei gar nicht erwiesen, eine Behauptung, die vor Kurzem sogar von einem Regierungscommissar im preußischen Abgeordnetenhause wiederholt wurde.

Stellt man die Endresultate aller genannten Beobachtungen zusammen, so zeigt sich, daß durchschnittlich in den Dorfschulen kaum 1 %, in den Elementarschulen 5—11 %, in den Töchterschulen 10—24 %, in den Realschulen 20—40 % und in den Gymnasien zwischen 30 und 55 % Myopen gefunden wurden!

Die Studenten sind bisher nur in Breslau und in Tübingen untersucht worden. Ich fand im Jahre 1867: 53 % unter katholischen Theologen, 55 % Juristen, 56 % Mediciner, 67 % evangelische Theologen und 68 % Philosophen kurzsichtig. Im Juli 1880 untersuchte ich nochmals unsere Mediciner und constatirte unter den Studenten, die das Examen physicum noch nicht gemacht hatten, 52 %, unter den Candidaten, die das Examen bereits bestanden, 64 % Myopen; ich bin überzeugt, daß die Arbeit zum Examen hier, wie bei anderen Staatsprüfungen (der Juristen und Philologen) zur Vermehrung der Kurzsichtigkeit beigetragen hat. Es ist sehr schwierig, die Studirenden zu dergleichen Untersuchungen zusammen zu bekommen; wie nützlich sie aber für dieselben sein können, folgt daraus, daß ich bei 11 Medicinern falsche Brillen fand. Nur Dr. Gärtner ist es vom Jahre 1861 bis 1879, also im Laufe von fast 20 Jahren, gelungen, 634 Studenten des evangelisch-theologischen Stifts in Tübingen zu prüfen — er fand die fast unerreichte Zahl von 79 % Myopen!

Was die Nationalität anbetrifft, so fanden sich auf den Gymnasien zu Upsala 37, Petersburg 31, Dorpat 55, Lyon 22, Tiflis 37, New-York 27, Boston 28 % Myopen. Das berechtigt durchaus noch nicht zu dem so verbreiteten und stets wieder abgeschriebenen Satze, daß gerade nur die deutsche Schuljugend den zweifelhaften Vorzug habe, in so großer Zahl von Myopie heimgesucht zu werden.

In den Dorfschulen Deutschlands fand man eben so wenig Kurzsichtige, als in den Negerschulen Amerika's, in denen Callan 3 % Myopen constatirte. Erismann fand in den Petersburger Gymnasien 34 % Russen und nur 24% Deutsche, Reich in Tiflis 30 % Russen, dagegen 38 % Armenier und 45 % Georgier kurzsichtig. Hingegen zeigten sich freilich in Luzern von 529 Schullehrern nur 14 % Welschschweizer, jedoch 24 % Deutschschweizer bei Pflüger's Prüfungen myopisch, und Loring und Derby machten 1876 darauf aufmerksam, daß in New-York

[1]) Die für jede einzelne Anstalt und Classe gefundene Procentzahl Kurzsichtiger habe ich in den Tabellen zu meinem auf der Naturforscher-Versammlung zu Danzig gehaltenen Vortrage „Ueber Schrift, Druck und überhandnehmende Kurzsichtigkeit" angegeben. Siehe Tageblatt Nr. 3 der naturforsch. Versammlung 1880, 19. Sept.

nur 14 % Kinder irischer, 20 % amerikanischer, jedoch 24 % Kinder deutscher Eltern kurzsichtig waren. Ich konnte im Jahre 1867 beim internationalen Congreß der Aerzte in Paris getrost jeden Brillenträger deutsch anreden und erhielt sicher eine deutsche Antwort. Es ist also wol möglich, daß wir Deutsche, bei denen schon seit Generationen der Schulzwang besteht, bereits mehr zur Myopie disponirt sind; aber spruchreif ist die Frage noch durchaus nicht, weil noch verhältnißmäßig zu wenig außerdeutsche Schulkinder bisher geprüft wurden. Vergleicht man die Zahlen aller Autoren, so findet man, daß überall wie in Breslau, in allen Lehranstalten die Zahl der Myopen von Classe zu Classe steigt, und wahrhaft erschreckend und niederschmetternd sind die Zahlen in Secunda und Prima der Gymnasien und Realschulen. Sie schwanken zwischen 35 und 60 %; im Gymnasium zu Hamburg und Dorpat waren 61 %, zu Frankfurt 64 %, im Elisabeth-Gymnasium zu Breslau und in Zittau 65 %, in der Realschule zu Bern 66 %, im Kloster-Pädagogium zu Magdeburg 70 %, im Dom-Gymnasium daselbst 75 %, in Erlangen 80 % und in Heidelberg 100 % der Primaner kurzsichtig.

Ziehe ich den Durchschnitt der Befunde von 25 deutschen und schweizer Gymnasien mit 9096 Schülern, so steigt die Zahl der Kurzsichtigen von Sexta bis Prima in folgenden Procentsätzen: 22, 27, 33, 46, 52, 53 %!

Obgleich doch diese Zahlen deutlich genug sprechen, gibt es noch immer Leute, welche zweifeln, daß die Kinder auf der Schule kurzsichtig werden. Um diese zu überzeugen, demonstrirte ich es ihnen ad oculos im Jahre 1871, indem ich dieselben Schüler im Friedrichs-Gymnasium zu Breslau nach drei Semestern wieder prüfte; dabei fand ich 17 der früher normalsichtigen bereits kurzsichtig und über die Hälfte der schon bei der ersten Untersuchung myopisch gefundenen noch kurzsichtiger geworden. In noch ausgedehnterer Weise, aber mit gleichem Effecte wiederholte diesen Versuch Dr. A. v. Reuß im Leopoldstädter Gymnasium zu Wien, Dr. Seggl im Cadettencorps zu München und Dr. Derby in Boston.

Endlich ergeben alle Untersuchungen, daß von Classe zu Classe stärkere Grade von Myopie auftreten. Man hat seit wenigen Jahren die alte Bezeichnung der Brillennummern aufgegeben und nennt die Brillen nicht mehr nach ihren Brennweiten in Zollen, sondern nach ihrer berechnenden Kraft in Metern. Die lichtbrechende Kraft einer Linse, deren Brennweite 1 m beträgt, hat man eine Dioptrie genannt; das ist Glas Nr. 1, entsprechend etwa der alten Zollnummer 36, Nr. 2 ist ein Glas, dessen Brennweite in $^1/_2$ m liegt = etwa alte Nummer 18, 3 in $^1/_3$ m = alte 12, 4 in $^1/_4$ m = alte 9 u. s. f. Früher waren die niedrigen Zahlen die stärksten Gläser, heut sind es die schwächsten. Conrad fand bei 3036 Gymnasiasten in Königsberg von Septima bis Prima als durchschnittliche Gläser der Myopen: 1,0; 1,3; 1,0; 1,3; 1,6; 1,9; 2,7 Meterglas. Nimmt man den Durchschnitt aller auf einer Schule nothwendigen Brillennummern, so hat man gewissermaßen den Durchschnittsgrad der Myopie an dieser Anstalt; dieser betrug in unseren Dorfschulen 1,7 Meterlinse = etwa alter Zollnummer 28, war also sehr schwach; dagegen unter den Studenten schon 2,7 Meterlinse = etwa alter Zollnummer 13, also bedeutend höher.

Nach alledem steht es unwiderruflich fest, daß wir uns vor einer ungeheueren Epidemie oder Endemie, vor einer nationalen Calamität befinden, die nicht allein unseren friedlichen Beschäftigungen Gefahr bringt, sondern die auch die Schlagfertigkeit unseres Heeres bedroht; denn der kurzsichtige Soldat ist im Felde, wo ihm die Brille sehr leicht zerbricht oder abhanden kommt, nicht brauchbar. Es ist daher unsere Aufgabe, alles aufzubieten, um den Ursachen dieses immer mehr sich ausbreitenden Uebels nachzuforschen und sie mit Energie zu beseitigen.

II.

Es kann hier nicht der Ort sein, alle Factoren aufzuführen, die das Auge myopisch machen können; jedes anhaltende Sehen in die Nähe kann Myopie erzeugen; daher werden schlechte Schultische, schlechte Beleuchtung, viel Lectüre, schlechte Schrift und schlechter Druck zu vermeiden sein. Da nun der Begriff „schlechter Druck" bisher noch niemals eingehender definirt wurde, so wollen wir uns für heute nur etwas ausführlicher mit diesem beschäftigen und die beliebtesten Journale einmal in Bezug auf diesen Punkt vergleichen.

Bei Beurtheilung eines Druckes handelt es sich in erster Linie um die Größe der Buchstaben. In Frankreich hat man den typographischen Punkt als Einheit adoptirt; derselbe war in den verschiedenen Druckereien allerdings nicht gleich groß; in der Officin von Fournier betrug er 0,35 mm, in der von Didot 0,376 mm, in der Nationaldruckerei mißt er 0,4 mm. Letzterem entsprechend nennt man in Frankreich eine Schrift, deren Höhe 3 solcher Punkte von 0,4 mm Einheit beträgt: Diamantschrift, von 4 Punkten: Perl, 5 Pariser, 6 Nonpareille, 7 Mignon, $7\frac{1}{2}$ Text, 8 Gaillard, 9 Petit-Romain, 10 Philosophie, 11 Cicero u. s. f. Die Typen sind bekanntlich Bleiplatten, auf deren oberen Ende der Buchstabe erhaben gegossen ist; die Säule, auf welcher der Buchstabe, das Bild, erscheint, heißt der Kegel. Jene Zahlen beziehen sich auf die Größe des Raumes, auf dem das Bild erscheint; dieser ist für alle Buchstaben gleich groß, während ja die Buchstaben selbst verschieden groß sind; es gibt kurze, die weder oben noch unten überragen, und lange, die oben, unten oder oben und unten hervorragen. Selbst wenn wir nun in Deutschland in den Druckereien die Einheit des Punktes wie in Frankreich hätten, so wäre damit wenig für den Leser gewonnen, der nur die gedruckten Buchstaben und nicht die Typenkegel vor sich hat. Und um die Größen der Buchstaben handelt es sich allein bei Messungen.

Ich habe daher vorgeschlagen, einfach mit dem Millimetermaßstab die Buchstaben zu messen, und zwar das „n"; dieses wählte ich am Liebsten, weil es die Zeile nicht überragt, im lateinischen Druck (Antiquaschrift) im ersten Strich ein vollkommenes Rechteck bietet, und im deutschen Druck (Fracturschrift) durch präcise Enden ausgezeichnet ist. So fand ich, daß ein „n" der Perlschrift etwa 0,75 mm, ein n der Nonpareilleschrift 1 mm, n der Petitschrift $1\frac{1}{4}$ mm, n der Corpusschrift $1\frac{1}{2}$ mm, n der Ciceroschrift $1\frac{3}{4}$ mm und ein n der Mittelschrift 2 mm groß ist. Der Name Corpusschrift und Ciceroschrift

rührt bekanntlich von Ausgaben des Corpus juris und des Cicero her, die früher in diesen Typen gedruckt wurden.

Beifolgende Druckproben mögen das Gesagte veranschaulichen.

Nonpareille Fraktur n = etwa 1 mm hoch.

1,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des großen Gyps-

Nonpareille Antiqua n = 1 mm hoch.

1,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des grossen Gyps-

Petit Fraktur n = etwa 1,25 mm hoch.

2 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die

Petit Antiqua n = 1,25 mm hoch.

2 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und

Corpus Fraktur n = etwa 1,5 mm hoch.

2,5 mm Durchschuss.*)

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann

Corpus Antiqua n = 1,5 mm hoch.

2,5 mm Durchschuss.*)

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt

Cicero Fraktur n = etwa 2 mm hoch.

3 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick

Cicero Antiqua n = 1,75 mm hoch.

3 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick

Petit Schwabacher n = etwa 1,25 mm hoch.

2 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die

Corpus Schwabacher n = etwa 1,5 mm hoch.

2,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jeder

In der „Deutschen Rundschau" mißt das „n" von der untersten bis zur obersten Spitze fast 2 mm, der rein rechteckige Raum, der also überall gleich dick ist, mißt $1\frac{1}{2}$ mm, hat demnach eine genügende Größe.

Es gibt bisher noch keine Regeln für die kleinsten dem Auge zu gestattende

*) Diese Probe zeigt die **kleinste** Schrift und den **kleinsten** Durchschuss, der in Schulbüchern gestattet werden dürfte.

Letterngröße. Die Distanz, bis zu welcher ein Buchstabe von bestimmter Höhe vom normalen Auge gesehen werden kann, ist nicht maßgebend. Es kann z. B. die kleinste Nonpareilleschrift auf voriger Seite vom gesunden Auge noch allenfalls bis 70 oder 80 cm und die Schrift der „Rundschau" sogar bis zu $1^1/_4$ m entziffert werden; allein es handelt sich ja bei der Lectüre darum, daß die Buchstaben leicht lesbar sind, d. h. daß sie ohne Anstrengung, fließend, auf die Dauer und bequem in einer Entfernung von $^1/_2$ m gelesen werden können. Ich glaube, daß Buchstaben, die kleiner als $1^1/_2$ mm sind, das Auge auf die Dauer schädigen. Man vergleiche nur die „literarische Rundschau" dieses Journals mit den Original-Artikeln; da sieht man, was $^1/_4$ mm ausmacht; in der „literarischen Rundschau" ist der Strich des n von der oberen Spitze bis zur unteren nur $1^7/_{10}$ mm, in den Original-Artikeln dagegen fast 2 mm, wie viel anstrengender ist die Lectüre der „literarischen Rundschau"!

Messen wir die Buchstaben in den gelesensten belletristischen und illustrirten Journalen, so finden wir in der „Rundschau" und in den „Grenzboten" 2 mm, in „Westermann's Monatsheften", im „Ausland", in der „Gegenwart", im „Magazin für die Literatur des Auslandes", im „Daheim" 1,75 mm, in der „allgemeinen Modenzeitung", in einzelnen Artikeln der „Gartenlaube", der Leipziger „Illustrirten Zeitung" und von „Ueber Land und Meer" 1,5 mm. Leider aber wird dieses kleinste zulässige Maß überschritten durch den vielen Petitdruck von 1,25 mm im „Bazar", der „Modenwelt", in vielen Artikeln der genannten illustrirten Zeitungen, in den literarischen Neuigkeiten des „Magazin für die Literatur des Auslandes"; direct krankmachend sind die knapp 1 mm hohen Buchstaben in den „Neuigkeiten vom Büchermarkt" in der Leipziger Illustrirten Zeitung, in der „Briefmappe" von Ueber Land und Meer, in den seitenlangen Beschreibungen der Abbildungen der Modenwelt. Auch diese Artikel werden ja und namentlich die letztgenannten viel gelesen; hier ist dringend baldige Abhilfe nöthig.

Wie wenig man bisher auf diese doch gewiß wichtige Frage geachtet, kann man wol daraus entnehmen, daß selbst augenärztliche Zeitschriften und Lesebücher stellenweise Lettern von etwa 1 mm Höhe, also fast Nonpareilleschrift enthalten.

In vielen Zeitungen finden wir namentlich bei den Kammerverhandlungen Buchstaben von $1^1/_4$ mm Höhe, in den Inseraten der neuen freien Presse sogar von 1 mm!

Die am meisten von den Behörden empfohlenen Schulbücher[1]) haben oft kläglichen Druck; die Buchstaben in Plötz', Zumpt's, Krüger's, Ellendt's Grammatik sind nur 1,25 mm, und in den Wörterbüchern von Georges, Rost, Schuster und Regnier und Thieme nur 1 mm, ja in Sydow's und in Lichtenstein's Atlas sogar nur $^1/_2$ mm groß!

Die Schulbehörden dürften sich nicht begnügen, den Inhalt der zu empfehlenden Bücher zu studiren, mit dem Millimetermaßstabe in der

[1]) Genaue Messungen derselben findet man in der Tab. V. zu meinem in Danzig gehaltenen Vortrage.

Hand müßten sie von jetzt ab jedes Schulbuch prüfen und es unerbittlich auf den Index prohibitorum librorum setzen, wenn die Buchstaben kleiner als 1,5 mm sind. Diejenige Verlagsbuchhandlung müßte bevorzugt werden, welche nur 2 mm hohe Lettern gestattet!

Auf einen hochwichtigen Punkt hat Javal in Paris aufmerksam gemacht; er fand, daß in den Schulbüchern der Anfänger die Buchstaben sehr schnell an Größe abnehmen, noch ehe die Kinder sich die Bilder der Lettern so genau eingeprägt haben, daß sie sie leicht lesen können. Sehen wir uns in dieser Hinsicht das von der preußischen Regierung ganz besonders empfohlene deutsche Lesebuch für die untere Stufe von Schulrath Bock (16. Auflage 1879) an, so finden wir, daß auf Seite 7 die Buchstaben 4,5 mm, auf Seite 9 schon 3 mm, auf Seite 11: $2\frac{1}{2}$ mm, Seite 17: 2 mm und Seite 45 bereits 1,5 mm groß sind, also im ersten Unterricht, in der untersten Stufe bereits auf die kleinste für Erwachsene zu gestattende Größe herabsinken. Javal schlägt mit Recht vor, durch Versuche festzustellen, wie groß der Druck in den verschiedenen Klassen sein muß, damit kein einziges Kind trotz schlechter Beleuchtung sich der Schrift zu nähern braucht.

Von wesentlicher Bedeutung für die Leichtigkeit der Lectüre ist ferner der Durchschuß, die Interlignage. Bekanntlich schieben die Setzer kleine Lineale zwischen die Zeilen, damit die unteren langen und oberen langen Buchstaben sich nicht berühren. Jedermann weiß, daß die Lesbarkeit durch den Contrast erhöht wird; je dunkler die Schrift und je heller das sie umgebende Papier, desto deutlicher und leichter ist dieselbe zu lesen. Werden aber die Zeilen dicht an einander, oder wie man technisch sagt compreß gedruckt, so ermüden wir, weil der Contrast jeder Zeile gegen den hellen Untergrund ein zu geringer ist. Die Zeilen schwimmen in einander; sie zu trennen, strengt das Auge an. In Prachtausgaben wird daher auch der Durchschuß besonders splendid gemacht. Als gut durchschossen betrachte ich ein Buch, bei dem die Entfernung der kurzen Buchstaben über einander 3 mm beträgt. Natürlich erscheinen die Linien ja doch viel näher an einander, da ja dann die nach oben und unten überragenden Buchstaben den Zwischenraum verengen und, wenn ein großer oben und ein kleiner unten hervorragender Buchstabe genau gegenüberstehen, den Durchschuß nur 1 mm groß erscheinen lassen.

Unterwerfen wir nun in dieser Beziehung die gelesensten Zeitschriften einer Prüfung. Nur in den „Grenzboten" und in der „allgemeinen Modenzeitung" finde ich den guten Durchschuß von 3 mm, im „Ausland" 2,75 mm; die Grenze dessen, was man gestatten dürfte, scheint mir 2,5 mm zu sein. So ist der Durchschuß in den meisten Artikeln der „Deutschen Rundschau", in „Westermann's Monatsheften", im „Magazin für die Literatur des Auslandes". Dagegen ist er nur $2\frac{1}{4}$ mm in einzelnen Artikeln der „Gegenwart", nur 2 mm im „Daheim", „Gartenlaube" und „Bazar", $1\frac{3}{4}$ mm in einzelnen Artikeln der Leipziger „Illustrirten Zeitung", auch in der „literarischen Rundschau" dieses Journals und von „Ueber Land und Meer". Auf $1\frac{1}{2}$ mm Durchschuß gehen die „Modenwelt", die „Illustrirte Zeitung", kleine Artikel in der „Gartenlaube" und im „Daheim" herab; $1\frac{1}{4}$ mm finde ich in vielen Aufsätzen von „Ueber Land

und Meer"; ja in der „Briefmappe" dieser und in dem „Büchermarkt" der Leipziger „Illustrirten Zeitung" ist man sogar auf 1 mm Durchschuß herabgestiegen. Auch hier thut baldige Abhilfe dringend Noth.

Die längere Lectüre der meisten Zeitungen wird wesentlich durch den aus 2 oder $1^1/_2$ mm betragenden Durchschuß erschwert. Wie es mit den Schulbüchern in dieser Beziehung steht, folgt beispielsweise daraus, daß in dem Bock'schen Lesebuch für Anfänger bereits Seite 37 der Durchschuß nur 2 mm, in den oben genannten Grammatiken nur $1^3/_4$, in den Wörterbüchern gar nur $1^1/_2$ und $1^1/_4$ mm beträgt!

Was der Durchschuß für die Lesbarkeit leistet, wolle man aus folgenden Proben ersehen; man glaubt kaum dieselbe Schriftgröße vor sich zu haben. Unter $2^1/_2$ mm dürfte er in keinem Schulbuche sein!

Nonpareille Schwabacher n = etwa 1 mm hoch.

1 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des großen Gypsmodells möglichst lebendig zu gestalten erfolgreich bemüht ist. Die erste Auffassung bot die Germania sitzend dar, wie sie sich eben die Krone auf das Haupt gesetzt hat, worauf die noch die Krone berührende Hand hinwies. Dieser Gedanke stand mit dem übrigen Denkmal, wenigstens mit den beiden

1,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des großen Gypsmodells möglichst lebendig zu gestalten erfolgreich bemüht ist. Die erste Auffassung bot die Germania sitzend dar, wie sie sich eben die Krone auf das Haupt gesetzt hat, worauf die noch die Krone berührende Hand hinwies. Dieser Gedanke stand mit dem übrigen Denkmal, wenigstens mit den beiden

Corpus Antiqua n = 1,5 mm hoch.

2 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des grossen Gypsmodells möglichst lebendig zu gestalten erfolgreich bemüht ist. Die erste Auffassung bot die Ger-

2,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des grossen Gypsmodells möglichst lebendig zu gestalten erfolgreich bemüht ist. Die erste Auffassung bot die Ger-

Dem Durchschuß steht an Wichtigkeit kaum die Dicke der Buchstaben nach. In der der „Deutschen Rundschau" ist jeder Strich des „n" etwa $^1/_4$ mm dick; das ist gut. Manche Verleger aber suchen mehr Worte auf die Zeile zu bringen, indem die Lettern schmäler gegossen werden. Natürlich wird das Bild eines Buchstabens auf der Netzhaut des Auges um so breiter, dieser daher um so weiter lesbar sein, je dicker der Buchstabe ist. Man kommt nun erfreulicher Weise wieder zu der alten dicken Schrift, den sogenannten Schwabacher-Typen zurück, von denen oben eine Probe in Nonpareille gewählt wurde. Ein Grundstrich, der schmäler als $^1/_4$ mm ist, dürfte in Schulbüchern nie geduldet werden.

Auch die Länge der Zeilen ist als Ursache der Myopie angeschuldigt worden. Javal meint, daß Kurzsichtige bei langen Zeilen für die Mitte derselben ihre Linse stärker krümmen müssen, als für die Enden derselben. Das ist zwar noch nicht nachgewiesen, aber es ist nicht unwahrscheinlich. Jeder starke

Myop kennt übrigens am Besten selbst die Qual, die ihm, falls er ohne Brille liest, eine Reihe langer Zeilen bereiten. Längst ist man ja auch von den großen Quartbänden des vorigen Jahrhunderts zurückgekommen. Es erscheinen fast alle Werke in Octav, und die Zeitschriften, welche in Folio oder Quart ausgegeben werden, bringen ihren Stoff in 2 oder 3 Spalten unter. Je kürzer die Zeile, desto angenehmer ist sie zu lesen, weil dann die Augen keine großen Excursionen zu machen brauchen.

Am bequemsten in dieser Beziehung sind „Westermann's Monatshefte", die nur 56 mm Zeilenlänge haben. Ihm folgen „Bazar" und „Modenwelt" mit 77 mm, Leipziger „Illustrirte Zeitung" und „Ueber Land und Meer" mit 78 mm, „Ausland" mit 80 mm, „Magazin für die Literatur des Auslandes" mit 85, „Daheim" mit 89, „Gegenwart" und „Gartenlaube" mit 91, „Grenzboten" mit 107 und die „Deutsche Rundschau" mit 120 mm. Als Grenze für Schulbücher ist eine Zeilenlänge von 90 mm zu empfehlen.

Auch die Approche, d. h. der Zwischenraum zwischen 2 Buchstaben muß reichlich sein; Laboulaye verlangt, daß der weiße Raum zwischen 2 Buchstaben breiter sei als der Zwischenraum zwischen den beiden Grundstrichen des „n". Wir markiren ja auch durch gesperrte Schrift das besonders Wichtige, weil sich dann jeder Buchstabe durch seine Isolirung mehr abhebt.

Nicht zu unterschätzen ist die Beobachtung von Javal, daß die rechteckigen lateinischen Buchstaben durch die Irradiation des weißen Grundes in ihren scheinbaren Dimensionen verringert werden, daß also ihre Winkel abgerundet und sie selbst kleiner erscheinen, also ● statt ■. Damit sie rechteckig erscheinen, müsse man ihre Ecken verstärken, die Querstriche an den Enden also dicker machen: ⧗ statt I. In der deutschen Frakturschrift scheint mir diese Rücksicht nicht nöthig, da unsere Buchstaben oben und unten umgebrochen sind (daher der Name Fraktur) oder kolbig anschwellen, z. B. n.

Manche Aerzte, namentlich die Ausländer, sind der Ansicht, daß gerade die deutschen Frakturbuchstaben den Augen besonders schädlich seien. Gewiß sind sie keine germanischen, sondern nur mißgestaltete lateinische Buchstaben; ich gebe auch zu, daß es im Interesse der deutsch-lernenden Ausländer wäre, Alles in Antiqua zu drucken, daß es ferner den Elementarlehrern und den kleinen Schulkindern zu wünschen wäre, wenn sie nicht schon im Anfange mit der Einübung von zwei Alphabeten gequält würden, — allein warum die Frakturschrift, wenn sie nur groß, dick und gut durchschossen ist, die Augen mehr, als die Antiquaschrift anstrengen soll, wüßte ich nicht[1]); ein Augenarzt hat auch diese These bisher nie verfochten. Gewohnheit mag hierbei viel thun; mir persönlich ist es immer angenehm, nach längerer Lectüre der eintönigen Antiquaschrift wieder „unser geliebtes Deutsch" zu lesen.

Die Form der Buchstaben bis in's Alterthum zurück zu verfolgen, ist zwar sehr interessant, dürfte jedoch hier nicht am Platze sein. Wol aber darf hier erwähnt

[1]) Ein Recensent meines Vortrages bemerkte in der „Kölnischen" Zeitung, die deutschen Frakturbuchstaben seien zu geschnörkelt. Wer könne das Wort „GASTWIRTHSCHAFT" so leicht lesen als „GASTWIRTHSCHAFT"? Sehr richtig! Aber wer druckt denn in solchen Initialen? Die kleinen Buchstaben sind ja in der Fraktur auch einfacher.

werden, daß die Akademie der Wissenschaften zu Paris bereits von Ludwig XIV. im Jahre 1692 um Rath gefragt wurde über die Form der Buchstaben, welche für die Kgl. Druckerei gegossen werden sollten. Die Akademie ernannte eine Commission, deren Bericht 1704 im Departement der Manuscripte der National-Bibliothek niedergelegt, mit vielen Druckproben versehen, aber niemals veröffentlicht wurde. Emile Javal hat sich jetzt sehr viel mit der Form der Antiqua-Buchstaben beschäftigt, berücksichtigt aber oft mehr das Interesse des Verlegers, betr. der Papierersparniß, als das der Augen der Leser. So glaubt er, daß man, damit die Interlignage noch kleiner werden könne, die nach unten überragenden Theile der Buchstaben ganz unterdrücken könne, ohne die Lesbarkeit zu schädigen. Er erwähnt dabei, daß die Omnibus-Compagnie in Paris, die auf ihren Billets Platz für Annoncen vermiethet, bereits der Raumersparniß wegen die langen unteren Buchstaben durch kleine Anfangsbuchstaben ersetzt hat, und z. B. druckt: „On peut remarquer, qu'on ne pourrait... deja fait plus... les longues..."

Javal hat nun die sehr hübsche Beobachtung gemacht, daß man sehr leicht eine Zeile lesen könne, wenn man die untere Hälfte derselben mit einem Blatte Papier verdeckt, daß dies aber sehr schwer, oft unmöglich sei, wenn man die obere Hälfte zudeckt. Er zeigte, daß der Leser den Blick etwas über die Mitte der Buchstaben gleiten läßt, weil nur 5 lateinische Buchstaben unter der Linie vorragen: g, j, p, q und y und daß diese nach den Durchschnittsrechnungen der Setzer unter 100 langen Buchstaben nur 15 mal vorkommen. In der deutschen Fraktur finde ich das Verhältniß noch günstiger; hier ragen in Folge der vielen großen Buchstaben nur 5 vom Hundert nach unten vor. Dieses Factum kann mich aber nicht veranlassen, wie Javal das Fortlassen der unteren Enden jener 5 Buchstaben zu befürworten, da es ja gerade nützlich ist, wie ich oben zeigte, daß der Durchschuß ein möglichst großer sei. Im Uebrigen aber hat Javal sehr gute Vorschläge gemacht für die Verdeutlichung der einzelnen Buchstaben, damit ihre wesentlichen Theile beim ersten Blicke mehr in die Augen springen und Verwechselungen des c und e, des n und u, des f und t u. s. f. seltener werden. Diese von ihm empfohlenen Formverbesserungen, die zunächst noch ohne Abbildungen in den „Annales d'oculistique" beschrieben wurden, sind den Schriftgießern und Graveuren sehr zu empfehlen. In unsrer deutschen Frakturschrift sind solche Reformen weniger nöthig; denn höchstens geben n und u, ferner c und e zu Verwechselungen Anlaß. Man könnte das n etwas breiter machen, als das u und am obern Ende des c ein Häkchen wie beim s zum Unterschiede von e anbringen.

III.

Natürlich können die fettsten und größten Buchstaben, die kürzesten und best durchschossenen Zeilen, genug der trefflichste Druck der Myopie Vorschub leisten, wenn die Beleuchtung schlecht ist.

Im Hause kann sich ein Jeder selbst bei trüben Tagen am Fenster und Abends bei einer Petroleumlampe mit breitem Brenner, Cylinder und Porzellan-

tellerglocke ein helles Plätzchen für seine Lectüre suchen. Anders ist es in den Lehranstalten und Bureaux. Schon vor 15 Jahren war ich, nachdem ich die Fenstergrößen von 166 Breslauer Schulclassen im Verhältniß zur Bodenfläche gemessen, zu dem Satze gekommen, daß „in einer Schule überhaupt nie zu viel Licht sein könne", daß aber ceteris paribus 30 Quadratzoll Fensterfläche auf 1 Quadratfuß Bodenfläche verlangt werden müsse, falls man nicht, wie in Amerika, ein Glasdach, die vollkommenste Beleuchtung, anbringen wolle. Gegen den letzten Vorschlag, der in neuerer Zeit besonders vom Medicinalrath Groß in Ellwangen verfochten wird, wenden freilich die Behörden ein, daß Grund und Boden in Städten zu theuer sei, um nur einstöckige Schulen mit Glasdach zu bauen. Aber für Dorfschulen ist sicher nichts Vortrefflicheres zu finden. Es bedarf ja keines Beweises, daß sich Jedermann einer Schrift um so mehr nähern muß, je dunkler es ist. Diese Annäherung macht die Augen myopisch, also müssen die Classen überreich mit Licht bedacht werden, da ja auch die fern vom Fenster sitzenden Schüler sich nicht auflegen sollen. Daß in dieser Hinsicht, obgleich seit 15 Jahren über diesen Gegenstand fast zu viel geschrieben worden, fast in jeder Stadt noch genug zu wünschen übrig bleibt, ist bekannt. Es schien mir nützlich, am Schlusse meines Vortrages auf der Naturforscher-Versammlung in Danzig ganz besonders auf diesen Punkt aufmerksam zu machen und ich that es mit folgenden Worten: „Es fehlt, scheint mir, in Deutschland bis jetzt eine Behörde, die diese wichtige, das Wohl unseres ganzen Volkes betreffende Frage durch eigne Versuche prüft und fördert, und es fehlt eine zweite Behörde, die die Ausführung der hygienischen Maßregeln mit der gehörigen Strenge überwacht.

„Es wäre gewiß Sache des Reichsgesundheitsamtes, unter dessen vielen Mitgliedern leider allgemein ein Augenarzt vermißt wird, die Details der schwierigen Beleuchtungsfrage, die Fragen der jedem Kindesalter entsprechenden Druckgrößen, die wichtigen Fragen über die richtige Feder- und Buchhaltung, über die Neigung der Schrift, über die Erblichkeit der Myopie zu studiren, kurz, in großen Zügen mit dem gehörigen amtlichen Nachdruck eine Reihe von Recherchen anzustellen, die bisher unter den größten Schwierigkeiten und zuweilen unter recht geringem Entgegenkommen seitens der Behörden nur von Privatärzten aus Liebe und Interesse zur Sache angebahnt worden sind. Hoffen wir, daß die Zeit nicht fern sei, wo unser Reichsgesundheitsamt noch diese Aufgaben bearbeiten wird![1])

„Aber damit allein ist noch Nichts gethan. Es handelt sich, wenn wir den Schäden, die ja in Menge schon aufgedeckt sind, wirklich zu Leibe gehen wollen, um einen Beamten, der, mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet, alle schlecht beleuchteten Schullocale schließen, elendes Schulmobiliar cassiren und die Gemeinden zu sofortiger Anschaffung körpergerechter Subsellien zwingen, Schulbücher, die zu klein und zu eng gedruckt sind, beseitigen, den Lehrplan mit Rücksicht auf Ueberanstrengung mit zu be-

[1]) Brieflicher gefl. Mittheilung zufolge wendet der Chef desselben dem Gegenstande bereits seine Aufmerksamkeit zu.

arbeiten, genug alle Schädlichkeiten mit fester Hand zu entfernen hat, die das Auge unserer Schuljugend bedrohen, mit einem Worte: um den Schularzt.

„Derselbe müßte mit den größten Machtvollkommenheiten ausgerüstet werden und hätte in mancher Stadt wahrlich reichlich zu thun. Danzig, setzte ich ausdrücklich hinzu, macht freilich gewiß, wie in allen hygienischen Fragen, eine ruhmvolle Ausnahme. Ist es aber z. B. zu billigen, daß noch heut in Breslau in Schulen Unterricht ertheilt wird, die bereits vor fünfzehn Jahren von einer Commission von Aerzten und Pädagogen als zu finster bezeichnet worden? Ist es zu billigen, daß im Elisabeth- und Magdalenen-Gymnasium zu Breslau, deren Primen und Secunden durch die Zahl ihrer Kurzsichtigen eine traurige Berühmtheit erlangt haben, in einer Anzahl Classen im Winter mehrere Stunden am Tage Gas und noch dazu in offenen Flammen ohne Glocke und Cylinder gebrannt werden muß?"

„Allerdings werden die neuen Gymnasien besser gebaut; aber immer wieder werden neue Generationen in die alten Schulhöhlen, gestatten Sie den Ausdruck, hineingezwungen! Und wir kennen wenigstens die Mehrzahl unserer Classen und haben die schlechten öffentlich nominirt; aber wie viele unter den 60,000 Schulen in Deutschland existiren, die niemals ein ärztlicher Fuß betreten hat? Wie wenige Lehrer können sich überhaupt erinnern, einen Arzt in ihrer Classe gesehen zu haben?"

„Ja, es dürfte eine würdige Aufgabe für die hier versammelten Aerzte und Naturforscher sein, in ihrer Heimath nach besten Kräften dazu beizutragen, daß das edelste Organ unserer Kinder mehr geschützt werde, und mitzuwirken, daß endlich Schulärzte nicht blos mit Sitz, sondern auch mit einflußreichster Stimme in den Schulcollegien ihren Platz erhalten."

„Ich kann durchaus keinen zwingenden Grund einsehen, warum als nothwendiges Attribut der Gelehrsamkeit auch die Kurzsichtigkeit auf unseren Lehranstalten mit erzeugt werden müsse. Beherzigen wir das Wort von Donders: „Jedes kurzsichtige Auge ist ein krankes Auge!" und suchen wir gemeinsam einer Epidemie Einhalt zu thun, die über die Hälfte der Gelehrten ergriffen, und die viel mehr, als bisher geschehen, die ernsteste Aufmerksamkeit aller Eltern und Behörden verdient!" —

Meine von vielen Fachgenossen längst getheilte Ansicht über die Nothwendigkeit von Schulärzten, die mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet sind, veranlaßte, obgleich ich Danzig ausdrücklich ausgeschlossen hatte, den Oberbürgermeister Danzig's Herrn Geh. Rath v. Winter in der Einleitung des von ihm angekündigten Vortrags „Ueber Canalisation und Wasserleitung Danzig's", der nach dem meinigen auf der Tagesordnung stand und der mit Schulsystemen absolut nichts zu thun hatte, meine Ausführungen (wie der officielle Bericht pag. 53 sagt) lebhaft zu bekämpfen. „In solchen Dingen ist," meinte Herr v. Winter (Tagebl. der Naturforsch. Versamml. No. 4 pag. 69), „mit der Dictatur nichts anzufangen, und ich bin auch der Meinung, daß alle die Wanderversammlungen und Vereine, die sich diesen Bestrebungen zuwenden,

besser thun diesen Punkt *nicht* zu betonen, sondern daß sie lieber bemüht sein mögen, in immer weiteren Kreisen die *Einsicht von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Reformen* zu verbreiten. Je breiter die Basis ist, auf welcher sich diese Erkenntniß aufbaut, desto eher dürfen Sie, meine Herren, hoffen, etwas Praktisches zu erreichen. Der „Dictator" kommt in eine sehr schwierige Lage. Angenommen er ordnet Etwas an und nimmt das *Executionsrecht* für sich in Anspruch, — wie wollen Sie eine Stadt wie Danzig im Wege der Execution zwingen, solche Maßregeln auszuführen? Es geht einfach nicht, die Macht des Executors scheitert an der Schwierigkeit der Verhältnisse und Umstände. Solche Arbeiten, wie die Reformen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, lassen sich nur durchführen, wenn die Betheiligten, die Bürgerschaften der Städte *selbst* zu der Einsicht gelangen, daß Etwas absolut nothwendig ist, daß es zu ihrem Heile gereicht, daß das financielle Opfer, welches sie bringen, zurücktreten muß vor den Vortheilen, die ihnen erwachsen. Die öffentliche Gesundheitspflege ist noch eine junge Wissenschaft und ich meine, sie kann stolz sein, wenn sie zurückblickt auf das, was sie bisher erreicht hat. Es sind nach meiner Meinung die Fortschritte ganz colossal. Schon daß sie sich diese Anerkennung im öffentlichen Leben zu erringen gewußt hat, ist von ungeheurem Fortschritt. Sehen Sie doch, wie überall, vorzugsweise in den Städten, das rege Bestreben besteht, nicht blos in Deutschland, sondern in der ganzen Welt, auch in Amerika, wo man uns darin ja vielfach überlegen ist" . . . .

Hierauf exemplificirte Herr v. *Winter* auf den Beschluß, Danzig zu canalisiren. „Es war dies eine große Arbeit, aber nicht eine Arbeit, die blos die städtische Verwaltung verrichtet hat, nein, die die ganze Bürgerschaft verrichtet hat, und wer die Zeit hier durchlebt hat, der weiß, mit welchem Eifer, mit welchem Ernst Jahre und Jahre lang die Bürgerschaft selbst sich an der Discussion dieser Frage betheiligt hat, bis schließlich die ganze Bürgerschaft davon durchdrungen war, es *muß* Wandel geschaffen werden, und es gibt kein anderes Mittel, als das vorgeschlagene. Und wenn wir an den Tag zurückdenken, an dem der entscheidende Beschluß gefaßt wurde in unserer Stadtverordneten-Verhandlung, dann wird uns ewig unvergeßlich sein, wie ein lautes Hurrah sich durch die Stadt wälzte, als wenn den Menschen ein Geschenk gemacht worden wäre. Und doch war beschlossen worden, es sollten Millionen von Thalern geopfert werden, um bessere Zustände herbeizuführen.

„Ja, diese Arbeit kann Niemandem erspart werden, der solche Werke durchführt, und es ist ganz in der Ordnung, wenn jetzt jede Stadt, die an die Frage herantritt: wie soll ich die Bevölkerung mit Wasser versorgen? diesen Kampf durchkämpfen muß, bis die ganze Bürgerschaft fest durchdrungen ist, oder die große Mehrzahl der Einsichtigern: so ist es richtig. Dann bringt sie die Opfer, sie bringt sie sogar freudig. Das vorausgeschickt erlaube ich mir speciell meinen Standpunkt zu den hygienischen Fragen dahin zu bezeichnen, daß ich wünsche möglichst jede *polizeiliche* Einwirkung ferngehalten zu sehen von diesen Fragen — sie kann nur schädlich wirken. Sie müssen gelöst werden aus der Mitte der Betheiligten heraus durch die bessere Erkenntniß, die sie von dem gewinnen, was ihnen Noth thut."

Leider gestatten die Statuten der Naturforsch. Versammlung in den allgemeinen Sitzungen keine Discussion und in dem „Tageblatt" nur den Bericht der Sitzungen. Somit war mir jedes Wort der Vertheidigung gegenüber den Angriffen des Herrn von Winter in Danzig abgeschnitten.

Da jedoch sowol meine Ausführungen, als die des Herrn Geh. Rath v. Winter in eine große Zahl politischer Zeitungen übergegangen, die Controverse also eine öffentliche ist, so gestatte ich mir hier schließlich einige Gegenbemerkungen, erkläre jedoch von vorn herein, daß Niemand mehr als ich die außerordentlichen Verdienste zu würdigen weiß, die sich Herr v. Winter um die Hygiene Danzigs erworben, da ich die Wasser- und Canalisations-Verhältnisse dieser Stadt aus eigner Anschauung seit 20 Jahren sehr genau kenne.

Herr v. Winter hat bei der vorliegenden Frage zwei sehr verschiedene Dinge mit einander in Parallele gestellt. Bei der Canalisation konnte es fraglich sein (und es ist ja heut noch Manchem, selbst Forschern fraglich), ob sie so nützlich, so allein empfehlenswerth, so gesundheitsfördernd wäre, daß man ihretwegen Millionen opfern müsse. Dagegen kann es selbst dem Ungebildetsten nicht fraglich sein, daß Lesen und Schreiben bei schlechter Beleuchtung, daß also finstre Schulclassen den Augen schädlich sind; auch ist dafür längst der statistische Nachweis geliefert. Ein anderes Mittel als helle Zimmer gibt es natürlich nicht. Auch kann der Kostenpunkt bei beiden Verbesserungen gar nicht verglichen werden. Selbst die Cassirung von zehn Gymnasien und ihr völliger Neubau kostet nicht den dritten Theil der Canalisation. Es handelt sich aber stets nur um Beseitigung einiger finsteren alten Schulen oder Classen, um Verbesserung von Subsellien, um Verbot schlechtgedruckter Bücher u. s. f., die der Schularzt „dictatorisch" anordnen soll.

Während es also für so kostspielige, und in ihrem Endresultate doch noch nicht Allen ganz einleuchtende Unternehmungen, wie die Canalisation, gut sein mag, mit Herrn v. Winter „zu warten, bis in immer weiteren Kreisen die Einsicht von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Reformen verbreitet wird", ist dieses Warten bei Durchführung einer energischen Schulhygiene durchaus nicht richtig; denn es widerspricht ja Niemand der Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Verbesserungen. Ich habe speciell die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht mehr im Interesse der Bekämpfung der überhandnehmenden Myopie liegt, zu warten; denn in Folge dieses Wartens sind seit fast 20 Jahren trotz beständiger Belehrungen und Besprechungen von Einzelnen und von Wanderversammlungen nachgewiesenermaßen tausende von Schülern wieder kurzsichtig geworden. Wollen wir mit Herrn v. Winter so weiter warten, so werden noch mehrere Generationen von Schulkindern in den alten schlechten Schullocalen myopisch werden! Wartet eine Stadt zehn Jahre lang mit der Canalisation, so erkranken eben während dieser zehn Jahre eine Anzahl Menschen am Typhus, die sterben oder geheilt werden; vererbt wird aber die Disposition zum Typhus nicht.

Wartet man mit der Durchführung einer energischen Schulhygiene, so werden nicht blos eine Anzahl Schüler in diesen zehn Jahren unheilbar myopisch, sondern auch auf deren Nachkommen wird die Disposition zur Myopie in vielen Fällen übertragen. Hier ist also viel schnellere Hilfe nöthig.

Mit dieser Ansicht stehe ich nicht allein, sondern habe nur der Ueberzeugung einer großen Anzahl von Fachgenossen (siehe u. A. Ellinger's Schrift: „Der ärztliche Landesschulinspector, ein Sachwalter unserer mißhandelten Schuljugend". Stuttgart 1877) Ausdruck gegeben, welche, keineswegs von dem bereits durch die öffentliche Gesundheitspflege Erreichten so befriedigt, Schulärzte, vom Staate mit großen Machtvollkommenheiten ausgerüstet, dringend verlangen.

Spontan und gern gibt keine Gemeinde Summen zur Beseitigung alter Gebäude; überall heißt es, wie ich aus einer Reihe von zustimmenden Briefen meiner Collegen ersehe, in diesen Fällen: „Unsere Väter und wir haben eben so gesessen, da mag die jetzige Generation nur auch dort weiter gebildet werden!"

Natürlich grade denen, die so denken, imponirt es am Meisten, zu hören: „Nur keinen Zwang! Nur keine Polizei! Wir werden mit der Zeit das schon Alles selbst verbessern."

Ich schätze gewiß die Freiheit hoch, aber ich verstehe nicht, warum man grade hier auf sogenannte Freiheit, d. h. laissez-aller, dringt, während man sich in vielen andern ähnlichen Dingen willig und mit Recht in den staatlichen Zwang fügt. Wie sähe es bei uns aus, wenn wir nicht den Impfzwang, wenn wir nicht den Schulzwang hätten. Ja ich meine sogar, daß wir nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht haben, einen Schulgesundheitszwang zu verlangen, wenn wir doch einmal gezwungen sind, unsere Kinder überhaupt in die Schule zu schicken. Erst kürzlich machte mich ein hochgestellter Regierungsbeamter darauf aufmerksam, daß mit den Belehrungen seitens der Behörden nichts erreicht werde. Vergebens empfiehlt die Regierung Neuanpflanzungen von Wäldern, Anlagen von Schlachthäusern, Einrichtung von Lebensmittel-Controllanstalten; die meisten Privaten und Gemeinden erklären, dafür keine Mittel zu haben. Hier ist nicht die Belehrung, sondern die Verordnung und der Zwang am Platze, wie überall, wo es die öffentliche Gesundheitspflege gilt. Wenn aber Herr v. Winter frägt: „Wie wollen Sie eine Stadt wie Danzig im Wege der Execution zwingen, solche Maßregeln auszuführen?" so lautet die Antwort: Genau ebenso, wie bei allen andern Veranlassungen, in denen der Staat executorisch auftritt, so wie er bei Kriegsgefahr die Städte zwingt, die Häuser in bestimmten Rayons der Festung einzureißen, wie er bei Viehseuchen die Tödtung der Thiere erzwingt, wie er bei Epidemien die Schließung ganzer Anstalten erzwingt.

Und um eine Epidemie im größten Maßstabe handelt es sich ja bei der Kurzsichtigkeit der Jugend. Hier kann und muß das Aufsichtsrecht des Staates Gleiches leisten, wie bei den wissenschaftlichen Leistungen der Schulen.

Ich kann daher nur meinen innigen Wunsch wiederholen, die nothwendigen Reformen nicht mehr auf die lange Bank zu schieben, sondern statt viel zu reden endlich zu handeln und durch Einsetzung staatlicher Schulärzte, die eifern vorgehen dürfen, dieser durch die Cultur hervorgerufenen Epidemie, soweit irgend möglich, schleunigst Einhalt zu thun!

Die Memoiren des Geh. Hofraths Schneider.

Aus meinem Leben von Louis Schneider. 1. und 2. Bd. 1879. 3. Band, zweite Aufl. 1880. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung.

Wir haben diese Denkwürdigkeiten mit gemischten Empfindungen gelesen. Da wir an Werken solcher Art bei weitem nicht so reich sind, wie unsere Nachbarnationen, so muß jeder Beitrag zur Memoiren-Literatur, welche der strengen Geschichtschreibung, sie begleitend und ergänzend, zur Seite geht, uns doppelt willkommen sein. Auch bringt es die Gattung mit sich, daß der Verfasser mit seiner Person im Vordergrunde der Erzählung steht; aber er sollte von diesem Privileg eben deswegen einen möglichst bescheidenen Gebrauch machen. Es ist nicht sehr geschmackvoll, im gewöhnlichen Verkehr mit allen seinen Orden, Busennadeln und Brillantringen vor dem Publicum zu erscheinen. Der demonstrativ anti-liberale Ton, der in dem Buche vorherrscht, erklärt sich daraus, daß es zum größeren Theil unmittelbar nach dem Jahre 1848 und unter dem noch frischen Eindruck mancher persönlich erlittenen Unbill geschrieben worden ist; er charakterisirt die Gesinnung Louis Schneider's und die reactionäre Strömung jener Zeit, kann uns dadurch aber nicht sympathischer werden. Andererseits verkennen wir weder die guten Eigenschaften des Mannes, noch die Vorzüge seines Buches. „Ist ein ehrlicher Mann, kenne ihn schon lange als solchen," hatte Friedrich Wilhelm III. von ihm gesagt, und wir haben keinen Grund, an der Wahrheit dieses königlichen Wortes zu zweifeln. Er liebte sein Vaterland mit einer eifersüchtigen, specifisch preußischen Liebe, die jedes andere Element und jede abweichende Meinung ausschloß; aber er hat zur genaueren Kenntniß seiner märkischen Heimath durch Schrift und Wort, als Begründer und langjähriger Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins und Potsdams nicht wenig beigetragen. Er gehörte zu der geringen Zahl Derer, zu jener stark im Aussterben begriffenen Generation, die das alte Berlin und den Staat Friedrich Wilhelm's III. noch gesehen haben. Im ersten Lustrum des Jahrhunderts und in kleinen Verhältnissen geboren, lebte Louis Schneider lange genug, um Zeuge zu sein der Schicksalswendungen, durch welche Preußens Weltstellung entschieden und Berlin aus der mittleren zu der Stadt von europäischer Bedeutung ward. Seine aufsteigende Lebensbahn führte ihn in die Nähe der Personen und Dinge,

welche die größte Umwälzung in der neueren Geschichte vorbereitet, und vergönnte ihm, als Beobachter in bevorzugter Stellung den Ereignissen beizuwohnen, welche sie vollendet haben. Die Memoiren eines solchen Mannes, „unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben" und von keiner bearbeitenden Hand, „weder des Verfassers noch eines Herausgebers" berührt, sind wol werth, gelesen zu werden. Doch würde es ihrer Authenticität nicht geschadet und ihrer Lesbarkeit sicherlich genützt haben, wenn eine vorsichtige Redaction offenbare Flüchtigkeiten und Stilfehler beseitigt hätte. Keine Pietät reicht hin, um Sätze wie die nachfolgenden genießbar zu machen: „im Gegentheil hatte der Wirth *schon* jeden möglichen Beschluß *bereits* anticipirt" (I, 72); oder: „Sie (die Briefe) wurden daher geheimnißvoll in die Brusttasche gesteckt und wieder in das Coupé eingestiegen" (II, 398). Das ist nicht sehr grammatikalisch, aber es ist vielleicht humoristisch, was bei Herrn Schneider's eigenthümlicher Auffassung von dem Wesen des Humors — ein paar Seiten weiter (409) begegnet uns „ein junger, entschieden noch nicht ausgeschlafener Postbeamter" — immerhin möglich wäre.

Ebensowenig wie auf den Stil ist auf die Composition irgend welche Sorgfalt verwandt. Nicht eine Autobiographie erhalten wir, sondern eine Reihe von Skizzen, Aufzeichnungen und Schilderungen, die untereinander nur lose zusammenhängen und oft durch den Zwischenraum von Jahren getrennt sind. Mehr als einem aufmerksamen Leser lieb, sieht er sich gezwungen, in den drei Bänden vorwärts und rückwärts zu blättern, um nur einigen Zusammenhang in die Darstellung zu bringen, und über die Einschaltungen „humoristischen Charakters" hinwegzukommen, deren Humor jedoch — und hier wird er wirklich beabsichtigt — der Geschmacklosigkeit verzweifelt ähnlich ist. Wir beschränken uns auf folgende kleine Probe. Herr Schneider ist in seiner „Courierreise mit Hindernissen" in Warschau hungrig angekommen, statt einer Mahlzeit indessen erwartet ihn ein Feuerwerk. „Statt der vielen pots à feu," heißt es nun, „wäre mir ein pot au feu entschieden lieber gewesen; und als der täuschende Vesuv Feuer spie, konnte ich das antike Bild nicht los werden, daß ein feuerspeiender Berg die *Esse* des Vulkans sei. Esse! ein in meinem damaligen Zustande höchst appetitliches Wort!" Noch unglücklicher fällt der Humor in „le Meursius Prussien" aus; hier hat Herr Schneider zwar nur ein Frühstück in Braunschweig versäumt und ein Mittagsessen winkt ihm in Dortmund; aber welche „Fülle von Gesichten" weckt diese einfache Thatsache! „Die Stadt *Lehrte* war mir *peinlich* und die Stadt *Peine* erinnerte mich an das *Geleerte* meines Magens... Daß *dort* in Dortmund mein *Mund* sich angelegentlich beschäftigen werde, glaubte ich ꝛc. ..."

Auf literarisches Verdienst kann das Werk des Herrn Schneider nur geringen Anspruch erheben; ein Mangel, der vielleicht auszugleichen gewesen wäre, wenn der Verfasser es über sein Herz hätte bringen können, uns etwas weniger von Herrn Schneider, und etwas mehr von den hohen Herrschaften zu erzählen, von denen er so viel gesehen hat. Aber man muß auch für kleine Gaben dankbar sein, wie das englische Sprichwort sagt. Hören wir darum die Geschichte dieses Mannes, dessen Vielgeschäftigkeit sich schwer mit einem zusammenfassenden

Namen bezeichnen läßt, und der vom Glück zu einer Höhe emporgetragen ward, auf welcher vor ihm wol noch kein Sänger oder Schauspieler gewandelt ist.

Seine Kindheitserinnerungen führen ihn in die trübe Zeit der Franzosenherrschaft zurück. Doch schon sie ward dem Knaben durch die ersten hereinfallenden Lichter jener „heiteren Regionen" erhellt, welche selbst der Krieg nur vorübergehend zu verdunkeln vermag. Künstlerblut war in ihm, von Vaters- wie von Mutterseite. Sein Vater war Musikus, zur Zeit wo des Sohnes Erinnerungen beginnen, Waldhornist in der königl. Capelle zu Berlin; seine Mutter war Sängerin. Beide hatten sich an der Bühne des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg kennen gelernt und waren, nachdem sie sich geheirathet, dort geblieben, bis mit dem Tode des Prinzen (1802) auch das Theater geschlossen ward. Der Schlag von Jena ward dem Künstlerpaar und ihrem Hausstand in Berlin verhängnißvoll. Als Friedrich Wilhelm III. Berlin verließ, ward auch seine Capelle entlassen, und Jeder mochte nun sehen, wie er sich weiter durchbringe. Jahre der Entbehrung kamen; aber die braven Leute fristeten, wenn auch kümmerlich, ihr Leben — Dank der Frau Musica, welche die Ihren niemals ganz im Stiche läßt, wenn sie's ehrlich mit ihr meinen. Als die älteren Geschwister erwachsen waren und Louis acht Jahre zählte, ging die Mutter — dem Gemahl an Thatkraft überlegen — mit den Kindern nach Wien, wo sich für „Schwester Johanna" eine Aussicht bot, am Kärnthnerthortheater ihr Debüt zu machen. Sie bestand eine Prüfung bei dem Capellmeister Weigl so gut, daß dieser ihr anbot, in seiner neuen Oper „Die Schweizerfamilie" die Rolle der Emmeline zu singen. Da kamen Briefe von dem Vater in Berlin: er hatte sich, mit der ganzen Familie, nach Rußland engagiren lassen, nach Reval, wo damals Kotzebue Theaterdirector war. Eine Reise nach Rußland, im Jahre 1813, mitten im eben wieder ausgebrochenen Kriege! Die arme Frau würde nicht einmal Reisegeld gehabt haben, wenn nicht ein junger Berliner Componist, der damals zufällig in Wien anwesend war, ein gewisser Meyer Beer, ihr großmüthig geholfen hätte. Neue Schwierigkeiten an der schlesischen Grenze; die Vorposten wollten sie nicht durchlassen. Sie fragt nach dem commandirenden General, und als sie hört, daß es Blücher sei, verlangt sie zu demselben geführt zu werden. Auch das wird nicht ohne Widerrede gewährt. Endlich steht sie vor dem General. — „J, Schneidern, wo kommen Sie denn her?" ruft er, und es versteht sich von selbst, daß man sie mit den Kindern nun ihres Weges ziehen läßt.

In Landsberg trifft sie mit dem Gemahl zusammen und die beschwerliche Fahrt nach Rußland beginnt. Am 18. October, dem Tage der Schlacht von Leipzig, trifft man in Reval ein und am 22. Februar 1814 beginnt die Theaterlaufbahn Louis Schneider's. Nicht eben rühmlich. Er sollte ein schlummerndes Kind darstellen; aber der Neunjährige ging weiter, als „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten" — er schlief ein und schlief so fest, daß er nur mit Mühe geweckt werden konnte. Seine zweite Rolle trug ihm eine Ohrfeige des Regisseurs, seine dritte eine eben solche von keinem Geringeren, als Kotzebue selbst ein. Kurz — er lernte frühe schon, was es heißt, „um die Kunst leiden". Viel wichtiger aber für die zukünftige Gestaltung seines Lebens war es, daß er hier auch russisch sprechen lernte. Obwol die Familie in Reval prosperirte — der

Vater war Capellmeister, die Mutter Bravourſängerin, Schwester Johanna Coloraturſängerin, und Bruder Franz Baritonist — so war doch die Liebe zur Heimath zu mächtig, als daß sie nicht hätten wieder aufbrechen sollen, nachdem im Jahre 1815 endlich der Weltfriede gesichert schien. Concertirend, gastirend und — frierend kehrte man im Winter 1816 über St. Petersburg nach Berlin zurück, wo man indessen nicht Alles so fand, wie man gehofft hatte: der Vater hätte vom Dirigentenpult wieder in die untergeordnete Stellung eines Orchestermitgliedes hinabsteigen müssen, die Geschwister Johanna und Franz fanden kein Engagement: man entschloß sich daher zu einer Kunstreise durch Deutschland, und nur Louis blieb in Pension zurück, um nun zuerst eine deutsche Schule zu besuchen. Das Theater entschwand für eine Weile seinem Blicke. Nur eines Tages, als er beim Examen ein Gedicht declamirt hatte, trat aus den Zuhörern ein Herr zu ihm heran, der ihm freundlich die Backen klopfte und sagte: „Mein Sohn, Du wirst einmal ein großer Schauspieler werden; aber sei recht fleißig, daß Du es nicht zu werden brauchst!“ Der freundliche Herr war Ludwig Devrient, dessen Prophezeiung indessen nur halb in Erfüllung gegangen zu sein scheint. Denn nach Allem, was wir in Erfahrung gebracht, ist Louis Schneider immer nur ein Schauspieler mittleren Ranges gewesen.

Mit dem vorzeitigen Tode seines Bruders Franz — er starb an der Schwindsucht — enden die Kindheitserinnerungen Louis Schneiders. Auf's Neue trat der Ernst des Lebens an die Familie heran. Alle Hoffnungen, die sie auf den ältesten Sohn gesetzt, waren vernichtet. Der Vater mußte sich nun doch zu der untergeordneten Stellung bequemen, die Schwester nahm ein auswärtiges Engagement an und Louis Schneider kam auf das Werder'sche Gymnasium, auf welchem er aber, nach seinem eigenen Geständniß, nicht viel gelernt hat, da Herz und Auge fortwährend am Theater hingen. Bessere Tage kamen, als auf Betreiben eines gütigen Mäcens, des General-Adjutanten und nachmaligen Kriegsministers v. Witzleben, der Vater zum Musikdirector befördert und der Sohn, durch den energischen Entschluß der Mutter, seinem Berufe, dem Theater, gegeben ward. Als fünfzehnjähriger Knabe trat er zum ersten Male im königl. Opernhause zu Berlin auf.

Mit der Leidenschaft für das Theater verband sich frühe schon in seiner Brust eine andere Passion, die schwerer zu erklären und wol nur selten mit jener zusammengefunden werden mag: die für den Soldatenstand; und wie seine künstlerische Carrière mit den Ohrfeigen, so begann seine militärische damit, daß er, als eben eingekleideter Volontär im Garde-Schützenbataillon, durch sein Ungeschick das allerhöchste und ganz persönliche Mißfallen Friedrich Wilhelm's III. erregte, welches sich indessen bald in ein gütiges und dauerndes Wohlwollen verwandeln sollte. Mit Beendigung seiner Dienstzeit war das Interesse Schneider's am Heere und Heerwesen keineswegs erloschen, nur daß er, statt zur Muskete, nun zur Feder griff, um ihm zu dienen. Am 1. April 1833 erschien die erste Nummer des „Soldatenfreundes“, einer Zeitschrift, welche zunächst für den gemeinen Mann und Unterofficier bestimmt, große Verbreitung in der preußischen Armee fand und die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise und höchsten Persönlichkeiten auf den Herausgeber lenkte. Durch Vermittelung des Generals von Witzleben

ward die Probenummer dem Könige vorgelegt und dieser selbst machte einige Correcturen darin. An einer Stelle des Blattes, wo die Rede davon war, daß in Frankreich ein Truppendetachement in ein Dorf eingerückt sei, um die verweigerten Steuern einzutreiben, hieß es: „Wie mag es wol kommen, daß in unserem Vaterlande solche Executionscommandos nicht vorkommen? Muß wol darin liegen, daß bei uns die Steuern nicht zu hoch und die Unterthanen sich ihrer Pflicht besser bewußt sind.“ Nachricht wie Bemerkung hatte der König gestrichen und dabei geschrieben: „Danke für die gute Meinung. Könnte aber doch einmal auch bei uns vorkommen.“ Hand in Hand gingen nun der populäre Militärschriftsteller und der Schauspieler, und beides zusammen empfahl der mächtigsten Protection den geschmeidigen Mann, der bald in den Vor- und Wartezimmern ebenso zu Hause war, wie bisher hinter den Coulissen, und einen wunderbaren Instinct für Alles besaß, was ihm förderlich sein konnte.

Seine erste Begegnung mit dem Czaren Nicolaus fand 1833, gelegentlich einer Zusammenkunft Friedrich Wilhelm's III. mit dem erlauchten Schwiegersohne in Schwedt statt, wohin ein Theil der Berliner Hofschauspieler befohlen worden war. Zwei Jahre später, in Kalisch, wo bei einer abermaligen Entrevue beider Monarchen preußische Truppen zusammen mit russischen manövriren sollten, redete der Kaiser ihn zuerst an. „Es freut mich Ihre Bekanntschaft zu machen;“ sagte der Czar. „Ich habe schon viel von Ihnen gelesen und gehört. Sie sollen ja ein halber Soldat sein!“ — „Verzeihen Ew. Majestät,“ war die Antwort, „jeder Preuße ist ein ganzer Soldat!“ . . . „Würden Sie auch mitmarschiren, wenn es einmal gegen Mich ginge?“ fragte der Kaiser. — „Ja, Ew. Majestät, wenn es der König, mein Herr, befiehlt.“ — Der Kaiser abonnirte auf den „Soldatenfreund“, und bis zu Nicolaus' Tode erhielt Louis Schneider in jedem Jahre einen Brillantring dafür, mit Ausnahme des Kriegsjahres 1854, wo er statt des Ringes einen Orden erhielt. „Da ich damals schon vier Orden besaß,“ sagt der Verfasser mit mehr Offenherzigkeit als Logik, „so darf ich wol sagen, daß diese Verleihung, weil sie gerade vom Kaiser Nicolaus kam, mich ganz besonders erfreute.“ Wir sind durch dieses Geständniß an eine Bemerkung Friedrich Wilhelm's III. erinnert worden, welche sich an einer andern Stelle des vorliegenden Buches mitgetheilt findet. In jener bereits erwähnten Probenummer des „Soldatenfreundes“ war eine Ordensverleihung mit den Worten: „Das ist gewiß geschehen, weil —“ angezeigt und mit einer Aufzählung sämmtlicher dem Herausgeber bekannten Verdienste des Decorirten begleitet. Diese Stelle war bis auf die einfache Nachricht gestrichen und daneben hatte der König geschrieben: „Wenn Ich bei jeder Ordensverleihung die Gründe angeben wollte, würde Ich es schon Selbst thun!“ In seiner Doppelcharge als Schauspieler und „Unterofficier“ (als solchem ward ihm auf allerhöchsten Befehl ein Passepartout ausgefertigt) in Kalisch unermüdlich thätig, bei Tage auf dem Manöverfelde, bei Abend auf der Bühne und in der Nacht am Schreibtisch, fand Schneider noch Zeit, den Dislocationsplan der sämmtlichen Truppentheile der drei Corps der activen oder polnischen Armee, welche eine hohe militärische Bekanntschaft ihm in die Hände gespielt, in's Deutsche zu übersetzen, um sie nachmals im „Soldatenfreund“ zu publiciren. Diese Veröffentlichung trug ihm

folgende Rüge Friedrich Wilhelm's III. ein: „Die Etats hätten Sie aber auch weglassen können! Wird dem Kaiser nicht angenehm sein, daß so was gedruckt wird. Ist richtig, braucht aber nicht alle Welt zu wissen. — Kann so was nicht leiden!" Es ist anzunehmen, daß Herr Louis Schneider bei jeder folgenden Gelegenheit nicht versäumt habe, anzufragen; denn Nichts störte sein gutes Einvernehmen mit dem Kaiser Nicolaus — oder „Niks", wie die preußischen Prinzen ihren Schwager vertraulich nannten. Er sei der einzige Mensch, der bisher in wohlwollendem Sinne über seine Armee geschrieben, sagte er zu Schneider, als er ihm im Jahre 1838 bei den Frühjahrsmanövern im Grunewald begegnete. „Sehen Sie," fuhr er fort, „hier unter Soldaten und mitten in dieser Thätigkeit fühle ich mich ganz und vollkommen glücklich." Als auf kaiserliche Einladung Schneider im Jahre 1847 nach Petersburg kam, sagte der Czar in der ersten Audienz auf eine Bemerkung seines Gastes über Sr. Majestät gutes Aussehen: „Freut mich, wenn Sie dies finden. Ich bin aber nicht mehr das, was ich war, und fange an ein alter Krüppel zu werden. Mit meiner Brust ist es nicht mehr in Ordnung, ich muß mich manchmal gewaltsam aufrecht erhalten. Die Begebenheiten fangen an mich alt zu machen. Aber in einem Punkte werde ich nie alt werden, im Kampfe gegen die Revolution, die jetzt allen Leuten im Kopfe steckt. So lange ich lebe, soll sie *mich* nicht überwältigen." Im folgenden Jahre war der Kaiser unzufrieden mit dem Gange, welchen in Berlin die Dinge genommen hatten. „Er hat es nie begreifen und noch weniger billigen können," sagt Schneider, „daß König Friedrich Wilhelm IV. nicht mit Aufbietung der vollsten militärischen Kraft den Märzaufstand niedergeschlagen. Auch später mißbilligte der Kaiser fast Alles, was in Preußen geschah, und das früher so vertraute Verhältniß war einer gewissen Gereiztheit gewichen, die sich in Wort und That während der Jahre 1849 und 1850 kund gab."

Es war dies die Zeit der Unionsbestrebungen, welche Preußen an die Spitze der deutschen Bewegung stellen und von dem Joch Oesterreichs befreien sollten. Das Ministerium Radowitz machte dem schwerbedrängten Hessenvolk Aussicht auf Unterstützung in seinem Kampfe gegen Hassenpflug. Damals bei einer Begegnung der Kaiser von Rußland und Oesterreich in Warschau sprach der Czar sich für die Bundesexecution in Hessen aus, und erklärte, daß er es auch für sich als casus belli ansehen würde, wenn Preußen einer solchen Execution sich mit den Waffen widersetze. So weit ist es denn freilich nicht gekommen: das Ministerium Radowitz wich dem Ministerium Manteuffel und der Tag von Olmütz vollendete die neue Demüthigung Preußens, welches, nachdem es einen Augenblick Miene gemacht hatte, sich von der Oberherrschaft Rußlands zu befreien, jetzt wieder einlenkte und die Unterdrückung der hessischen Revolution in Schlafrock und Pantoffeln den einziehenden Oesterreichern und „Strafbayern" überließ.

Erst jetzt fand eine Wiederannäherung zwischen den Monarchen von Preußen und Rußland statt, während die guten Beziehungen Schneider's zu dem letzteren niemals unterbrochen worden waren. Sie dauerten, gleich dem Abonnement auf den „Soldatenfreund", bis zum Tode des Czaren, von welchem Schneider 18 Brillantringe, 1 Orden und jährlich 1,200 Rubel Gehalt bekommen hat,

letzteres als Correspondent der „Nordischen Biene". Schneider's Berichte kamen jedoch selten zum Abdruck, dienten vielmehr als Lieblingslectüre des Kaisers Nicolaus und seines intimen Cirkels.

Der Bewegung von 1848, auch ihren reineren und idealeren Elementen stand Schneider feindlich entgegen; wir begreifen das. Was wir weniger begreifen ist der finster denunciatorische Geist, der sich in den betreffenden Relationen kund giebt. Als Louis Schneider seine Erinnerungen an den März 1848 niederschrieb, (April 1857), da lebten noch alle Diejenigen, zum Theil seine Collegen von der kgl. Oper und dem kgl. Schauspiel, die er mit ausdrücklicher Bezeichnung ihres Namens und aller begleitenden Nebenumstände „schlechter Gesinnung" bezichtigt und einige von ihnen leben noch heute, wo das Buch erschienen ist. Sie werden mit Staunen lesen, was sie damals, vor zweiunddreißig Jahren, der Eine über „dreifarbige Bänder, Schleifen und Cocarden" sagte, der Andere über Herrn von Küstner's, des damaligen General-Intendanten, „Stellung zu der allgemeinen frischen Bewegung" schrieb. Solche Gehässigkeiten, noch über das Grab hinaus fortgesetzt, werden durch kein politisches Credo gerechtfertigt. Das prononcirte Auftreten Louis Schneider's in den Berliner Landwehrversammlungen ist ein Beweis für seinen persönlichen Muth und macht ihm alle Ehre. Doch hat er gewiß Recht, wenn er sagt: die Begebenheiten des Mai 1848 hätten ihn gelehrt, „daß der Schauspieler nicht ungestraft aus dem engen Kreise seines Berufes heraustritt." Weniger treffend scheint uns die Bemerkung, daß er eine Berufung zur Uebernahme des Hamburger Stadttheaters in dem dunklen Gefühl abgelehnt habe, „in dem republikanischen Hamburg nicht Director einer vom Publicum abhangenden Anstalt sein zu können". Das republicanische Hamburg! Freilich sollte er hier in endgültiger und ohne Frage harter Weise die Wahrnehmung bestätigt sehen, die er früher in Berlin schon gemacht: daß es nämlich nicht wol möglich ist, zugleich eine Rolle zu spielen auf der politischen und jener andern Bühne, welche von der Strömung des Tages niemals berührt werden sollte. Diese Verquickung ist charakteristisch für die Zeit; aber sie hat etwas unserer Empfindung durchaus Widerstrebendes und es fragt sich, wer im gegebenen Falle mehr unseren Vorwurf verdient: die wüsten Lärmmacher, welche das Theater in eine Stätte unerhörten Scandals umwandelten, oder der Künstler, der durch sein Auftreten den willkommenen Anlaß dazu bot? Die Vorgänge im Hamburger Thaliatheater, welche Herrn Schneider bestimmten, seiner theatralischen Laufbahn zu entsagen, sind allerdings schlimm genug. Aber aus Berlin durch Katzenmusiken vertrieben und am ferneren Auftreten verhindert, hätte Herr Schneider nimmermehr fortfahren dürfen, an einem andern Orte die Beleidigungen seiner Person und seiner Kunst herauszufordern, zumal es ihm an drohenden oder warnenden Anzeichen nicht gefehlt hat. Ein Schauspielhaus ist doch wahrhaftig nicht eine Arena zum Ausfechten politischer Gegensätze. Als er zwei Jahre nach dieser Begebenheit, im August 1850, die Rachel in Sanssouci durch die Zimmer Friedrich's des Großen zur Vorstellung beim Könige zu führen hatte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß die Schauspielerin an seinem Arme gehe, die in Paris nach der Februar-Revolution die Marseillaise auf dem Théâtre français „mit einem furchtbar wilden Ausdruck" gesungen. Wir

finden das Eine so wenig statthaft, als das Andere, wiewol der Rachel die Leidenschaft des Momentes zur Entschuldigung dienen mag; aber Herr Schneider, welcher sich darin gefällt, unter den Zuschauern der Rachel während ihrer denkwürdigen Vorstellung auf der Pfaueninsel den „König von Frankreich, Henri V., damals noch Duc de Chambord" (!) zu nennen, scheint auch in dieser Beziehung der guten Gesinnung ein Vorrecht einzuräumen, welches er der schlechten verweigert. Die ganze Schilderung hinterläßt den Eindruck des Unpassenden, welcher durch die redselige Breite der Darstellung nicht gemindert wird.

Es war ohne Zweifel ein harter Entschluß, den langgewohnten, einträglichen Beruf aufzugeben; aber Herrn Schneider blieb keine Wahl und er hatte Unrecht, wenn er den Grund der ihm widerfahrenen Demüthigung in der Stellung des Schauspielers, und nicht vielmehr in seiner „sogenannten Betheiligung am politischen Treiben" gesucht hat. Sein Abschied vom Theater befreite ihn aus einer unwürdigen Situation und als Redacteur des „Soldatenfreundes" im Schleswig-Holstein'schen Feldlager, im Hauptquartier des Generals Wrangel war er jedenfalls mehr an seinem Platze. Das Bild, welches er von der Campagne entwirft, ist kein erfreuliches, aber es hat den Vorzug, ein wahres zu sein. Es ruft uns noch einmal in Erinnerung, wie verworren und unklar die Bewegung war, welche den Ausgangspunkt aller späteren Entwickelungen bildeten, das Vorspiel der Kriege von 64, 66 und 70. Wer hätte damals freilich an eine solche Tragweite denken sollen? Die Freischaren, in denen ein gut Theil von jenem Idealismus steckte, welcher unter Enttäuschungen reifend und durch Kämpfe gestählt, nachmals so viel für Preußens Hegemonie und Deutschlands Erhebung thun sollte, waren dem Auge Louis Schneiders natürlich ein Greuel; während der Vorbeimarsch der preußischen Regimenter in ihm die bittere Frage hervorrief, „warum der König sich in Berlin beleidigen ließ, wenn solche Truppen bereit sind, für ihn in den Tod zu gehen?" — Die Möglichkeit eines Ausgleichs, einer Aussöhnung beider Gewalten, der conservativen und der liberalen, durch Aufnahme dessen, was berechtigt in der einen und gesund in der andern war, lag damals allerdings in ungewisser Ferne; dies war der Augenblick der beginnenden Reaction und zugleich der, in welchem Louis Schneider, eben aus Schleswig-Holstein zurückgekehrt, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. berufen ward.

Diejenigen Abschnitte, welche diesen Monarchen und des Verfassers Beziehungen zu ihm schildern, gehören zu den anziehendsten der vorliegenden Memoiren. Schneider hatte schon den Kronprinzen als den geistvollen und leutseligen Herrn gekannt, von dem alle Welt entzückt war; allein der freisinnige, volksthümliche Zug seiner ersten Regierungshandlungen als König hatte ihn abgeschreckt. Er gesteht ganz offen, daß der „ungemessene und aufdringliche Volksjubel, der den Monarchen bei jeder Gelegenheit im Anfange seiner Regierung umgab," ihm wehe gethan habe. Er war eben Einer von jener Gattung Preußen, welche ihren König „für sich allein" haben wollten und soviel dazu beitrugen, den durch das Verhängniß herbeigeführten Riß zu erweitern. Das „Amice, finis veteris Borussiae!" welches am Abend des Huldigungstages Schneider seinem Freunde zurief, ist trotzdem in Erfüllung gegangen; aber war denn das „alte

Preußen" — nur noch dem Namen nach ein Großstaat und in der That von dem guten Willen Oesterreichs, von der Gnade Rußlands lebend — war es denn wirklich besser als das Preußen König Wilhelm's I., Deutschen Kaisers, welches vornan steht im Reiche der Völker und Nichts als das Gewicht seines Wortes in die Wagschale zu werfen braucht, um den Frieden der Welt zu sichern?

Sehr schön und — soweit ein Urtheil erlaubt ist — sehr richtig ist Alles, was Schneider über die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. sagt. „Er war durch und durch eine poetische Natur und zwar in dem ganzen Gegensatze, in welchem sie zu einer praktischen Natur steht. Eben weil er durchaus anders war als sein Vater und sein ältester Bruder, mußte ihm natürlich praktisch Vieles mißrathen, was seinem Vorgänger und seinem Nachfolger gelang." Wenn man es nicht wüßte, wie gütig und herzgewinnend, wie feinfühlend und — im Goethe'schen Sinne — „zierlich denkend" der König gewesen: aus diesen Blättern würde man es ersehen. Aber das Zeitalter verlangte einen eisernen Charakter, das gährende Jahrhundert einen klaren politischen Gedanken. „Zum Soldaten bin ich verdorben," sagte er mit seinem liebenswürdigen Lächeln, als Schneider ihm eine für sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum bestimmte Beschreibung seiner militärischen Laufbahn unterbreitete; und wen würde nicht tiefe Wehmuth bei den Worten ergreifen, welche er hierauf an Schneider richtete, als dieser ihm mittheilte, daß er die Materialien zu seiner Biographie sammle? „Nein! nein! lassen Sie andern das unerfreuliche Geschäft, gerecht sein zu müssen! Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie nicht über mich schreiben wollen, auch nach meinem Tode nicht. Ich verlange ein strenges Urtheil." Er glaubte, daß er die Revolution hätte bändigen sollen und können, wenn er härter gewesen wäre. Jener unheilvolle Riß, von welchem wir oben gesprochen, ging mitten durch sein Herz und seine Seele.

Das Verhältniß, in welches Schneider als Vorleser Sr. Majestät trat, machte sich nur allmälig und wie von selbst, dauerte dann aber durch neun Jahre, bis zu der letzten Krankheit des Königs, und beruhte zumeist auf dem Wohlgefallen, welches dieser an der Persönlichkeit Schneiders, seiner Gesinnung und seinen literarischen Arbeiten fand. Es mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, daß zu der Zeit, wo Tieck noch lebte und Alexander von Humboldt noch geistig herrschte, am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. ein Mann zur Geltung kommen konnte, dessen Bildung, nach ihrem bisherigen Gange, eine lückenhafte sein mußte, während seine literarischen Leistungen — wie ja das vorliegende Werk auf's Neue bestätigt — irgend welchen selbständigen Werth nicht besitzen. Etwas Aehnliches mag wol auch Humboldt gefühlt haben, als er in einem (durch Holtei nachmals in Schneider's Hände gelangten) Billet an Tieck von dem „jämmerlichen Pathos und dem bühnenhistorischen Späßchen des patriotischen und militärischen Schauspielers" spricht. „Ich gehe unter", sagt er; „Sie" — ruft er dem einstigen Haupte der romantischen Schule zu — „Sie rettet geistig Ihre Einsamkeit." — Indessen darf man nicht vergessen, daß bei dem Könige, nach den bitteren Erfahrungen des Jahres 1848, das Bedürfniß einer leichteren, heiteren und erheiternden Unterhaltung überwog, für welche Schneider ganz geschaffen war. Sein Talent nach dieser Seite hin muß uns billig in Erstaunen

setzen, wenn wir hören, daß er einen in Potsdam Statt gehabten Brand in einem humoristischen Aufsatze zu schildern wußte, „der denn auch das Glück hatte, den König ganz besonders zu amüsiren". Dazu kam seine bewährte Loyalität, sein specifisch preußischer Patriotismus, welcher in jener Periode dem Herzen des Königs besonders wohl thun mußte; seine Virtuosität in den Formen der Gesellschaft, sein vorsichtiges und kluges Auftreten auf dem glatten Boden der Vor- und Wartezimmer, welches ihm die Protection der Mächtigen und die Gunst des Hofes erwarb und sicherte. Wir müssen es dem Andenken Schneider's zu seiner Ehre nachsagen, daß er — nach dem übereinstimmenden Zeugniß von competenter Seite — seinen Einfluß niemals zum Schaden, oft aber zum Nutzen Anderer angewandt hat; wie denn auch in der neuen Sphäre, die seinen Neigungen und seiner Befähigung so sehr entsprach, das, was in seinem Charakter wirklich schätzenswerth gewesen ist, immer unzweideutiger zum Vorschein kommt. Wir können es dem gewiegten Hofmanne — dessen Stellung doch immerhin nur in der persönlichen guten Meinung des Königs ihren Grund und Halt hatte — nicht sonderlich hoch anrechnen, daß er, außer einem Commißbrod und einer Lampe, keinerlei Geschenke von Seiner Majestät angenommen hat. Aber anerkennen müssen wir, daß er in seinem Urtheil, auch über solche, die seine Gegner waren, milder und vor Allem gerechter geworden. Trotzdem er von der durch Varnhagen bekannt gemachten vertraulichen Correspondenz Humboldt's mit derjenigen Mißbilligung spricht, die ziemlich allgemein getheilt wird; und trotzdem er selbst, wie wir gesehen, von dem Spotte des großen Mannes zu leiden gehabt hat, so nimmt er ihn doch gegen alle zu weit gehende Beschuldigungen in Schutz. Vielleicht war es ein verwandtes Fühlen, welches ihm die folgenden Worte über Humboldt in die Feder gab: „Ich habe Beweise gehabt, daß er sich mit größter Wärme aufstrebender Talente annahm, daß er gern geistig und materiell Bedrückte förderte und daß er für seine Umgebung liebevoll, dankbar und selbst aufopfernd war".

Im Anfange nur durch den Zufall herbeigeführt und bestimmt, wurden Schneider's Vorlesungen bald eine feststehende Institution am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. An jedem Sonnabend Abend wurde gelesen. Ein Programm wurde jedesmal ausgegeben, und um runde Tische gruppirt saß die Gesellschaft; „auf allen Tischen standen Lampen und vor dem Stuhle Sr. Majestät des Königs lag ein Zeichenbrett mit aufgehäuften Papieren. Bei Beginn der ersten Vorlesung hatte Se. Majestät gezeichnet und dabei die Augen sehr nahe auf die Zeichnung geheftet; es dauerte aber nicht lange, so wurde der Bleistift niedergelegt, der König hob den Kopf, sah mich unverwandt an und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit." Das Interesse des Königs an diesen Vorlesungen ward allmälig so groß, daß sie weder durch Jagden und Manöver, noch durch Gedenktage der königlichen Familie, ja selbst nicht bei Krankheitsfällen unterbrochen wurden; und einmal, an einem solchen Abend, als einige junge Hofdamen während der Lectüre mit einander flüsterten, rief der König ihnen zu: „Stille da hinten, die Weiber!" Glücklicher als vor ihm Kopisch, und selbst Tieck gewesen, wußte Schneider sich diese Theilnahme des Königs durch neun Jahre unausgesetzt zu erhalten. Als Tieck seinen „Prinz Zerbino", seinen „Gestiefelten

Kater" an eben derselben Stelle gelesen, wunderte er sich, daß der König fragend, erzählend, auch wohl Befehle an die Dienerschaft oder das Souper anordnend, die Vorlesung unterbrach. Tieck behandelte die Vorlesung wie eine Kunstleistung. Schneider faßte seine Aufgabe leichter auf. Er kannte den Geschmack des Königs „für historische Darstellung in humoristischer Form", und schrieb demgemäß „für jeden Sonnabend etwa Neues, stöberte in den Bibliotheken und Archiven umher, um Interessantes und Kurioses zur Ansicht und Anknüpfung vorzulegen", und gab sich „nach jeder Richtung hin Mühe, den König zufrieden zu stellen". Als Resumé der von Schneider sorgfältig aufbewahrten Programme ergiebt sich, daß unter den Autoren, die zum Vortrage gebracht wurden, der Vortragende selbst mit den verschiedensten Beiträgen die vorderste Stelle einnimmt. Theils waren es von ihm verfaßte Capitel zur Theatergeschichte, Theaternovellen und Coulissengespräche, theils komische Darstellungen von Ereignissen der Tagesgeschichte, meistens aus dem Berliner Leben, oder von Erlebnissen aus den im Gefolge des Königs gemachten Reisen, literarische Travestien, drastische Scenen aus Polizeiacten und komische Gedichte, Jagdprotocolle, Jagdgeschichten. Dem Ernste wurde Rechnung getragen durch die Mittheilung charakteristischer Begebenheiten zur Märkischen Geschichte, zur Geschichte Berlins, Potsdams, Charlottenburgs ꝛc.

Wenngleich der Zahl nach überwiegend, waren es doch nicht ausschließlich Producte seiner eigenen Feder, welche Schneider vor dem Könige las. Sein Verdienst war es, einem Dichter zur Anerkennung und einer Lebensstellung verholfen zu haben, der bis dahin, obwol schon ein Fünfziger, unbekannt geblieben: nämlich Friedrich Christian Scherenberg. Sein nachmals so berühmt gewordenes Gedicht „Waterloo" war noch Manuscript, als Schneider es im October 1848 zuerst vorlas. Dem Könige hatte die Dichtung einen solchen Eindruck gemacht, daß er nach den Lebensverhältnissen des Dichters fragte, um ihm ein Geschenk zu machen. „Erzählend berichtete ich all das Kuriose, was ich von ihm wußte und erfahren" (Scherenberg war bis dahin Kaufmann gewesen und wurde nachmals, 1855, Bibliothekar im Kriegsministerium), „und unterstand mich, vorzuschlagen, Seine Majestät möge als bestes Geschenk die Dichtung auf königliche Kosten drucken lassen, weil ihn das am Schönsten in die Welt einführen würde." So geschah es, und sicherlich wird mit der Geschichte jener Lese-Abende der Name von Scherenberg's „Waterloo" stets in ehrender Weise für den Vorleser verknüpft bleiben.

Unter den auf die Zeitgeschichte bezüglichen Schriften, die zum Vortrag kamen, finden wir Bamberger's „Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung" und Groddeck's „De morbo democratico". Von Novellisten ist Hackländer vor allen bevorzugt worden; sein Name findet sich auf 40 Programmen; neben ihm erscheint George Hesekiel 17 mal und Paul Heyse zweimal. Scherenberg's Gedichte wurden an 29, diejenigen Fontane's an 11 Abenden gelesen; vereinzelt finden sich Zedlitz, der Banus Jellachich, Redwitz, von Lepel, von Köppen und Märcker. Goethe wird durch die Harzreise, Schiller durch die Hochzeit der Thetis vertreten; außerdem gelangte Goethe's Faust zweiter Theil in der Bearbeitung von Wollheim da Fonseca zum Vortrag. Unter den Reisewerken bemerken wir Max Schlesinger's „Wanderungen durch London", die Journal-Literatur wird durch

Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" repräsentirt und Bülau's „Geheimnißvolle Geschichten", Münchhausen's Abenteuer und Glaßbrenner's Berliniaden vervollständigen das abwechslungsreiche Repertoire.

Das Auditorium Schneider's setzte sich zusammen aus den Majestäten, den königlichen Prinzen, sowie den zum Hofstaat und der militärischen Begleitung gehörigen Herrschaften. Humboldt hat der Vorlesung an 80 Abenden beigewohnt; am häufigsten nächst ihm waren der Geh. Rath von Niebuhr, der Leibarzt Dr. Grimm, der Polizei-Präsident von Hinckeldey, mehrmals der General-Director der Museen von Olfers und der Architekt Stüler unter den Zuhörern. Vereinzelt erschienen Rauch, der Maler Hensel, Leopold Ranke, Curtius, Lepsius, der Maler Grahl, der Dichter Raupach. Die Militärs und Diplomaten überwogen. Einmal, am 23. April 1856, war „Oberst, Baron von Moltke, militärischer Begleiter S. K. H. des Prinzen Friedrich Wilhelm", ein anderes Mal, am 31. August 1854, „der Bundestagsgesandte von Bismarck-Schönhausen" anwesend.

Doch nicht nur die Präsenzlisten und Programme jener Lese-Abende hat Schneider aufbewahrt (sie befinden sich jetzt im königl. Hausarchiv), auch über Alles, was sich während derselben begab, hat er genaue Notizen gemacht, welche freilich nur zum geringsten Theil in dem vorliegenden Memoirenwerke reproducirt sein werden. Wie viel, in einem geschichtlichen Sinne, Denkwürdiges hätte man grade auf diesen Blättern — gleichsam eine abgekürzte Chronik der Zeit — wol zu finden gemeint aus jenen stürmischen Tagen, wo während der Vorlesungen beständig Depeschen und Rapporte an den König kamen und, wie Schneider selbst sagt, nicht selten „aus dem Zirkel weniger Officiere fast ein Staatsrath" wurde. Doch ist die Ausbeute sehr gering; nur ganz vereinzelt und jedesmal mit der äußersten Discretion streift Schneider das politische Gebiet. Am 4. December 1848, als er eine historische Skizze über den Kurfürsten Friedrich II. mit den eisernen Zähnen las, welcher bekanntlich abdicirt hat, erhielt der König die Depesche, welche ihm die an demselben Tage geschehene Abdication des Kaisers Ferdinand zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph meldete. „Der König wurde blaß, sein Gesicht nahm einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck an; schweigend und nach kurzem Nachdenken reichte er die Depesche der besorgten Königin, stand dann auf und zog sich zurück. Die Königin theilte den Inhalt der Depesche den Anwesenden mit und folgte dann dem Könige." Die Majestäten kamen an diesem Abend nicht mehr zum Vorschein.

Um die Zeit, im Frühling 1849, wo das Eintreffen der Deputation erwartet wurde, „welche dem Könige die deutsche Kaiserkrone als ein Geschenk der Paulskirche anbieten sollte", war durch ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände ein historischer Absatz auf das Programm gekommen, welcher die Prophezeiung behandelte, die dem Kurfürsten Joachim I. im Jahre 1506 für das Haus Hohenzollern nicht allein die Erlangung der Königswürde, sondern die höchste Würde in der Christenheit verhieß. Der Aufsatz wurde jedoch unterdrückt und Friedrich Wilhelm IV. hat ihn nie kennen gelernt.

Von den 415 Vorleseabenden, welche Schneider verzeichnet, fanden nur 11 im Berliner Schlosse statt. Es ist wol erklärlich, und Schneider kommt an

mehreren Stellen seines Buches darauf zurück, wie unbehaglich dem Könige der Aufenthalt in diesen Räumen war, auf welchen die für ihn so trüben Erinnerungen des März 1848 lasteten. Als Schneider den Kaiser von Rußland zum erstenmal nach der Revolutionszeit im Jahre 1851 zu Warschau wiedersah, ward folgendes Gespräch zwischen ihnen geführt: „Sagen Sie mir, Schneider, wie konnte es der König über sich gewinnen, wieder in das revolutionäre Berlin zurückzukehren?" — „Das weiß ich nicht, Eure Kaiserliche Majestät," erwiderte Schneider, „denn ich habe nicht 16 Millionen Unterthanen. Ich selbst bin bis jetzt noch nicht in das revolutionäre Berlin zurückgegangen und denke es auch nicht zu thun. Ein Monarch hat aber wol noch auf Anderes Rücksicht zu nehmen, als auf seine Wünsche. Das wissen ja Eure Kaiserliche Majestät besser als ich, da Sie mir diese Frage in Warschau stellen." — Der Kaiser warf einen Blick auf Schneider, für dessen Furchtbarkeit dieser gar nicht genug Worte finden kann, und sagte dann: „Ich habe aber die Revolution in Warschau auch erdrückt!" — „Gewiß, Ew. Kais. Majestät, aber bei uns in Preußen wird mein Allergnädigster Herr auch mit ihr fertig werden. Nur wendet er ein anderes Mittel an, die Ekelkur." — „Nun, wir werden ja sehen!" — Als ein Jahr später (1852) Schneider dem Czaren abermals, und zwar in Charlottenburg begegnete, sagte dieser: „Apropos! unsere Unterhaltung von damals. Sie haben Recht gehabt; ich bin heute lange in Berlin gewesen und habe keine Spur mehr von der Rebellion gesehen. Der König hat sie besiegt; mein System ist aber doch besser." Das letzte Wort, welches Schneider, drei Jahre nach dem Tage von Olmütz und zwar in Olmütz selbst vom Kaiser hörte, bezog sich auf dessen Aeußerung: „Auf dem Schlachtfelde, wo sich Oesterreich und Preußen gegenüberstehen, erscheine ich mit meiner Armee und stelle mich zwischen beide. Ich will doch einmal sehen, ob ich nicht im Stande bin, eine veritable „querelle allemande" zu verhindern." Schneider befand sich damals in Begleitung des Prinzen von Preußen, welcher zur Inspection des österreichischen Bundescontingentes nach Olmütz gekommen; dreizehn Jahre später, als der Prinz längst König von Preußen geworden, sollte sich Schneider, auch nicht weit von Olmütz, auf Böhmens Schlachtfeldern davon überzeugen, daß die Lösung der veritablen „querelle allemande" durch die Dazwischenkunft eines „europäischen Renneboom" nicht länger aufzuhalten sei. Durch den Krimkrieg begann jener Umschwung in den europäischen Verhältnissen, welcher es Preußen möglich machte, sich endgültig von dem Drucke zu befreien, welchen Österreich seit dem Sturze des Herrn von Radowitz und dem Siege des Herrn von Manteuffel mit verdoppelter Wucht ausübte. Um diese Zeit aber ward mit äußerster Vorsicht darauf gehalten, Alles zu vermeiden, was die Empfindlichkeit Oesterreichs oder irgend eines anderen deutschen Staates hätte reizen können. Am 1. September 1853 läßt der König seinen Vorleser in sein Arbeitscabinet kommen und sprach mit ihm über einen in der „Wehrzeitung" erschienenen Leitartikel, den er außerordentlich lobte und ganz mit seinen Ansichten übereinstimmend erklärte. „Dieser Artikel hatte sich nämlich gegen die Feier von Gedenktagen solcher Schlachten ausgesprochen, in denen preußische Truppen vorzugsweise gegen andere deutsche Armeen gekämpft." Einige Tage später, während eines Manövers in der Provinz Sachsen, durfte „die

Schlacht von Roßbach" nicht vorgelesen werden, weil einige österreichische Officiere anwesend waren. Alles eigentlich Politische jedoch hat Schneider in diesem Abschnitt seines Werkes, welches seine Beziehungen zu dem preußischen Hofe schildert, streng vermieden oder er begnügt sich mit allgemein gehaltenen Andeutungen, welche höchstens Vermuthungen zulassen. Als der Prinz von Preußen auf jener oben erwähnten Reise nach Olmütz die Begleitung Schneider's wünschte, rief der König: „Nein! den Schneider kann ich nicht entbehren", und erst auf die Vorstellung, welchen Nutzen man davon erwarte, ward der Urlaub bewilligt. Bei Gelegenheit eines Jagdaufenthaltes in Letzlingen, October 1854, bemerkt er, daß derselbe diesmal auch ein politisch sehr bewegter war, „weil hier daran gearbeitet wurde, Preußen zu einem engen Bündnisse mit Rußland gegen die Westmächte und Oesterreich zu bringen."

Um diese Zeit auch war es, wo die Vorlesungen, häufiger als sonst, durch Unwohlsein des Königs unterbrochen oder abgekürzt wurden und ein Jahr später, im September 1855, wo der Vorleser zuerst wahrnahm, „daß der König so oft mit seinem Gedächtniß, besonders für Namen, zu kämpfen hatte. Dies kam häufig bei allerdings geringfügigen Dingen zur Erscheinung, rief aber gewöhnlich eine große Aufregung bei ihm hervor. In den meisten Fällen konnte einer der Anwesenden aushelfen und dann ging das Versagen des Gedächtnisses rasch vorüber." Auf der Rückreise von Marienbad im Juli 1857 erkrankte der König in Pillnitz, nach den ersten Nachrichten sehr gefährlich, besserte sich aber bald, so daß eine eigentliche Gefahr vorüber schien. Als Schneider ihn auf dem Bahnhof empfing, und ihm zu seiner raschen Wiederherstellung Glück wünschte, sagte er mit einem unaussprechlich trüben Ausdruck: „Na! Na! Schneider. Diesmal war es schlimm! Ich war ganz benommen!" Seit diesem Tage bemerkte Schneider, „daß hin und wieder nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit für die Lectüre bei ihm herrsche, wie früher, daß er sich fast gar nicht mehr auf Namen besinnen konnte." Keinen Zweifel mehr über das Leiden Friedrich Wilhelm's IV. ließ ihm der folgende Vorfall. Schneider stand — es war am 8. August 1857 — an der offnen Thür, und erwartete, wie gewöhnlich, vom Könige gerufen zu werden. Der König warf erst einen Blick in die illustrirten Zeitungen und sagte dann: „Nun, wie ist es, Lieschen, wollen wir lesen?" — Als die Königin dies bejahete, rief der König: „Nun, dann soll er hereinkommen, — wie heißt er doch? — der — der —" Natürlich fielen die Königin und Prinz Carl sogleich helfend ein: „Du meinst Schneider!" — „Ja! — Der soll hereinkommen!" Der letzte Vorleseabend war derjenige des 28. September 1857, in Sanssouci. „Obgleich ich," erzählt Schneider, „besonders Interessantes — mehrere Capitel aus meiner historischen Arbeit über Sanssouci — las und auch eine lebhafte Discussion sich daran anknüpfte, so fühlte ich doch, daß der König seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig war. In trübster Stimmung verließ ich Sanssouci .... ich wurde weder in Potsdam, noch in Charlottenburg weiter zum Vorlesen befohlen, noch auf den Reisen nach Meran und Rom mitgenommen. Jede geistige Aufregung, ja selbst Anregung sollte nach dem Rathe der Aerzte vermieden werden."

Aus der Zeit unmittelbar nach dem Tode Friedrich Wilhelm's IV., von der

„neuen Aera" und dem ersten Erscheinen Bismarck's erzählt uns Schneider Nichts. Ihm war eigentlich schon mit dem Czar Nicolaus „ein damals letzter Hort" für seine politischen Ueberzeugungen verloren gegangen. „Nun war kein Monarch mehr in Europa," rief er aus, „der weder den Willen noch die Kraft hatte, die Revolution in allen ihren Formen und Consequenzen zu bekämpfen." In Rußland selbst war „das russische System" mit dem Kaiser Nicolaus zusammengebrochen; und wie dieser einst, in den Tagen der Verstimmung, an den Generaladjutanten Friedrich Wilhelm's IV. geschrieben: „Es gibt jetzt nur noch drei gute Preußen, das bin Ich, Sie, lieber Rauch, und Schneider", so konnte Schneider von nun ab sagen: „es gibt gute Russen nur noch in Berlin!" Es ist begreiflich, daß Schneider keine besondre Sympathie für Bismarck hegte, der sich sehr bald veranlaßt fand, den Einfluß des Vorlesers auf seine Sphäre zu beschränken. Diese Abneigung ging so weit, daß letzterer — wie man erzählt — in Versailles vor einer Versammlung von Fürsten und Feldherren dem damaligen Bundeskanzler den Gruß verweigerte. Von diesem zur Rede gestellt, soll Schneider erwidert haben: „Ich bin der Aeltere von uns Beiden."

Während der Kriege von 1866 und 1870 befand sich Schneider im Hauptquartiere des Königs, um von dort aus Berichte für den „Staatsanzeiger" zu schreiben. Mit welcher Beklommenheit wir in den Krieg gegen Oesterreich gingen, ist noch in Jedermanns Erinnerung. „Ich schied in sehr bewegter, nichts weniger als vertrauensvoller Stimmung," erzählt Schneider, „da ich die politisch maßgebenden Verhältnisse und die Gedanken des Königs besser kannte, als viele, die in demselben Zuge mit auf den Kriegsschauplatz fahren sollten." Am Morgen früh vor der Abreise hatte er drei Kisten in dem Bibliothekszimmer stehen sehen, in welche der König seine wichtigsten Papiere eingepackt, um sie im Fall der Noth in Sicherheit bringen zu lassen. Die Bevölkerung Berlins verhielt sich ernst, obwol am Tage vorher die Siegesnachricht von Skalitz eingetroffen war. Nach einem Augenblick des Jubels und Enthusiasmus war man wieder in die frühere trübe Befürchtung zurückgefallen. Die Reihe der Siege, welche von nun ab in wunderbarer Schnelligkeit einander folgten, überraschte so sehr, daß sie zuerst keinen Glauben fanden. „Selbst unter der auf dem Bahnhof versammelten Dienerschaft hieß es: Laßt Euch doch Nichts weis machen, die Siegesnachrichten sind ja alles Schwindel. Das wird nur so ausgesprengt."

Zwei Tage später befand man sich schon mitten in Böhmen, in Gitschin. Es war Nacht. „Der weite Markt war bereits ganz verödet, dem wilden Getümmel des Tages war die tiefste Ruhe gefolgt. Im Quartier des Königs brannte noch Licht und da ich wußte, wo sein Schreibtisch stand, so konnte ich vom Markte aus erkennen, daß er spät am Abend noch arbeitete." Nicht weit entfernt war eine Kirche, aus welcher der Vorübergehende Schreien und Wimmern vernahm. „Wäre ich doch nicht hineingetreten! Die ganze Kirche lag voll Schwerverwundeter. Eben waren einige verschieden, andere röchelten und stöhnten fürchterlich. Ich trat in rieselndes Blut auf den Steinfliesen. Wenige mattbrennende Lichter erhellten den großen Raum und ließen nur die

Dunkelheit um so greller hervortreten." Als er von der Kirche aus durch das Thor ging, bemerkte Schneider einen Wagen, der in ungewöhnlicher Eile nach dem Markte fuhr. Der Wagen brachte den General von Voigts-Rhetz aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, und in dieser Nacht entschied sich im Hauptquartier des Königs das Schicksal des folgenden Tages.

Naßkalt, trüb und nebelig war der Morgen des 3. Juli. Zwei Ruhetage waren vorher angesagt worden. Niemand ahnte, daß heute die Entscheidungsschlacht geschlagen werden würde. Der König war um 5 Uhr früh nach Horic zum Prinzen Friedrich Karl gefahren, aber man erwartete ihn zum Nachmittag zurück und das Diner ward für ihn bereitet. Indessen war Schneider ihm gefolgt. Um 9 Uhr war er in Horic. „Der Kanonendonner war hier nur hin und wieder zu hören, wahrscheinlich durch die tief herabhangenden Regenwolken abgeschwächt; aber der eigenthümlich brüllende Ton, der den scharfen vom Manöver-Kanonenschuß so deutlich unterscheidet, zeigte, daß ein heftiges Gefecht, vielleicht eine Schlacht sich entwickelt haben mußte." Nun ging es aus Horic fort, auf die Chaussee nach Königgrätz. „Ueberall ein eiliges Drängen, dem Kanonendonner entgegen, sowol bei geschlossen marschirenden Trupps, als bei jedem einzelnen ... Der Kanonendonner hatte um diese Zeit eine Intensität angenommen, daß man gar keine einzelnen Schüsse mehr unterscheiden konnte. Das Brüllen in der Luft war so ununterbrochen, wie das Rollen eines schweren Wagens. Man sah fast die Luft zittern und soweit das Auge reichte, Wolken von Pulverdampf. Verwundete kamen in immer stärkeren Transporten, berichteten aber nicht viel Tröstliches. ... Gegen 12 Uhr lauteten die Nachrichten immer ungünstiger. Die fechtenden Truppen wußten bereits, daß das Eintreffen der Kronprinzlichen Armee auf dem Schlachtfelde erwartet wurde, aber auch, daß noch keine Spur von ihr zu sehen war." Wenn Schneider bis hierher nur unter großen Schwierigkeiten gelangt, so war von nun ab an kein Weiterkommen mehr zu denken. Er mußte sich entschließen umzukehren, und fuhr in der gedrücktesten Stimmung nach Gitschin zurück. Unterwegs wuchsen die Gerüchte von dem schlechten Stande der Schlacht immer mehr an und in dem unerwarteten Wiedererscheinen Schneider's fand man eine Bestätigung derselben. „Der kommt auch schon zurück!" hörte er in Horic von einer Gruppe sagen, bei der er sich vor wenigen Stunden nach dem Verlauf der Dinge erkundigt hatte. In Gitschin wußte man um 3 Uhr Nachmittags noch so gut wie Nichts von der Schlacht. Der russische Militärbevollmächtigte, General Kutusow, ging ganz ruhig auf dem Markte spazieren, ohne Ahnung, daß eine Meile weiter in diesem Augenblick unter furchtbarem Kriegsgetümmel das neue Deutschland geboren werde! Nach 4 Uhr fuhr eine Kutsche mit zwei schwer verwundeten Offizieren bei der Hauptwache vor: von ihnen erfuhr man, daß alle drei preußischen Armeen und die ganze österreichische Nordarmee im Kampfe ständen. Vier Stunden später kam die Siegesnachricht: es war die Depesche des Grafen Bismarck an den Geheimerath Abeken, wie sie im „Staatsanzeiger" erschienen ist.

Am 6. Juli wurden die napoleonische Einmischung, die Abtretung Venetiens, die Heranziehung der italienischen Armee im Hauptquartier bekannt. Wie Schneider den König am Tage nach der Schlacht schon früh am Morgen über

seinen Papieren hatte sitzen sehn, so fand er ihn auch am Morgen dieses Tages: ruhig, als ob Nichts vorgefallen wäre. Mitten im Wirrwarr des Krieges und der Unsicherheit der Lage bleibt Eines sich immer gleich: das unermüdliche Pflichtgefühl und die unerschütterliche Ruhe des königlichen Herrn. Nachrichten vom süddeutschen Kriegsschauplatz fehlten; man wußte nicht, wozu sich Frankreich entschließen werde und trug sich allgemein mit der Nothwendigkeit einer neuen großen Schlacht vor Wien. „Aber auch die befremdlichsten Nachrichten vermochten den König nicht aus der Fassung zu bringen. Es war ganz gleichgültig, ob die Nachrichten günstig oder ungünstig waren, der ruhige, milde Ausdruck des Gesichts blieb immer derselbe." Inzwischen, während des Vormarsches der Armee nach Mähren, war Prag gefallen und Benedetti im Hauptquartier eingetroffen. Man war jetzt ganz in der Nähe jenes Olmütz, wo sechzehn Jahre früher und unter der vollen Beistimmung des Hrn. Geh. Hofraths Schneider Preußen sich vor Oesterreich gedemüthigt hatte. Jetzt sieht er die Sache von einem anderen Gesichtspunkt an. „Die Ankunft und das Verweilen des französischen Botschafters im Hauptquartier," sagt er, „schien allen nichts Gutes zu bedeuten, und machte den Eindruck des langsam nachschleifenden Hemmschuhs, der plötzlich sich unter das rasch rollende Rad des Siegeswagens schieben wollte." Für den Mann der „europäischen Renneboom"-Theorie, der die Worte des Czaren Nicolaus: „Auf dem Schlachtfelde, wo sich Oesterreich und Preußen gegenüberstehen, erscheine Ich mit Meiner Armee und stelle sie zwischen beide" einst mit ungeheuchelter Freude begrüßt hatte (I. 403), konnte der Gedanke einer fremden Intervention doch wahrlich nichts so Schreckliches haben! Wenn Herr Geh. Hofrath Schneider sich beglückwünscht, dem Könige sich nahen zu dürfen, „der ja jetzt auch ein Sieger geworden war", und daran die Hoffnung knüpft, daß er, der glorreich hervorging aus einem solchen Kampfe mit den Waffen, nun auch glorreich hervorgehen müsse, „aus dem Kampfe gegen die Revolution"; so möchten wir ihn wol fragen, welche Revolution er meint? Diejenige, welche lange nach Königgrätz noch daran arbeitete, den russischen Einfluß wiederherzustellen, oder diejenige, welche uns 1866 von der österreichischen, 1870 von der französischen Einmischungspolitik ein für allemal befreite und an deren Spitze kein Anderer stand, als Bismarck?

In Nikolsburg, in dessen dem Grafen Mensdorff-Pouilly gehörigen Schloß der König dieselben Zimmer inne hatte, welche Napoleon I. vor der Schlacht bei Austerlitz bewohnte, begann die Verhandlung der Friedenspräliminarien, eine Waffenruhe ward vereinbart. Trotzdem hoffte die Armee mit Sicherheit auf den Einzug in Wien. „König Wilhelm unzweifelhaft Kaiser von Deutschland! Das Elsaß und Lothringen von Frankreich gefordert!" So lautete der Anfang und das Ende des Programms, welches man sich damals im Feldlager, vom Officier bis zum gemeinen Mann gemacht. Der Krieg von 1870 ging mit innerer Nothwendigkeit aus dem von 1866 hervor, welcher die Wünsche der Nation nur halb befriedigte. Schneider läßt durchblicken, daß man sich über die militärische Stärke Frankreichs noch immer übertriebenen Vorstellungen hingab. Wäre der preußische Militär-Bevollmächtigte in Paris, welcher den König gebeten hatte, den Krieg mitmachen zu dürfen, damals auf seinem Posten

gewesen, so hätte man gewußt, wie wenig vorbereitet die französische Armee für einen Feldzug war und, meint Schneider, die Friedensbedingungen würden dann wol anders ausgefallen sein.

Ein Abgesandter des Königs Georg von Hannover, Oberstlieutenant von Haimbach, der in Nikolsburg erschien, ward nicht empfangen; der bayerische Ministerpräsident von der Pfordten erst, nachdem er einmal von Bismarck abgewiesen worden war. Auch von Seiten Oesterreichs fand er keinerlei Unterstützung oder Befürwortung, da man in Wien einen großen Theil des Unglücks der Saumseligkeit Bayerns zuschrieb. Der süd- und westdeutsche Feldzug war um diese Zeit siegreich beendet, Frankfurt am Main besetzt worden; der Abschluß des Friedens stand in Prag bevor. Auf der Rückfahrt dorthin passirte Schneider noch einmal Brünn. Die Tage der preußischen Occupation von Brünn haben auf beiden Seiten, soweit es eben unter den Umständen möglich war, freundliche Erinnerungen zurückgelassen. Noch sieben Jahre später hatte Schreiber dieses während eines Aufenthalts in Brünn Gelegenheit, die Mannszucht und das wenn auch feste, doch maßvolle Benehmen der preußischen Truppen rühmen zu hören; wie andererseits auch unsere Berichterstatter, und unter ihnen Schneider, die Schönheit der mährischen Hauptstadt und die würdige Haltung ihrer Bewohner nicht warm genug anerkennen können.

Auf der Durchreise suchte Schneider den Bürgermeister Dr. Giskra, noch einmal auf. Der Schmerz dieses Mannes, als er die Zerreißung des alten Bandes zwischen dem gesammten Deutschland und den Deutschen Oesterreichs erfuhr, war tief; und er steigerte sich noch, als Schneider ihm mittheilte, was er in Nikolsburg, allerdings nicht aus ganz verläßlicher Quelle gehört hatte, daß nämlich der König dem kaiserlichen Bevollmächtigten angeboten haben sollte, er sei bereit, die deutschen Provinzen Oesterreichs in die neue Gestaltung des deutschen Bundes aufzunehmen, daß dieses Anerbieten aber in Wien als unverträglich mit der Integrität des Kaiserreichs abgelehnt worden. Uns erscheint diese Nachricht, für welche auch Schneider die Verantwortlichkeit nicht übernehmen will, durchaus unglaubwürdig; wenn auch unbestritten ist, daß die Deutsch-Oesterreicher die Trennung von Deutschland schwer empfanden, so würde doch ein solches Verhältniß nur die Quelle neuer unabsehbarer Conflicte geworden sein. Vielmehr entspricht ihren, und auch unseren Interessen das gegenwärtig bestehende Bündniß, für welches es aber damals noch zu früh war; es mußten erst in Wien, und vielleicht auch in Berlin, Erfahrungen gemacht und eine Frontänderung vorgenommen werden, welche, wenn sie Schneider noch gesehen hätte, wol sehr wenig nach seinem Sinne gewesen sein würde.

Schneider spricht zu Beginne seiner Erinnerungen an den Krieg von 1870 von der damals „überall aufflammenden deutschen Begeisterung", aber nur um hinzuzufügen, daß sie „sich freilich mit meinen sonstigen politischen Anschauungen durchaus nicht vertragen wollte, und aus der ich in ihrer weiteren Entwickelung Schaden für mein Vaterland Preußen — soit: für meinen preußischen Particularismus — erwachsen sah". Trotzdem hat er es erleben sollen, daß diese „deutsche Begeisterung" Wunder that, daß sie beherrscht und geleitet von dem ersten Strategen des Jahrhunderts die Fahnen der deutschen Heere siegreich von

Schlacht zu Schlacht trug und den König von Preußen zum deutschen Kaiser machte!

Als Schneider im Gefolge des Königs den Kriegsschauplatz erreichte, ward die erste der drei August-Schlachten um Metz, die von Courcelles, geschlagen. Man hatte sie aus der Entfernung nur für ein Gefecht gehalten; nach den am 15. August früh eingehenden Berichten aber überzeugte man sich bald, daß es sich um mehr gehandelt, daß es gleichsam die Einleitung, die Kraftprobe für die erwartete Entscheidungsschlacht gewesen. Unter Führung der Generale von Zastrow, von Manteuffel und von Steinmetz besichtigte nunmehr der König das Schlachtfeld des gestrigen Tages. „Die Officiere, welche ich bei den zum Theil bivouakirenden Truppen traf, waren alle in einer sehr aufgeregten Stimmung darüber, daß auf besonderen Befehl des Höchstcommandirenden, Generals von Steinmetz, die Truppen, deren Tirailleurs gestern Abend schon bis an das Glacis der Metzer Außenforts heran gewesen waren, wieder anderthalb Meilen zurückgemußt hatten, um in den Bivouacs zu übernachten, welche sie vom 13. zum 14. inne gehabt." Man sah voraus, daß aus diesem Aufgeben des eroberten Schlachtfeldes die Franzosen einen Sieg für sich machen würden, ganz abgesehen von den Verwundeten, welche hilflos zurückgelassen worden waren. Hier fiel es Schneider auch auf, zum ersten Male zu hören, „daß der Erfolg der Schlacht bei Forbach nahe daran gewesen sei, durch die Handlungsweise des Generals von Steinmetz gefährdet zu werden. Ich konnte das damals nicht beurtheilen." Als der General gleich darauf bei der Bildung der 4. Armee übergangen und später so unerwartet zum Gouverneur von Posen ernannt wurde, fiel es ihm wieder ein. Nach dem blutigen, aber glorreichen Tage von Mars-la-Tour und dem krönenden Siege von Gravelotte stand der Gedanke, daß es nun direct nach Paris gehen werde, so fest, daß, als am 26. August der Marsch auf Clermont-en-Argonne befohlen wurde, also in einer nordöstlichen Richtung, auf Luxemburg und Belgien, der Zweifel und das Bedenken allgemein waren. Ein Sedan konnte damals allerdings noch Niemand vorhersehen.

Hier eine hübsche Scene, mitten im Kriegstumult vor den Schlachten von Beaumont und Sedan. In Varennes, wo natürlich die Erinnerung an die Gefangennahme Ludwig's XVI. auf seinem Fluchtversuche sich aufdrängt, hörte Schneider aus einem großen Hause Kichern und Flüstern weiblicher Stimmen hinter der zwar geschlossenen, aber durch die querstehenden Brettchen doch durchsichtigen Jalousien. „Mädchenstimmen stritten sich, was ich wol für eine Sorte von Feind sein könne: Aumonier, Médecin, Apothicaire ... Es machte mir Spaß, diesem Geplapper zuzuhören, und die Inschrift des Hauses „Pensionat de jeunes filles" klärte mich über die Persönlichkeiten auf. Ich trat daher an die Jalousien heran und sagte: „Pardon, mes dames, ni apothicaire, ni aumonier, mais bien, le rédacteur des bulletins des batailles de Sa Majesté le Roi de Prusse!" Das Gekicher verstummte; bald darauf öffnete sich aber eine der Jalousien ... Die Mädchen waren außerordentlich neugierig, den König, vor allen aber den Grafen Bismarck zu sehen und erkundigten sich eifrig nach den Kennzeichen ihrer Equipagen. Es waren dies die einzigen jüngeren Mädchen aus besseren Ständen, welche ich während der ganzen Campagne ge-

sehen. Ueberall wurden sie sorgfältig den Blicken der Prussiens entzogen, selbst wenn man am Familientische aß, blieben die Töchter des Hauses in irgend einem abgelegenen Kämmerchen versteckt."

Während die furchtbare Schlacht des 1. September geschlagen ward, saß Schneider ganz ruhig schreibend in Vendresse, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Geschicke sich wenige Stunden von ihm entschieden. Erst gegen Abend ward dumpfer Kanonendonner von Norden her vernommen, dann trafen Verwundete ein, die jedoch von der Schlacht wenig zu erzählen wußten, da diese sich erst gegen Mittag in ihrer ganzen Heftigkeit entwickelt hatte, und es war Nacht als die Nachricht des ungeheueren Sieges kam. Schneider unterläßt es billig, den Eindruck zu schildern, dessen Nachwirkung ja noch in Aller Gedächtniß unverwischlich lebt. „Jeder der zu Preußen und zu Deutschland stand, hat sie an sich selber erfahren und für Gegner und Uebelwollende war sie ja in gleichem Grade niederschmetternd." Vielleicht ist es der beste Beweis für die Unwiderstehlichkeit jener „aufflammenden deutschen Begeisterung", von welcher noch kurz zuvor Schneider in so zweifelhaftem Tone gesprochen, daß nun auch Schneider von ihr erfaßt wird. Als er, einige Wochen später, dicht vor Paris, über das Gefechtsfeld fuhr, auf welchem im Jahre 1815 die Cavallerie-Brigade von Sohr eine so empfindliche Niederlage erlitten, kann er nicht umhin, die Verhältnisse von damals mit den jetzigen zu vergleichen. „Wie anders stand Preußen jetzt," ruft er aus. „Vor allen Dingen war es jetzt keine alliirte, sondern eine einheitliche Kriegführung. Nur die Entschlüsse des königlichen Kriegsherrn waren maßgebend . . . Eine durchaus nationale Armee mit aller Liebe und allem Haß, mit allen Vortheilen, und bis jetzt ohne alle Nachtheile einer solchen." Worte wie diese zu hören, erfreut das Herz: sie bezeichnen den Punkt, wo der preußische Particularismus anfing, sich mit dem nationalen Gedanken auszusöhnen, welchen Schneider und seine Partei so lange als „revolutionär" gebrandmarkt haben.

In Reims, wo Schneider im Quartier bei einem alten Legitimisten gute Tage hatte, erhielt man die erste Nachricht von der Verjagung der Kaiserin-Regentin und der Revolution vom 4. September. Am Abend des 5., in der berühmten Kathedrale sitzend, mit der Erinnerung an die Krönung Karl's X., der er hier an derselben Stelle vor 45 Jahren beigewohnt hatte, hörte Schneider zwei Blousenmänner, nicht weit von sich, in der Dämmerung eines Pfeilers eifrig mit einander reden. Napoleon sei fortgejagt, die Republik in Paris erklärt; bis jetzt sei es ein 1814 gewesen, nun werde 1792 kommen. Und von draußen herein klang der Zapfenstreich, welchen die Musikchöre des VI. Armeecorps im Hofe des erzbischöflichen Palastes ausführten, in welchem der König sein Quartier genommen.

Einige Tage später ward das benachbarte Lager von Chalons besichtigt, oder vielmehr der Platz, wo dies Lager einmal gewesen. Wo es noch vor vier Wochen von Hunderttausenden gewimmelt, war heute keine lebende Seele mehr wahrzunehmen; nur hin und wieder bei einzelnen Häusern und hinter Gebüschen preußische Infanteriepiquets, welche die Straße sichern sollten. Auf einer alten, von Napoleon III. wiederhergestellten Römerstraße erreichte man den Höhenzug,

auf welchem der Kaiser ein Monument errichtet hatte. Von hier aus übersah man das weite Thal, in welchem die beiden Dörfer Le grand und Le petit Mourmelon liegen. Ausgebrannte Magazine, niedergetretene Heuschober, umgeworfene Holzschuppen, in den Schmutz getretene und zerrissene Zelte waren Alles, was vom Lager noch übrig geblieben — was der Brand, den das Corps Mac Mahon vor seinem Abmarsche nach dem Norden angelegt, nicht zerstört hatte, das war von den Bewohnern der beiden genannten Dörfer vernichtet und ausgeplündert worden. Ueber diesem Bilde trostloser Verwüstung erhob sich der kaiserliche Pavillon, vor demselben ein großer Baldachin zur Abhaltung des Feldgottesdienstes, neben demselben die Pavillons für die Kaiserin und den kaiserlichen Prinzen — auch hier Alles zerschlagen und zertrümmert. Vielleicht war im ganzen Kriege kein Ort, der das „Sic transit gloria mundi“ so deutlich und so unmittelbar predigte, als dieser hier.

Von Reims ward das Hauptquartier am 14. September nach Chateau-Thierry, am 15. nach Meaux und am 19. nach dem Schloß Ferrieres verlegt, fast gleichzeitig mit der vollständigen Cernirung der französischen Hauptstadt. Von der Pracht dieses Rothschild'schen Besitzthums weiß Schneider nicht genug zu erzählen. Die bescheidensten Räume hatte der König für sich selbst gewählt. Der Generalstab war in den Marstallgebäuden, die Feldpolizei in der Gärtnerwohnung untergebracht, die Portiersloge zur Telegraphenstation eingerichtet worden. In diesem Schlosse fanden bekanntlich die Verhandlungen Jules Favre's mit Bismarck statt; und man war so wenig darauf vorbereitet, sie resultatlos verlaufen zu sehen, daß selbst der Minister des Auswärtigen der französischen Republik bei seiner Rückkehr nach Paris sich in Lagny bereits für den folgenden Tag ein Quartier bestellt hatte. Doch er kam nicht wieder. Trotzdem gab man sich im Hauptquartier der Hoffnung hin, Alles bald beendet zu sehen. Man hielt die französische Nation für so total entnervt und entmuthigt, daß sie militärisch so zu sagen gar nicht mehr in Berechnung gezogen wurde. Die Franzosen freilich, so weit eine ruhige Unterhaltung mit ihnen überhaupt möglich war, gaben zwar trauernd die bisherigen Niederlagen zu, sagten aber für die Zukunft einen Widerstand bis auf's Aeußerste voraus; und die Armeen, welche Gambetta aus dem Chaos schuf, das fast ärger war, als das Nichts, sowie der Heldenmuth der Entsagung und des Leidens, welchen die Pariser später beinahe ein halbes Jahr lang bewiesen, gaben ihnen Recht. Sie würdigten sowol die Hilfsmittel des Landes, als die starken und heldenmüthigen Seiten des französischen Charakters besser, als wir damals zuzugeben geneigt waren.

Zweimal indessen, wie Schneider erzählt, ließ sich sogar Bismarck von den Franzosen überlisten, das eine Mal — mirabile dictu! — von Jules Favre, das andere Mal von M. Thiers. Jener erklärte nämlich, bei den Verhandlungen in Ferrieres, einen Waffenstillstand nur abschließen zu können, wenn während desselben eine Verproviantirung von Paris gestattet werde. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Favre an dieser Bedingung festhielt, und — als sie nicht zugestanden ward — die Verhandlungen abbrach, erweckten im deutschen Hauptquartier den Glauben, daß Paris nur noch für kurze Zeit mit Lebensmitteln versehen und daher nicht im Stande sei, sich noch lange zu halten. Hätte man gewußt,

daß der Proviant noch für 5 Monate ausreichend gewesen, so würde man von vornherein energischer vorgegangen sein und mit dem Fall der Hauptstadt wol auch das Ende des Krieges rascher herbeigeführt haben. Die zweite Täuschung, welche auf Rechnung des M. Thiers kommt, bestand darin, daß er vorgegeben, zur Ratification der Friedensbedingungen durch die Nationalversammlung in Bordeaux wenigstens einer Woche zu bedürfen. Darauf baute der König seine Berechnung, daß alle seine Truppen, die um Paris gestanden, in Abtheilungen von 30,000 Mann, je einen Tag in der Hauptstadt gewesen sein sollten. Allein dieser Plan ward dadurch vereitelt, daß die Ratification innerhalb eines Tages erfolgte. „Mit welchen Gefühlen die Armee diese Botschaft aufnahm," sagt Schneider, „weiß Jeder, der den Feldzug mitgemacht."

Der Aufenthalt des großen Hauptquartiers in Versailles betrug 153 Tage, und sehr bewegte, arbeitsvolle Tage waren es für Schneider. Sie begannen zu früher Stunde mit dem Vortrag bei Sr. Majestät. „Wie immer, erschien ich auch im Felde stets im Frack und weißer Halsbinde beim König und wartete im Zimmer des dienstthuenden Kammerdieners bis der König aus seinem Schlafzimmer in das Arbeitszimmer trat.... Beim Könige eingetreten, stand ich vor dem Tische, an welchem er seinen Kaffee trank.... Während der noch dunklen Wintermorgen stand neben dem Kaffee eine Lampe auf dem Tische, und ich war gezwungen, beim Vorlesen das Blatt zwischen die Lampe und dem Kopfe des Königs, fast über das Kaffeeservice zu halten, so daß dadurch eine seltsame Gruppe entstand, die mich oft in Verlegenheit setzte. In der ersten Zeit waren es zu Versailles Nachrichten aus der Heimath und dem übrigen Europa, als aber hin und wieder, zuletzt sogar regelmäßig, Zeitungen aus Paris kamen, Auszüge aus diesen, welche ich vorzulesen hatte."

Dem Eintreffen einer Siegesnachricht folgte jedesmal ein großer Zapfenstreich vor der cour d'honneur der Präfectur, in welcher der König Quartier genommen. Schneider gesteht, daß diese Momente höchster Begeisterung oft einen schroffen Gegensatz bildeten zu den Nachrichten, die er am Morgen überbracht, und über die er besorgte Urtheile gehört; denn die Dinge standen doch manchmal wesentlich anders, als sie in den Zeitungen zu lesen waren, namentlich zur Zeit der Kämpfe um Orleans und bei Le Mans.

Nach beendetem Vortrag, Morgens gegen 9, machte Schneider die Runde durch Versailles, um die Neuigkeiten des Tages zu sammeln, theils für seine eigenen Correspondenzen, theils zur Instruction für die zahlreich im Hauptquartier anwesenden Correspondenten der deutschen und ausländischen Presse, welche sich Mittags in seiner Wohnung einzufinden pflegten. Der Nachmittag und Abend wurden der Arbeit gewidmet, und nicht einmal in der Nacht fand der Vielbeschäftigte Ruhe, da fast regelmäßig einlaufende Depeschen ihn weckten.

Was außerdem an Privatwünschen, Bitten und Speculationen an ihn herantrat, und wenn auch nur durch Antworten erledigt sein wollte, das läßt sich denken. „Ein Schwefelholzfabrikant sandte eine Kiste mit Schwefelhölzern und verlangte, ich sollte ihm das Prädicat eines Schwefelholzlieferanten verschaffen, — das Berliner Bäckergewerk wünschte durch Herrn Knönagel eine Probe des Brotes, welches die Pariser während der letzten Wochen der Belagerung gegessen."

Gedichte, Photographien, Illustrationen und musikalische Compositionen kamen aus allen Theilen Deutschlands; nicht minder Gesuche um Vermittlungen, Anfragen nach Vermißten, Bitten und Aufträge jeder Art, welche Herrn Schneider gleichsam zur Vertrauensperson aller Welt machten und von ihm, wir zweifeln nicht, nach dem Maße ihrer Berechtigung und seiner Kräfte gewissenhaft erfüllt sein werden.

Wir glauben es ihm gern, wenn er uns am Schlusse seiner Erinnerungen an den Krieg von 1870—71 versichert, daß die Scheu vor Indiscretion ihm bei der Aufzeichnung derselben vielfache Beschränkungen auferlegt und wir ehren diese Gesinnung. Die Mittheilungen lassen ihn durchaus als einen Menschen erscheinen, der es ernst mit seiner Pflicht nimmt. Aber sie verlieren dadurch an Interesse, daß sie im Grunde nur enthalten, was so ziemlich Jedermann weiß. Man erfährt aus ihnen nicht viel Neues, es müßte denn sein, welchen Eindruck Herrn Schneider's Person, seine vielen „um den Hals gehängten" Orden, sein weißer Bart und seine Soldatenmütze auf Freund und Feind gemacht haben. Dagegen verletzt er nirgends unser Gefühl durch Ausbrüche jenes Chauvinismus, welcher damals so wohlfeil war und heute so abgestanden ist. Schneider hatte sich während seines ganzen Lebens viel zu eingehend mit der Literatur und Kunst Frankreichs beschäftigt, als daß er, selbst im Kriege, vergessen hätte, was wir diesem Lande schulden und was es uns im Frieden wieder werden könne. Ebenso verliert sich gegen das Ende hin immer mehr jenes Wohlgefallen an sich selber, welches uns in den früheren Stücken der Sammlung kein an ihn gerichtetes gnädiges Wort eines Fürsten, kein huldvolles Lächeln eines Prinzen, keine Einladung an die Tafel eines Generals geschenkt hat. Zwar kommt die Versicherung, daß bei der Abfassung dieser Memoiren ihm Nichts ferner gelegen als Eitelkeit, ein wenig spät; aber es ist doch, als ob auch ihn die große Zeit über sich selbst und seine Schwächen emporgehoben habe. Mit diesem Eindruck scheiden wir von dem Werk, welches weder in politischer noch auch in literarischer Hinsicht sehr nach unsrem Geschmack ist. Aber die Lectüre desselben hat uns doch in der Zuversicht bestärkt, daß die Richtung im preußischen Staatsleben, deren Erinnerung es erweckt, für Immer zu den Dingen der Vergangenheit gehört.

Rückblick auf die Berliner Ausstellungen.

Die besten Arbeiten unter den ausgestellten tausend waren Munkacsy's beide Gemälde. Angenehm konnte man sie freilich nicht nennen, sowenig wie seinen Milton mit den Töchtern. Es gehört zu den Anzeichen unserer Zeit, daß wer etwas zu leisten weiß, die Welt zwingen darf, sich ein gewisses Quantum Unliebenswürdigkeit mit gefallen zu lassen. Gegen wen sind Rücksichten denn zu nehmen? Auch haben Munkacsy's Werke etwas entschieden nicht Deutsches. Ein in Paris lebender Ungar ist nicht dazu verpflichtet uns national behagliche Dinge zu malen. Munkacsy's Farben haben etwas Kaltes, Trübes. In dem aber, was er kann, übertrifft er sämmtliche Concurrenten, die der Zufall ihm diesmal gegeben hat.

Wie ganz anders warm und erfreulich leuchtete uns das Porträt einer jungen Frau an, welches Gussow im ersten Saale aufgehangen hatte. Das in Profil, mit der lebendigen Bewegung des Halses und dem gesunden, von Lebensathem umgebenen Fleische. Wir würden Gussow an erster Stelle genannt haben, hinderten uns seine beiden andern Porträts nicht daran, die zu seidenglänzend sind, während der alte taube Mann, dem die Frau etwas vorliest, in den Maaßen zu groß erscheint. Wer das Bild in der Stube hätte, würde ein Gefühl haben, als ob er mit den Leuten halb und halb das Zimmer theilen müßte. Welchen Zweck hat dieses Gemälde? In einer Galerie zu hängen? Dieselbe Frage stellte man sich vor Defregger's lesenden Mädchen. Sie sind äußerst anmuthig, natürlich, überzeugend, wahr ꝛc. ꝛc. Wer aber sollte sich ein so reizendes Gelächter so kolossal natürlich an die Wand nageln?

Hiermit wären wir zu Ende. Die Erinnerung wenigstens gibt nichts mehr her. Wir lesen den Catalog noch einmal durch und es rollt uns in Gedanken, wie man mit dem Daumen ein Bilderbuch in einer halben Minute vor dem Auge vorüberspielen läßt, die ganze Reihe der Gemälde ꝛc. durch die Seele. Keins zwingt uns Halt zu machen. Nichts was total in Erstaunen setzte.

Unsere Ausstellungen geben nicht mehr, wie in früheren Jahrzehnten, ein Bild des fortschrittlich Geleisteten. Verschiedenes trägt die Schuld. Auffallen könnte z. B. der Mangel an historischen Gemälden. Niemand aber würde daraufhin doch sagen dürfen, daß die historische Malerei überhaupt keine Vertreter mehr habe. Sie lohne nicht mehr. Man verstehe dergleichen nicht mehr. Auch fehle den Künstlern Können und Kraft. Die Dinge liegen anders. Unsere Historienmaler stellen nicht mehr auf den Ausstellungen aus, weil sie da beschäftigt sind, wo sie hingehören: an den Wänden öffentlicher Gebäude, wo sie auf den Kalk selber malen, und zwar ist soviel Arbeit dieser Art vorhanden, lohnende, ehrende, erfreuliche Arbeit, daß wer etwas leistet, reichlich zu thun hat. Man blicke zu dem Zuge der Gestalten empor, die Geselschap in der Kuppel des Zeughauses begonnen hat. Dazu die kolossalen Figuren in den Eckzwickeln. Und dann die andern Wände, welche alle von benannten Meistern ihre großen Darstellungen erwarten. Und die Pfeiler, an die die Statuen der preußischen Könige gestellt werden sollen, und die Nische, in welche Schaper's kolossale Siegesgöttin kommt. Es ist besser dergleichen an Ort und Stelle zu suchen, als auf der Ausstellung etwa einer schönen Victoriaskizze zu begegnen, bei der der Künstler kaum die Hoffnung hegen darf, daß sie ihm um der Barmherzigkeit willen möglicherweise

könnte in Auftrag gegeben werden. In Deutschland wachsen überall die Wände jetzt auf, für die solche Malereien bestimmt werden, oder die Façaden, für die Sculpturen in Aussicht genommen sind. Die paar, zum Theil unbegreiflichen Gypsfiguren, die auf unserer Ausstellung paradiren, haben mit unserer heutigen großartigen statuarischen Production wenig zu thun. Schaper's Goethe brauchte nicht erst den Weg durch die Ausstellung zu nehmen.

Ein anderer Grund, warum bedeutende Sachen nicht mehr auf die Ausstellungen gehen, lehrt Makart's im Lehrsaale der Akademie für 75 Pf. apart ausgestellte Diana. Auch Siemieradsky's Schwertertanz würde nach wie vor seine eigene Ausstellung gehabt haben, wäre das Werk zufällig heute erst angelangt. Dergleichen Sachen wünschen für Extraentrée besonders bewundert zu werden. Knaus, der auf der Ausstellung nur mit einem kleineren Genrebild vertreten war, stellte sein im Frühjahr vollendetes größeres Werk bei einem Kunsthändler aus, wo seine Verehrer es zu sehen Gelegenheit fanden. Zuletzt war es auf der Düsseldorfer Ausstellung. Solche Werke gehen ihre eigenen Wege und können nicht überall zugleich sein.

Als die große Berliner Ausstellung aufhörte, etwas nur alle zwei Jahr Gebotenes, Außerordentliches zu sein, wo nur den besten Arbeiten gute Plätze gegeben werden konnten und die Ehre, überhaupt einen Platz zu erhalten, von manchem Künstler erst erkämpft werden mußte, hatte ihre Bedeutung eine Ende. In Paris, wo diese Erfahrungen bereits früher gemacht worden sind, sollen nun neben den großen jährlichen Ausstellungen, wo so ziemlich jedes Gemälde acceptirt wird, dreijährige mit allerstrengster Auswahl veranstaltet werden. Wer aber möchte das Odium auf sich nehmen, hierbei Preisrichter zu sein? Die Dinge haben einen natürlichen Verlauf genommen. In immer breiteren Massen wird Mittelgut in die Ausstellungen eindringen und trotzdem ein zahlreiches Publicum anziehen.

Unsere Ausstellungen haben ihr eigentliches Interesse verloren. Es würde keinen Zweck haben, diese Fülle zufällig sich aneinanderreihender Werke zu classificiren, als repräsentirten sie etwas Festes, wie den allgemeinen Fortschritt oder die Production der einzelnen Meister. Unser berühmtester Porträtmaler z. B. hatte zwei sehr interessante Stücke ausgestellt, ohne Zweifel aber andere nebenbei vollendet, welche vielleicht noch interessanter gewesen wären. Menzel hatte eine kleine Aquarelle gegeben, die als Hauptperson ein paar unserer modernen Menschen auf's Geistreichste von der Kehrseite zeigt; bei alledem doch wol nur ein beiläufiges, mehr zufälliges Specimen seiner reichen Thätigkeit, von der wir übrigens hier nichts gewahren. Dasselbe mag von Passini gelten. Alma Tadema hatte ein paar kleinere Sachen mitgetheilt, deren Werth Niemand verkennen wird, die sicherlich aber nicht die Blüthe seiner jetzigen Thätigkeit repräsentirten. Dasselbe darf von unsern ersten deutschen Landschaftern gelten, an deren Arbeiten man ja stets seine Freude und sein Behagen hat. Die diesmal ausgestellten Gemälde waren weder in der Stimmung noch in der Wahl der Gegenstände so durchaus neu, daß sich einem neue Gedanken über ihre Meister dabei aufdrängten.

Vor dreißig, vierzig Jahren gaben unsere Ausstellungen immer wieder zu der Klage Anlaß, daß aus Mangel an technischer Vorbereitung die besten Gedanken nicht zur Geltung gebracht werden könnten. Man sah die Künstler sich abquälen und wünschte Zeiten herbei, in denen Maler wirklich zu malen verständen. Diese Zeiten sind gekommen. Die guten Gedanken aber scheinen seltener geworden zu sein. Wir haben diese Bemerkung von vielen Seiten gehört.

Makart ist einer unserer populärsten Künstler und der Verkauf von Photographien nach seinen Werken mag sich etwa auf das belaufen, was vor seinen Zeiten von Kaulbach'schen Werken so verkauft worden ist. Er unterscheidet sich von Kaulbach durch die Natürlichkeit und die Gutmüthigkeit, mit der er schafft. Kaulbach's Sachen machten niemals warm, Makart strömt eine natürliche Lebenswärme aus. Vor seinen Gemälden ergreift es uns als wären wir in einem Theater, wo man

Bravo, Bravissimo, Dacapo schreit und herausruft und der allgemeine Jubel von der kritischen Betrachtung des Stückes absehen läßt, oder in einen Tanzsaal, wo im parfümirten Dunste glänzende Schultern an uns vorüberfliegen und die Gewänder hinterher.

Makart erlebt wirklich was er darstellt, es wird nicht blos Ateliergespenster wie die Kaulbach's. Makart hat offenbar die größte Freude an seinen Gestalten und verkehrt mit ihnen auf's intimste. Indessen, es ist nachträglich ein Aber dabei.

Wenn Makart Palmen malt, so sind es wirkliche Palmen, aber zugleich doch wieder solche, die in Treibhäusern wohnen und wo sie sind, nur auf Besuch sind. Hochzeits- und Jubiläums-, Braten- und Champagnerpalmen. Der Wald, aus dem Diana mit ihren Nymphen hervorbricht, oder der für die „fünf Sinne" als Hintergrund diente, wird nach geleisteten Diensten sorgfältig wieder auseinandergenommen und in die betreffenden Standquartiere abgefahren. Der Einzug Karl's in Antwerpen besteht aus modernen Grafen, Banquiers, Schauspielern und anderen Freunden oder Protectoren des Künstlers, die, wenn alles aus ist, in moderner Behaglichkeit ihre Cigarre oder Cigarette rauchen. Kaiser Karl, Dürer, Hellebardiere, nackte Leibgarde, zuschauende Damen und Cardinäle: sämmtlich sitzen sie zusammen und thun sich an derselben Sorte Bier ihr bene. Gerade das aber ist Makart's Werken zu Gute gekommen. Er schafft aus dem Geiste des neuesten Tages. Wir sind wirklich daran gewöhnt, unsere Palmen nur als bewegliche Dekorationen und die Tracht früherer Zeiten als historisches Amusement anzusehn. Man lege uns diese Bemerkungen ja nicht als Tadel aus. Auch die Meister des Quattrocento hatten in den Städten die großen Aufzüge vor Augen, mit denen die kirchlichen Feste gefeiert werden. Da stellte man in Cavalcade der heiligen drei Könige, den Zug nach Golgatha, oder andere Momente der heiligen Geschichte dar. Wie die Maler damals diese Scenen sahen, malten sie sie, und Jedermann war damit einverstanden. Wir heute wieder sehen die Historie der früheren Jahrhunderte am leibhaftigsten auf dem Theater oder bei den öffentlichen Aufzügen, wo vom Kaiser bis zum Küchenjungen alles handgreiflich und appetitlich vor uns vorbeizieht. Wir haben nichts dagegen, diese Figuren auf unseren historischen Gemälden wiederzufinden. Was gehn uns heute noch Diana und ihre Nymphen an? Die Zeiten der archäologischen Bezauberung sind vorüber. Sobald das Publicum sieht, daß diese mythologischen Damen Fleisch von seinem Fleische seien, entsteht wieder ein natürliches verwandtschaftliches Interesse. Manche schöne Beschauerin denkt, so würdest auch du aussehen, wenn es erlaubt wäre, hier mitzujagen. Und sehnt sich mit gerechter Wehmuth nach den Zeiten der Mythologie zurück. Es wäre Unrecht, einem Künstler, der auf diesem Wege so große allgemeine Zufriedenheit erregt, mit Bedenken beschwerlich zu fallen.

Um so unrechter, als wir in der Jagd der Diana einen bedeutenden Fortschritt erblicken. Makart stellt zum erstenmale wirkliche Handlung vor. Schon beim Einzuge Karl's erfreute, daß dieser glänzende Zug uns wirklich langsam entgegenkommt. So wälzen sich Massen bei öffentlichen Festen durch die Straßen. Seine Diana bricht mit überzeugender jägerischer Wuth aus dem Walde hervor und will den Hirsch bis in's Meer hinein verfolgen, dessen Nymphen sich mit aufgehobenen Händen zwischen sie und ihre Beute werfen. Auf dem ersten Blick verständlich, eine zusammengehende Composition, ein Stück verkörperter Frühlingssturm, wie Rubens deren unendliche gemalt hat.

Warum aber, erlauben wir uns zu fragen, steht Makart auf so schlechtem Fuße mit Füßen und Händen? Am liebsten versteckt er sie ganz. Geht das nicht, so verschleiert er sie, oder läßt Wasser oder Dämmerung darüber fließen, oder dergleichen. Zeigt er sie aber, wie doch zuweilen nicht zu vermeiden ist, so sind sie etwas rheumatisch und die doch so entzückender Bewegung fähigen Finger erscheinen ebenso unbeweglich wie das Lächeln, das er oft wie einen falschen Metallglanz über die Antlitze legt. Es hat etwas von dem contractmäßigen Lächeln Renzischer Heroinen. Dies nebenbei. Der Saal der Akademie pflegt stets überfüllt zu sein.

In den oberen Räumen der Nationalgalerie finden wir als Fortsetzung jener retrospectiven Ausstellungen, welche die gesammte Thätigkeit einzelner verstorbener Meister zeigen, viele von Lessing's Gemälden und Zeichnungen vereinigt. Diese lebensvollen Nekrologe sind bereits eine Forderung bei uns geworden. Lessing als Figurenmaler tritt hier zurück, seine hauptsächlichsten Werke fehlen. Zum Theil hat man sie aus den unteren Räumen desselben Gebäudes nicht heraufschaffen wollen. Von seinen Landschaften aber zeigt sich hier vieles, das uns nicht bekannt war. Lessing gibt nicht nur die Formen des deutschen Waldes, sondern seine Seele selber wieder. Als eifriger Jäger kennt er jeden Athemzug des Waldes vom frühesten morgendlichen Aufschauern bis zum letzten Dämmerscheine nach Sonnenuntergang. Man empfindet die frische Kälte seiner Quellen, das feuchte Moos an den Felsen, man glaubt die leisen Selbstgespräche der Blätter zu vernehmen. Wo eine Lessing'sche Landschaft in einem Hause ist, wird sie zum Freunde der Familie. Das sind die Tiefen, in denen Märchen sich ereignen könnten und die Eichen, unter deren Aesten her die alten deutschen Kaiser zur Jagd ritten.

Die heutige Landschaft verläßt diese Pfade. Die große Ausstellung zeigte nur noch wenig in diesem Geiste Gemaltes oder es erweckte keinen Glauben. Die Lessing'sche Landschaft ist die des einsamen Wanderers, der mit seinen Gedanken allein querfeldein seinen Weg fortsetzt, die moderne mehr die des Touristen, der sich interessante Aussichtspunkte aussuchen läßt. Selbst Achenbach oder Gude, — wenn wir einmal so undankbar sein wollen an den Werken dieser Meister zu mäkeln, — suchen der Natur gewisse Effecte abzusehen, die von Anderen unbeachtet blieben und die sowol zu sehen als wiederzugeben ihnen allein vorbehalten blieb. Die Kunst tritt zu sehr hervor und die Meister wollen, daß sie hervortrete.

Ein Maler allerdings geht auch in der Landschaft ganz für sich heute, und scheint in eminentem Sinne nur für sich und für Niemand anders zu schaffen. Böcklin (in Florenz). Auch er kein Freund der großen Ausstellungen.

Böcklin's öffentlich zugänglichen Hauptgemälde finden sich zumeist bei Schack in München und in Basel. Wir kennen deren in anderweitigen Privatbesitz, die von großer Schönheit und von dem eigenthümlichen Reize sind, der als Böcklin's Geheimniß in immer weiteren Kreisen bewundert wird. Die von der Nationalgalerie angekaufte Landschaft genügt nicht, um Böcklin's Eigenthümlichkeit ganz zu zeigen. Wir sahen neulich die Photographie eines seiner Werke, das aus seinem Atelier heraus gleich direct in die Hände eines Liebhabers übergegangen und von vielleicht nur ein paar Dutzend Augen erst gesehen worden ist. Böcklin nennt es „Die Gräberinsel". Aus dem Meere heraus (in der Nähe einer Küste wol, die wir nicht sehen) erhebt sich die alleroberste Spitze eines unterseeischen Berges, hufeisenartig geformt, in steilen massiven Felsen. Wir blicken in die so sich formende Bucht hinein, aus der eine Anzahl dunkler Cypressen in den dämmrigen Himmel aufsteigen. Tiefe Stille scheint hier ewig zu walten. Nur die im Winde seufzenden Cypressen und die an's Ufer schlagenden Gewässer hört man hier. Nur Todte wohnen auf dieser Insel, die Eingänge der Grabkammern sieht man, die in Felsen gehauen sind. Ein kleiner Kahn mit einem Sarcophage und einer weißen Gestalt darin gleitet über die wellenlose Fluth diesem geheimnißvollen Hafen zu. Böcklin kennt das mittelländische Meer und seine Küsten als wäre es seine Heimath. Wir begegnen nicht der leisesten realistischen Regung auf seinen Gemälden und doch weiß er diese traumhaften Dinge so wohl zu geben, als sei man selbst da vorübergefahren. B. K. F.

(Berliner Kunst-Freunde.)

Literarische Rundschau.

Gottfried Keller's „Grüner Heinrich".

Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in vier Bänden. Stuttgart, G. J. Göschen. 1879—80.

Berthold Auerbach hat kürzlich einmal, in einem anregenden kleinen Aufsatz, die Frage nach der Ersprießlichkeit von Bearbeitung und Umgestaltung in der Dichtkunst zur öffentlichen Discussion gestellt. Und zwar vorwiegend für solche Fälle, in denen, wie bei Keller's „grünem Heinrich", die erste Fassung dem Publicum bereits vorgelegen hatte. Soll es dem Autor, fragt Auerbach, gestattet sein, nach seiner heutigen Stimmung daran zu modeln? Darf er etwas, das nicht mehr sein Eigenthum, nach Belieben berichtigen oder neu formen? Hat er ein Recht oder gar eine Pflicht dazu, und wo ist die Grenze zu finden? Solche Fragen lassen sich leicht aufwerfen, aber sehr schwer nur endgiltig entscheiden. Am besten wäre es, meint Auerbach, wir hielten uns auch hier an das Beispiel Goethe's: die Aenderungen und Zuthaten, wie sie etwa die zweite Ausgabe des „Werther" aufweist, mögen Maß und Richtung geben, um jene Grenze zu fixiren.

Aber derselbe Goethe, läßt sich einwerfen, der den „Werther" mit so viel maßhaltender Kunst umgestaltete — hat er nicht auch seinen „Götz von Berlichingen", in der Weimarer Theaterbearbeitung, mit der souveränsten Willkür behandelt? Hat er nicht das Werk seiner Jugend in politischer, sittlicher, ästhetischer Beziehung mit den Anschauungen seiner reiferen Mannesjahre in Einklang zu bringen versucht?

Ich glaube, daß man gerade aus diesem Beispiel lernen kann, die Regel ein wenig anders zu formuliren, als Auerbach. Es sind zwei Standpunkte zu unterscheiden, scheint mir, der Standpunkt des Autors und jener des Publicums. Des Autors gutes Recht ist es, sein Werk, der veränderten Auffassung gemäß, umzumodeln; des Lesers Recht aber, sich an diejenige Fassung zu halten, welche ihm als die gelungenste erscheint. Nur wenn wir unter dieser Voraussetzung das bedeutsame Werk Keller's, in seiner alten und neuen Ausgabe betrachten, werden wir beiden gerecht werden können.

Die ursprüngliche Fassung des Romans, wie sie von dem Dichter in seinem dreiundzwanzigsten Jahre concipirt wurde, hatte einen vollkommen tragischen Ausgang, einen cypressendunkeln Schluß, mit Keller zu reden, wo alles begraben wurde. Allerlei erlebte Noth und die Sorge, welche er der Mutter bereitete, hatte den Autor, der eben damals seine Landschaftsmalerei an den Nagel gehängt hatte, zu dem Vorsatze geführt, den traurigen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn zu schildern, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gehen. Die schneidend tiefe Tragik, das unerbittlich Herbe und Schicksalsvolle, das vom Anfang bis zum Ende das Werk durchwehte, machten die alte Ausgabe zu einem durchaus einheitlichen, in

sich geschlossenen Kunstwerk, dessen herbe Folgerichtigkeit auch durch die mannigfachen Ablenkungen und scheinbaren Schwankungen nirgends gestört werden konnte.

Aber nachdem sich Keller einmal, in echter Künstlerart, eben durch seine Dichtung von der trüben Stimmung dieser Zeit befreit hatte, — befreit, wie sich Goethe von der Empfindsamkeit der siebziger Jahre durch den Werther befreite — da war auch jene Stimmung für lange von ihm gewichen. So wenig wie der Dichter des „Werther" dachte der Dichter des „grünen Heinrich" im Ernst an das Sterben; und als jetzt, nach nahezu dreißig Jahren er an eine Neubearbeitung des merkwürdigen Buches ging — was war natürlicher, als daß Keller, der in dem Helden des Romans noch immer das Abbild des eigenen Selbst erblickte, die neuen Lebenserfahrungen in das Werk hineintrug? Der Dichter hatte in der Theilnahme an der Verwaltung seines Landes den Ersatz für den verloren gegangenen Künstlerberuf gefunden und sein grüner Heinrich mußte also gleichfalls den Entwickelungsgang vom Maler zum Staatsmann nehmen. Der tragische Ausgang war somit unmöglich geworden und in einen glücklichen zu verwandeln; und wenn das Buch in der alten Fassung sich, im Ganzen und im Einzelnen, etwa dem „Werther" verglich, und das tragische Ende eines Gefühlsmenschen darstellte, der an einer unglücklichen Erziehung, an einem verfehlten Berufe, an widrigen Schicksalen, im letzten Grunde aber doch zufolge der eigenen Natur unterging, eines Menschen, der recht eigentlich am Leben starb — so vergleicht sich die neue Ausgabe etwa den Lehrjahren Wilhelm Meisters, und zeigt vielmehr, wie der in allzu großer Freiheit aufgewachsene Held sein unruhig-dilettantisches Streben zur Kunst, in später Erkenntniß seines Irrthums, entschlossen bei Seite wirft und in einer ruhigen bürgerlichen Thätigkeit das entschwundene Lebensglück wiederfindet.

Liebhaber eines sogenannten glücklichen Schlusses also werden der neuen Ausgabe ohne alles Bedenken den Vorzug geben; ich für mein Theil finde die Aenderung zwar biographisch, vom Standpunkt des Dichters aus gesehen, vollkommen begreiflich, glaube jedoch, daß die Einheitlichkeit des Kunstwerks, das von vornherein auf einen tragischen Ausgang hinwies, in der zweiten Fassung zerstört werden mußte. Fragte man mich aber, in welcher Ausgabe man das Werk denn nun lesen solle, in der alten oder in der neuen, so antwortete ich ohne Bedenken: in beiden! Denn die Vorzüge und Nachtheile im Ganzen sind zwischen den Fassungen durchaus ungleich vertheilt und der Roman ist zugleich so bedeutend, daß, wer ihn nur erst wirklich kennen gelernt hat, sicher noch oft zu höchster Freude auf ihn zurückkommen wird.

Freilich, die Schale, in der die Dichtung sich darbietet, ist eine herbe. Ein vierbändiger Roman, der in voller Ausführlichkeit, und ohne nach stofflichem Reiz und Spannung, in äußerm Sinne, zu streben, die Bildungs- und Herzenskämpfe eines jungen Künstlers schildert, von der Kindheit bis zum Beginn der Mannesjahre — ein Werk von so ernstem Charakter, noch dazu in der gegenwärtigen Form, wird sich einzig dem reiferen Leser erschließen.

Denn auch die Form des Romans hat in der neuen Ausgabe eine durchgreifende Veränderung erfahren müssen. In der früheren Fassung wurde der Held in directer Erzählung eingeführt, in dem Augenblick, wo er um seiner künstlerischen Ausbildung willen von Zürich nach München wandert; darauf folgte als ein Stückchen Autobiographie die „Jugendgeschichte" Heinrichs, wie er sie vor seinem Auszuge von der Vaterstadt geschrieben, um über sein eigenes Fühlen in's Klare zu kommen; und die directe Erzählung, die nun von Neuem einsetzte, begleitete dann Heinrich durch alle seine Münchener Abenteuer hindurch, auf den schicksalsvollen Rückweg zur Heimath, endlich in's Grab. Da aber die Jugendgeschichte, gegen die ursprüngliche Absicht des Dichters, eine immer größere Ausdehnung gewonnen hatte, und schließlich die Hälfte des ganzen Buches einnahm, so hat er in der Umarbeitung mit Recht danach gestrebt, die äußerst dissolute Form der alten Fassung in eine mehr geschlossene umzuwandeln. Allein die Gebrechen der ursprünglichen Anlage gänzlich zu verwischen, war doch eine unlösbare Aufgabe und ich zweifle, ob das Mittel, zu welchem

Keller sich, gewiß nach reiflichem Bedenken, entschlossen hat: den ganzen Roman in die Form der Autobiographie zu bringen, das Richtige gewesen ist. Denn fast die Hälfte des Buches war nun einmal von vorn herein als Erzählung des Autors, nicht als Selbsterzählung des Helden, concipirt worden; durch die Aenderung in die Ich-Form erhält sie hie und da etwas Schiefes und Unglaubwürdiges und die Spuren der Umschmelzung lassen sich daher, auch ohne den Vergleich mit der alten Fassung, leichtlich erkennen.

So begründet es einen entschiedenen Mangel, daß der Leser nicht von Anbeginn an erfährt, wann, und in welcher Situation, der Urheber dieser Autobiographie sich entschlossen hat, sie niederzuschreiben; es begründet einen Mangel, daß im dritten Bande, da, wo die Jugendgeschichte der früheren Ausgabe zu Ende ist, der Autor plötzlich ausruft: „Wie lang ist es her, seit ich das Vorstehende geschrieben habe", — und daß der Leser nicht im Stande ist, die Frage zu beantworten, sondern vielmehr geneigt ist, gleichfalls auszurufen: Ja, wie lang ist es denn her? Erst im Beginn des vierten Bandes erfahren wir, daß Heinrich diese erste Hälfte seiner Erlebnisse in München niedergeschrieben habe, in der Zeit des größten Elends, da er, von allen Mitteln entblößt, dem Hungertode nahe war. Und daß die zweite Hälfte erst in reiferen Jahren, nach dem Tode seiner Lebensgenossin, ihrem Willen gemäß, hinzugefügt wurde, sagt uns der Erzähler gar erst am Schlusse des vierten Bandes, in den allerletzten Worten des Romans. Diese scheinbar nur äußerlichen und leicht zu behebenden Fehler weisen zugleich einen inneren Schaden der Darstellung auf: wenn das Buch zu so verschiedenen Zeiten, in so durchaus ungleichen Stimmungen abgefaßt ist — muß nicht diese Verschiedenheit sich in der Darstellung spiegeln? Das ganze Werk jedoch, vom Anfang bis zum Ende, ist in einem und demselben Tone gehalten; und so willig immer wir diesem Tone lauschen — denn es ist ja Gottfried Keller, der zu uns redet — so läßt sich doch der künstlerische Mangel, der damit gegeben ist, unschwer erkennen.

Aber dennoch, alle diese Mängel — und wie vieles noch, in Rücksicht auf Technik und Composition, ließe sich dem Buche vorwerfen — halten mich nicht ab, in dem „grünen Heinrich" ein Werk von allererstem Range zu erblicken, einen Bildungsroman im großen Stile, wie sie die deutsche Literatur nur ganz wenige aufzuweisen hat. Es ist nicht zufällig, es ist ein Zeichen wirklicher Verwandtschaft, daß man immer von Neuem bei dem Buche sich versucht fühlt an Goethe's Dichtungen zu erinnern, an den „Werther," an „Wilhelm Meister", an „Dichtung und Wahrheit". Denn auch zu „Dichtung und Wahrheit" lassen sich in dem Roman zahlreiche Analogien innerer und äußerer Art aufweisen. Wie der grüne Heinrich in dem Hause der Mutter und bei den Nachbarn die ersten Entdeckungsreisen unternimmt; wie er in allerlei mystisch-theosophischen Experimenten sich versucht, bis eine winzige Katastrophe den ganzen kindlichen Apparat zerstört; wie er in einem großen Fasse an Komödienvorstellungen theilnimmt und bald zum Dramaturgen der kleinen Gesellschaft sich emporschwingt; wie er, noch immer im kindlichen Alter, mit dem wirklichen Theater in Berührung kommt und hier das erste Morgenroth der Liebe ihm aufsteigt; wie der frühreife Knabe in allerlei Getriebe der Leidenschaft hineinsieht, sich mit Freunden einläßt, die unter seinem Stande sind, und schlimme Erfahrungen an ihnen macht — alles das findet in „Dichtung und Wahrheit" sein Analogon.

Aber wichtiger als diese Einzelheiten ist uns der Geist der milden und freien Offenheit, der beide diese Bücher durchzieht. Goethe wie Keller sind durch Rousseau's „Confessions" angeregt; aber nur an der herben Unbarmherzigkeit seiner Selbstanklage haben sie Theil, nicht an der eiteln Lust, nicht an der koketten Selbstbespiegelung, die bei jenem so oft verletzt. Mit welcher edlen Ruhe, mit welcher im besten Sinne vornehmen Ehrlichkeit macht der grüne Heinrich seine Bekenntnisse! Und wie menschlich ergreifend, wie wahr und wie verzeihlich erscheinen uns alle die kleinen und die großen Teufeleien seiner Jugendzeit, das Lügen und das Prahlen, die thörichte Selbstbestehlung, der schnöde Undank gegen den Lehrer!

Doch da ich einmal die vielfache Uebereinstimmung des Buches mit den Goethe'schen Dichtungen so bestimmt hervorgehoben habe, scheint es nöthig, auch auf einen wesentlichen Unterschied aufmerksam zu machen. Die Helden der Goethe'schen Romane, Werther und Wilhelm Meister, sind Typen, der grüne Heinrich ist keiner. Oder er ist es doch nur insofern, als die moderne psychologische Dichtung überhaupt noch im Stande ist, allgemeingültige Typen aufzustellen. Durch die Fülle von einzelnen charakteristischen Zügen, die unsere Autoren auf ihre Helden häufen, wird das Individuelle, das ganz und gar Persönliche so sehr in den Vordergrund gehoben, daß das allgemein Symbolische darüber leicht verloren geht. Für die Novelle mag das häufig ein Vorzug der modernen Dichtung, gegenüber der classischen sein; für den Roman aber ist es, nicht minder häufig, ein Verhängniß. Mit dem Werther, in allen seinen Lebensäußerungen, konnte jeder rechte deutsche Jüngling seiner Zeit empfinden; mit dem grünen Heinrich theilen wir zwar seine Anschauungen über ästhetische, politische und religiöse Fragen; wir erfreuen uns wol an seiner schönen und hoch über aller kleinlichen Streitlust erhabenen Formulirung der modernen Weltanschauung, wir fühlen mit ihm in seinen schweren Glaubenskämpfen, in dem Kampf bei der Confirmation, dem Kampf um den freien Willen, um Gott und Unsterblichkeit — aber vor dem Grundwesen dieser von entgegengesetzten Gefühlen hin und her bewegten Natur, vor diesem ganzen zwiespältigen, fast pathologischen Empfinden, stehen wir dennoch — so wahr es immer sein mag — häufig wie vor etwas Fremdem und Incommensurablem.

Wie oft nicht wird der Held, gerade in wichtigsten Lagen seines Lebens, zu dem Gegentheil von demjenigen geführt, was er eigentlich thun wollte! So empfand er als Knabe für einen Lehrer, der sich durch ungeschicktes Benehmen bei den Schülern in Mißcredit gebracht hatte, für einen jener unglücklichen Ableiter allen Muthwillens der Jugend, wie sie in jeder Schule zu finden sind, heimlich den lebhaftesten Antheil, und er trat eines Tages, da grade eine Gruppe der wildesten Mitschüler beisammen war, an sie heran, mit dem Vorsatz, für den Gelästerten Partei zu ergreifen; aber kaum hatte er den neuen Spitznamen gehört, den man dem Lehrer angehängt, — so „verdrehten sich ihm die vorbedachten Worte auf der Zunge, und anstatt seine Pflicht zu thun, verrieth er ihn und sein besseres Selbst". Und als die Schüler später dem verabschiedeten Lehrer in's Haus ziehen und ein rechtes Schlußvergnügen veranstalten wollten, lehnte er zwar zuerst die Theilnahme an diesem Unternehmen, „weil ihm der Plan gar nicht einleuchten wollte", kurz und entschlossen ab, allein die Neugier wandte ihn bald, „daß er von ferne nachzog und sehen wollte, wie es abliefe". Und so dauerte es denn nicht lange, bis sich Heinrich plötzlich, ohne selbst zu wissen wie, an der Spitze des Zuges angelangt sah — die Folge aber war, daß er als der Rädelsführer der Ausschreitenden schmählich von der Schule verwiesen wurde. Das „Plötzliche" in diesem Vorgange ist für den Charakter des Helden ein Wesentliches, er gebraucht das Wort mehr als einmal, um solche radicale Verwandlungen seiner „unerklärlichen Laune" anzudeuten (z. B. II. 16. III. 99. IV. 74. 329). „Die Uebergänge von einer Stufe zur andern", bekennt Heinrich, „waren mir nie klar und gingen mir immer verloren;" wie wichtig grade diese Stelle für die Art des Helden ist, geht unter anderem auch daraus hervor, daß Keller in der neuen Ausgabe das „immer" in ein „öfter" verwandelt hat.

Am deutlichsten aber tritt das zwiespältige Wesen Heinrich's in seinem Schwanken zwischen Poesie und Malerei hervor — auch ein Zug, den die neue Fassung abgeschwächt hat — und in den stets wechselnden Liebesempfindungen des Jünglings, jetzt für die christliche Schönheit der Anna, nun wieder für die weltliche Schönheit Judith's. „Ich hätte mich," schreibt er, „vor Anna bei der Judith und vor Judith bei der Anna verbergen mögen." Ein deutliches Gegenbild zu diesem zwiespältigen Fühlen hat der Dichter in dem Freunde Heinrich's, in Ferdinand Lys, aufgestellt, der ein ähnliches Schwanken zwischen solchen Gegensätzen, zwischen der spiritualistischen

Agnes und der aphroditischen Rosalie in rücksichtsloser Leidenschaft zu Gunsten der Zweiten entscheidet.

Mit den vier Frauencharakteren, die ich so eben genannt habe, ist die reiche Gruppe der wunderbar lebensvollen Mädchengestalten, welche uns Keller vorführt, noch keineswegs erschöpft. Da ist weiter jene Darstellerin des Gretchen, welche durch den Nachts im Theater eingeschlossenen Knaben aus dem Schlummer gestört wird und welche dem lebhaft erregten Kinde, obgleich sie fühlt, daß der gute Junge von heute bald „ein Lümmel sein wird, wie Alle", dennoch zu den Füßen ihres Lagers eine vergnügliche Schlafstätte bereitet — in einer Scene erfüllt von märchenhafter Stimmung, die das Staunen des Knaben über die fremde Welt, seine unschuldige Freude an der Schönheit Gretchen's mit einer entzückenden Zartheit und Reinheit der Empfindung wiedergibt; da ist Dortchen Schönfund, die freigeistige Grafentochter, die nicht an Unsterblichkeit glaubt, aber doch an Gott, denn „bei Gott ist ja alles möglich, sogar daß er existirt"; da ist endlich die arme Hulda, die schönste Figur, die wir der neuen Ausgabe verdanken, die zierliche Münchener Näherin, deren ganze Existenz in Arbeit und in Liebe aufgeht, und die es wol einsieht, daß die Lieb' eine ernstliche Sach' ist, eine Erscheinung, „wie aus der alten Fabelwelt, die ihr eigenes Sittengesetz, einer fremden Blume gleich, in der Hand trägt". Die Episode, deren Heldin diese prächtige Gestalt bildet, ist wie eine echt Keller'sche Novelle für sich und sie allein müßte uns schon dem Dichter für die neue Ausgabe danken lassen: wer eine so auf der Grenze des sittlich Darstellbaren stehende Figur mit all der glänzenden Reinheit, mit all dem reifen Humor und der köstlichen Frische zu schildern vermag, der ist gewiß ein Meister.

Aber dasjenige, was ich zum Ruhme Keller's zu melden hätte, wäre auch nicht annähernd erschöpft, wenn ich nicht, mit einem Worte wenigstens; noch jenes Momentes gedacht hätte, das seinem Werke, auch wo es uns inhaltlich zum Widerspruch zwingt, den fesselndsten Reiz verleiht: der Allgewalt der Darstellung. Das Höchste und das Tiefste, das Zarteste und das Derbste, das „Herb' und Süße", das Erhabene und das Launige — für alle Töne finden sich auf der Palette des Künstlers die Farben. Ein eigenthümlicher Zauber lebt in dieser Sprache, etwas stolz Gesättigtes, eine gereifte Kraft und eine gewichtige Stärke, deren schlichte Fülle durch die Abwesenheit alles dessen, was man Bücherluft nennt, nur um so ernster hervortritt.

Allein alles, was sich durch abstracte Begriffe zur Bezeichnung dieser durch und durch concreten Art sagen ließe, reichte nicht aus, die Sache, auf die es ankommt, auch wirklich deckend zu bezeichnen; eher scheint es möglich, in einem Bilde den Dingen näher zu kommen.

„Jede Hausfrau," hat der grüne Heinrich beobachtet, „verleiht ihren Speisen durch die Zubereitung einen Geschmack, welcher ihrem Charakter entspricht, und das genäschige oder nüchterne, weichliche oder spröde, hitzige oder kalte, das verschwenderische oder geizige Wesen der Köchin ausspricht. Die Speisen meiner Mutter hingegen ermangelten, so zu sagen, aller und jeder Besonderheit. Ihre Suppe war nicht fett und nicht mager, der Kaffee nicht stark und nicht schwach, sie verwendete kein Salzkorn zu viel und keines hat je gefehlt; sie kochte recht und schlecht, ohne Manierirtheit, wie die Künstler sagen, in den reinsten Verhältnissen; man konnte von ihren Speisen eine große Menge genießen, ohne sich den Magen zu verderben."

Nun, ich meine, was die Mutter im Hause war, das ist der Sohn im Bereiche der Dichtkunst; und wie der müdgetummelte Knabe, nachdem er im Uebermaß von allerlei Gerichten genascht, willig zur alltäglichen Hauskost der Mutter zurückkehrt, so genießen auch wir, die wir an so mancher schärfer gewürzten Speise, ach wie oft! uns übersättigt haben, freudig und dankbar das nahrhafte Gericht, das uns Meister Gottfried bereitet, zur höchsten Erquickung Leibes und der Seele.

Otto Brahm.

Neuere musikalische Literatur.

1. Musikalische Stationen. Von Eduard Hanslick. Berlin, A. Hofmann u. Co. 1880.

Das Buch ist eine neue Folge der früher im „Allgemeinen Verein für deutsche Literatur" erschienenen „Modernen Oper". Ueber eine Sammlung Hanslick'scher Kritiken viel Worte zu machen, heißt nicht wissen, wovon und zu wem man spricht. Ein so witziger und tief blickender Geist, eine solche Anmuth und Kraft der Sprache sind überall Raritäten, in der musikalischen Literatur sind sie unbestritten das Beste, was wir haben, und vielleicht auch haben werden. Es ist ergötzlich zu sehen, welche Katzensprünge die Herren aus Bayreuth machen, um einen Reiter wie diesen zu Fall zu bringen. Wäre doch einer unter ihnen, der ihm nur an die Steigbügel reichte! Sie werfen sich zu Richtern über bedeutende Männer auf, ohne selbst bedeutend zu sein, sie wollen die deutsche Sprache reinigen, ohne selbst deutsch schreiben zu können. Wenn sie von Hanslick doch lernen wollten, wie nur ein langer Gedanke einen langen Satz verträgt, wie die Toga nur dem steht, der sie zu tragen versteht. Wenn sie von ihm doch lernen wollten, daß man belehren kann, ohne abstract und langweilig zu sein, und daß die erste und bescheidenste Eigenschaft eines Schriftstellers darin besteht, deutlich und fließend zu schreiben.

Die vorliegende Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste, Italien gewidmete, enthält drei Aufsätze: „Verdi's Requiem", „Adelina Patti" und „Oper und Theater in Italien". Die zweite umfaßt die Briefe, welche Hanslick gelegentlich der Weltausstellung von 1878 aus Paris an die „Neue freie Presse" geschrieben hat. Die dritte beschäftigt sich mit Wagner (Bayreuth) und einigen neuen deutschen Opern von Götz, Goldmark, Brüll, Kretschmer und Rubinstein. Den Schluß bildet ein Aufsatz über „Grillparzer und die Musik".

Einer der Punkte, worin wir — von jeher — mit Hanslick nicht übereinstimmen konnten, ist seine Auffassung Verdi's, hier speciell seines Requiems. Wer „Trovatore", „Traviata" und „Un ballo in maschera" geschrieben hat, dem wird man das Zeugniß einer derben, realistischen Dramatik nicht absprechen können. Die starke Portion Rohheit, welche in diesen Partituren steckt, wird gemildert durch ihre Freimüthigkeit und einen gewissen rücksichtslos breiten Stil. Nach einem guten Mahl in sehr gemischter Gesellschaft und mit der in südlichen Theatern erlaubten Zerstreutheit kann man diese Opern, vorausgesetzt daß die Hauptrollen von vortrefflichen Sängern gesungen werden, noch hören. Wird ein solcher Mann aber fein wie in der „Aida" oder kirchlich wie im Requiem, wird er sogar Kammermusiker, wie in seinem Streichquartett, so gerinnt die Milch der nachsichtigen Denkungsart und wird sauer. Bei Hanslick erklärt sich der Trieb, Verdi zu retten, aus der bei ihm sehr stark pulsirenden kosmopolitischen Arterie: er versucht die große Wirkung, welche dieser Mann thatsächlich ausgeübt hat, kritisch zu fundamentiren. Witzig sagt er, der Italiener würde doch wol das Recht haben, italienisch zu beten. Das Recht gewiß. Wir wollen aber von Verdi gar keine Gebete, auch keine italienischen, wir wollen Opern von ihm, und zwar italienische, keine deutschthümelnden.

Wundervoll sind die Aufsätze über französische Musik und über Bayreuth, den Standpunkt des Verfassers, Wagner gegenüber zugegeben. Von erbarmungsloser Schärfe ist die „Kritische Nachfeier von Bayreuth". Die Herren Nitzsche und v. Wolzogen werden daraus die ergiebigste Anregung schöpfen.

2. Mozartiana. Von Mozart herrührende und ihn betreffende, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schriftstücke. Von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880.

Die tiefere Kunstforschung begleitet seit einiger Zeit ein Reliquiensinn, welcher aus dem Kleinleben großer Männer auch das Unwesentlichere heraushebt, in der Hoffnung, unsere Kenntniß von ihrem Leben und Sein möglichst zu vervollständigen. Es ist nicht zu leugnen: die Art, wie Jemand mit seinem Wandnachbar verkehrt, kann charakteristischer für ihn sein als die Figur, die er der Welt gegenüber als Vertreter seiner geistigen Kräfte und Ziele spielt, denn es sind ganz gewiß nicht die bedeutendsten, sondern die unbedeutendsten Momente, in denen ein bedeutender Mensch sich am schärfsten vom unbedeutenden unterscheidet. Dem modernen Schatzgräbertrieb droht jedoch eine Gefahr, die nämlich, daß er sich auch an Lebensläufe zweiter und dritter Ordnung heftet. Wir haben das in neuester Zeit nicht ohne Wehmuth erfahren, denn nicht jede Schaufel bringt Pergamenische Funde zu Tage. Der Schöpfer des „Don Juan" und „Figaro" gehört nun aber, wie wir meinen, zu denen, an welchen Alles interessirt, auch das, was in ihrem Leben nicht gerade Epoche machte.

Gust. Nottebohm, der unermüdliche und gründliche Forscher in den Archiven der neueren Musikgeschichte, ohne den, wenn wir Thayer ausnehmen, unsere Kenntniß Beethoven's eine mangelhafte wäre, bringt uns hier über vierzig noch ungedruckte Briefe Mozart's, von der Wittwe desselben mitgetheilt, ferner Materialien zu einem Leben Mozart's, welche die Schwester einst für Breitkopf und Härtel zusammengestellt hatte. Sie sollten ihren Platz in einer Biographie des Tondichters von Friedrich Rochlitz finden. Otto Jahn hatte vergeblich nach diesen Urkunden gesucht, welche erst vor einigen Jahren zum Vorschein gekommen sind. Hochwichtiges enthalten diese Briefe und Aufzeichnungen nicht, immerhin aber des Interessanten so viel, daß sie alle Mozartfreunde willkommen heißen werden.

3. Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen. Von Dr. Ludwig Nohl. Leipzig, Fr. Thiel. 1880.

Vor einiger Zeit ist an dieser Stelle der „Mozartbriefe" Nohl's lobend erwähnt worden. Auf die Mozartbriefe folgen nun die Briefe an und über Mozart. Nach der Ernte die Aehrenlese. Die Briefe des Vaters nehmen nach Raum und Inhalt den größeren Theil des Buches ein, ihnen schließen sich Auszüge aus Niemetscheck, Nissen, Rochlitz u. A. an. Das Buch ist eine Chrestomathie der Mozartacten. Was der Herausgeber dazwischen eingeschaltet, ist kurz und populär gehalten. Am meisten interessiren natürlich wieder die Briefe Leopold Mozart's, des Vaters, eines, was die Verbindung von künstlerischer Tüchtigkeit und Weltklugheit anbetrifft, ganz wunderbaren Mannes. — Es gibt Leute, welcher immer dünne, und andere, welche immer dicke Bücher schreiben; Nottebohm gehört zu jenen, Nohl zu diesen. Verstände sich Letzterer auf seinen Vortheil, so würde er nur populäre Bücher schreiben. Dafür hat er Talent.

Weihnachtliche Rundschau.

Opern-Cyclus im Foyer des k. k. Opernhauses in Wien. Vierzehn Compositionen ausgeführt von Moritz von Schwind. Mit Text von Dr. Eduard Hanslick. München, Friedrich Bruckmann.

Der Gedanke, die liebenswürdigen Arbeiten des „letzten Romantikers" in einer derartigen Weise dem deutschen Publicum zugänglich zu machen, war ein sehr glücklicher; selbst derjenige, der die Originale in Wien gesehen hat, wird sich freuen, die Compositionen bis in die Kleinigkeiten prüfen und betrachten zu können. Der Raum verbietet uns, auf eine nähere Charakteristik der einzelnen Blätter einzugehen; wir dürfen nur einige Punkte hervorheben. Wo Schwind sich ganz auf seinem Gebiete befindet, dort entfaltet er alle Vorzüge seiner Eigenart; die gesunde Romantik der Formauffassung, die fröhliche Laune, den poetischen Zauber einer anmuthigen Behaglichkeit oder märchenhafter Stimmungen. Die Blätter zur „Armida", zur „Schöpfung", zur „Zauberflöte", zum „Häuslichen Krieg" und zum „Freischütz" sind in ihrer Art entzückend, wenn auch nicht monumental in der Auffassung. Man fühlt aus ihnen den Geist des Künstlers wehen, der als Mensch trotz allem Sarkasmus liebenswürdig war durch und durch. Die Romantik hat in Oesterreich auf keinem Gebiete eine solche Erscheinung geweckt, wie Schwind eine war. Und selbst diese durchaus gesunde Natur konnte sich von dem Einflusse nicht ganz frei machen, welchen das Theater oder vielmehr theatralisch behandelte Stoffe auf die bildende Phantasie ausüben. Wir hatten Gelegenheit, voriges Jahr auf den „Opern-Cyclus" von Hermann Kaulbach hinzuweisen und mußten auch damals dieser Thatsache Erwähnung thun. Was uns einmal auf den Brettern entgegengetreten ist, bewegt sich in der Erinnerung theatralisch — selbst Schwind ist auf einigen Blättern („Fidelio", Licinius auf dem Blatte zur „Vestalin", „Hugenotten") nicht unberührt davon geblieben. Daß die Ausführung der Photographien eine vorzügliche ist, bedarf bei Bruckmann kaum der Erwähnung. Herr Prof. Hanslick hat seine Aufgabe natürlich mehr vom Standpunkte des Musikgelehrten, als des Kunstkritikers erfaßt; in kurzer übersichtlicher Weise und mit bekannter Klarheit faßt er Alles zusammen, was zum Verständniß der vom Maler gewählten Scenen nöthig ist und fügt sehr werthvolle Bemerkungen über die Componisten und ihre Werke hinzu.

Faust von Goethe. Erster Theil. Mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling. München, Friedr. Bruckmann.

Das Werk des leider zu früh gestorbenen vielbegabten Künstlers ist so oft besprochen worden, daß der Berichterstatter die Vorzüge desselben nicht des Weiteren zu erörtern braucht. Die vorliegende Ausgabe ist dazu geeignet, dem Werke Kreling's eine größere Verbreitung zu verschaffen und Manchem das unsterbliche Gedicht noch näher zu bringen. Welch ein unendlicher Reichthum von Situationen in dem Stoffe des symbolischen Drama's liegt, wird erst recht klar, wenn man bedenkt, wie mächtigen Anstoß für die bildende Phantasie es seit Cornelius und dem halbvergessenen Nauwerk den deutschen Künstlern gegeben hat. Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe, den Entwickelungsgang unserer Kunst an den verschiedenen Behandlungen derselben Faustsage nachzuweisen. Jedenfalls nimmt Kreling unter den Illustratoren des Werkes durch die Eigenartigkeit seiner Auffassung, welche besonders in den zahlreichen klei-

neren Zeichnungen hervortritt, eine bedeutende Stellung ein. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung vortrefflich — es ist ein Prachtwerk, das aber durch seinen Inhalt vor dem Schicksal bewahrt bleibt, als solches allein auf den Salontischen ein selbstbeschauliches Dasein zu führen.

Lebenslieder und Bilder. Lieder-Cyklus von Adelbert von Chamisso. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Titze.

Der ungewöhnliche Erfolg von dem vorjährigen Prachtwerke „Frauenliebe und -Leben" hat wol zu der Herausgabe des neuen Buches viel beigetragen. Es ist wie jenes eine Bereicherung der vornehmsten Geschenkliteratur, eines der liebenswürdigsten Weihnachtsbücher, das sich eine Dame wünschen kann. Die Gedichte Chamisso's sind Kinder eines wahrhaft poetischen Herzens und deshalb kann sie nur ein Illustrator beleben, welcher selbst dichterisch und rein zu empfinden weiß. Diese Bedingung erfüllt Thumann — sein formaler Idealismus gesellt sich zu dem edlen Empfindungsleben des Dichters als ein ebenbürtiger Genosse; selbst Chamisso's Weichheit entspricht dem Griffel des Zeichners. Von den neun in Lichtbildern wiedergegebenen Illustrationen dürfte besonders „Familienglück" Volksthümlichkeit gewinnen, trotzdem die letzte, der Abschied des Kriegers, der in den Kampf zieht, ihr an Wärme noch überlegen ist.

Der Spaziergang um die Welt von Alex. Freiherrn von Hübner, vormals k. k. österreichischer Gesandter in Paris ꝛc. Mit circa 350 Illustrationen. 1. Lieferung. Leipzig, Heinr. Schmidt und C. Günther. 1880.

Das bekannte Werk des österreichischen Diplomaten, „Promenade autour du monde", erscheint hier in einem neuen Gewande. Der Verfasser hatte durch seine sociale Stellung die Möglichkeit vieles zu sehn und zu erfahren, was sonst anderen Reisenden verborgen bleibt. Schon dieser Vortheil gibt dem Buch manches Eigenartige. Aber seinen Werth erhält es vornehmlich durch die geistigen Eigenschaften des Autors, welcher im vollsten und besten Sinne Weltmann und zugleich ein Gelehrter von nicht gewöhnlichem Wissen ist. Rechnet man dazu noch jene Sicherheit des Ausdrucks, welche sich bei sicheren Anschauungen fast immer ergibt, so findet sich bei Hübner alles vereint, was Interesse erwecken kann. Er schreibt nicht nach Jahren, sondern unter dem unmittelbaren Eindruck, nicht mit Hülfe von Zetteln, Zettelchen und Büchern, sondern aus der Erfahrung heraus. Und gerade diese Einfachheit ist's, welche im hohen Grade fesselt. — Die Illustrationen der ersten Lieferung sind vortrefflich und versprechen das Beste. Wir hoffen, sobald die größere Hälfte des Werkes vorliegt, noch einmal darauf hinweisen zu können, ohne das günstige Urtheil einschränken zu müssen.

Spanien. In Schilderungen von Theodor Simons. Illustrirt von Prof. Alex. Wagner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Es entspricht nicht ganz den Gesetzen feinster Sitte, dem Hausherrn große Schmeicheleien zu sagen. Der Berichterstatter befindet sich in der Nothwendigkeit es zu thun, indem er den Lesern das Prachtwerk anzeigt, welches mit der „Deutschen Rundschau" im gleichen Verlage erscheint. Wir sind in den letzten Jahren wahrhaftig verwöhnt worden, — ich erinnere nur an Hallberger's „Aegypten", an „Italien" von Engelhorn, Publicationen, welche den deutschen Verlag in jeder Beziehung gleichberechtigt neben denjenigen Englands und Frankreichs stellen. Es erforderte nicht nur der größten Hingabe der Verfasser des Textes und der Bilder, sondern auch die volle Opferfähigkeit der Verleger, um mit dem neuen Werke neben das Beste hinzutreten, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Und das strengste Urtheil wird „Spanien" als eine Publication bezeichnen müssen, die dem Besten ebenbürtig ist, ja es nach einer Richtung hin noch übertrifft: durch die volle Einheitlichkeit der Gesammtwirkung. Ein Zufall, jedenfalls ein glücklicher, hat es gefügt, daß Simons und Wagner mehrmals gemeinsam das Land durchzogen hatten, welches sie schildern sollten. Dadurch nur konnten sie in gewissem Sinne zu einer geistigen Einheit zusammenwachsen, welche auf das Werk den günstigsten Einfluß haben mußte. Man fühlt bei dem Lesen und Beschauen der Blätter überall die gemeinsame Thätigkeit heraus; man fühlt, wie Text und Bilder zur gleichen Zeit sich in der Phantasie der Beiden vorbereiteten und Gestalt annahmen. Nirgendwo muß sich das eine dem andern unterordnen, nirgendwo wird der Schriftsteller genöthigt, den Fluß seiner Darstellung zu dämmen, um dem Zeichner Raum zu schaffen, Text und Bild sind Eins.

Durch die Möglichkeit, die Ausführung sämmtlicher Illustrationen einer Hand zu überlassen, wurde auch die künstlerische Einheit bewahrt, welche sonst, selbst in „Aegypten" sehr oft unterbrochen

ist, weil jeder der zerstreut lebenden Künstler seiner Manier folgt, wodurch auch dem Holzschneider die Aufgabe sehr erschwert wird. Alex. Wagner, wie Liezen-Mayr und Benczur, ein geborner Ungar, ist Schüler Piloty's gewesen. Anfänglich hat er ganz dem äußerlichen Realismus seines Meisters gehuldigt, bis er durch unermüdliches Streben zu einer vollkommenen selbständigen Eigenart gelangt ist. Schon früh trat bei ihm ein ungewöhnlich scharfes Auge für das Charakteristische hervor, diese Eigenschaft bekundet er in vollem Maße in den Illustrationen zu „Spanien". Mit festem Griff erfaßt er die einzelnen Gestalten und Situationen, ohne aber jemals eine gewöhnliche Copie der Wirklichkeit zu geben; die künstlerische Vertiefung behält immer ihre Rechte. Man braucht nur Bilder wie „Aragonisches Gespann" (S. 44), „Wasserverkäufer" (S. 62), „Zettelausrufer" (S. 87), der „Espada" (S. 105) zu betrachten, um zu sehen, wie er die lebendige Naturwahrheit künstlerisch erfaßt. Besonders ragen die Darstellungen bewegter Momente hervor; die Illustrationen zum Stiergefecht in Madrid sind in ihrer Lebendigkeit meisterhaft. Eine Erwähnung verdienen auch die Vollbilder nach Originalen von Velasquez, in welchen der Charakter der spanischen Künstler mit packender Wahrheit zur Geltung kommt. Mit Ehren muß auch die Anstalt von Knesing genannt werden, aus welcher die Schnitte hervorgegangen sind; einzelne derselben wie „Madrider Straßenjungen" sind Meisterwerke des modernen Holzschnitts. Sie wetteifern nicht mit dem Linienstich, wirken nicht durch Gitterwerk, sondern bleiben der Eigenart ihrer Technik getreu.

Der Text ist ebenso lehrreich wie lebendig; als ausgezeichnet hebe ich die Schilderung des Stierkampfes hervor. Ein kleines Versehen ist dem Verfasser auf S. 131 begegnet; der Urheber der falschen Fortsetzung des „Don Quijote" ist nicht unbekannt, wie man aus der Fügung des Satzes schließen könnte; er heißt Fernandez de Avellanada.

Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreichs von Emil Schlagintweit. Mit circa 400 Illustrationen. Lieferung 1. 2. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther. 1880.

Zu den vielen ethnographischen Prachtwerken, welche in den letzten Jahren erschienen sind, gesellt sich hier ein neues. Bei der hohen Bedeutung, welche Indien für die Culturgeschichte der arischen Völker hat, war es ein glücklicher Gedanke das uralte Land und Volk dem deutschen Publicum näher zu bringen und den noch sehr schwankenden Anschauungen eine festere Unterlage zu geben. Der Name des Urhebers des Textes bietet Gewähr für die Kenntniß des Stoffs, welcher hier kein geringer ist. Schon die nicht unbedeutende Stellung verschiedener eingeborener Völker fordert umfassende Studien der Vergangenheit, ebenso die religiösen Verhältnisse und die Kunst des Landes. Nach den zwei Lieferungen zu schließen, dürfte der Text allen Ansprüchen vollkommen Genüge leisten. Die Darstellung ist fesselnd und anregend. Die Zeichnungen zu den Illustrationen stammen fast nur von französischen Künstlern, Bayard, Philippoteaux, Neuville u. s. w. — sie sind durchwegs vortrefflich. Die übrige Ausstattung ist des Werkes würdig. Das Ganze ist auf 34 Lieferungen berechnet.

Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des klassischen Alterthums von Jacob von Falke. Lief. 11–34 (Schluß). Stuttgart, W. Spemann.

Das verdienstvolle Werk liegt nun vollendet vor. Herr von Falke hat seine Aufgabe würdig erfaßt und demgemäß ausgeführt — mit wachsender Genugthuung hat der Berichterstatter die schöne, von Kenntniß und Begeisterung getragene Arbeit zu Ende gelesen. Hat sich auch die Stellung der Gegenwart der Antike gegenüber in vielen Dingen geändert: letztere wird dennoch stets eine Quelle idealer Erhebung bleiben — jeder möge der Darstellung dieses Stoffes fern bleiben, welcher nicht in tiefster Seele sich erhoben fühlt, wenn er dieses geistige Jünglingsalter der Menschheit schildert. Das aber ist bei dem Verfasser der Fall; er liebt die Antike, er sieht in ihr ein bleibendes Erziehungsmittel des Geistes und des ästhetischen Empfindens, einen Schutzwall gegenüber der materialistischen Richtung der Zeit. Mit einer Gedrängtheit, welche nur durch wirkliche Herrschaft über den Stoff zu erringen ist, schildert er die einzelnen Culturmächte und Strömungen, die allgemeinen Gesichtspunkte durch treffende Einzelnheiten erläuternd. Die Abschnitte über die Spiele, Orakel, über Vasenmalerei, über die Blüthe des griechischen Kunstlebens, dann diejenigen über Haus und Hausrath, Villa und Garten, Kleidung und Kosmetik, über das römische Frauenleben u. s. w. sind für ihren Zweck vorzüglich geschrieben: es sind keine trockenen Abhandlungen, in welchen das gelehrte Material todt über einander geschichtet ist, sondern an-

schauliche, lebendige Schilderungen ohne romanhafte Zuthaten — das Werk hat in seinem Verlaufe in jeder Beziehung gewonnen. Nur einen Einwand, von den wenigen, die ich zu machen hätte, will ich hier aussprechen. S. 121 spricht der Autor von dem Naturgefühl, wie es sich in der griechischen Poesie ausspricht. Dort sagt er: „Ja, Plato, der Dichter-Philosoph bedünkt uns wie ein Nachahmer Geßner's, des Idyllendichters." Zum Beweise citirt er in gekürzter Uebertragung eine Stelle aus Plato's „Phädrus" (Abschn. 5, Worte des Sokrates), welche eine kleine Naturschilderung enthält. Der Vergleich mit dem zerflossenen Geßner scheint mir nicht am Platze zu sein. Unumwundene Anerkennung verdient die Verlagshandlung; es boten in den Lief. 1—10 einige Zeichnungen griechischer Bildwerke Anlaß zum Tadel, weil sie den Charakter des Originals verflachten; in den folgenden Heften ist das nirgends der Fall, ja die meisten der Zeichnungen dieser Art gehören zu den besten, die ich kenne. Vorzüglich sind die Vollbilder; nur „Phryne" vor den Richtern (Blatt nach Seite 168) von Carl Gehrts, obwol sehr gut gezeichnet und sorgsam geschnitten, gibt zu Bedenken Anlaß, denn Hyperides, der Vertheidiger der schönen Hetäre und die Richter sind nichts weniger als antik aufgefaßt.

Bilder für Schule und Haus. Von Albert Richter und Ernst Lange. Lieferung 1—3. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

In ähnlicher Weise, wie in den „Meisterwerken der Holzschneidekunst", sind hier die vorzüglichsten Schnitte aus der „Illustrirten Zeitung" zur Grundlage des Illustrationsmaterials benützt. Während aber die erste Sammlung nur kurze erläuternde Texte zu jedem einzelnen Bilde gebracht hat, und die Illustrationen Hauptsache waren, dienen dieselben hier als Schmuck und zur Erklärung neugeschriebener Texte. Jede Lieferung enthält ein abgeschlossenes Ganze, die 1. schildert „Norddeutschland", die 2. bringt Skizzen aus dem deutschen Frauenleben, die 3. solche aus dem Leben der Raubthiere. In dieser Art wird das Werk in vierzehntägigen Lieferungen fortgesetzt und soll die verschiedenen Gebiete umfassen: Länder- und Völkerkunde, Welt- und Culturgeschichte, Naturwissenschaft u. s. w.

Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen von Dr. J. H. von Hefner-Alteneck. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Lieferung 1—4. Frankfurt a. M., Heinr. Keller. 1879—80.

Es sind vierzig Jahre verflossen, seitdem ein Theil des großartig angelegten Werkes zum ersten Male hervorgetreten ist. Die maßgebende Kritik, an ihrer Spitze Franz Kugler, hat damals den Anfang des Unternehmens mit Freude begrüßt. Aber auch der erste Verleger, H. Hoff, von dem es in Kellers Hand überging, durfte mit Stolz auf diese Publication blicken, welche, ganz abgesehen von dem hohen wissenschaftlichen Werth, zu den größten Schöpfungen des europäischen Kunstverlags gehört. Als „Trachten des christlichen Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen" wurde der eine Theil des Werkes von 1840—54 in 366 Kupfertafeln — die Prachtausgabe mit der Hand illuminirt — herausgegeben. Ohne irgend einen staatlichen Zuschuß führten es Autor und Verleger zu Ende. Aber bald erkannte Herr von Hefner, jetzt bekanntlich Director des bairischen Nationalmuseums, daß er den Kreis des Interessanten zu enge gezogen habe und begann schon 1847 ein neues Unternehmen „Kunstwerke und Gerälhschaften des Mittelalters und der Renaissance", welches mit 180 Tafeln 1863 abgeschlossen wurde. Beide Arbeiten sind die Ergebnisse einer bewunderungswerthen Thatkraft; die Tafeln der ersten hat der Herausgeber fast alle selbst auf das Genaueste nach den Originalen gezeichnet und gemalt, mit einer Gewissenhaftigkeit und Treue, welche noch heute unübertroffen dasteht.

Die beiden Publicationen gehören zu jenen Werken, welche für die moderne deutsche Kunstgeschichte grundlegend geworden sind, sie waren bald als Quellenwerke bei uns, wie im Auslande hochgeschätzt. Aber die Art ihrer Entstehung brachte verschiedene Nachtheile mit sich. Erstlich war Hefner genöthigt die Originale aufzusuchen, da es an Vorarbeiten fast gänzlich fehlte. Da kam es oft, daß interessante Werke jüngerer Zeit früher zugänglich waren, als solche älterer Epochen; dadurch aber wurde die Chronologie nicht selten durchbrochen und die klare Uebersicht über den Entwickelungsgang der Kunstformen geschädigt. Dem war auch durch die fleißig gearbeiteten Register nicht abzuhelfen.

Alle diese Uebelstände sind durch die Neuauflage des Werkes, welches die beiden älteren Arbeiten in 120 Lieferungen vereinigen wird, beseitigt. Es liegen mir vier Theile vor. Die

24 Tafeln derselben umfassen Kunst- und Kunstgewerbsgegenstände von ungefähr 450 — 1000 unserer Zeitrechnung. Manche weniger bedeutende Arbeit ist ausgeschlossen und durch bedeutendere ersetzt; die Auswahl nimmt überhaupt auf alle Zweige der künstlerischen Darstellung Rücksicht, so daß sich schon jetzt für die betreffenden Epochen ein sehr reiches Material vorfindet. Die Ausführung der farbigen Tafeln ist geradezu mustergiltig zu nennen; nicht nur durch die Treue der Zeichnung, welche sich bis auf die kleinsten Details erstreckt, sondern auch durch die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher die Farbentöne abgewogen sind. So erhält man überall den Eindruck des Originals. Einzelne Blätter hervorzuheben ist nicht möglich, denn keines steht dem andern nach; die Technik der Reproduction steht auf allen vollkommen auf der Höhe dessen, was heute überhaupt bei Anwendung aller Mittel erreicht werden kann. Der Text liefert zu jedem einzelnen Blatte die genaueste Erklärung und faßt Alles zusammen, was sich auf die Gegenstände bezieht, gibt über Geschichte, Fund- oder Standort derselben, Zeit der Entstehung u. s. w. die besten Nachweise.

Costümgeschichte der Culturvölker. Von Jacob von Falke. Lieferung 1—3. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Der Verfasser hatte nicht die Absicht eine Entwickelungsgeschichte der Kleidung zu schreiben; schon im Plan spricht er aus, daß es ihm nur darum zu thun sei diejenigen Völker zu betrachten, welche mit der Culturgeschichte der Menschheit in inniger Verbindung stehen. Den leitenden Gedanken soll vor allem die Darlegung jener Gesetze bilden, welche auf diesem, scheinbar so sehr der Willkür unterworfenen Gebiete lebendig wirken. Es ist also eine Art von Philosophie des Costüms auf Grundlage ausgedehnter und, wie bei Herrn von Falke kaum betont werden braucht, gewissenhafter Studien. Diese Auffassung der Aufgabe erscheint für den Zweck eines vornehm volksthümlichen Werkes zweifellos die beste, weil sie das organische Werden und Vergehen zum Bewußtsein bringt. So weit man von drei Lieferungen auf das ganze Werk, welches 16 Lieferungen umfassen wird, schließen kann, ist der Verfasser seinem Grundsatze treu geblieben. Bis jetzt sind die Aegypter, Assyrer, Meder, Perser und Griechen behandelt. In klarer Weise, unterstützt durch vortreffliche Illustrationen nach alten Reliefs, Statuen und Vasengemälden, werden die bestimmten Hauptformen der Trachten entwickelt und zugleich in kurzen aber treffenden Bemerkungen mit der Geschichte in Verbindung gesetzt. Der ersten Lieferung ist ein sehr fein ausgeführtes farbiges Blatt beigegeben.

Eine andere Aufgabe stellen sich die in zweiter Auflage erscheinenden

Trachten der Völker von Albert Kretschmar, Maler und Dr. Carl Rohrbach. Lieferung 1—4. Leipzig, J. G. Bach.

Das Werk wird in 26 Lieferungen vollendet sein; jedes Heft enthält vier sehr sauber und klar ausgeführte Tafeln in Farbendruck. Mit großer Schärfe ist jeder Theil des Costüms behandelt, so daß sich, wo nicht die Originale eine genauere Kenntniß des Kleidungsstückes unmöglich machen, auch der Schnitt klar erkennen läßt. Keine einzige der bis jetzt vorliegenden Tafeln enthält eine Figur, die man als phantastisch erklären könnte; ein Vergleich mit dem Werke von Weiß ergibt, wie gewissenhaft Kretschmar alle Vorbilder geprüft und wie streng er sich an die Angaben über die üblichen Farben der Stoffe gehalten hat. Einen besonderen Werth erhält das Werk durch die Tafeln mit Abbildungen von Geräthschaften, Waffen, Gefäßen, Schmuckgegenständen u. s. w. Diese Eigenschaften machen die Publication unentbehrlich für den Maler, welcher geschichtliche Stoffe behandelt, unentbehrlich für Theater, welche danach streben, sich von den herkömmlichen Formen der Ausstattung frei zu machen, machen sie im hohen Grade werthvoll für alle Bibliotheken. Aber auch für jeden, der sich eine lebendige, farbige Anschauung der Vergangenheit erringen will, dürfte diese Arbeit eine Quelle reicher Anregung sein.

Der Text ist auf Grundlage umfassender Studien gearbeitet, — die Anerkennung, welche schon die erste Auflage gefunden hat, enthebt uns weiterer Bemerkungen; selbstverständlich sind auch die neuesten Forschungen benutzt. Sehr erleichtert wird der Ueberblick durch die Eintheilung, welche das Zusammengehörige in kleineren Abschnitten vereint. So ist z. B. bei Aegypten die Bedeckung des Körpers, dann die des Kopfes und des Fußes für sich behandelt; ebenso die Hoftracht und das Kriegsgewand.

Muster altdeutscher Leinenstickerei. Dritte Sammlung: Alphabete. Gesammelt und herausgegeben von der Redaction der Modenwelt. Berlin, Franz Lipperheide. 1880.

Die Bewegung, welche von Seite der kunstgeschichtlichen Forschung ausgegangen ist und auf eine Veredlung der Kleinkunst im weitesten Umfang hinarbeitet, gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. Man beginnt in den Kreisen der Kunstgewerbtreibenden immer mehr einzusehen, daß die Befreiung von den verflachten und conventionellen Formen, wie sie die Mode flüchtig erzeugt und schnell beseitigt, nicht nur dem Product, sondern auch dem Absatz zu Nutzen kommt. Im Publicum wächst in erfreulicher Weise das Interesse an ästhetisch berechtigten Formen, an einem schmucken Hausrath. So ist auch zu hoffen, daß die Käufer und Besteller allgemach auf die Erzeuger einen unmittelbaren Einfluß gewinnen, indem sie einfach alles Geschmacklose ablehnen.

Von hervorragender Bedeutung sind verwandte Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenarbeit. Auch hier hat die Wissenschaft der Praxis den ersten Anstoß gegeben. Zu denjenigen, deren Verdienst hier warme Anerkennung verdient, gehört der Verlag der „Modenwelt". Die „Musterbücher für weibliche Handarbeit", deren drittes mir vorliegt, beweisen ein Streben, welches bis heute noch kein einziges Modenblatt in so gediegener, man darf sagen, wissenschaftlicher Weise bekundet hat. In allen erfundenen Vorlagen zeigt sich ein feiner, gebildeter Geschmack, eine berechtigte Freischaffung nach alten Motiven, in allen Copien eine vortreffliche Wahl der Originale. Durch derartige Muster wird wieder die Freude an der Handarbeit belebt.

Die Bücherornamentik der Hoch- und Spätrenaissance. Aus der eigenen Sammlung herausgegeben und erläutert von A. F. Butsch. 1. Lieferung. München, G. Hirth. 1880.

Der große Erfolg, welchen der verdienstvolle Verleger mit der „Bücherornamentik der Renaissance" (1. Theil) gehabt hat, ist ein sprechender Beweis für das sich stetig steigernde Interesse an allen Resten der Kleinkunst der Vergangenheit. Noch mehr hat sich die Theilnahme dem ornamentalen Bücherschmuck zugewendet, seitdem die deutschen Verleger ihren Stolz auch in einer stilvolleren Erscheinung ihrer Verlagswerke suchen. Es läßt sich nicht leugnen, daß man auch auf diesem Gebiete nicht selten mit einer zu fieberhaften Hast vorgegangen ist, und gar viel Dutzendwaare hergestellt worden ist und noch hergestellt wird. Dem gegenüber weist die Publication aus der Officin von Hirth auf edle Muster hin, welche schon heute ihren günstigen Einfluß äußern. Die Fortsetzung des Werkes steht ganz auf der Höhe des ersten Theils; ebenso werthvoll ist der bis jetzt erschienene Text. Das Ganze wird in 4 Lieferungen vollständig sein.

Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das Deutsche Haus. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

In ansprechendem Gewande, geschmückt mit 12 reizenden Kunstblättern, tritt das schöne Unternehmen zum dritten Male vor die Oeffentlichkeit. Die Radirungen sind sogar noch sorgsamer gewählt und ausgeführt. Von den poetischen Beiträgen mögen besonders die Gedichte von Gottfried Keller und dem schwäbischen Dichter Ed. Paulus hervorgehoben werden. Die ersteren sind ganz von dem eigenartigen Geiste ihres Verfassers erfüllt; jeder Gedanke ein Erlebniß aus tiefster Seele; Schöpfungen einer Natur, welche heiter sein kann, weil sie tief ernst ist. Die Sonette von Paulus („Stimmen aus der Wüste") sind Zeugen einer merkwürdig selbständigen Natur und zugleich Zeichen der Zeit, mit ihrer verborgenen Sehnsucht nach einer idealeren Weltanschauung, ihrem Wissensüberdruß — ernste Menschen werden den Dichter verstehen, aber auch nur sie. Unter den prosaischen Beiträgen zeichnet sich eine culturgeschichtliche Novelle „Fürst und Kanzler" von W. H. Riehl aus. Georg Ebers bekundet sich in Reisebriefen „aus Nizza" als ein liebenswürdiger Plauderer, wieder eine neue Seite seines Talentes; und Karl Braun-Wiesbaden hat einen sehr unterhaltenden Beitrag mit den „Rheinsagen" geliefert.

υ. β. **Deutsche Literaturzeitung.** I. Jahrgang, Nr. 1—6. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Die „Deutsche Literaturzeitung", welche seit dem ersten October unter Theilnahme der bedeutendsten Gelehrten aller deutschen Universitäten von Dr. Max Roediger, im Einvernehmen mit hervorragenden Kräften der Berliner Hochschule, herausgegeben wird, ist ein kritisches Centralorgan der Wissenschaft, wie es seit dem Eingehen der „Jenaer Literaturzeitung" auf vielen Seiten lebhaft gewünscht worden war. Denn das Bestehen einer einzigen Zeitschrift dieser Art, des „literarischen Centralblattes", führte bald zu mancherlei Inconvenienzen; die verschiedenen Richtungen, die sich nun einmal in so vielen Zweigen unserer Wissenschaft befehden, wollen mit Nothwendigkeit auch in der Kritik gehört sein, soll nicht die Forschung zu Gunsten einseitiger Richtungen monopolisirt werden und soll nicht insbesondere der Fernerstehende ein vielfach getrübtes Bild von dem Stande der Wissenschaft erhalten. Die „Deutsche Literaturzeitung" soll daher in kurzen, sachlich gehaltenen Berichten ihre Leser über alle wichtigen literarischen Erscheinungen auf dem Laufenden erhalten, und nicht nur dem Gelehrten, sondern auch dem allgemein Gebildeten von der Förderung der Wissenschaften und den Leistungen auf dem Gebiete der schönen Literatur Kunde geben; sie wird dies Ziel sicher erreichen, wenn sie, wie in den bisher vorliegenden Nummern, von so ausgezeichneten Gelehrten unterstützt wird, und wenn eine noch strengere Beschränkung auf das Wesentliche, nicht in dem, was berichtet wird, sondern in der Art, wie berichtet wird, sich durchführen läßt. Wir müßten eine sehr lange Liste aufstellen, wollten wir all die hervorragenden Mitarbeiter herzählen, die in der neuen Zeitschrift aufgetreten sind; um doch wenigstens ein paar von ihnen zu nennen, seien die Namen: Georg Gerlach, Oscar Schmidt, Wilhelm Scherer, Erich Schmidt nach Willkür herausgegriffen. Die „Deutsche Literaturzeitung" entspricht dem in den letzten Jahren so außerordentlich gesteigerten geistigen und wissenschaftlichen Leben der Residenz in ausgezeichneter Weise; der Erfolg solcher Bestrebungen wird, wie wir hoffen dürfen, nicht ausbleiben.

ξ. **Gastfahrten,** Reise-Erfahrungen und Studien von Wilhelm Roßmann. Leipzig, F. W. Grunow. 1880.

Das im hohen Grade fesselnde Buch vereint vier Studien: die Passion im St. Peter zu Rom; die Passion auf der Bühne zu Oberammergau; ein Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos; und, eine Fahrt nach Jerusalem. Die dritte der Arbeiten ist den Lesern schon aus der „Rundschau" bekannt. Mit seltener Bescheidenheit hat der scharfsichtige und gelehrte Verfasser sich auf dem Titel als „Gast" bezeichnet, trotzdem er sich auf den doch sehr verschiedenen Gebieten „wie zu Hause" bewegt. Was die Lectüre des Buches besonders anziehend und fesselnd macht, ist die Liebe zu dem Stoff und die Vertiefung in denselben. Trotz der ungeheueren Fülle von Einzelnstudien, welche den Untersuchungen zu Grunde liegen, ist nirgendwo „todtes Material" zu entdecken; der Verfasser hat den gesammten Stoff in sich zu einer schönen Einheitlichkeit verbunden und ihn als wirklicher Neuschöpfer aus sich als Ganzes gestaltet. Die Aufsätze sind nicht nur mit Geist, sondern auch mit Herz geschrieben. Daß auf einem so ausgebreiteten Gebiete, wie es Herr Roßmann besonders im ersten Essay „Einleitendes über Symbole" betreten hat, manche Anschauung unterläuft, über die sich streiten läßt, erscheint natürlich. So möchte ich es doch nicht für unumstößlich halten, wenn der Verfasser meint, die symbolischen und künstlerischen Darstellungsmittel dienten nur zum Ausdruck „dogmatisch zugespitzter Ueberzeugungen"; denn dagegen sprechen neuerer Ansicht nach sowol Francesco Traini, wie die Fresken der Spanischen Kapelle von Sta. Maria Novella. Aber im Allgemeinen wird man den Erörterungen mit stetig wachsender Theilnahme folgen. Für jeden Gebildeten, welcher sich über den Zusammenhang der christlichen und antiken Symbolik unterrichten will, ist die Darstellung der Passion im St. Peter von hohem Werth. Ebenso belehrend ist die Abhandlung über das Oberammergauer Spiel durch die daran sich knüpfende Darstellung des Entwickelungsganges der religiösen Dramatik. Als ein besonderes Verdienst muß man dem Verfasser die außerordentliche Sorgfalt anrechnen, welche er auf die Form verwendet hat. Nirgendwo begegnet man jenen abgeglätteten feuilletonistischen Wendungen, welche über die Bedeutung der Gedanken zu täuschen suchen, nirgendwo der Sucht nach „geistreichem" Stil — alles ist in Inhalt und Form der ernsten Stoffe würdig. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung — wir sind überzeugt, daß jeder Leser, selbst der Gelehrte, es mit Nutzen und Befriedigung aus der Hand legen wird. Die Ausstattung ist sehr hübsch.

ξ. **Aus Tirol** von Ludwig Steub. Stuttgart, Bonz & Co. 1880.

Wie alle culturgeschichtlichen Schriften Steub's bietet auch diese eine reiche Fülle von Thatsachen, welche das „Land der Glaubenseinheit" betreffen. Steht doch Steub seit Jahrzehnten im intimsten Verkehr mit Tirol, hat er doch Gelegenheit gehabt, alle Geistesströmungen seitdem zu beobachten. So gewinnen die hier vereinigten Aufsätze einen hervorragenden Werth durch die vielen Beziehungen zur Vergangenheit, durch den Reichthum kleiner Züge, welche so selten gesammelt werden und für einen späteren Geschichtsschreiber des geistigen Lebens doch durch nichts ersetzt werden können. Der Verfasser steht durchaus auf freiem Standpunkte und ist deshalb immer ein Bekämpfer jenes starrköpfigen und gefühlsarmen Katholicismus, welcher kaum in irgend einem deutschen Lande so verknöchert auftritt, wie in Tirol — ausgenommen Altbaiern. Einen beachtenswerthen Vergleich dieser beiden Hochburgen des Ultramontanismus enthält der letzte Aufsatz „Tirolisch-baierische Culturbilder". Bei Steub's Arbeiten gesellt sich zum stofflichen Interesse stets die Theilnahme am Autor — ist es ja doch diese, welche allein eine warme Theilnahme für den

behandelten Stoff erwecken kann. Wie immer werden auch hier satirische Seitenhiebe reichlich ausgetheilt, und oft mit einer großen Eleganz ausgeführt. Uebrigens kennen ja die Leser der „Rundschau" unseren Autor: sind doch einige der hier gesammelten Studien zuerst in dieser Zeitschrift („Tirolische Culturzustände", März, 1880) veröffentlicht worden. Einen Aufsatz hätte man gern vermißt, den siebenten, „Adolph Pichler" betitelt. Er schließt sich an die „Epigramme zu Literatur und Kunst" an, die von dem Innsbrucker Dichter 1879 veröffentlicht worden sind. In dieser Kritik waltet ein persönlicher Zug, der uns nicht berechtigt erscheint, weil die Distichen Pichler's in vieler Beziehung nur zu sehr Recht haben.

ξ. **Italienische Apriltage.** Erinnerungen aus einer confessionslosen Romfahrt von Martin Schleich. München und Leipzig, G. Hirth. 1880.

Wieder ein Buch über Italien! — Ja, aber doch ein eigenartiges. Es kommt nicht auf den Gegenstand, sondern auf die Augen an, welche ihn betrachten; irgend etwas bemerkt jeder, was ein andrer nicht sieht, und so kann man ihm nicht das Recht absprechen, seine Anschauungen zu veröffentlichen. Martin Schleich gehört zu jenen süddeutschen Autoren, welche das Publikum im Norden nicht kennt, trotzdem sie es redlich verdienten. Manches gesunde Volksstück, manche tüchtige wissenschaftliche Arbeit hat er geschrieben, aber seine scharf ausgeprägte süddeutsche Eigenart hat ihn leider die literarische Mainlinie selten überschreiten lassen. Den Stempel des Südens trägt auch sein Witz, welcher durchaus nicht innerer Feinheit entbehrt. Er bildet in dem vorliegenden Buche das Salz und den Pfeffer, der den Genuß erhöht; die originellen Bemerkungen, in ihrer harmlosen Form oft von eindringlicher Schärfe, sind geschickt in die Schilderung gestreut. Eine besondere Erwähnung verdient die Ausstattung — die Kopfleisten, Initialen und Schlußvignetten sind sämmtlich Reproductionen nach den besten Meistern.

ρ. **Nordlandsfahrten.** Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. I. Lieferung. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Das Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, soll illustrirt werden durch mehrere hunderte Holzschnitte nach Original-Zeichnungen von den bewährtesten Künstlern aufgenommen an Ort und Stelle; den Text werden schreiben die Herren Prof. A. Brennecke, Francis Brömmel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg und H. von Wobeser. Die „Nordlandsfahrten" beginnen mit Norwegen, und der Inhalt des ersten Heftes führt uns von Christiania nach Stavanger und Bergen, dem alten Sitz der Hansa, nach Gudvangen und den sagenberühmten Gegenden des Sognefjords, der Heimath Frithjof's und Ingeborg's; dann an dem ausgedehntesten Gletscherfeld des europäischen Continents, dem Jostedalsbrä vorüber, nach dem lieblichen Dalsfjord, und weiter.

Ihr sonn'gen Firne,
Am blauen Fjord!
Der Erde Stirne,
Du hoher Nord!

Wer würde sich nicht immer umrauscht fühlen von dem Gesange Tegnér's, wenn er diesen Boden betritt? — Die Schilderung liest sich sehr gut, und in ansprechender Weise schmiegen sich ihr die stimmungsvollen Holzschnitte an, die bald das Innere einer Stadt, ein malerisches Dorf, eine Kirche, bald eine Landschaft, das Gebirge, die See darstellen. Das Ganze macht, soweit bis jetzt ein Urtheil gestattet ist, einen soliden Eindruck.

ξ. **Farbenspiele.** Aesthetische und culturgeschichtliche Betrachtungen von Johannes Blachwitz. Leipzig, B. Schlicke (Balthasar Elischer).

Es ist ein kleines, aber sehr sinniges und inhaltreiches Buch, das wir den Lesern empfehlen. Alles was die Farbe betrifft, ihre Anwendung in Leben und Kunst, ihre Symbolik in Bezug auf das innere Leben und das Walten der Natur, findet sich hier vereint. Es ist das ein Ergebniß eines wol vieljährigen Sammelfleißes. Die Darstellung muthet durch ihre Schlichtheit und durch die überall fühlbare Wärme des Autors an.

ρ. **Deutsche Inschriften an Haus und Geräth.** Zur epigrammatischen Volkspoesie. Dritte sehr vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880.

Diese treffliche kleine Sammlung ist von den Freunden der Volkspoesie, denjenigen, welche sich auf die Feinheiten des Volksgeistes verstehen und sich aus dem ewig frischen Borne des Volkshumors zu erquicken lieben, lange schon nach Verdienst geschätzt worden. Daß sie nun aber auch anfängt, in die weiteren Kreise des Publicums zu dringen, beweist die vorliegende dritte Auflage, welche gegen die beiden früheren nicht nur beträchtlich vermehrt worden ist, sondern auch in ihrer Ausstattung gewonnen hat: man wird kaum ein sinnigeres und hübscheres Geschenk wählen können. Unsere jungen Damen, welche sich jetzt in so löblichem Eifer mit der sogenannten altdeutschen Stickerei beschäftigen, finden eine Fülle der auserlesensten und kernhaftesten Sprüche für jede Gelegenheit in diesem Büchlein. Andere, welche Teller, Gläser, Krüge kunstfertig zu bemalen wissen, mögen es zu Rathe ziehen, ebenso wie Diejenigen, welche die Hallen und Wände des Hauses mit den herzlichen Begrüßungsformeln, oder die Simse des Speisezimmers mit den weisen und fröhlichen Inschriften unserer Altvordern schmücken wollen. Es regt sich in unserer von den Mächten der Prosa beherrschten Zeit eine leise Reaction, ein Zug und Verlangen, die Stätte des innern und intimen Lebens, das Haus, und Alles was zum Hause gehört, künstlerisch und poetisch zu gestalten. Dieser Tendenz kommt unsere Sammlung entgegen; und nachdem sie Vielen um ihrer selbst willen Freude gewährt hat, mag sie auch nach dieser Seite hin Nutzen stiften.

Wir schließen dieser Anzeige gleich folgendes neuere Werkchen an, welches obigem zur erwünschten Ergänzung dient:

Wahl- und Wappensprüche. Ein Beitrag zur Spruchpoesie. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880.

Das Verhältniß ist ungefähr dasselbe, wie zwischen Volkspoesie und Kunstdichtung: in den Wahl- und Wappensprüchen erhalten wir, was dem Einzelnen angehört, die Weisheit eines Lebens in wenige Worte gefaßt, und oft durch Jahrhunderte von nachfolgenden Generationen als Motto bewahrt in adligen Wappenschildern, in den Siegeln Gelehrter, gelehrter Gesellschaften und Zünfte, Medaillen, Buchhändler- und Buchdruckerzeichen. Das Motto begleitet regelmäßig Wappen oder Sinnbild, und macht erst mit diesem ein Ganzes aus. Allein in den meisten Fällen spricht das Motto für sich selber und eine Sammlung solcher Sinnsprüche, wie sie hier vorliegt, gibt auch ohne das dazu gehörige Emblem eine gute Vorstellung und reichliche Proben dieser Art von Poesie. Wir wissen nicht, ob das Goethe zugeschriebene Wort (in der Einleitung, V): „das eigentliche Studium der Menschheit ist und bleibt — doch der einzelne Mensch" genau citirt ist. Wenn das ein Goethe'sches Wort ist, so hat es ein Anderer vor ihm gesagt: „The proper study of Mankind is Man" (Pope, Essay on Man, II, 2.). Uebrigens wäre dies nur eine Bestätigung für ein anderes Wort Goethe's aus „Wilhelm Meister", daß „wir den besten Gedanken schon ausgedrückt finden"; oder, um das Zeugniß eines Alten anzurufen: „Nullum est dictum, quod non dictum sit prius". (Terent., Eunuch. Prol. 41.)

γ. **Geschichte der Neuzeit Oesterreichs** vom achtzehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Von Dr. Franz Krones, o. ö. Professor der österreichischen Geschichte an der Universität zu Graz. Berlin, Theodor Hofmann. 1880.

Ein ungeheures Material ist hier auf verhältnißmäßig knappem Raum zusammengedrängt. Die Darstellung beginnt mit der spanischen Erbfolgefrage und schließt mit einem allerdings flüchtigen Streifblicke auf die letzten Stadien der Orientfrage. Das sind, wie man wol sagen darf, mehr als anderthalb Jahrhunderte europäischer Geschichte, denn die Geschichte Oesterreichs in der Neuzeit ist die Geschichte Europa's. Der Verfasser war zu seiner Aufgabe berufen nicht so sehr, weil er an einer österreichischen Hochschule Geschichte lehrt, als vielmehr, weil er schon früher eine umfängliche und brauchbare Gesammtgeschichte Oesterreichs geliefert hat. Und er wird im Ganzen seiner Absicht gerecht; er erzählt klar und gruppirt übersichtlich, legt die Fäden der Dinge sorgsam auseinander. Daß er mit einiger Ostentation seine Abweichung von dem Standpunkte der deutschen Verfassungspartei proclamirt und dieselbe durch das Dictum: „Oesterreich ist eben Oesterreich" zu motiviren sucht, finden wir einigermaßen unhistorisch, zumal er gleichzeitig den „in und aus Deutsch-Oesterreich historisch entwickelten Staatsgedanken" als das Fundament des Habsburgischen Hauses erklärt. Man weiß dabei nicht recht, ob es das famose „wahre Oesterreicherthum" ist, dem er zugeschworen hat. Er ist ein starrer Centralist und beklagt den Dualismus. Dies hat er mit den Besten der deutschen Verfassungspartei gemein, die aber ebensowenig wie vermuthlich er selbst sich darüber klar sind, was denn vorläufig an die Stelle des Dualismus gesetzt werden soll. In der äußeren Politik sympathisirt er mit dem österreichisch-deutschen Bunde. Es schien uns angebracht, nicht sowol den sachlichen Inhalt der Geschichtserzählung als die Folgerungen des Verfassers, soweit sie die unmittelbare Gegenwart betreffen, zu mustern. Der Nationalitätenhader ist wieder wach in Oesterreich und er droht Alles in Frage zu stellen, was seit zwanzig Jahren zur inneren Consolidirung des Kaiserstaates gethan und erreicht wurde.

βϱ. **Die Vorurtheile der Menschheit** von Lazar B. Hellenbach. Erster Band. Wien, L. Rosner. 1879.

Dieser erste Band ist in drei Bücher getheilt; das erste Buch behandelt in 8 Capiteln die volkswirthschaftlichen, das zweite in 2 die politischen, das dritte in 5 die gesellschaftlichen Vorurtheile. Im ersten Buch ist also die Rede vom socialen Problem, von den Ansichten bedeutender National-Oekonomen über die Heilung unserer socialen Gebrechen, von Hunger und Elend, von Staatshilfe, von der Uebervölkerung. Das zweite Buch beschäftigt sich mit Krieg und unserem Parlamentarismus; das dritte mit Factoren und Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens. Daraus ist das vierte Capitel über Liebe, Koketterie und Ehe hervorzuheben. Den Schluß bildet eine kurze Betrachtung über den Selbstmord.

Im ersten Buch scheint uns der Verfasser am glücklichsten, am wenigsten glücklich im zweiten. Ueber Volkswirthschaft bedürfen alle Staatsbürger dringend der Aufklärung. Hier liegt uns eine Betrachtung vor, in welcher Thatsachen angeführt und verstandesmäßig bearbeitet werden: ein Lob, welches im Allgemeinen nur wenigen Büchern zukommen dürfte. So gefährlich neu oder wunderlich sind des Verfassers Ansichten nicht, daß er wirklich (S. 2) „mit jedem seiner Leser in irgend einem Capitel in heftige Opposition" gerathen müßte. Verfasser gehört keinem national-ökonomischen System ausschließlich an. Er setzt große Hoffnungen auf die Schöpfung eines Gemein-Vermögens, welches rein humanitären Zwecken dienen soll. Seine Formel lautet (101): Einsetzung der Gesammtheit in (mehr oder weniger beschränkte) Kindesrechte für den Todesfall kinderloser Eigenthümer unter fideicommiß-ähnlicher Beschränkung auf das bloße Nutzungsrecht. Diese kinderlosen Erblasser sollen einen gewissen Theil des Vermögens nach den Gesetzen zu rein humanitären Zwecken der Gesammtheit überlassen. Verfasser meint, daß es dringend unsere Aufgabe sei, auf ein steigend angenehmeres Dasein für eine steigend immer zahlreichere Menge hinzuarbeiten. Trotz mancher Unrichtigkeiten, mancher Widerspruch erregenden Ansicht sei das Buch empfohlen, weil es zur kritischen Betrachtung unsrer Verhältnisse anleitet. Die Sprache enthält (für uns) manchen Provinzialismus; höchst widerwärtig sind die vielen

Inversionen „und ist es sicher" „und glauben wir" statt „und es ist sicher, und wir glauben." Diese widerwärtige Manier sollte doch der Handelscorrespondenz und Zeitungen dieses Niveaus allein gehören.

ξ. **Der Bernsteinsucher.** Roman in zwei Bänden von H. Rosenthal-Bonin. Leipzig, Bernh. Schlicke. 1880.

Der Verfasser dieses Romans hat sich bereits als Novellendichter vortheilhaft bemerkbar gemacht. Seine Novellen bekundeten, daß ihr Urheber das Leben von den verschiedensten Seiten kennen gelernt habe, daß er eine tief und wahr empfindende Natur sei, welche zugleich als Dichter sich über das Durchschnittsmaß bedeutend erhebe. Besonders zwei seiner Arbeiten „der Heirathsdamm" und „der Fächermaler von Nankasaky" beweisen eine selbständige Begabung, ein leidenschaftliches Gefühl und eine Formbeherrschung, welche den Verfasser unter den während des letzten Lustrums an die Oeffentlichkeit getretenen Autoren eine ausgezeichnete Stelle anweisen. Bei den in Deutschland geltenden Verhältnissen dauert es meistens sehr lange, ehe Dichter, welche künstlerische Ziele verfolgen, die Gleichgültigkeit des Publicums überwinden. Hoffentlich gelingt es Herrn Rosenthal-Bonin nach Verdienst. Der oben genannte Roman schließt sich, besonders im ersten Bande, den besten seiner Novellen an. Die ersten, an der Ostsee spielenden Kapitel sind — der Berichterstatter übertreibt nicht — meisterhaft geschrieben, der Charakter des Helden und seine Umgebung mit einer seltenen Schärfe und Klarheit gezeichnet. Im weiteren Verlaufe beeinträchtigt die sensationelle Entwickelung des Stoffes die künstlerische Haltung, aber immerhin bleibt der Roman eine Leistung, welche allgemeiner Theilnahme werth ist, schon deshalb, weil der Verfasser mehr als viele andere seiner Zeitgenossen in bescheidenem ernstem Streben an der Ausbildung seines Talentes gearbeitet hat.

τρ. **Unterm Schnee erblüht.** Erzählung von Clementine Helm. Stuttgart, Richter & Kappler. 1880.

Eine hübsche Geschichte von zwei trotzigen Herzen. In stiller Liebe hatten sie sich längst gefunden, wer aber spricht das erste Wort? Tiefes Leid mußte erst über die Stolzen hereinbrechen, bevor ihre Nacken sich beugten. — Clementine Helm versteht frisch, lebendig und eindringlich zu erzählen, sie trifft gut den Ton der Dorfgeschichte, und es liegt eine Innigkeit in der Darstellung, die eine poetische Wirkung erzielt. Verfolgte nur die Dichterin nicht so deutlich eine moralisirende Tendenz — wir meinen immer, daß für gebildete Leser weder ein Druckfehlerverzeichniß noch die „Moral" von der Geschichte nothwendig ist, und eine Kinderschrift soll „Unterm Schnee erblüht" doch wol nicht sein!

ξ. **Aus der Heimath.** Zwei Erzählungen von Marie Walden. I. Die beiden Collegen. II. Zwei Jahre im Dorfe. Bern, B. F. Haller. 1880.

Eine Frau als Dialektdichterin, das ist an sich schon eine bemerkenswerthe Erscheinung, um so mehr, wenn eine so unläugbare Begabung sich offenbart wie hier. Eine Stelle des Vorworts sagt im „Berner Dütsch": „Champagner schenke -n-i-a-ch zwar nit y, myni liebe Leser, das erwartet nit, aber es (ein) reells eiges Tröpfli, zum Theil zwar Schattsyte g'wachse, doch vo währschafte vaterländische Rebe und nit vom hüürige Jahrgang." Wahrlich es ist ein „Eigenbauerwein", ungeschwefelt, ungefärbt, gesund und echt; es liegt in den beiden Erzählungen etwas von Gotthelf's Humor und Gemüth. Nur die Gespräche sind in der Mundart geschrieben, das andere hochdeutsch — zu bedauern ist's, daß die Autorin nicht wenigstens bei besonders eigenartigen Dialektworten in Fußnoten die Uebersetzung beigefügt hat. Gewinnt das Buch an Reiz durch die unverfälschte Mundart, welche dem „Salon" kein Zugeständniß macht, für den Kenner, so verliert es dem großen deutschen Leserkreis gegenüber — und das ist bei diesen anspruchslosen und frischen Erzählungen zu beklagen, denn sie verdienen überall eine herzliche Aufnahme.

τρ. **Vier Mädchenleben oder Deutsch und Amerikanisch.** Erzählung für Deutschlands Töchter von Emma Laddey. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1879.

Es ist eine gute Idee, die dieses Mal die beliebte Schriftstellerin durchführt. Drei Freundinnen, verschiedenen Ständen angehörig, gelobten sich Treue für „Zeit und Ewigkeit" — wir begleiten bald die eine, bald die andere auf ihrem Wege durch das Leben und werden über das Ergehen Aller durch den ununterbrochenen Briefwechsel der Freundinnen untereinander in Kenntniß gehalten. Es sind ernste und wahre Lebensbilder, die uns auf diese Weise vor das Auge gestellt werden; ein ganzes Stück Frauenschicksal spiegelt sich darin ab, und nicht nur Deutschlands Töchter, auch Deutschlands Söhne werden sich bei dieser und jener Gelegenheit getroffen fühlen. — Zu den drei deutschen Mädchen hatte sich ein viertes, eine Amerikanerin gesellt, und die Verfasserin will uns nun die Unterschiede zwischen deutsch und amerikanisch auch von dieser Seite kennen lehren. Da hat wol aber doch ihr Patriotismus sie etwas subjectiv urtheilen lassen; die Apotheose der deutschen Mädchen und Frauen auf Kosten der amerikanischen ist in diesem Umfange mehr dichterisch, als wahr.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almanach in losen Blättern mit ca. 2500 histor.-biogr. Notizen (jeden Tag ein Blatt zum Abreißen) für 1881. Neunzehnter Jahrgang. Dresden, Conr. Weiske.

Andersen. — H. Ch. Andersen's ausgewählte Werke. Neu revidirt auf Grund der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Leopold Katscher. 8 Bände. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Andersen. — Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis. Von H. Ch. Andersen. In neuer Uebersetzung von Edmund Lobedanz. Mit 50 Text-Illustrationen u. 2 Tonbildern nach Zeichnungen von Erdmann Wagner. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Asbjörnsen. — Auswahl Norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. Von P. Chr. Asbjörnsen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. Mit 100 Illustrationen von H. Gude, A. Tidemann ꝛc. Leipzig, Ad. Reifelshöfer. 1881.

Aeschylos. — Die Perser. Tragödie des Aeschylos. Verdeutscht und ergänzt von Hermann Köchly. Herausgegeben von Karl Bartsch. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

Auerbach. — Deutsche illustrirte Volksbücher von Berthold Auerbach. Mit ca. 400 Bildern nach Originalzeichnungen von K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A. Lfg. 2. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhdlg.

Avenarius. — Wandern und Werden. Gedichte von Ferdinand Avenarius. Zürich, Meyer & Zeller. 1880.

Baltzer. — Trutznachtigall. Lieder aus der Heimath von Friedrich Baltzer. Chemnitz, Rob. Friese's Buch- u. Kunsthdlg. 1881.

Baumbach. — Frau Holde. Gedicht von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1880.

Berge. — Heinrich IV. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Elisabeth von Berge. Breslau, Ad. Kiepert. 1880.

Berichte, Literarische aus Ungarn. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. IV. Band. 3. Heft. Budapest, C. Knoll. 1880.

Bermann. — Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Lfg. 11—20. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 5. Lfg. Leipzig, J. H. Webel. 1880.

Bibliothek ausführlicher Lehr- und Lesebücher der modernen Sprachen und Literaturen nach Robertson's Methode. Unter Mitwirkung nationaler Gelehrten herausgegeben von Director Dr. phil. F. Booch-Arkossy. II. Band: Französisches Lehr- und Lesebuch in 2 Cursen nebst Supplement. I. Cursus. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Bischof. — Katechismus der Finanzwissenschaft. Von Alois Bischof. 3. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Bluntschli. — Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt. Ein Grundriß mit vorzüglicher Rücksicht auf die Verfassung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn von Dr. J. C. Bluntschli. Zweite umgearbeitete Auflage der „Deutschen Staatslehre" für Gebildete. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1880.

Bluntschli. — Gespräche über Gott und Natur und über Unsterblichkeit. Von Dr. J. C. Bluntschli. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1880.

Bode. — Bilder nach Shakespeare's Wintermärchen von Leop. Bode. Frankfurt a. M., Heinr. Keller.

Bodenstedt. — Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm. Verdeutscht von Friedrich Bodenstedt. Breslau, Schletter'sche Buchhdlg. 1881.

Chemins de Fer. — Royaume de Belgique. Ministere des travaux publics. Chemins de Fer. Postes. — Télégraphes. — Marine. Compte rendu des operations pendant l'année 1879. Rapport présenté aux chambres législatives par M. le Ministre des travaux publics. Bruxelles. 1880.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1910. Pipistrello by Ouida. — Vol. 1911. Sister Dora by Margaret Lonsdale. — Vol. 1926. 27. Lord Brackenbury by Amelia B. Edwards. Vol. 1930. Seven Stories by Lady G. Fullerton. — Vol. 1931—33. A. History of our own times by Justin McCarthy. In five volumes. Vol. 3. 4. 5. Vol. 1935. The Mudfog Papers, etc. — by Charles Dickens. Leipzig, B. Tauchnitz. 1880.

Daudet, Alphonse. — Der Nabob. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Alphonse Daudet's. Dresden, Heinr. Minden. 1881.

Dichtungen des Auslandes. Band VII. Ausgewählte Gedichte von Björnstjerne Björnson, Carl XV., C. Hauck, Th. Kjerulf, A. Munch, Oscar II., Paludan Müller (Adam Homo), Runeberg, Welhaven, Chr. Winther und anderen neueren nordischen Dichtern. Deutsch von Edmund Lobedanz. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Diepolder. — Der Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit oder die bildenden Künste im Dienste der Religion bei den Heiden, Juden, Mohammedanern und Christen. Von Dr. Joh. Nep. Diepolder. Mit 200 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Diercks. — Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung. Von Gustav Diercks. I. Band. Das Alterthum. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Donau-Album, Illustrirtes. Malerische Reise von Regensburg bis Sulina. Mit 25 grossen Illustrationen, zahlreichen Abbildungen und erklärendem Text in 4 Sprachen: Deutsch — Französisch — Englisch — Ungarisch. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Doornkaat-Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat-Koolman. Heft 11. Norden, H. Braams. 1880.

Dulk. — Stimme der Menschheit. Ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus. Von Dr. Albert Dulk. II. Theil. Positive Glaubenslehre. Leipzig, J. G. Findel. 1880.

Duncker. — Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert-Biographie von Oberlehrer Dr. Albert Duncker. 2. vollst. umgearb. Aufl. Wiesbaden, Jul. Niedner. 1880.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 14. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 5. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 26. 1881. No. 1—4. Breslau, S. Schottlaender.

Fahne. — Der Kölner Dom. Seine Beschreibung und geschichtliche Entwickelung auf Grund authentischer Quellen. Gedenkschrift zur Feier der Vollendung desselben am 15. October 1880 von A. Fahne. Düsseldorf, Schaub'sche Buchhdlg. 1880.

Falckenberg. — Aufgabe und Wesen der Erkenntniss bei Nicolaus von Kues. Dissertation von Dr. Richard Falckenberg. Breslau, W. Koebner. 1880.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 4. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 33—35 (Schluß). Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Falke. — Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Arbeiter-Versicherungs-Frage von H. Kleeberg. Berlin. 1880.

Familien-Spielbuch, Illustrirtes. Herausgegeben von Dr. J. D. Georgens u. J. M. v. Gayette-Georgens. Ein unterhaltendes Buch für alle Kreise. Vollständig in 16—17 Heften. Mit einem aquarellirten Titelbilde und zahlreichen Text-Abbildungen sowie 8 großen Einführungsbildern, Tabellen, musikalischen und anderen Beigaben. Heft 1. Leipzig, O. Spamer.

Fastenrath. — Stimmen der Weihnacht. Lieder nach dem Spanischen des D. Ventura Ruiz Aguilera von Dr. Johann Fastenrath. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Faulmann. — Illustrirte Culturgeschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 2—5. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Fitger. — Fahrendes Volk. Gedichte von A. Fitger. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Fitger. — Winternächte. Gedichte von A. Fitger. Berlin, R. Oppenheim. 1881.

Fontane. — Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik von Theodor Fontane. Berlin, Wilh. Hertz. 1880.

Friedmann. — Die Vestalin. Ein epischer Sang aus römischer Zeit von Alfred Friedmann. Leipzig, O. Lenz.

Friedemann. — Ersetzter Verlust. Novelle von Alfred Friedemann. Hamburg, J. F. Richter. 1881.

Fürst. — Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande. Von Dr. med. L. Fürst. 2. wesentlich umgearb. Aufl. Mit 69 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen ꝛc. herausgegeben von Wilhelm Oncken. 23. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Geschichte, Die, und **Entwickelung des electrischen Fernsprechwesens.** 2. verm. u. ergänzte Aufl. Mit 24 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Jul. Springer. 1880.

Geschichtslexikon. — Tagebuch der Geschichte und Biographie. Supplement zu Meyer's Conversations-Lexikon. Heft 2. Berlin, Aug. Bolm. 1881.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 11. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Glogau. — Novellen von B. Glogau. Berlin, W. Hertz. 1880.

Glümer, Claire von. — Dönninghausen. Roman in 2 Bänden. Dresden, Heinr. Minden. 1881.

Gnevkow. — Aus dem Geleise. Roman von A. Gnevkow. Berlin, Albert Goldschmidt.

Goldschmidt. — Das Leben des Staatsrath Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildniß Kunth's. Berlin, Jul. Springer. 1881.

Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1880.

Gottschall. — Dramatische Werke von Rudolf Gottschall. 11. Bändchen. Auf rother Erde. Drama in fünf Aufzügen. — 12. Bändchen. Der Vermittler. Lustspiel in vier Aufzügen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Groller. — Junges Blut. Geschichten von Balduin Groller. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Hann, Hochstetter u. Pokorny. — Allgemeine Erdkunde. Ein Leitfaden der astronomischen und physischen Geographie, Geologie und Biologie. Bearbeitet von Dr. J. Hann, Dr. F. v. Hochstetter und Dr. A. Pokorny. Mit 205 Holzstichen im Text, 15 Tafeln und einer geologischen Uebersichtskarte von Mittel-Europa in Farbendruck. Dritte neu bearbeitete Auflage. Prag, F. Tempsky. 1881.

Harms. — Die Philosophie in ihrer Geschichte. Von Professor Dr. Friedrich Harms. II. Theil. Geschichte der Logik. Berlin, Theod. Hofmann. 1881.

Hellenbach. — Die Vorurtheile der Menschheit von Lazar B. Hellenbach. III. Band. Wien, L. Rosner. 1880.

Henle. — Anthropologische Vorträge von J. Henle. 2. Heft. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 1880.

Heyse. — Frau von J. und römische Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilh. Hertz. 1881.

Hillern. — Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. 4. Aufl. Volks-Ausgabe. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Hoffmann. — Die Entwickelung des deutschen Reichs-Telegraphenwesens seit dem Jahre 1875. Eine Skizze von E. Hoffmann. Berlin, F. A. Herbig. 1880.

Hopfen. — Kleine Leute. Drei Novellen von Hans Hopfen. Berlin, F. Schneider & Co., Königl. Hofbuchhdlg. 1880.

Japp. — German Life and Literature. In a Series of Biographical Studies. By Alexander Hay Japp. London, Marschall Japp & Comp.

Ibsen. — Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen. Uebersetzt von L. Passarge. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1881.

Im Lande der Yankees. — Heiteres Allerlei von einem verschämten Anfänger. Der Oeffentlichkeit preisgegeben von Fritz von Wohlfahrt. Berlin, A. B. Auerbach. 1881.

Jordan. — Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1880.

Kaden. — Italienische Gyps-Figuren. Von Woldemar Kaden. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1881.

Kalbeck. — Zur Dämmerzeit. Gedichte von Max Kalbeck. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Kalthoff. — Das Leben Jesu. Reden von Prediger Dr. Kalthoff. Berlin, H. Würtzburg. 1880.

Kalthoff. — Die neueste Maßregel zur Bekämpfung des Judenthums. Vortrag von Prediger Dr. Kalthoff. Berlin, H. Würtzburg. 1880.

Kastropp. — Kain von Gustav Kastropp. Mit einem Titelbilde von Carl Gehrts, in Holz ausgeführt von A. Closs. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1880.

Keller. — Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe. 4. Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlg. 1880.

Kirchner. — Ethik. Katechismus der Sittenlehre. Von Friedrich Kirchner. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé; Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 24—27. Stuttgart, W. Spemann.

Kolisch. — Marie Antoinette. Mirabeau. Robespierre. Von Sigmund Kolisch. Wien, L. Rosner. 1880.

Kolkmann. — Weg mit dem preußischen Schulzwange! Von Dr. J. Koltmann. Loebau, R. Skrzeczek.

Körber. — Leonhard Thummet, der brave Bürger oder jeder ist seines Glückes Schmied. Eine Volksschrift von Philipp Körber. Neu bearb. von C. Michael. Mit Kopfleisten, Initialen u. 2 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Körber. — Faet, der Safranhändler oder Beharrlichkeit führt zum Ziel. Eine Volksschrift von Philipp Körber. Neu bearbeitet von C. Michael. Mit Kopfleisten, Initialen u. 2 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Koseritz' Deutscher Volkskalender für die Provinz Rio Grande do Sul auf das Jahr 1881. 8. Jahrg. Porto Alegre, Gundlach & Comp.

Kraszewski. — Ausgewählte Werke von J. J. Kraszewski. Bd. 1—3. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 6. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kretzer. — Die beiden Genossen. Roman von Max Kretzer. Berlin, K. Kohn. 1880.

Kunst und Leben. — Ein neuer Almanach für das Deutsche Haus. Stuttgart, W. Spemann.

La Mara. — Musikalische Studienköpfe von La Mara. 4. Band: Classiker. Lfg. 1—3. Leipzig, G. Knapp.

Lasker. — Wege und Ziele der Culturentwickelung. Essays von Eduard Lasker. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Lauth. — Aus Aegyptens Vorzeit. Eine übersichtliche Darstellung der ägyptischen Geschichte und Cultur von den ersten Anfängen bis auf Augustus. Von Professor Dr. F. J. Lauth. Heft 3—5. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Leander. — Träumereien an französischen Kaminen. Märchen von Richard Leander. 12. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Lecky. — Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Edward Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferdinand Löwe. II. Band. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1880.

Lecky. — Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Von W. E. H. Lecky. Aus dem Englischen von Ferdinand Löwe. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1880.

Leixner. — Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto v. Leixner. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Lfg. 22 — 28. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 9. 10. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lessing. — Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Lfg. 9—12. Berlin, Th. Hofmann. 1880.

Lichtstrahlen aus Fr. v. Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg, Lampart & Comp. 1881.

Lindau. — Die kleine Welt. Drei Novellen von Rudolf Lindau. Inhalt: Die kleine Welt. — Ein verkehrtes Leben. — Der Seher. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Lippert. — Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Eine ethnologische Studie von Julius Lippert. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Löhn-Siegel. — Wie ich Schauspielerin wurde. Aus den Anfängen meiner Theaterlaufbahn von Anna Löhn-Siegel. Berlin, L. Gerschel. 1880.

Lorm. — Außerhalb der Gesellschaft. Roman in 2 Büchern von Hieronymus Lorm. Dresden, Heinrich Minden. 1881.

Lotheissen. — Molière. Sein Leben und seine Werke von Ferdinand Lotheissen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1880.

Maurer. — Marksteine in der Geschichte der Völker 1492—1880. Gymnasial- und öffentliche Vorträge von Ch. F. Maurer. Leipzig, Ed. Kummer. 1881.

Moser's Notiz-Kalender als Schreibunterlage für das Jahr 1881. Berlin, Berliner Lithogr. Institut (Jul. Moser.)

Musik-Welt. — Musikalische Wochenschrift für die Familie und den Musiker. Herausgegeben von Max Goldstein. I. Jahrg. Nr. 1. Berlin, Verlag der Musik-Welt. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 17. 18. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart vom K. Professor und Hofkirchenmusikdirektor Emil Naumann. Heft 6. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Nordau. — Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande von Max Nordau. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Oberleitner. — Behram. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Karl Oberleitner. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hof- und Univ.-Buchhdlg. 1881.

Oppel. — Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, geschichtliche und culturhistorische Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte sowie des Verfalls des alten Aegyptens. Von Dr. Karl Oppel. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 200 Text-Abbildungen und Karten, einem Hieroglyphen-Alphabete sowie 4 Buntbildern. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Oetken. — Ueber die Schulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich Oetken. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1881.

Oetken, Reise eines deutschen Landwirths durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich Oetken. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1881.

Oetker. — Aus dem norddeutschen Bauernleben. Schildereien von Friedrich Oetker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Otto. — Das Geisterschiff oder die Sage vom „Fliegenden Holländer" nach deutscher, skandinavischer und orientalischer Auffassung. In 3 Erzählungen von Franz Otto. Mit 16 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Pantenius. — Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem Kurländischen Leben von Theodor Hermann Pantenius. Bd. II. Um ein Ei. — Unser Graf. — Der Korsar. Mitau, L. Behre's Verlag. 1881.

Passow. — Die schwarzen Napoleone in Südafrika. Schilderungen des Lebens und der Sitten der Bantu-Völker, unter besonderer Berücksichtigung des Krieges der Engländer mit den Zulu. Von A. Passow. Mit Kopfleisten, Initialen und 5 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Paulitschke. — Die geographische Forschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde von Dr. Philipp Paulitschke. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Brockhausen & Bräuer. 1880.

Periodica. — Verzeichniss der Periodica aus den Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft im Besitze d. K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Nach Titeln, Herausgebern und Materien geordnet und mit Unterstützung der Generaldirection der K. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft herausgegeben von Paul Emil Richter. Dresden, H. Burdach, Hofbuchdlg. 1880.

Platter. — Das Recht auf Existenz. Academische Antrittsrede. Von Professor Dr. J. Platter. Jena, G. Fischer. 1880.

Polko. — Unsere Musikklassiker. Sechs biographische Lebensbilder von Elise Polko. Mit 6 Portraits. Leipzig. H. Schmidt & C. Günther.

Portrait-Catalog. 5. Heft. Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 3000 seltenen und schönen Portraits zur Geschichte der Literatur, der Musik und des Theaters. — 6. Heft. Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 2500 seltenen und schönen Portraits berühmter Mediciner, Naturforscher, Mathematiker, Astronomen, Geographen, Reisende, Seefahrer, Agronomen, Technologen, Mechaniker u. s. w. — 7. Heft. Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 2500 seltenen und schönen Portraits berühmter Theologen, Philologen, Rechtsgelehrter, Reformatoren, Humanisten, Philosophen, Historiker, Pädagogen, Buchhändler u. s. w. Berlin, E. H. Schroeder. 1880.

Proelß. — Ein neuer Sängerkrieg auf der Wartburg. Festspiel, dargestellt im alten Sängersaal der Burg. Unter Mitwirkung von Victor Blüthgen, Wilhelm Henzen und Ernst von Wolzogen, verfaßt von Johannes Proelß. Mit einem Geleitwort des Verfassers und einem Trinkspruch von Emil Rittershaus. Leipzig, C. Reißner. 1880.

Reden, Die, des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847—1851. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Theodor Riedel, Redacteur des Reichs- und Staats-Anzeigers. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1881.

Reden und Vorträge, gehalten im Protestantischen Reform-Verein zu Berlin. Band I. Heft 1. Die Einheit Gottes. Rede von Prediger Dr. Kalthoff. Heft 2. 3. Gregor VII. und der Gang nach Canossa. Vortrag von Prediger Dr. Kalthoff. Berlin, H. Würtzburg. 1880.

Reichardt-Stromberg. — Die Staatsbürgerin. Von Mathilde Reichardt-Stromberg. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von der Redaction der „Gaea" Dr. Hermann J. Klein. IX, 1. Physik. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1881.

Riesenthal. — Das Waidwerk. Handbuch der Naturgeschichte, Jagd und Hege aller in Mitteleuropa jagdbaren Thiere. Von O. von Riesenthal. Mit 13 Farbendrucktafeln und 69 Holzschnitten. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey. 1880.

Rodenberg. — Lieder und Gedichte. Von Julius Rodenberg. Fünfte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1881.

Rodenberg. — Die Grandidiers. Ein Roman aus der französischen Colonie. Von Julius Rodenberg. Drei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, Ed. Hallberger. 1881.

Rodenberg. — The Grandidiers: a Tale of Berlin Life. By Julius Rodenberg. From the German by William Savile. In three volumes. London, Sampson Low, Marston, Searle & Rivington. 1881.

Rosenberg. — Lieder und Gedichte von Wilh. Ludwig Rosenberg. Frankfurt a. M., R. Morgenstern & Co. 1881.

Roßmäßler. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Professor Dr. Moritz Willkomm. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und 1 Bestandskarte in lith. Farbendr. Lfg. 1. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und **Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 2. Wien, A. Hartleben. 1880.

Ruthardt. — Chronik der Weltgeschichte. Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus Sage und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit specieller Berücksichtigung Deutschlands und Oesterreichs. Von Dr. Carl Ruthardt. Lfg. 7—9. Stuttgart, Levy & Müller.

Saar. — Tempesta. Trauerspiel in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Gg. Weiß. 1881.

Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen. 10 — 11. Bändchen. Der Edelstein von Ulrich Boner. — 12. Bändchen. Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein. Staßfurt, A. Foerster's Verlag. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. — Herausg. vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 61: Des großen Kaiser Josef's II. Leben und Wirken von Dr. Adolf Promber. Prag. 1880.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XV. Serie. Heft 352. 53. Einige Chronometer der Geologie von Dr. Theodor Kjerulf. Mit 12 in den Text gedruckten Holzschnitten. — Heft 354. Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. Von Dr. J. Nover. Berlin, C. Habel. 1880.

Scherer. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Professor Dr. Wilhelm Scherer. Heft 1—3. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1880.

Schneider. — Der thierische Wille. Systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwickelung und Verbreitung im

Thierreiche als Grundlage zu einer vergleichenden Willenslehre von Georg Heinrich Schneider. Leipzig, Ambr. Abel.

Schultze. — Unter dem Kreuz. Culturgeschichtliche Erzählung aus dem christlichen Alterthume. Von Victor Schultze. Mit gegen 35 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Schwerin. — Der ist es. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Berlin, Albert Goldschmidt.

Stacke. — Erzählungen aus der neuesten Geschichte. (1815—1871.) Von Oberlehrer Professor Dr. Ludwig Stacke. Abriß der Geschichte der neuesten Zeit. (1815—1871.) 4. Aufl. Oldenburg, G. Stalling. 1880.

Steffens. — Volks-Kalender für 1881. Herausgegeben von Karl Steffens. 41. Jahrgang. Mit 6 großen und vielen in den Text gedruckten Holzschnitt-Illustr. Berlin, L. Gerschel.

Steinhausen. — Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit von H. Steinhausen. Mit Titelbild von W. Steinhausen. Leipzig, Gg. Böhme. 1881.

Sterne. — Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. 2. verbesserte und vermehrte Aufl. Mit 392 Holzschnitten im Text und 11 Vollbildern. Berlin, Gebr. Borntraeger. 1880.

Studien, Volkswissenschaftliche, darinnen zuvörderst unsere alten Bayernherzoge des 12. bis 16. Jahrhunderts als Bergherren mit ihren vornehmsten Gewerkern näher beleuchtet werden, ingleichen aber auch eine Riemgauer Grundherrschaft (16. Jahrhundert) nämlich die des hochedlen Geschlechtes derer Freiherren von Freyberg auf Hohenaschau erstmals zur Darstellung gebracht wird ꝛc. ꝛc. Alles dies wurde allerlei ehrwürdigen Büchselbriefen und Geschriften unserer bayerischen K. Archive wie aus anderen glaubwürdigen Documenten und vielen Rechnungen immer nach wahrhaftiger Selbstschau mit Fleiß und langjähriger Ausdauer ins Werk gefaßt von Hartwig Peetz dem Verfasser der Kiemseeklöster. München, Literar. Institut von Dr. M. Huttler in Augsburg. 1880.

Taubert. — Der Torso. Eine Künstlergeschichte in Versen von Emil Taubert. Leipzig, Alfr. Krüger. 1881.

Thüngen. — Wild und Wald. Vademecum für Jäger und Jagdfreunde. Das Wissenswertheste und Interessanteste im gesammten Gebiete des edlen Waidwerkes. Von Karl Philipp Freiherrn von Thüngen. Mit 50 Text-Illustrationen nebst Titelbild nach Zeichnungen von Albert Richter. Leipzig, O. Spamer.

Treitschke. — Der letzte Act der Zollvereins-Geschichte. Von Heinrich von Treitschke. Altona, Schlüter'sche Buchhdlg. 1880.

Treu. — Betrogen und verkauft. Gestorben und auferstanden. Verloren und gefunden. Drei Novellen aus Rußland von Joseph Treu. Leipzig, Licht & Meyer. 1880.

Ugény, — Bilder aus dem Familienleben der höheren Stände. Von E. v. Ugény. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1880.

Unser Vaterland, in Wort und Bild geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands und Oesterreichs. Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee. Geschildert von Edmund Hoefer und Otto Rüdiger. Illustrirt von Gustav Schönleber im Verein mit H. Baisch, J. Brandt, J. Gehrts, H. Knorr, G. Kühl, F. Lindner, L. Ritter Lfg. 1. Stuttgart, Gebrüder Kröner.

Villamaria. — Lang', lang' ist's her. Novellen von Villamaria. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Wappenbuch des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer. Herausgegeben von G. Altenburger u. B. Rumbold. Heft 1. Budapest, G. Grimm. 1880.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter sorgfältiger Berücksichtigung der Culturgeschichte in 2ter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin. Pracht-Ausgabe. Lfg. 40—45. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Wichert. — Heinrich von Plauen. Historischer Roman in 3 Bänden von Ernst Wichert. Leipzig, C. Reißner. 1881.

Wilbrandt. — Meister Amor. Roman in 2 Bänden von Adolf Wilbrandt. Wien, L. Rosner. 1880.

Wolff. — Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. 2 Bde. Berlin, C. Grote'sche Verlagsbchhdlg. 1880.

Zeichen der Zeit. Eine Monatsschrift für Religion, Philosophie und Gesellschaft in ihrer Zusammengehörigkeit. Von Prediger Dr. Chronik. Berlin, W. Ißleib. 1880.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. 8. Band. 3. Heft. (Jahrgang 1880. 6. Heft.) München, R. Oldenbourg. 1880.

Zeitschrift für Orthographie. Unparteiisches Centralorgan für die orthographische Bewegung im In- und Ausland. Unter Mitwirkung namhafter Fachmänner herausgegeben von Dr. Wilhelm Victor, Wiesbaden. 1880. Nr. 1. Rostock, W. Werther.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 142. Schwäbische Colonisten in Ungarn. Von Dr. Emanuel Milner. Berlin, C. Habel. 1880.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109564788